This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

24215.41.3

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JAMES WALKER, D.D., LL.D.,

(Class of 1814),

FORMER PRESIDENT OF HARVARD COLLEGE;

"Preference being given to works in the Intellectual and Moral Sciences."

6 July, 1896.

BUCHBINDEREI

Geſchichte des Occultismus.

Von

Karl Kieſewetter.

II. Theil.

Die Geheimwiſſenſchaften.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
1895.

Die

Geheimwiſſenſchaften.

Von

Karl Kieſewetter.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.

Geſchichte des Occultismus.

Von

Karl Kieſewetter.

II. Theil.

Die Geheimwiſſenſchaften.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
1895.

Die Geheimwiſſenſchaften.

Von

Karl Kieſewetter.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.

III. 8297
24215.41.3

HARVARD COLLEGE
JUL 6 1896
LIBRARY.
Walker fund.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Mit dieſem Buch übergebe ich den vor drei Jahren verſprochenen zweiten Teil meiner „Geſchichte des neueren Occultismus“ der Öffentlichkeit. Er enthält die Geheimwiſſenſchaften, die hier zum erſten Mal von neuen Geſichtspunkten aus zuſammenhängend dargeſtellt werden.

Den Löwenanteil nehmen die wichtigſten der Geheimwiſſenſchaften, die Alchymie und Aſtrologie, das Divinations- und Hexenweſen, ein. Auf die Frage, wie das Hexenweſen unter die Geheimwiſſenſchaften komme, antworte ich, daß die Ausübung der ſchädigenden Magie der Ausfluß eines Geheimwiſſens κατ' ἐξοχήν war. Schilderte ich aber das, was von dieſem Geheimwiſſen zugänglich geworden iſt, ſo mußte ich eine gedrängte geſchichtliche Darſtellung des Hexenweſens vorausſchicken, wobei ich mich zum Teil auf Soldan ſtütze, dieſen aber ſehr weſentlich ergänze, und zu ganz andern Reſultaten komme. Auch bin ich der Erſte, welcher die ſachliche Seite des Hexenweſens eingehend beleuchtet.

Weiterhin habe ich in meinem Buch eine Geſchichte der Aſtrologie geſchaffen und das Divinationsweſen auf rationelle Grundlagen zurückzuführen geſucht.

Da ich infolge eingetretener Umſtände vor einigen Jahren den Plan dieſes Buches fallen gelaſſen hatte, habe ich die Theurgie und Nekromantie ſchon einmal in meinem Fauſtbuch behandelt und konnte hier nur reſumieren.

Durch Akſakows „Animismus und Spiritismus“ iſt eine Phänomenologie des Spiritismus überflüſſig geworden. Ich habe aber

gezeigt, daß der Spiritismus nichts Selbständiges ist und nur im Zusammenhang mit den Geheimwissenschaften verstanden werden kann, wofür eine Menge Stellen dieses Buches den Beweis liefern, an welchen ich nachweise, daß die spiritistischen Phänomene uralt-bekannte Dinge sind. Zum Schluß habe ich noch die Frage erörtert, ob zwingende Gründe vorliegen, in den spiritistischen Erscheinungen Thätigkeitsäußerungen Verstorbener sehen zu müssen.

So glaube ich in diesem Buch ein getreues Bild von einem eben so wichtigen als wenig gekannten Teil der Kulturgeschichte entworfen zu haben.

Meiningen, den 16. September 1894.

Carl Kiesewetter.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Buch.
Die Alchymie.

Erstes Kapitel.
Die mythischen Anfänge der Alchymie.

	Seite
Definition des Begriffes „Alchymie“	1
Mythischer Ursprung der Alchymie nach dem Buche Henoch	2
Isis als Lehrerin der Alchymie	3
Die Sage vom goldenen Vließ	3
Die griechische Mythologie wird auf die Alchymie bezogen	4
Die biblischen Erzväter als Alchymisten	4
Moses und Mirjam als Alchymisten	5
Der Evangelist Johannes als Alchymist	6
Die Sage von Hermes Trismegistos	7
Die Tabula smaragdina	8
Die memphitische Tafel	9
Die Tabula bembina	9
Der sog. Alchymist Agathodämon	10
Sendschreiben der Isis an Horus	10
Osthanes	11
Kleopatra	11
Komarios	11

Zweites Kapitel.
Die Alchymie bei den alten Kulturvölkern.

Spuren der Alchymie bei Plato und Aristoteles	12
„ „ „ „ Plinius	13
„ „ „ „ Themistios Euphrades	14
„ „ „ „ Aeneas Gazaeos	14
„ „ „ „ Maternus Firmicus	15
Ethymologie der Worte Chemie und Alchymie	16
Der Alchymist Demokritos	19
„ „ Synesios	22

Seite.

Der Alchymiſt Zoſimos 23
„ „ Philippos 23
„ „ Heliodoros 23
„ „ Pelagios 23
„ „ Olympiodoros 24
„ „ Stephanos 24
Die Alchymiſten Theophraſtos, Hierotheos und Archelaos . . 25
Der ſogenannte Anepigraphos 25
Der Alchymiſt Chriſtianos 26
„ „ Kosmas 26
„ „ Pappos 26
„ „ Johannes Damascenus 26
„ „ Salmanas 26
„ „ Michael Pſellos 27
„ „ Nikephoros Blemmydes 27

Drittes Kapitel.

Die Alchymie der Araber.

Allgemeines 29
Chalid ben Jezid 29
Geber 30
Gebers Schriften 30
„ alchymiſtiſche Theorie 31
„ chemiſche Kenntniſſe 33
Rhaſes 33
Avicenna 33

Viertes Kapitel.

Die Alchymie des Mittelalters bis zu Baſilius Valentinus.

Biſchof Heimo von Halberſtadt 34
Der Einſiedler Morienes 34
Arisläus und die Turba Philosophorum 35
Vincenz von Beauvais 36
Albertus Magnus 36
Deſſen alchymiſtiſche Lehren 37
Thomas von Aquino 38
Arnald von Villanova 38
Arnalds Vorſchrift zur Bereitung der Tinktur 39
Roger Baco 41
Raymund Lullius 41
Abt Cremers Zeugnis von Lullius 43
Lullius und Eduard III. von England 43
Die Lulliſchen Roſenobel 44
Der Streit über die Adeptſchaft des Lullius 45
Nicolaus Flamel 47

Seite.
Isaak und Johann Isaak Hollandus 49
Die alchymistischen Patente Heinrichs VI. von England . . 49
Jaques le Coeur 49
Kaiserin Barbara 49

Fünftes Kapitel.

Basilius Valentinus.

Das angebliche Zeitalter des sog. Basilius Valentinus . . 52
Vergebliche Nachforschungen nach B. V. in den Ordensmatrikeln der Benediktiner 53
Das Alter der Basilianischen Handschriften 54
Die Nachricht des Gudenus 54
Unrichtigkeit derselben 55
An Gudenus anknüpfende Fälschungen angeblich Basilianischer Schriften 55
Die auf Basilius übertragene Sage von der Auffindung der Schrift des Osthanes 56
Professor Wedels Nachrichten von B. V. 56
Die widersprechende Nachricht des Peträus 57
Einander widersprechende Angaben über Lebensdauer und Tod des B. V. 57
Annahme einer Fälschung der Basilianischen Schriften bei Professor Jacob Toll 58
Annahme einer Fälschung der Basilianischen Schriften bei Detlev Clüver 58
Annahme einer Fälschung der Basilianischen Schriften bei Professor Wedel 58
Nachweis der Fälschung aus den Basilianischen Schriften selbst 59
Die Irrtümer Helmonts, Sennerts und Boerhaves über B. V. 60
Professor Kopp über die vorgegangene Fälschung 61
Thölde als Fälscher 62
Abhängigkeit der sog. Basilianischen Schriften von Paracelsus 62
Des Verfassers der sog. Basilianischen Schriften praktisch-chemische Kenntnisse 63
Dessen alchymistische Theorie 64
„ „ Praxis 66
Kunkels Urteil über Basilius Valentinus. 68
Bibliographie der Basilianischen Schriften 68

Sechstes Kapitel.

Graf Bernhard von der Mark, Marsilius Ficinus, Johann Franz Pico von Mirandola, Aurelio Augurelli; Georg Ripley, Thomas Norton; Trithemius von Sponheim, Salomon Trismosinus.

Lebenslauf des Grafen Bernhard 71
Bibliographie 73

Geſchichte des Occultismus.

Von

Karl Kieſewetter.

II. Theil.

Die Geheimwiſſenſchaften.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
1895.

Die

Geheimwiſſenſchaften.

Von

Karl Kieſewetter.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.

~~III. 8297~~
24215.41.3

HARVARD COLLEGE
JUL 6 1896
LIBRARY.
Walker fund.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Mit dieſem Buch übergebe ich den vor drei Jahren verſprochenen zweiten Teil meiner „Geſchichte des neueren Occultismus“ der Öffentlichkeit. Er enthält die Geheimwiſſenſchaften, die hier zum erſten Mal von neuen Geſichtspunkten aus zuſammenhängend dargeſtellt werden.

Den Löwenanteil nehmen die wichtigſten der Geheimwiſſenſchaften, die Alchymie und Aſtrologie, das Divinations- und Hexenweſen, ein. Auf die Frage, wie das Hexenweſen unter die Geheimwiſſenſchaften komme, antworte ich, daß die Ausübung der ſchädigenden Magie der Ausfluß eines Geheimwiſſens κατ' ἐξοχήν war. Schilderte ich aber das, was von dieſem Geheimwiſſen zugänglich geworden iſt, ſo mußte ich eine gedrängte geſchichtliche Darſtellung des Hexenweſens vorausſchicken, wobei ich mich zum Teil auf Soldan ſtütze, dieſen aber ſehr weſentlich ergänze, und zu ganz andern Reſultaten komme. Auch bin ich der Erſte, welcher die ſachliche Seite des Hexenweſens eingehend beleuchtet.

Weiterhin habe ich in meinem Buch eine Geſchichte der Aſtrologie geſchaffen und das Divinationsweſen auf rationelle Grundlagen zurückzuführen geſucht.

Da ich infolge eingetretener Umſtände vor einigen Jahren den Plan dieſes Buches fallen gelaſſen hatte, habe ich die Theurgie und Nekromantie ſchon einmal in meinem Fauſtbuch behandelt und konnte hier nur reſumieren.

Durch Akſakows „Animismus und Spiritismus“ iſt eine Phänomenologie des Spiritismus überflüſſig geworden. Ich habe aber

gezeigt, daß der Spiritismus nichts Selbſtändiges iſt und nur im Zuſammenhang mit den Geheimwiſſenſchaften verſtanden werden kann, wofür eine Menge Stellen dieſes Buches den Beweis liefern, an welchen ich nachweiſe, daß die ſpiritiſtiſchen Phänomene uralt-bekannte Dinge ſind. Zum Schluß habe ich noch die Frage erörtert, ob zwingende Gründe vorliegen, in den ſpiritiſtiſchen Erſcheinungen Thätigkeitsäußerungen Verſtorbener ſehen zu müſſen.

So glaube ich in dieſem Buch ein getreues Bild von einem eben ſo wichtigen als wenig gekannten Teil der Kulturgeſchichte entworfen zu haben.

Meiningen, den 16. September 1894.

Carl Kieſewetter.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Buch.
Die Alchymie.

Erstes Kapitel.
Die mythischen Anfänge der Alchymie.

Seite

Definition des Begriffes „Alchymie“ 1
Mythischer Ursprung der Alchymie nach dem Buche Henoch . 2
Isis als Lehrerin der Alchymie 3
Die Sage vom goldenen Vließ 3
Die griechische Mythologie wird auf die Alchymie bezogen . 4
Die biblischen Erzväter als Alchymisten 4
Moses und Mirjam als Alchymisten 5
Der Evangelist Johannes als Alchymist 6
Die Sage von Hermes Trismegistos 7
Die Tabula smaragdina 8
Die memphitische Tafel 9
Die Tabula bembina 9
Der sog. Alchymist Agathodämon 10
Sendschreiben der Isis an Horus 10
Osthanes 11
Kleopatra 11
Komarios 11

Zweites Kapitel.
Die Alchymie bei den alten Kulturvölkern.

Spuren der Alchymie bei Plato und Aristoteles 12
„ „ „ „ Plinius 13
„ „ „ „ Themistios Euphrades 14
„ „ „ „ Aeneas Gazaeos 14
„ „ „ „ Maternus Firmicus 15
Ethymologie der Worte Chemie und Alchymie 16
Der Alchymist Demokritos 19
„ „ Synesios 22

Seite.

Der Alchymist Zosimos 23
„ „ Philippos 23
„ „ Heliodoros 23
„ „ Pelagios 23
„ „ Olympiodoros 24
„ „ Stephanos 24
Die Alchymisten Theophrastos, Hierotheos und Archelaos . . 25
Der sogenannte Anepigraphos 25
Der Alchymist Christianos 26
„ „ Kosmas 26
„ „ Pappos 26
„ „ Johannes Damascenus 26
„ „ Salmanas 26
„ „ Michael Psellos 27
„ „ Nikephoros Blemmydes 27

Drittes Kapitel.

Die Alchymie der Araber.

Allgemeines 29
Chalid ben Jezid 29
Geber 30
Gebers Schriften 30
„ alchymistische Theorie 31
„ chemische Kenntnisse 33
Rhases 33
Avicenna 33

Viertes Kapitel.

Die Alchymie des Mittelalters bis zu Basilius Valentinus.

Bischof Heimo von Halberstadt 34
Der Einsiedler Morienes 34
Arisläus und die Turba Philosophorum 35
Vincenz von Beauvais 36
Albertus Magnus 36
Dessen alchymistische Lehren 37
Thomas von Aquino 38
Arnald von Villanova 38
Arnalds Vorschrift zur Bereitung der Tinktur 39
Roger Baco 41
Raymund Lullius 41
Abt Cremers Zeugnis von Lullius 43
Lullius und Eduard III. von England 43
Die Lullischen Rosenobel 44
Der Streit über die Adeptschaft des Lullius 45
Nicolaus Flamel 47

Seite.

Isaak und Johann Isaak Hollandus 49
Die alchymistischen Patente Heinrichs VI. von England . . 49
Jaques le Coeur 49
Kaiserin Barbara 49

Fünftes Kapitel.

Basilius Valentinus.

Das angebliche Zeitalter des sog. Basilius Valentinus . . 52
Vergebliche Nachforschungen nach B. V. in den Ordensmatrikeln der Benediktiner 53
Das Alter der Basilianischen Handschriften 54
Die Nachricht des Gudenus 54
Unrichtigkeit derselben 55
An Gudenus anknüpfende Fälschungen angeblich Basilianischer Schriften 55
Die auf Basilius übertragene Sage von der Auffindung der Schrift des Osthanes 56
Professor Wedels Nachrichten von B. V. 56
Die widersprechende Nachricht des Peträus 57
Einander widersprechende Angaben über Lebensdauer und Tod des B. V. 57
Annahme einer Fälschung der Basilianischen Schriften bei Professor Jacob Toll 58
Annahme einer Fälschung der Basilianischen Schriften bei Detlev Clüver 58
Annahme einer Fälschung der Basilianischen Schriften bei Professor Wedel 58
Nachweis der Fälschung aus den Basilianischen Schriften selbst 59
Die Irrtümer Helmonts, Sennerts und Boerhaves über B. V. 60
Professor Kopp über die vorgegangene Fälschung 61
Thölde als Fälscher 62
Abhängigkeit der sog. Basilianischen Schriften von Paracelsus 62
Des Verfassers der sog. Basilianischen Schriften praktisch-chemische Kenntnisse 63
Dessen alchymistische Theorie 64
„ „ Praxis 66
Kunkels Urteil über Basilius Valentinus. 68
Bibliographie der Basilianischen Schriften 68

Sechstes Kapitel.

Graf Bernhard von der Mark, Marsilius Ficinus, Johann Franz Pico von Mirandola, Aurelio Augurelli; Georg Ripley, Thomas Norton; Trithemius von Sponheim, Salomon Trismosinus.

Lebenslauf des Grafen Bernhard 71
Bibliographie 73

Seite.
Marſilius Ficinus 73
Pico von Mirandola 74
Deſſen Buch De auro 74
Aurelio Augurelli 75
Deſſen Chrysopoeia 75
Die alchymiſtiſchen Privilegien Eduards IV. von England . 75
Georg Ripley 75
Bibliographie 75
Thomas Norton 77
Trithemius von Sponheim 77
Bibliographie 78
Salomon Trismoſinus 79
Deſſen alchymiſtiſches Verfahren 79
Deſſen Aureum Vellus 79
Deſſen Univerſalmittel 80

Siebentes Kapitel.

Theophraſtus Paracelſus.

Die einander widerſprechenden Äußerungen des Paracelſus über die Alchymie 82
Die Sagen von der Adeptſchaft des Paracelſus 85
Deſſen alchymiſtiſche Theorien 87
Deſſen praktiſch-alchymiſtiſche Vorſchriften 89
Die Verdienſte des Paracelſus um die Chemie 91
Bibliographie 92

Achtes Kapitel.

Die übrigen bedeutenderen Alchymiſten des ſechzehnten Jahrhunderts.

Denys Zachaire 93
Kaiſer Rudolph II. 95
John Dee und Edward Kelley 96
Die über ſie vorhandene alchymiſtiſche Tradition 96
Berichtigung derſelben 101
Kurfürſt Auguſt I. von Sachſen 102
Die „Mutter Anna“ 103
David Beuther 103
Sebald Schwertzer 107

Neuntes Kapitel.

Alexander Seton und Michael Sendivogius.

Setons Transmutation in Enkhuyſen 113
„ „ „ Baſel 114
„ „ „ Straßburg 116
Ph. J. Güſtenhöver 116
Setons Transmutation in Frankfurt a. M. 117

Seite.

Setons Transmutation in Cöln 118
„ „ „ Helmſtädt 120
Setons Ende 121
Michael Sendivogius 122
Müllenfels 124
Schriften des Sendivogius 126

Zehntes Kapitel.

Johann Baptiſta van Helmont und Irenäus Philaletha.

Helmonts Transmutationen 127
James Butler 128
Irenäus Philaletha 130
Die bei Profeſſor Berigard ausgeführte Transmutation . . 131
Die bei dem Apotheker Morgenbeſſer ausgeführte Transmutation 131
Die von Pfarrer Groß in Genf berichtete Transmutation . 132

Elftes Kapitel.

J. Richthauſen, J. de Monte-Snyders, J. F. Helvetius, H. Wagnereck, W. Seyler.

Richthauſens Transmutationen vor Ferdinand III. 134
Die große Medaille 135
Richthauſens Transmutation vor dem Kurfürſten von Mainz 136
Johann de Monte-Snyders 137
Deſſen Transmutationen zu Aachen 137
Die Transmutation des Helvetius 140
Spinozas und Barchuſens Zeugnis für dieſelbe 145
Heinrich Wagnereck 146
Wenzel Seyler 149

Zwölftes Kapitel.

Athanaſius Kircher, Rudolph Glauber, Robert Boyle, Johann Kunkel von Löwenſtern und Johann Joachim Becher.

Athanaſius Kircher 151
Deſſen Aufdeckung der Kniffe betrügeriſcher Alchymiſten . . 152
Rudolph Glauber 153
Bibliographie 155
Robert Boyle 156
Deſſen Anſchauungen über die durch verſchiedene Lagerung der Atome verurſachte Verſchiedenheit der Metalle . . . 157
Deſſen Deſtruktionsverſuch 157
Johann Kunkel 159
Deſſen in Dresden bewirkte Transmutation 159
Deſſen weitere Schickſale 160
Deſſen alchymiſtiſche Prozeſſe 161
Bibliographie 163

Seite.
Johann Joachim Becher 167
Bibliographie 168

Dreizehntes Kapitel.

Der Adept Lascaris, J. F. Böttiger, J. C. Dippel. Die Alchymie an den deutschen Höfen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Einleitung 171
Dippels Schilderungen von Lascaris 174
Böttigers Berliner Transmutationen 176
Böttigers Erlebnisse in Sachsen 177
G. H. Braun 179
Martin 180
Liebknechts Transmutation 180
Baron Creuz in Homburg 181
Langraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt 181
Die Transmutation bei Hofrat Pantzer 182
Das Silbergeschirr der Gräfin Erbach 185
J. C. Dippel 188
Wilhelm Homberg 190
Manuel Caëtano 191
Hector von Klettenberg 194
Ernst August von Weimar 194
Der Vertrag Johann Friedrichs d. M. 195
Bernhard I. von Meiningen 195

Vierzehntes Kapitel.

Sehfeld, James Price, Kortum usw.

Sehfeld 201
Carl Friedrich Wenzel 208
F. J. W. Schröder 208
Joh. Christ. Wiegleb 209
Christ. Gottfr. Beireis 210
Joh. Sal. Semler 210
Carl Arnold Kortum 211
Joh. Friedr. Gmelin 211
Christoph Girtanner 212
Die Versuche des Dr. James Price 212
Prof. Schmieders Urteil über dieselben 228

Fünfzehntes Kapitel.

Die Alchymie des neunzehnten Jahrhunderts.

Chr. G. von Murr 230
Die Transmutation b. d. englischen Residenten v. Bassora 1814 231
Ferdinand Wurzer 231

Seite.
C. Chr. Schmieder 232
Das alchymiſtiſche Privilegium der öſterreichiſchen Regierung vom Jahre 1836 233
H. W. F. Wackenröder 233
Th. Tiffereau 234
Chevreul 236
Figuier 236
Cambriel und Eliphas Levi 237
Thompſon, Rodwell und Ferguſon 237
A. Helfferich 237
C. von Heiſter 237
G. Latz 238
G. Lewinſtein 238
Hermann Kopp 238
Ernſt Saſſe 239
Lazar von Hellenbach 240

Zweites Buch.

Die Aſtrologie und das Divinationsweſen.

Erſte Abteilung.

Das Sachliche der Aſtrologie.

Einleitung 243
Die Weltanſchauung der Alten 244
Die Grundlagen der Aſtrologie nach Ptolemäus 246
Die Einwände des Sextus Empiricus 248
Widerlegung derſelben durch Firmicus 249
Die Theorie der chriſtlichen Theologen 251
Die Elemente der Aſtrologie 254
Die Naturen der Planeten 256
„ „ „ Zeichen des Tierkreiſes 262
Die aſtrologiſchen Würden und Schwächen 264
Die Aſpekten 268
Die zwölf himmliſchen Häuſer 269
Die Stellung der Nativität 271

Zweite Abteilung

Die Geſchichte der Aſtrologie.

Erſtes Kapitel.

Die Aſtrologie des Altertums.

Die Aſtrologie der Akkader und Babylonier 274
Die älteſten aſtrologiſchen Aufzeichnungen 277
Beroſus 279

Geſchichte des Occultismus.

Von

Karl Kieſewetter.

II. Theil.

Die Geheimwiſſenſchaften.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
1895.

Die

Geheimwiſſenſchaften.

Von

Karl Kieſewetter.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.

Seite.
Johannes Eſhcuid 316
Kardinal Peter von Ailly 316
Deſſen Nativität Chriſti 316
Deſſen Prophezeiung der Revolution von 1789 317
Johannes Gerſon 318
Der Erlaß der Sorbonne vom 19. September 1398 . . . 318
Jaques Ganivet 318
Die Verbrennung des Aſtrologen Pharès 318
Heinrich VI. von England, Ludwig XI. von Frankreich, die Visconti und Kaiſer Friedrich III. von Deutſchland als Pfleger der Aſtrologie 318
Dorochius, Ludwig de Regiis, Johann de Lineriis, Johann von Sachſen 318
Nicolaus von Cuſa 318
Jacob Angelus 319
Der Mönch von Eberbach 319
Johann Jovianus Pontanus 319
Iſaak Abarbanel 319
Gazulus, Jacob Faber Stapulenſis, Johannes Blanchinus, Antonius Syrigatus 319
Johann von Lichtenberg 319
Chriſtian Molitoris 320
Bartholomäus Veſpucci 320
Johann Angelus 320

Drittes Kapitel.

Die Aſtrologie der neueren Zeit.

Johann Regiomontanus 321
Marſilius Ficinus 523
Hieronymus de Manfredi 323
Johann von Cremona 324
Johann Pico von Mirandola 324
Lucius Bellantius 324
Petrus Cirvelo 324
Georg von Trapezunt 324
Johann Stöfler 324
Auguſtin Niphus 325
Georg Cannſtetter 325
Tiberius Ruſſilianus 325
Lucas Gauricus 326
Leo X., Clemens VII., Paul III. und Katharina von Medici als Beſchützer der Aſtrologie 327
Johann Schoner 328
Melanchthon als Aſtrolog 328
Paracelſus 329

Seite.

Die Prophezeiung des Paracelsus über Napoleon und die Gründung des neuen deutschen Reiches 329
Pierre Turrel und seine Prophezeiung d. französischen Revolution 331
Johann Cario 332
Cario prophezeit die französische Revolution und den Nachkommen Joachims I. von Brandenburg die Königs- und Kaiserkrone 333
Hieronymus Cardanus 334
Cardanus prophezeit die französische Revolution 335
Michael Nostradamus 336
Jacob Milich 336
Valentin Trudinger, Peter Capiteyn, Johann Moibanus . 337
Anton Mizaud, Johann Carvin, Thomas Giannozzi . . . 337
Robert Linconiensis, Tricassus von Mantua, Gerhard Ruffus, Johann Wirdung 337
Johann Faust 337
Erasmus Reinhold 337
Jean Ferrer 338
Johann Werner 338
Georg Joachim Rhaeticus 338
Jodocus Chlychtoveus 339
Johann Scoper 339
Franz Junctinus 339
Cyprian Leovitius 340
Heinrich Graf von Rantzau 341
Johann Stadius 342
Johann Garcaeus 342
Orontius Delphinas, Julianus Ristorus, Johannes Lucidus, Michael Angelus Blondus 342
Tycho de Brahe 342
Johann Guido Villariensis, Sixtus von Memmingen . . . 343
Johann Antonius Maginus 343
Seth Calvisius 343
David Herlicius 343
David Origanus 344
Francis Bacon von Verulam 345
Thomas Fink 345
Andreas Argoli 345
Peter Wirdung, Wallenstein, Keppler 346
Die von Keppler Wallenstein gestellte Nativität 346
Giambattista Zenno 347
Rudolph Goclenius 348
Robert Fludd 348
Johann Naiboda 348

Seite.

Johann Antonius Roffenus 348
Gegen die Aſtrologie erlaſſene Verbote 349
Heinrich IV. und Rudolph II. als Pfleger der Aſtrologie . 349
Jean Baptiſte Morin 349
Richelieu und Mazarin als Gönner der Aſtrologen . . . 349
Heinrich von Lindhout 350
Abdias Trew 350
William Lilly 350
Andreas Goldmayer 351
Paul Nagel 351
Abraham Seidel 352
John Dryden 352
Aegidius Strauch 353
Charles Gontram, Carl Antonius 355
C. C. Sturm, C. Hannemann 355
Pearce 356
Maury 356
Schleiden, Uhlemann, Menſinga, Häbler 356
J. W. Pfaff 356
Johann Carl Voigt 356
Deſſen Prophezeiung des Sturzes von Napoleon und der Einigung Deutſchlands unter Wilhelm I. 356

Dritte Abteilung.

Das Divinationsweſen.

Erſtes Kapitel.

Die auf Hellſehen beruhenden Wahrſagekünſte.

Vorgeſchichte des Hypnotismus 359
Die Daktylomantie 360
Die Katoptromantie 363
Die Lekanomantie 364
Die Hydromantie 365
Die Gaſtromantie 366
Die Kryſtallomantie 367
Die Onimantie 367

Zweites Kapitel.

Die auf magiſcher Bewegung beruhenden Wahrſagekünſte.

Vorgeſchichte des Tiſchrückens 369
Spuren ähnlicher Künſte bei den alten Hebräern 370
Die Teraphim 371
Die Kephalomantie 371
Das Tiſchrücken bei Tertullian 371
„ „ „ Hermes Trismegiſtos 372

Seite.

Das Tischrücken bei Minutius Felix 372
„ „ „ Julius Firmicus Maternus 372
„ „ „ Hinkmar von Reims 372
„ „ in der „Lehre der zwölf Apostel“ 372
„ „ bei Ammianus Marcellinus 373
Das „Tischaufgehen“ der Juden 374
Die Axinomantie 375
Die Koskinomantie 375
Die Klidomantie 377
Die Skyphomantie 377
Albertus Magnus über die magische Bewegung 379
Paracelsus über die magische Bewegung 379
Helmont „ „ „ „ 379
Die Rhabdomantie 380
„ „ bei Moses Maimonides 381
„ „ „ Chrysostomus 381
„ „ „ Saxo Grammaticus 381
„ „ „ Andreas de Solea 382
„ „ „ Georg Agricola 382
„ „ „ Athanasius Kircher, Caspar Schott, Aldrovandus und Fabricius 382
Obrigkeitliche Anwendung der Wünschelruthe 384
Jaques Aymar 385
Die Versuche J. G. Zeidlers 387
Vorgeschichte des Tischklopfens 393
Das Tischklopfen bei den Akkadern 393
„ „ „ Tertullian 393
„ „ in den katholischen Exorcismen 393
„ „ im 16. Jahrhundert 394
„ „ „ 17. „ zu Tedworth . . . 395
„ „ „ 18. „ bei Wesley . . . 396
„ „ „ „ „ zu Dibbesdorf . . 399
Lessing über das „Kloppeding“ zu Dibbesdorf 595
Weitere Fälle 400

Drittes Kapitel.

Die Kleromantie oder Loswahrsagung.

Die Grundlage derselben 401
Agrippa über die Lose 401
Die Geomantie 402
Fludd und Agrippa über die Geomantie 403
Die Belomantie 403
Die Stichiomantie 405
Die Astragalomantie 405

Seite.

Die Kartomantie 406
Marie Anne Lenormand 406
Ihr Verkehr mit den damaligen Berühmtheiten 407
Ihre der Gräfin Morio gegebene Prophezeiung 410
Die Erlebnisse des Ministers von Malchus mit der Lenormand 412
Der Abbé d'Aliette 416
Die Kapnomantie 416
Die Tephramantie 416
Die Pyromantie 416
Die Daphnomantie 417
Die Libanomantie 417
Die Crithomantie 417
Die Aleuromanthie 417
Die Tyromantie und Onomantie 417
Die Ceromantie, die Oinomantie und Umbilicomantie . . 417
Die Aeromantie 417
Die Gespensterschlachten 418
Die Fulguration 419
Die Botanomantie 419
Die Sykomantie 419
Die Arithmomantie und Onomantie 419
Die Vorbedeutungen, An- und Wunderzeichen 420
Die Auspicien 420
Die Augurien 420
Die Alektryomantie 420

Viertes Kapitel.

Die in der organisierenden Thätigkeit des transscendentalen Subjekts gegründeten Wahrsagekünste.

Die Chiromantie 422
Artemidorus von Daldis 422
Helenus von Syrakus 422
Alchindi 423
Antiochus 423
Bartholomäus Cocles 423
Johannes ab Indagine 424
Rudolph Goclenius 424
Johann Prätorius 424
Ludwig Heinrich Lutz 424
Desbarolles 425
Die Chirognomie 425
d'Arpentigny 425
Die Metoposkopie 425
Hieronymus Cardanus 425

Seite.
Die Phyſiognomik 425
Ariſtoteles 425
Michael Scotus 425
Grataroli 425
J. Helvetius 425
Caſpar Schott 426
J. C. Lavater 426
Die Traumdeutung 426
Ariſtoteles, Hippokrates und Galen 426
Artemidorus von Daldis 426
Albumaſſar (Apomazor) 426
Aſtrampſychus 426
Michael Scotus 427
Syneſius 427
Cardanus 427

Drittes Buch.

Das Hexenweſen in ſeiner Geſchichte und ſeinen Erſcheinungen.

Erſte Abteilung.

Geſchichte der Hexenprozeſſe.

Erſtes Kapitel.

Das Hexenweſen im heidniſchen und jüdiſchen Orient.

Das Hexenweſen bei den Akkadern 431
„ „ „ „ den Perſern und Medern . . . 432
„ „ „ „ „ Indern 433
„ „ „ „ „ Ägyptern 433
„ „ „ „ „ Juden 433

Zweites Kapitel.

Das Hexenweſen des klaſſiſchen Altertums.

Die Zauberei in der griechiſchen Mythologie, Dichtkunſt und Philoſophie 437
Die theſſaliſchen Hexen 438
Ein Hexenprozeß zu Athen 439
Das Zauberweſen der Römer 439
Das Bezaubern des Getreides 439
Die Tierverwandlungen 440
Die Strigen uſw. 440
Der böſe Blick 441
Der Liebeszauber 441

Seite.
Menschenschlächterei zu magischen Zwecken 441
Gesetze gegen Zauberei und Wahrsagerei 442
Zauberprozesse 443

Drittes Kapitel.

Die Daemonologie des Urchristentums.

Die Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte 445
Lactanz 448
Augustinus 448
Das Verhalten der ersten christlichen Kaiser 449

Viertes Kapitel.

Das Zauberwesen bis zur Hexenbulle von Innocenz VIII.

Die Gesetze der altdeutschen Völker hinsichtlich der Zauberei 452
Fredegunde und Mummolus 454
Die Tempestarier 455
Der Canon Episcopi 455
Johann von Salisbury 456
Thomas von Aquino 457
Die Ketzersekten 457
Minucius Felix 457
Die Ophiten, Marcosier und Montanisten 458
Die Manichäer, Priscillianisten und Messalianer 458
Die Katharer 459
Conrad von Marburg 459
Die Stedinger 490
Die Bulle Gregors IX. 460
Die Ketzerverfolgung in Frankreich 462
Der Templerprozeß 462
Papst Johann XXII. 462
Die Inquisition in Carcassonne 463
„ „ „ Irland 463
Nicolaus Aymericus 465
Bartolus 466
Johann Nider 466
Die deutschen Hexenprozesse in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts 466
Die Jungfrau von Orleans 467
Wilhelm Edeline 467
Nicolaus Jaquier 468
Alphons de Spina 469
Der Hexenprozeß von Arras 469
Hexenprozesse in den Niederlanden 471
„ „ der Schweiz 471

Seite.

Fünftes Kapitel.

Die Hexenbulle von Innocenz VIII. und der Hexenhammer.

Die Bulle Summis desiderantes 473
Die erste Amtsthätigkeit der von Innocenz ernannten Inquisitoren 474
Die Stellung Erzherzogs Sigismunds und Ulrich Molitors 475
Die Entstehung des Hexenhammers 476
Die Approbation der Kölner theologischen Fakultät und König Maximilians 477
Bibliographie des Hexenhammers 478
Inhalt des Hexenhammers 481
Der „theoretische“ Teil des Hexenhammers 481
Der die „Thatsachen“ behandelnde Teil des Hexenhammers 488
Der das Kriminalverfahren enthaltende „ „ „ 505

Sechstes Kapitel.

Die Hexenprozesse des 16. Jahrhunderts.

Der Streit gegen und für die Hexenprozesse 522
Agrippa von Nettesheim 522
Johann Wier 523
Scalichus, Campan, Suavius, Danäus, Erastus 524
Jean Bodin 525
Scribonius, Reginald Scot 525
Johann Fichard 526
Joh. Georg Goedelmann 526
Augustin Lercheimer 526
Peter Binsfeld 527
Nicolaus Remigius 527
König Jacob I. 528
Martin Delrio 528
Franz Torreblanca 529
Die Hexenprozesse im jetzigen Baden und Würtemberg . . 529
„ „ in Hessen 530
„ „ in Sachsen 530
Luthers Stellungnahme 531
Die Hexenprozesse in der Grafschaft Henneberg 535
„ „ „ Norddeutschland 537
„ „ „ den deutschen geistlichen Staaten . . 538
„ „ „ Tirol 540
„ „ „ der Schweiz 540
„ „ „ den Niederlanden 541
„ „ „ Italien 541
„ „ „ Spanien 551

Seite.

Die Hexenprozesse in Frankreich 541
„ „ „ England 543

Siebentes Kapitel.

Die Hexenprozesse des 17. Jahrhunderts.

Die Hexenprozesse in den deutschen geistlichen Staaten . . 544
„ „ „ Fulda 544
„ „ „ Würzburg 544
„ „ „ Bamberg 548
„ „ „ Mainz 553
„ „ „ Köln, Paderborn, Salzburg 553
„ „ „ den deutschen weltlichen Staaten . . 553
„ „ „ Österreich 553
„ „ „ Elsaß 554
„ „ „ Bayern 554
„ „ „ Hessen 554
„ „ „ Nassau 554
„ „ „ Thüringen 555
„ „ „ Sachsen 557
„ „ „ Norddeutschland 557
„ „ „ der Schweiz 558
„ „ „ Frankreich 558
„ „ „ England 559
„ „ „ Nordamerika 559
„ „ „ Italien 560
„ „ „ Dänemark und Schweden 560

Achtes Kapitel.

Der Verfall der Hexenprozesse.

Adam Tanner und Paul Laymann 562
Friedrich von Spee 562
Benedict Carpzov 563
J. Ch. Fröhlich von Fröhlichsburg 564
G. Naudé. — J. Glanvil. H. More. M. Casaubonus.
R. Cudworth 564
Balthasar Bekker 564
Christian Thomasius 565
Das Ende der Hexenprozesse in Deutschland 565
„ „ „ „ „ der Schweiz 566
„ „ „ „ „ Italien 566
Hexenprozesse in der Gegenwart in Mexico 566

Seite.

Zweite Abteilung.

Das Sachliche des Hexenwesens.

Erstes Kapitel.

Die Hexensalben und die Hexenfahrt.

Einleitung 567
Die visionäre durch narkotische Salben innerhalb des Kreises gewohnter Vorstellungen erzeugte Ausfahrt ohne realen Hintergrund 568
Geschichtliche Belegfälle 571
Die durch erzeugtes Hellsehen zu erklärende Ausfahrt . . 577
Die Initiation in das Hexenwesen 580
Geschichtliche Beispiele obiger Ausfahrt 582
Körperliche Zusammenkünfte und Konventikel der Hexen . . 586
Das Aussenden des Astralkörpers 587
Geschichtliche Beispiele 587
Die Levitation 595
Die Zusammensetzung der Salben 597
Der Hexentrank 599
Die Lykanthropie 600
Peter Bourgot und Michael Verdung 600
Erklärung der Phänomene der Lykanthropie 603
Der Vampyrismus 606
Die Quelle von Goethes „Todtentanz“ 607
Die Buhlteufel 608
Die Elben 609

Zweites Kapitel.

Das Maleficium.

Die Injecta 612
Von Johann Wier beobachtete Fälle 612
„ Anton Benivenius „ „ 614
„ Gemma Frisius „ „ 614
„ J. B. van Helmont „ „ 614
Die Töchter des Lehrers Schaustein (1887) 615
Der Knabe Caspar Peucers 617
Schindlers Beobachtungen an Carl Paul 618
Verschiedene Fälle, Maria von Mörl usw. 619
Versuche zur Erklärung der Injecta 626
„ „ „ „ „ bei Paracelsus. . . . 626
„ „ „ „ „ „ Andreas Tenzel . 626
„ „ „ „ „ „ Carrichter . . . 627
„ „ „ „ „ „ van Helmont . . 627

Seite.
Das „Anzaubern“ der Krankheiten 628
Die Rolle des Anthropotoxins 628
Die Brunnenvergiftung 630
Das „Anzaubern“ verschiedener Krankheiten nach Carrichter 633
Der Bildzauber 635
Die Experimente des Oberst Rochas und Professor Luys . 659
Die „Zaubereien“ der Generalin von Neidschütz 641
Der Liebeszauber 643
Das Augenausschlagen 645
Auf Land- und Hauswirtschaft bezügliche „Zaubereien“ . . 646
Der Hexenschlaf 649
Die Festigkeit, Soldaten- und Jägerkünste ꝛc. 661

Drittes Kapitel.

Die Besessenheit.

Charakterisierung der Besessenheit 646
Die epidemische Besessenheit 669
„ „ „ im Waisenhaus zu Rom 1550 . 669
„ „ „ „ Kloster Marienbrunn in Xanten 669
„ „ „ „ „ Werteln i. d. Grafsch. Hoorn 670
„ „ „ „ „ Rentorp „ „ „ Mark 672
„ „ „ „ „ Nazareth zu Cöln . . . 672
Die epidemische Besessenheit im Waisenhaus zu Amsterstam im Jahre 1566 673
Die epidemische Besessenheit im Waisenhaus zu Hoorn im Jahre 1670 674
Die epidemische Besessenheit im Mädcheninstitut zu Bourignon 674
„ „ „ zu Marseille und Loudun . . . 674
„ „ „ „ Paderborn im Jahre 1656 . 675
„ „ „ „ Calw 679
Die imitatorischen Pandemien 680
Die Besessenheitsepidemie im Kloster Unterzell 1749 . . . 681
„ „ zu Illfurth 1869 685

Viertes Kapitel.

Die Hexenproben.

Die Feuerprobe 686
Analogien im Altertum 688
„ bei den Heiligen 688
„ „ „ Medien 689
Die Wasserprobe 690
Geschichtliche Parallelen 691
Die Hexenwage 694

Seite
Die Levitation 695
Die Nadel- und Thränenprobe 698

Viertes Buch.

Die weiße Magie. — Die Theurgie. — Die Nekromantie.

Erstes Kapitel.

Die weiße Magie.

Klassifikation der verschiedenen Arten der Magie 701
Die weiße Magie 702
Die Entwickelung der magisch-intuitiven Fähigkeiten und Kräfte 703

Zweites Kapitel.

Die Theurgie.

Allgemeines 714
Die geschichtliche Entwickelung der Theurgie 716
Die Riten der Theurgie 720
Die Hypothese der Existenz kosmischer Lebewesen 720

Drittes Kapitel.

Die Nekromantie.

Die geschichtliche Entwickelung der Nekromantie 723
Die magisch-nekromantischen Räucherungen 726

Fünftes Buch.

Vergleichung der spiritistischen Phänomene mit den geheimwissenschaftlichen.

Die von der Nekromantie zum Spiritismus hinüberführenden Versuche Cahagnets 737
Die von mir gelieferten Nachweise, daß die „spiritistischen Manifestationen“ nur altbekannte Teilwahrheiten des Occultismus sind 738
Spuk und „physikalische Manifestationen“ 739
Wirken im Spiritismus nur die Geister Verstorbener mit? . 740

Erſtes Buch.

Die Alchymie.

Erſtes Kapitel.

Die mythiſchen Anfänge der Alchymie.

Die Alchymie iſt — hiſtoriſch geſprochen — die Kunſt, unedle Metalle in edle, in Gold und Silber zu verwandeln. Zu ihrem Betrieb führten urſprünglich wohl Erfahrungen, nach welchen aus Stoffen, in denen ein Gehalt an Edelmetallen für die in den Windeln liegende Scheidekunſt und Dokimaſie nicht erkennbar war, nach einer Anzahl techniſcher Prozeduren etwas Gold oder Silber erhalten wurde. Daraus zog man dann wohl den Schluß, vorher nicht vorhanden geweſene Edelmetalle „gemacht“ zu haben. Dieſer Schluß wurde dann wieder durch eine Reihe von Erfahrungen wie das Weiß- und Gelbfärben des Kupfers durch arſenik- oder zinkhaltige Erze geſtützt, indem es den Anſchein gewann, als ſeien durch die Vornahme gewiſſer chemiſcher Behandlungen dem Kupfer Eigenſchaften des Silbers oder Goldes beigelegt worden. Die Lehre des Ariſtoteles, daß in den verſchiedenen Körpern nicht der Stoff, ſondern nur die Eigenſchaften des Stoffes verſchieden ſeien, gab der Empirie einen philoſophiſch-wiſſenſchaftlichen Hintergrund, und die Verwandlung eines Körpers in den andern erſchien begreiflich und natürlich. Mit der Erfaſſung des Glaubens an eine theoretiſche Möglichkeit ging aber das Streben, das Mögliche zu verwirklichen, Hand in Hand; die Alchymie wurde praktiſch betrieben.

Über keinen Gegenſtand menſchlichen Wiſſens wurde ſo viel gefabelt, als über den Urſprung der Alchymie, indem deren begeiſterte

Erſtes Kapitel.

Die mythiſchen Anfänge der Alchymie.

Die Alchymie iſt — hiſtoriſch geſprochen — die Kunſt, unedle Metalle in edle, in Gold und Silber zu verwandeln. Zu ihrem Betrieb führten urſprünglich wohl Erfahrungen, nach welchen aus Stoffen, in denen ein Gehalt an Edelmetallen für die in den Windeln liegende Scheidekunſt und Dokimaſie nicht erkennbar war, nach einer Anzahl techniſcher Prozeduren etwas Gold oder Silber erhalten wurde. Daraus zog man dann wohl den Schluß, vorher nicht vorhanden geweſene Edelmetalle „gemacht“ zu haben. Dieſer Schluß wurde dann wieder durch eine Reihe von Erfahrungen wie das Weiß- und Gelbfärben des Kupfers durch arſenik- oder zinkhaltige Erze geſtützt, indem es den Anſchein gewann, als ſeien durch die Vornahme gewiſſer chemiſcher Behandlungen dem Kupfer Eigenſchaften des Silbers oder Goldes beigelegt worden. Die Lehre des Ariſtoteles, daß in den verſchiedenen Körpern nicht der Stoff, ſondern nur die Eigenſchaften des Stoffes verſchieden ſeien, gab der Empirie einen philoſophiſch-wiſſenſchaftlichen Hintergrund, und die Verwandlung eines Körpers in den andern erſchien begreiflich und natürlich. Mit der Erfaſſung des Glaubens an eine theoretiſche Möglichkeit ging aber das Streben, das Mögliche zu verwirklichen, Hand in Hand; die Alchymie wurde praktiſch betrieben.

Über keinen Gegenſtand menſchlichen Wiſſens wurde ſo viel gefabelt, als über den Urſprung der Alchymie, indem deren begeiſterte

Anhänger alles Mögliche und Unmögliche in Beziehung zu der geliebten Goldkunst brachten und alle Berühmtheiten der heiligen und profanen Geschichte bis auf Adam im Paradiese als Adepten derselben ansprachen.

Ja, man begnügte sich nicht einmal mit dem paradiesischen Ursprung der Alchymie, sondern man gab — wir sehen hier von der später so vielfach ventilierten göttlichen Offenbarung des modus procedendi ab — derselben einen himmlischen Ursprung. Unter Anlehnung an I. Moses Kap. IV. 1. 2. läßt die hebräische Sage des um 115 v. Chr. geschriebenen Buches Henoch[1]) die Egregori, die Kinder Gottes, den Töchtern der Menschen zum Dank für ihre Gunst die Geheimnisse der Astrologie, Medizin und — Kosmetik lehren.[2]) So wenigstens faßten im christlichen Altertum der am Ende des ersten Jahrhunderts lebende Clemens Romanus[3])

[1]) Vgl. Hilgenfeld: Die jüdische Apokalyptik in ihrer geschichtliche Entwickelung. Jena 1857. S. 91 ff.

[2]) Die betreffende Stelle lautet: „Primus Azazel, in ordine principum decimus, qui gladios, thoraces, et omne bellicum instrumentum, et terrae metalla conflare docuit, nec non aurum et argentum qua tractarent arte, ornatum muliebrem composituri: instruxit et ostendit insuper, quomodo polire et et electis lapidibus nitorem adjicere, et colores fucare possent."

[3]) Clementis Romani quae feruntur Homiliae; ed A. Schwegler, Stuttg. 1847 p. 202: Nam ex caeli incolis spiritibusli, qui infimam regionem habitant Angeli, offensi ingrato hominum erga Deum animo postulant, in vitam hominum venire liceat, ut vere homines facti, per multam conversationem redargutis qui in Deum ingrati fuerant, confestim unumquemque merito afficerent supplicio. Quando igitur, quod petierant acceperunt, in omnem se mutarunt naturam, ut qui divinioris essent substantiae, facileque in omnia possent converti. Et facti sunt lapis pretiosus et margarita conspicua, et purpura si quae pulcercima, et aurum insigne, ac omnis magnifica materia. — Etenim post concubitum, quod ante fuerant repetere jussi, nec amplius valentes praestare, quoniam aliud non poterant post inquinamentum facere, et adamatis mulieribus placere cupientes pro se ipsis viscera terrae ostenderunt, decus inquam, metallorum, aurum, aes, argentum, ferrum et similia, cum omnibus pretiosis lapidibus. Cum his autem praestigiosis gemmis tradiderunt et artes ad singula pertinentes, et magicas scientias monstraverunt, et astronomiam docuerunt, item stirpium vires, nec non quaecumque humana mens non potuisset invenire, adhuc et auri argentique ac similium fusionem atque vestium diversas tincturas. Denique omnia prorsus, quae ad ornatum et oblectationem mulierum spectant, daemonum in carne ligatorum sunt inventa."

und Tertullian[1]) (ca. 160 bis ca. 240), die Stelle auf; ja der im vierten Jahrhundert lebende Zosimos, einer der älteſten nachweisbaren Alchymiſten, führt ſie ſogar nach Georgios Synkellos als ausſchlaggebend für den Urſprung der Goldkunſt an.[2]) In ganz ähnlicher Weiſe wird in dem etwa gleichalterigen alchymiſtiſchen „Sendſchreiben der Iſis an ihren Sohn Horus“ geſagt, daß die Göttin ſich dem Engel Amnael unter der Bedingung hingegeben habe, daß er ſie die künſtliche Darſtellung der Edelmetalle lehre, welche Bedingung der liebeglühende *πρῶτος ἄγγελος καὶ πρωφήτης* auch erfüllt habe.

Beſcheidener waren die Griechen. In der *Ἀργοναυτικά* des um 200 n. Chr. lebenden Apollonios Rhodios ſoll ſich eine Stelle finden, welche darauf hindeutet, daß das goldene Vließ eine auf Tierhaut geſchriebene Anweiſung, mittelſt der Chemie Gold zu machen, geweſen ſei.[3]) Daß ſich die Sache wirklich ſo verhalten habe, behauptet der um 700 n. Chr. lebende Johannes von Antiochien in ſeiner Chronik[4]) ganz beſtimmt, während der

---

[1]) Tertullian: De cultu feminarum. Lib. II. Par. Lut. 1628. p. 71 sq. „— angeli, qui et materias et ejusmodi illecebras detexerunt, auri dico et lapidum illustrium, et operas eorum tradiderunt, et jam ipsum calliblepharum, vellerumque tincturas inter caetera docuerunt, damnati a Deo sunt, ut Enoch refert.“

[2]) Georgios Synkellos: Chronographia. Par Lut. 1652. p. 11. in lateiniſcher Überſetzung: Operae quoque pretium est Zosimi Panopolitae philosophi, divino cultui magis ac magis augendo, ex ejusdam scriptis (ad Theosebiam) libro Imuthi nono testimonium his verbis conceptum adjungere: Referunt sacrae scripturae, o mulier, daemonum genus quoddam esse in mulierum consuetudinem venire solitum: horum mentionem agit Mercurius in physicis, ac omne ferme tam certae quam obscurae autoritatis volumen, de illis nonnihil edisserit. Hoc itaque veteres et sacrae scripturae affirmant, angelos quosdam mulierum cupidine factos, in terras dilapsos naturae opera eos edocuisse, eapropter, quod prava quaeque et inutilia eis revelassent, caelo extorres perpetuo exilio damnatos ferunt. Ex his gigantes ortos eaedem scripturae testantur: primumque artium hujusmodi documentum est Chemia: librumque hoc vocavit Chema, unde et chymiae nomen factum.

[3]) Vgl. Joh. Franz Pico von Mirandola: De auro, Lib. II. cap. 2. in J. J. Manget: Bibliotheca chemica curiosa. Genev, 1702. Fol. Tom II. p. 563.

[4]) Cl. Salmasii Plinianae exercitationes in Solini polyhistor. P. II. p. 1097. Par. Lut. 1629. „*χημείαν* vocat Joannes Antiochensis *περὶ ἀρχαι-*

um das Jahr 1000 lebende Suidas in seinem Lexikon diese Angabe noch eingehender ausführt.[1]) — Noch im 17. Jahrhundert wurden derartige Fabeleien ganz ernsthaft genommen, und selbst die namhaftesten Gelehrten wie Libavius[2]) Borrich[3]) und Morhof[4]) messen ihnen Glauben bei.

Das Unglaublichste in unsinniger alchymistischer Deutung der griechischen Mythologie liefert der Duisburger Professor Jacob Toll († 1696), welcher die ganze Mythologie der Griechen, Ägypter und Phönicier alchymistisch deutet und z. B. in seinem Kommentar zu Pindar (Olymp. IX.) in Herkules das Kochsalz, in Pluto fixes Alkali (kohlensaures Kali), in Poseidon flüchtiges Alkali (Ammoniak) und in Phöbus den Schwefel erblickt.[5]) Aber auch Homer, Virgil und Ovid mußten sich massenhafte alchymistische Deutungen gefallen lassen, worauf wir jedoch an dieser Stelle nicht eingehen können.

Unter den Männern des alten Testamentes, welche zu den Adepten der Alchymie gerechnet wurden, nimmt nächst Adam, Cham, Henoch, Tubalkain 2c. Moses die erste Stelle ein. Anlaß zu diesem Glauben gab sowohl die Verbrennung des goldenen Kalbes, woraus man schloß, daß Moses aus demselben das Aurum potabile bereitet und seine Landsleute damit vom Aussatz geheilt habe, als auch die Stelle bei Philo, wo dieser Autor sagt, daß Moses als Pflegesohn der ägyptischen Prinzessin nicht nur alle Weisheit

---

ολογίας, de vellere aureo: *τὸ μυθολογούμενον χρύσειον δέρας βίβλιον ἢ ἐν δέρμασι γεγαμμένον περιέχον, ὅπως δεῖ διὰ χημείας χρυσὸν ἐργάζεσθαι.*"

[1]) Suidae Lexicon ed. G. Bernhardy, Hal. et Brunsv. 1853. T. I. p. 1212 sq. „Aureum vellus, quod Jason cum Argonautis in Colchidem per ponticum mare profectus cepit, abducta simul Medea Aeetae regis filia. hoc autem non fuit vellus, ut fabulae ferunt, sed liber in membranis scriptus, docens quomodo arte chemica conficiendum esset aurum, merito igitur prisci librum illum vocarunt aureum vellus, propter artem eo comprehensam."

[2]) Commentariorum Alchymiae A. Libavii. P. I. p. 2. Francof. 1606.

[3]) Ol. Borrichius: Dissertatio de ortu et progressu chemiae: Hafniae 1668. p. 84 sq.

[4]) G. Morhof: Polyhistor literarius, Lubec. 1695. p. 101.

[5]) Jac. Tollius: „Fortuita, in quibus, praeter critica nonnulla, tota fabularis historia graeca, phoenicia, aegyptiaca, adchemiam pertinere asseritur." Amstelod. 1687. 8°. p. 98 sq.

der Ägypter, sondern „auch die symbolische Philosophie, welche sie in ihren heiligen Büchern gelehrt hätten", besessen habe. Die Fabel, daß der große jüdische Gesetzgeber Alchymist gewesen sei, breitete Vincenz von Beauvais im Abendlande aus[1]), wo sie sich bis zur Gegenwart erhielt, insofern — von G. E. Stahl abgesehen, welcher annahm, daß Moses das goldene Kalb mit Schwefelleber zerstört habe[2]), — die englischen Chemiker W. Herapath und J. Denham Smith noch 1853 glaubten, Moses habe das goldene Kalb durch Lösung in Königswasser oder durch Zusammenschmelzen mit Blei zerstört.[3]) Allerdings gab es einen Alchymisten Moses, von welchem eine Abhandlung „*Μωσέως περὶ διπλώσεως χρυσοῦ*" oder „*Μωσέως διπλωσις*" genannt, existiert; allein derselbe war wohl ein im 7. Jahrhundert lebender alexandrinischer Christ und wird samt einem gewissen Stephanos von dem gleichzeitigen christlichen Alchymisten Pappos erwähnt.[4])

Gleich Moses wurde auch dessen Schwester Mirjam (Maria Prophetissa der alchymistischen Litteratur) zur Adeptin gemacht, ein Irrtum, welcher dem Mißverständnis einer Stelle bei Georgios Synkellos entstammt[5]), wo dieser beiläufig von einer Jüdin Maria spricht, die mit Demokritos von Abdera von den Priestern zu Memphis in die Chemie eingeweiht worden sei. (Auf den Alchymisten Demokritos, welcher mit dem Abderiten verwechselt wurde, werde ich zurückkommen.) Eine Alchymistin Maria hat jedoch existiert, denn die noch zu besprechenden Zosimos, Olympiodoros Stephanos und Christianos erwähnen dieselbe, beschreiben von ihr gebrauchte Apparate (das Wort Marienbad-Wasserbad ist vielleicht auf sie zurückzuführen) und zitieren ihre Aussprüche; aber von ihrer Person weiß man gar nichts und ganz erträumt ist ihre Identität mit Mirjam. Diese Maria figuriert auch im Titel eines späteren Erzeugnisses: „Excerpta ex interlocutione Mariae prophetissae

[1]) Vincentius Bellovacensis: „Speculum naturale." L. VII. cap. 87.

[2]) G. E. Stahl: „Opusculum-chymicum physico medicum." Hal. 1698. 8°. p. 585 sq.

[3]) Philsophical Magazine and Journal of Science. London 1852. p. 528 u. 1853, p. 142.

[4]) Vgl. Kopp: Beiträge zur Geschichte der Chemie. I. S. 396 ff.

[5]) Georgii Syncelli: Chronographia, ed. J. Goar. Venet. 1729. p. 198.

sororis Moysis et Aaronis, habita cum aliquo philosopho dicto Aros, de excellentissimo opere trium horarum.[1]) Wenn das in meinem Besitz befindliche handschriftliche „Rosengärtlein der Maria Prophetae an den König Aros, so da handelt von dem großen Geheimnis der Natur. Aus dem Arabischen in das Deutsche übersetzet von Fr. Basilio Valentino" eine Übersetzung davon ist, so sind beide Machwerke im 17. oder 18. Jahrhundert ungeschickt untergeschoben. Einige andere — offenbar untergeschobene — Schriften der Maria führt Schmieder an.[2])

Auch der Evangelist Johannes galt für einen Adepten, welcher aus Zweigen Gold, aus Kieseln Edelsteine gemacht habe. Von ihm singt der 1177 in der Abtei St. Victoris bei Paris gestorbene Augustinermönch Adam Victorinus:

„Cum gemmarum portes fractas
solidasset, has distractas
tribuit pauperibus.
Inex haustum fert thesaurum,
qui de virgis fecit aurum,
gemmas de lapidibus."

Vincenz von Beauvais kolportierte die Fabel weiter[3]), und noch im 17. Jahrhundert wurde sie von dem gelehrten Chemiker J. J. Becher sehr ernsthaft diskutiert.[4]) — Anlaß zu dem Glauben an die Alchymie des Evangelisten Johannes gab eine Stelle eines ungenannten griechischen Alchymisten, worin derselbe sagt, daß dem Hermes in der Kunst ein Oberpriester Johannes und als Dritter Demokritos gefolgt sei[5]), sowie die Apokalypse, welche man wie das hohe Lied Salomonis noch im vorigen Jahrhundert alchymistisch zu deuten suchte. Auch lebte — unbekannt wann — ein griechischer Alchymist Johannes, dessen Abhandlung *περὶ τῆς ἁγίας τέχνης* handschriftlich vorkommt.[6])

---

[1]) Kopp: Beiträge zur Geschichte der Chemie. I. S. 406.
[2]) Schmieder: Geschichte der Alchemie. Halle 1832. S. 49.
[3]) Vincentius Bellovacensis a. a. O.
[4]) J. J. Becher: Physica subterranea. Lips. 1703, p. 603.
[5]) Vgl. Kopp a. a. O. S. 392 ff.
[6]) Näheres über die Johannisfrage bei Kopp a. a. O.

Zur schützenden Gottheit der Alchymisten wurde der fabelhafte Hermes Trismegistos, welcher bald mit Hermes, bald mit Cham, Phthu, Adam, Henoch, Kanaan, Joseph, Moses oder einem König Siphoas identifiziert wurde, und über welchen alte Schriftsteller eine Jamblichus allerlei Wunderdinge hinsichtlich seiner Weisheit und litterarischen Thätigkeit zu berichten wußten. Ohne auf die Hermessage weiter einzugehen, will ich erwähnen, daß sich der Glaube an eine alchymistische Autorität Namens Hermes sehr früh ausbildete; denn bei den zu Anfang des fünften Jahrhunderts lebenden Synesios und Zosimos finden sich bereits darauf hindeutende Spuren, während, ein ungenannter alchymistischer Schriftsteller des 9. Jahrhundert den Hermes Trismegistos als den größten Adepten der Alchymie feiert[1], der er bis in das 18. Jahrhundert hinein blieb, trotz der vernünftigen von Conring[2]) geübten Kritik.

Vom 15. Jahrhundert an ist bei den europäischen Alchymisten die Kenntnis eines merkwürdigen, dem Hermes zugeschriebenen Aktenstückes nachweisbar[3]), dessen Ursprung heute noch dunkel ist und welches als das klassische die Metallverwandlung lehrende Meisterstück der alchymistischen Litteratur galt. Dieses Aktenstück ist die vielberufene Tabula smaragdina, so genannt, weil ihr Text auf einen Smaragd geschnitten gewesen sein soll, den in altersgrauer Zeit ein Weib, Zara, in der Hand des Gerippes von Hermes in einer Grabhöhle bei Hebron gefunden haben soll. Ihr Text ist nur lateinisch bekannt, obgleich Kriegsmann, ein alchymistischer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, behauptet, derselbe sei ursprünglich phönicisch gewesen, den Beweis dafür aber schuldig bleibt.[4])

---

[1] Vgl. Kopp a. a. O. S. 367 ff.

[2]) Herm. Conring: De hermetica Aegyptiorum vetere Paracelsicorum nova medicina liber unus. Helmstad 1648. 4⁰.

[3]) Die erste nachweisbare Erwähnung der Tabula smaragdina findet sich bei Albertus Magnus: De rebus metallicis et mineralibus. Lib. I. tract. I. cap. 3. Früher hielt man einen von dem Alchymisten Hortulanus, Johannes de Garlandia oder Ortulanus, welcher im 10. Jahrhundert gelebt haben soll, geschriebenen Kommentar für den ältesten Nachweis der T. s., allein Johann de Garlandia hat wahrscheinlich im 14. Jahrhundert gelebt.

[4]) Vgl. W. C. Kriegsmann: Commentariolus interpres Tabulae Hermetis Smaragdinae. S. l. e. a.

Folgendes ist — mit Übergehung einiger unbedeutender Varianten — der mysteriöse Text der Urkunde, über welche eine ganze Litteratur existiert:

„Verum, sine mendacio, certum et verissimum. Quod est inferius est sicut quod est superius, et quod superius est sicut quod est inferius, ad penetranda miracula rei unius. Et sicut omnes res fuerunt ab uno, meditatione unius, sic omnes res natae fuerunt ab hac una re, adaptione. Pater ejus est sol, mater ejus est luna. Portavit illud ventus in ventre suo. Nutrix ejus terra est. Pater omnis telesmi totius mundi est hic. Virtus ejus integra est, si versa fuerit in terram. Separabis terram ab igne, subtile a spisso, suaviter cum magno ingenio. Ascendit a terra in coelum, iterumque descendit in terram, et recipit vim superiorum et inferiorum. Sic habebis gloriam totius mundi. Ideo fugiet a te omnis obscuritas. Haec est totius fortitudinis fortitudo fortis, quia vincet omnem rem subtilem, omnemque solidam penetrabit. Sic mundus creatus est. Hinc erunt adaptiones mirabiles, quarum modus est hic. Itaque vocatus sum Hermes Trismegistus, habens tres partes philosophiae totius mundi. Completum est, quod dixi de operatione solis."

Diese Urkunde wurde Jahrhunderte lang für die Mitteilung des Verfahrens der Metallverwandlung gehalten, und noch Schmieder sucht wenigstens ihren chemischen Inhalt zu retten, indem er das Ganze als eine geheimnisvoll-überschwengliche Schilderung der der Destillation ansieht.[1]) Mir scheint es, als gehöre die Tabula smaragdina zur gnostischen Mystik und als sei in ihr von dem Menschen als dem Sohn der großen und kleinen Welt, des männlichen und weiblichen Prinzips der Astrologen, Sonne und Mond, dessen tierischer Geist dem allgemeinen Weltgeist (als in der Luft[2]) schwebendgedacht), dessen göttlicher Geist aber der Gottheit selbst entstammt, die Rede. Insofern der Mensch sich durch die Übungen der praktischen Mystik der Gottheit mehr und mehr assimiliert, nehmen seine übersinnlichen Fähigkeiten und Kräfte, sein übersinnliches Erkenntnisvermögen 2c.

---

[1]) Geschichte der Alchemie. S. 35.

[2]) Ich sehe in dem ventus der Tabula die Kolpia des Sanchuniathon.

zu, bis das große Werk der Vollendung, die Einswerdung gelungen iſt. Die drei Teile der Philoſophie der ganzen Welt ſind offenbar die drei Künſte, welchen Plinius die meiſte Gewalt über die menſchlichen Gemüter zuſchreibt und die das Mittelalter als die Grundpfeiler der Magie betrachtet, nämlich die Phyſik, Metaphyſik und Aſtronomie im Sinne der Alten.

Ein ähnliches myſtiſches Aktenſtück, wie die Tabula smaragdina iſt die memphitiſche Tafel, deren Text der gelehrte Athanaſius Kircher mitteilt.[1]) Sie ſoll — in griechiſcher Sprache abgefaßt — mit koptiſchen Buchſtaben in einen Felſen gemeiſelt, in der Nähe von Memphis gefunden worden ſein. Ihr Inhalt lautet:

OYPANO ANΩ OYPANO KATΩ
ΑΣΤΕΡΑ ΑΝΩ ΑΣΤΕΡΑ ΚΑΤΩ
ΠΑΝΟ ΑΝΩ ΠΑΝ ΤΟΥΤΟ ΚΑΤΩ
ΤΑΥΤΑ ΛΑΒΕ ΚΑΙ ΕΥΤΥΧΕ.

Zu deutſch:

Himmel oben, Himmel unten,
Sterne oben, Sterne unten,
Alles, was oben, iſt auch unten,
Solches nimm und ſei glücklich.

Die Alchymiſten ſahen in dieſen myſtiſchen Worten eine große Übereinſtimmung mit dem Text der Tabula smaragdina und bezogen ſie — wohl mit Unrecht — auf die Metallveredlung, während ſie rein myſtiſchen Sinn zu haben ſcheint. Noch Schmieder[2]) und Gräffe[3]) geben an, daß die memphitiſche Tafel dem Syneſios von Kyrene bekannt geweſen und von dieſem in ſeiner Schrift, De insomniis mitgeteilt worden ſei; doch findet ſich weder in dieſer Schrift, noch überhaupt in der Pariſer Ausgabe der Werke des Syneſios von 1553 eine Spur davon.

Ein vermutlich im 18. Jahrhundert plump untergeſchobenes Machwerk iſt die dem Noah zugeſchriebene Tabula bembina, worin der „Anno Mundi Acht“ ſich unterzeichnende Noah von

[1]) A. Kircher: Prodromus Coptus. Romae 1636. Cap. VII. p. 173.
[2]) Geſchichte der Alchemie, S. 67.
[3]) Gräffe: Lehrbuch der allgemeinen Literärgeſchichte. Dresd. u. Leipz. 1838. Bd. I. Abt. 2. S. 1199.

der himmliſchen Sophia, dem Streite Michaels mit dem aus dem Himmel geworfenen Drachen und dem jungfräulichen Weibesſamen erzählt und die auf Sonne, Mond und Wind bezüglichen Stellen der Tabula smaragdina breittritt. Dieſe Tabula bembina liegt mir in Handſchriften aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts vor und ſcheint ein betrügeriſches Fabrikat der jüngeren Roſenkreuzer zu ſein.

Von den mythiſchen Urkunden wenden wir uns wieder zu den mythiſchen Perſönlichkeiten. Zoſimos und Olympiodoros nennen beiläufig einen gewiſſen Agathodaemon als den erſten, welcher in der Kunſt gerühmt werde, was, da von einer ſolchen Autorität außer einem ſpäter zu erwähnenden derſelben zugeſchriebenen alchymiſtiſchen Rätſel nichts bekannt iſt, Borrich Anlaß gab, den Agatbodaemon mit Hermes Trismegiſtos zu identifizieren.[1])

Auch die Göttin Iſis und ihr Sohn Horus werden unter die Ahnen der Alchymiſten gezählt, inſofern aus der alexandriniſchen Zeit ein Sendſchreiben der Iſis an ihren Sohn Horus — *Ἶσις προφῆτις τῷ υἱῷ Ὥρῳ* handſchriftlich erhalten iſt. Dasſelbe iſt offenbar eine Nachahmung des Buches Henoch, wie ſchon oben erwähnt wurde. Intereſſant iſt, daß in dieſer Handſchrift bereits einer jener herzbrechenden Eide vorkommt, mit welchen in ſpäterer Zeit ſo häufig die Alchymiſten ihre Geheimniſſe zu ſichern ſuchten.

Derſelbe lautet in deutſcher Überſetzung:

„Ich ſchwöre beim Himmel, bei der Erde, dem Lichte und der Finſternis; ich ſchwöre dir bei Feuer und Waſſer, bei Luft und Erde, ich ſchwöre dir bei der Höhe des Himmels und der Tiefe der Erde und des Tartarus, ich ſchwöre dir bei Hermes und Anubis, beim Geheul der Höllenhunde, bei dem den Orkus bewachenden Drachen, ich ſchwöre dir bei jenem Fährgeld und dem Schiffer Charon, ich ſchwöre dir bei den drei Parzen, den Geiſeln und Schwertern. Mit dieſen Worten mich beſchwörend, ermahnte mich Amnael, daß ich das Geheimnis niemand offenbare außer meinem einzigen Sohn und geliebten Genoſſen.“ [2])

Als Enthüllung des Geheimniſſes der Goldbereitung giebt Iſis an, daß jedes Ding nur aus Gleichartigem entſtehe, und auch das

---

[1]) Ol. Borrichius: Hermetis, Aegyptiorum et Chemicorum sapientia ab Herm. Conringii animadversionibus vindicata. Hafniae. 1674 4°. p. 53 ff.

[2]) Vgl. Kopp a. a. O. S. 523.

Gold Gold hervorbringe. Darauf folgt eine Reihe alchymiſtiſcher Vorſchriften in einer ganz unverſtändlichen Terminologie.

Als letzte der mythiſchen Alchymiſten führen wir Oſthanes und die Kleopatra an. Bekanntlich unterſcheidet Plinius zwei Oſthanes, einen im Gefolge des Xerxes befindlichen Magier, und einen Alexander den Großen begleitenden Mann dieſes Namens, der ſich gleichfalls mit Geheimkünſten befaßte. Endlich aber wurde der Name Oſthanes im Altertum gleichbedeutend mit Zauberer überhaupt gebraucht, wenn wir dem Zeugnis des Suidas Glauben ſchenken wollen. Unter dieſen Umſtänden, und weil der Inhalt der dem großen Magier zugeſchriebenen Abhandlung dem gefeierten Namen durchaus nicht entſpricht, haben wir alle Urſache, ſie als untergeſchoben zu betrachten.

Der Inhalt einer angeblich von Kleopatra, welche bald als die Gemahlin eines Königs Ptolemäus, bald als die bekannte Kleopatra (69—30 v. Chr.) bezeichnet wird, verfaßten Abhandlung, welche man früher für alchymiſtiſch hielt, behandelt nicht die Metallveredlung, ſondern Kosmetik, Maß und Gewicht.

Als Lehrer der Kleopatra wird ein gewiſſer Komarios genannt, welcher nur inſofern zu erwähnen iſt, als in dem Titel der angeblich von ihm herrührenden Schrift der Name „Stein der Weiſen“ zuerſt vorkommt. Dieſer Titel wird in den meiſten alten Handſchriften folgendermaßen angegeben: *Κομαρίου φιλοσόφου ἀρχιερέως διδάσκοντος τὴν Κλεοπάτραν τὴν θείαν καὶ ἱερὰν τέχνην τοῦ λίθου τῆς φιλοσοφίας.*[1])

[1]) Vgl. Kopp a. a. O. S. 407.

Zweites Kapitel.

Die Alchymie bei den alten Kulturvölkern.

Wenden wir uns nun von den Fabeleien über den mythiſchen oder gar göttlichen Urſprung der Alchymie zur Unterſuchung der Frage, in wie weit dieſelbe den alten Kulturvölkern bekannt war, ſo ſehen wir, daß ſich eine Kenntnis dieſer Kunſt in vorchriſtlicher Zeit nicht nachweiſen läßt.

Zwar haben die Heroen der griechiſchen Philoſophen, Plato und Ariſtoteles, lange Zeit für Alchymiſten gegolten, allein mit Unrecht, denn Plato ſpricht nur einmal hypothetiſch aus, daß ohne die rechte Anwendung ſelbſt ein Wiſſen, die Felſen der Erde in Gold zu verwandeln, nichts nutzen könne.[1]) Ariſtoteles dagegen ſpricht nur von den phyſikaliſchen Veränderungen, welche zwei verſchiedene Metalle durch Zuſammenſchmelzen erleiden.[2])

---

[1]) Plato im Euthydemos. W. W. überſ. von Hieronymus Müller, Leipz. 1851. Bd. 2, S. 50: „Aber das haben wir ſchon früher erwieſen, daß es uns nicht frommte, wenn uns auch ohne Mühe und ohne Nachgraben in der Erde alles Gold zu Teil würde, ſo daß, wenn wir ſelbſt alle Felſen zu verwandeln wüßten, dieſes Wiſſen für uns von keinem Wert wäre; denn wenn wir das Gold nicht zu brauchen wiſſen, würde es uns offenbar keinen Nutzen bringen.“

[2]) „Vier Bücher über das Himmelsgebäude und zwei Bücher über Entſtehen und Vergehen.“ Griechiſch und deutſch von C. Prantl, Leipzig 1857. S. 427 ff.: „Wenn der eine von beiden Körpern ausſchließlich oder in ſehr

Auch Plinius ſpricht nicht von der „jungfräulichen Erde“ der Alchymiſten, wenn er ſagt[1]): Jam regnaverant in Colchis Salauces et Esubopes, qui terram virginem nactus, plurimum argenti aurique eruisse dicitur in Samnorum gente et alioquin velleribus aureis inclyto regno“, ſondern Schmieder bemerkt in ſeiner Geſchichte der Alchymie bereits ganz richtig[2]), daß terra virgo „unverritztes Gebirge“, in welchem noch kein Bergbau getrieben wurde, bedeute.

Mehr Anlaß, den Betrieb alchymiſtiſcher Künſte bei den Römern im erſten chriſtlichen Jahrhundert anzunehmen, giebt folgende Stelle des Plinius[3]):

„Aurum faciendi est etiam num una ratio ex auripigmento, quod in Syria foditur pictoribus, in summa tellure, auri colore, sed fragili, lapidum specularium modo. Invitaveratque spes Cajum (Caligulam) principem avidissimum auri: quamobrem jussit excoqui magnum pondus: et plano fecit aurum excellens, sed ita parvi ponderis, ut detrimentum sentiret, illud propter avaritiam expertus; quamquam librae XIV permutarentur; nec postea tentatum ab ullo est.“

In dieſem Citat wird nun allerdings von „aurum facere“ und „permutare“ geſprochen, was in Verbindung mit dem Umſtand, daß die ägyptiſchen Alchymiſten im 4. chriſtlichen Jahrhundert mittelſt Schwefelarſen allerdings Gold machen wollten, auf alchymiſtiſche Künſte ſchließen ließe. Aber ein Nachweis des Betriebes der eigentlichen Alchymie in Ägypten im 1. Jahrhundert fehlt gänzlich, und ſo wird auch die Annahme hinfällig, daß Caligula vielleicht mit Hilfe eines ägytiſchen Alchymiſten — Gold habe machen wollen. Offenbar bezieht ſich die Stelle des Plinius auf Verſuche, dem Schwefelarſen beigemengtes Gold abzuſcheiden, welche

---

hohem Grade ein ſehr empfänglicher für Einwirkungen iſt, der andere aber dies nur in unmerklichem Grade iſt, ſo wird das aus beiden Gemiſchte um nichts oder nur um weniges größer, wie dies bei Zinn- und Kupfer ſtattfindet; einige Dinge nämlich haben wechſelſeitig keine feſte Stellung und ſchwanken zwiſchen einem zweifachen Sein hin und her, denn es zeigt ſich, daß ſie gewiſſermaßen ſowohl in unmerklichem Grade miſchbar ſind, als auch das Eine von ihnen der aufnehmende Stoff und das andere die Form iſt, wie dies eben bei jenen ſtattfindet; nämlich das Zinn verſchwindet faſt gänzlich, wie wenn es ein ſtoffloſer Zuſtand des Kupfers wäre, und entweicht bei der Miſchung, nachdem es dem Kupfer nur Färbung gegeben hat.

[1]) Plinius: Historia naturalis. L. XXXIII. cap. 3.

[2]) A. a. O. S. 53.

[3]) Plinius: Historia naturalis. L. XXXIII. cap. 4.

die Koſten nicht deckten, weshalb auch ſchon Boerhave unſere Stelle als einen Beweis „peritiae rei docimasticae“ bei den Römern anſieht.[1])

Nicht beſſer ſteht es mit der von Schmieder in ſeiner Geſchichte der Alchymie aufgeſtellten Behauptung, daß der um 360 lebende griechiſche Rhetor Themiſtios Euphrades in ſeiner achten Rede der Verwandlung des Kupfers in Silber und des Silbers in Gold als ganz bekannter Dinge gedenke.[2]) Die betreffende Stelle befindet ſich überhaupt nicht in der nach gewöhnlicher Anordnung — achten Rede des Themiſtios, ſondern in der neunten, welche Petavius „de his qui Valente imperante in calamitatem inciderunt“ betitelt und lautet[3]):

„*Νῦν δὲ τοῦ χαλκὸν μὲν εἰς ἀργύριον μεταβαλεῖν καὶ τοῦ τὸ ἀργύριον εἰς χρυσίον, ἀσμένος ἄν τινα ἐξεύρα μεν τέχνην*, oder wie Petavius überſetzt: „Jam vero libenter quidem artem inveniremus, qua in argentum aes, aut argentum in aurum convertere possemus.“

Es iſt alſo — ähnlich wie bei Plato — nur hypothetiſch von der Metallverwandlung die Rede und wird nur der Wunſch ausgeſprochen, daß ſie möglich ſei.

Von der thatſächlichen Ausführbarkeit der Metallverwandlung ſpricht jedoch der um 490 lebende aus Gaza in Syrien gebürtige frühere Neuplatoniker und ſpätere Chriſt Aeneas Gazaeos in ſeiner Schrift: De immortalitate animae[4]), wo es heißt: „*Καὶ οὐκ ἀπίθανος ἡ πρὸς τὸ κρεῖττον μεταβολὴ τῆς ὕλης, ἐπεὶ καὶ παᾁ ἡμῖν οἱ περὶ τὴν ὕλην σοφοὶ ἄργυρον καὶ κατττίτερον παραλαβόντες καὶ τὸ εἶδος ἀφανίσαντες, ἐπὶ τὸ σεμνότερον, μεταβαλόντες τὴν ὕλην, χρυσὸν, κάλλιστον ἐποίησαν.*“ Die Maxima bibliotheca veterum patrum überſetzt.[5]) „Neque incredibile est materiam in meliorem statum commutari. Nam et apud nos: qui materiae peritiam aliquam habent ii

[1]) H. Boerhave: Elementa chemiae. Lugd. Bat. 1732. Tom I. p. 11.

[2]) A. a. O. S. 63.

[3]) Themistii Euphradae Orationes XVI, graece et latine nunc primo editae, interprete Dionysio Petavio, Flexiae 1613, Or. IX, p. 214 sp.

[4]) Lipsiae, 1655. Ed Casp. Barth. p. 76.

[5]) Lugdun. 1677. Tom. VIII. p. 663. H.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

nicht ſagt, worauf er dieſe Behauptung ſtützt, und ein fanatiſcher Gegner der Alchymie iſt, ſo müſſen wir dieſelbe dahingeſtellt ſein laſſen.

Mag nun das Vorkommen des Wortes Chemia oder Chymia zweifelhaft ſein, ſo iſt es doch bei dem im 4. Jahrhundert lebenden alchymiſtiſchen Schriftſteller Zoſimos[2]), auf welchen wir näher zurückkommen werden, nachgewieſen. Zoſimos ſchreibt über die Metallveredlung und ſagt, daß die Egregori den Töchtern der Menſchen, die Kenntnis der χημᾶ mitgeteilt hätten. Die χημᾶ aber bedeutet „διδασκαλίαν πάντων τῶν τῆς φύσεως ἔργων“, alſo die ganze experimentelle Naturwiſſenſchaft, und davon wird nach Zoſimos „die Kunſt“ χημία genannt.

Das Wort Chemie (χημία) kommt allerdings bereits bei dem im erſten Jahrhundert lebenden Plutarch[3]), jedoch ohne Bezug auf ſeine heutige oder alchymiſtiſche Bedeutung, vor, denn derſelbe ſagt, daß die ägyptiſchen Prieſter ihr meiſt ſchwarzerdiges Land wie das Schwarze im Auge „Chemia“ nannten. Darin ſahen Spätere, wie z. B. Schmieder, eine witzige Hieroglyphe für das in den ägyptiſchen Phthastempeln gehegte Geheimnis der Metallveredlung. Andere bringen das Wort Chemie mit der Landſchaft Chemmis oder dem gleichnamigen Gott in Verbindung, und wieder andere mit dem „verbergen“ bedeutenden arabiſchen Wort chema. Seit dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaft bis in das vorige Jahrhundert aber leitete man allgemein das Wort Chemie von χύω, flüſſig machen, ſchmelzen, ab, und Höfer neigt ſich in der Neuzeit derſelben Anſicht zu, weil bei dem um das Jahr 300 lebenden Alexander Aphrodiſias Schmelzgeräte — χυτικὰ ὄργανα — erwähnt werden.[4]) Wie wir ſahen, bedeutet bei Zoſimos Chemie bereits Metallveredlung, welche von den Arabern leidenſchaftlich betrieben wurde, die nach ihrer Weiſe den die Vortrefflichkeit ausdrückenden Präfix Al vor χυμεία ſetzten, und ſo entſtand die von mir beibehaltene wohl richtigſte Schreibweiſe Alchymie.

---

[1]) Mundus subterraneus, Amstelod. 1678. p. 253.

[2]) S. o. S.

[3]) Plutarch: De Iside et Osiride, cap. 33.

[4]) Höfer: Histoire de la Chimie. Paris 1866. T. I. S. 226.

[illegible]

[illegible]

[illegible] von Silber und Gold. [illegible] nicht so einfach begreiflich werden [illegible] der Zeit des Dioskoros [illegible] von einer [illegible] [illegible] Dinge, welche nicht ihre eigentliche Lebensaufgabe berühren — wie z. B. die Stiftung des Christentums — eine bekannte Thatsache ist, und so ist wohl auch die von Dioskoros [illegible] einem [illegible]

---

¹ A. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt. Berlin [illegible]. Bd. I. S. 513.

² Fabricius: Bibliotheca graeca. T. VIII. p. 244. Hamb. [illegible]

³ Kopp: Beiträge x. Bd. I. S. 65 ff.

ſtaat getroffene lokalpolizeiliche Maßregel vergeſſen worden. Die Angabe des Suidas über die Bedeutung des Wortes Chemie in älteſter Zeit ſei durchaus der Wahrheit entſprechend; nur ſei die Frage, ob die Bereitung der Edelmetalle einen hüttenmänniſchen oder alchymiſtiſchen Sinn habe. Für den letzteren ſpreche jedoch eine merkwürdige Stelle des Zoſimos in ſeiner Schlußſchrift an die Theoſebia, worin es heißt: Alles dem König in Ägypten Zuſtehende habe auf gewiſſen Künſten (namentlich auch *ἀπὸ τῶν φυσικῶν*) und dem Sande (*ψάμμον*) beruht; die ſogenannte heilige Kunſt, nämlich die dogmatiſche, mit welcher die Wißbegierigen zu thun haben, ſei nur den Prieſtern bekannt geworden; denn die den Sand betreffende Wiſſenſchaft oder Kunſt (*ἡ φυσικὴ ψαμμουργική*) ſei den Königen zugehörig geweſen, und wenn ein Prieſter auch etwas von den Angaben der Alten erfahren habe, habe er es nicht ausgeführt aus Furcht vor Strafe; denn wie die des Münzens Kundigen bei Strafe nicht für ſich ſelbſt Geld ſchlagen dürfen, ſo ſeien auch unter den Königen die des Siedens Kundigen (*οἱ τεχνῖται τῆς ἑψήσεως*), welche Kenntnis des Sandwaſchens (*τῆς ἀμμοπλυσίας*) u. a. beſaßen, nicht für ſich, ſondern für die Schatzkammer beſchäftigt geweſen; ſie hätten auch Schatzbeamte als eigene Vorſteher gehabt und Oberanführer und viel Hitze auszuhalten bei dem Sieden; es ſei endlich ein Geſetz für die Ägypter geweſen, daß ſie darüber nichts Geſchriebenes mitteilen durften, und nur den Juden ſei es geſtattet geweſen, dies heimlich zu thun.

Kopp hält nicht dafür, daß ſich dieſe Stelle auf Goldwäſcherei beziehe, weil der dem obigen Betrieb zeitlich nahe ſtehende Zoſimos in ſeiner Schrift ausdrücklich die Metallveredlung behandle; er hält es für möglich, daß hier von dem ſogenannten naſſen Weg der Alchymiſten die Rede ſei, und ſagt, daß *ψάμμος* bei den griechiſch ſchreibenden Alchymiſten nicht nur Sand bedeute, ſondern ein in vielerlei aber dunklem Sinn gebrauchter Kunſtausdruck ſei. Ich will dem hinzufügen, daß ich in dem Schlußſatz eine Hinweiſung auf den uns noch mehrfach begegnenden, wohl der Ausbildungszeit der Kabbala — alſo einer ziemlich gleichen — entſtammenden Glauben ſehe, mit Hilfe geheimer kabbaliſtiſcher Tradition ſei die Darſtellung der Edelmetalle möglich. Immerhin wird durch obige Stelle nur wahrſcheinlich gemacht, daß zur Zeit, in welcher Ägypten

[illegible]

[1] Democritus Abderita de arte magna sive de rebus naturalibus [illegible] Synesii et Pelagii et Stephani Alexandrini et [illegible] commentaria. Dom. Pizimentio Vibonensi interprete. Patavii 15[illegible]. 8°

[2] [illegible]

[3] Vgl. Knebel von Löwenberg [illegible]

mag bei ihrer Entdeckung Anlaß zu dem Glauben gegeben haben, daß hier Gold neu erzeugt werde.

Interessant ist der Umstand, daß in dieser ältesten ächt alchymistischen Schrift die Metallveredlung mit einem der heute mediumistisch genannten Erscheinungen in Verbindung gebracht wird. Demokritos erzählt nämlich, daß er von seinem Lehrer, aus welchem eine spätere Fabel den Meder Osthanes machte, in chemischen Künsten unterrichtet und mit der Verschiedenheit der anzuwendenden Substanzen bekannt gemacht worden sei. Doch habe ihm sein Lehrer noch keine Anweisung gegeben, wie er die Naturen oder Wesen zusammenfüge oder in Einklang bringe, sondern sei gestorben, ehe er sich ganz in der Wissenschaft habe ausbilden können. Deshalb habe er beschlossen, den Schatten seines Lehrers aus der Unterwelt heraufzubeschwören, um denselben zu befragen. Während er noch mit den nekromantischen Vorbereitungen beschäftigt gewesen, sei ihm der Schatten des Lehrers erschienen und habe ihm gesagt: „Das also ist der Lohn für alles was ich für dich gethan?“ Auf mehrere Fragen, namentlich wie man die Naturen zusammenfüge

---

1716. 8. S. 619 ff. Ein von Kunkel nicht genannter Baron war nach Berlin gekommen, um den großen Kurfürsten mit diesem Kunststück zu betrügen. Kunkel lehnte eine Aufforderung des Barons, den Betrug zu unterstützen, ab und klärte den Kurfürsten auf: Darauf ward ich alsofort auffs Schloß auffgefordert; da dann der hochselige Kurfürst am Podagra zu Bette lag, und in Beyseyn der hochseligen Kurfürstin zu mir sprach: Was meynet ihr? Hier habe ich etwas, wann ich solches auff das Silber werffe, finde ich so viel an Golde, besehet es nur. Als ich es in die Hand bekam, fing ich an zu lächeln und kneipte ein wenig davon, und steckte es in den Mund. Der gute liebe Herr sprach recht erschrocken: Bey Leibe nicht, es kommt Gifft darzu. Ich antwortete: Gnädigster Herr, das weiß ich wohl. Es sind drey böse Hunde in einem Stall eingesperrt, nun einer den andern überwunden, so sind sie fromm. Ich hätte nicht gemeynet, daß man dieses Ding hier zum Betruge brauchen solte; Man gebe mir gnädigste Erlaubniß in dero Apothecken zu gehen, so will ichs in 4 Stunden machen, oder man lasse den Apothecker kommen, so will ichs ihm sagen, daß er es auch ohne mein Beyseyn wird machen können. Und sagte: daß es Arsenik, Schwefel und Antimonium wäre, wenn man selbige zusammenschmeltzte, so würden sie zu einer Blut-rothen Massa, und könnte man der Gestalt das Gold und Silber durch einen Handgrif hinein bringen, welches ich hier nicht setzen will, um keinen ferneren Anlaß zum Betrug zu geben.

[redacted]

Metallveredlung betrachten, so gewinnt die Vermutung Schmieders eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

Der mirakulöse Fund in der Säule des Tempels scheint Anlaß zu den später noch so oft wiederholten Fabeln von der Entdeckung alchymistischer Schriften und Präparaten in Altären, Kirchenwänden usw. gegeben zu haben, wie sich denn auch das von Demokritos in seiner Schrift gegebene Verbot, das Geheimnis keinem Unwürdigen oder nicht Eingeweihten mitzuteilen, durch die ganze Geschichte der Alchymie zieht. Einen hierhergehörigen noch aus der heidnischen Zeit stammenden Eid habe ich nach Kopps Werk oben mitgeteilt.

Die Schrift des Demokritos wurde von einem gewissen Synesios kommentiert, welchen man bis in die neueste Zeit mit dem früheren Platoniker und spätern Bischof von Ptolemais, dem Synesios von Kyrene, verwechselte. Doch findet sich in dessen anerkannt ächten Schriften keine Spur von einer Kenntnis der Alchymie, und ist auch deren Sprache gänzlich verschieden von der des von Pizimenti mit der Schrift des Demokritos herausgegebenen Kommentars. Derselbe führt den Titel: *Συνεσίου φιλοσόφου πρὸς Διόσκορον, εἰς βιβλίον Δημοκρίτου, ὡς ἐν σχολίοις;* die Zuschrift lautet: *Διόσκορῳ ἱερεῖ τοῦ μεγάλου Σαραπίδος τοῦ ἐν Ἀλεξανδρείᾳ, θεοῦ τε συνευδοκοῦντος, Συνέσιος φιλόσοφος χαίρειν*; der Kommentar ist also einem zu Alexandria lebenden Serapispriester Dioskoros gewidmet, was, da der Serapistempel 390 zerstört wurde und die spätestens im 5. Jahrhundert lebenden Alchymisten Zosimos und Olympiodoros den Kommentar kennen, mit Sicherheit dessen Abfassung vor dem genannten Jahr verbürgt. In dem Kommentar wird gesagt, daß Demokritos Flüssigkeiten für weiß und gelb, für das Werk des Mondes (Silberbereitung) und das Werk der Sonne (Goldbereitung) besessen habe, und nun erklärt Synesios die Vorschriften des Demokritos. Leider ist aber der Kommentar dunkler als die zu erläuternde Schrift, und die Nomenclatur wie: Rhaponticum, Anagallis, Hundsmilch, der Mond vom Zinnober, Asterites, Androdamas, Sory, Aristolochia ꝛc. ist ganz unverständlich, und es wird ausdrücklich gesagt, daß diese Namen andere als für gewöhnlich so benannte Dinge bedeuten.

Ziemlich gleichzeitig mit Synesios hat wohl der aus Panopolis

in der [illegible] 5. Jahrhundert [illegible] „der alte“ [illegible] Echt sind die [illegible] Zosimos [illegible] Apparate und Öfen [illegible] Ἰμοὺθ [illegible] τέχνης genannte Schrift [illegible] hervorgeht, daß Zosimos [illegible] Alchymie [illegible] die Seele des Kupfers [illegible] und befreit einen [illegible] Letzteren läßt [illegible] wähnung einer [illegible] der Einwirkung von Säuren auf Metall erfolgten Gasentwicklung begegnet. [illegible] und Zosimos zuerst in deutlicher Weise [illegible] und zwar Kolben mit Hem[illegible] und [illegible] welche Kopp auf einer Tafel in einem Stück seiner schon vorhin genannten „Beiträge“ abbildet.

Die alchymistische Theorie scheint zu dieser Zeit noch auf der untersten Stufe gestanden zu haben, denn noch immer hält der von Side in Pamphylien stammende, zu Anfang des 5. Jahrhunderts lebende Alchymist Philippos Synkellos des Patriarchen von Konstantinopel, Metallfärbung für Metallveredlung und giebt in seiner Βαφὴ τοῦ παρὰ Περσαῖς ἐφευρημένου χαλκοῦ, γραφεῖσα ἀπὸ ἀρχῆς Φιλίππου betitelten Schrift die Anweisung aus Kupfer durch Aufstreuen gepulverter Tutia in geschmolzenem Zustande Gold zu machen.

Derselben Zeit wie die genannte Schrift gehört ein von einem Christen Heliodoros, unter welchen manche Autoren den aus Emesa in Phönicien gebürtigen, spätern Bischof zu Trikka in Thessalien, Heliodoros, verstehen, zum Lobe „der heiligen Kunst der Chymisten“ verfaßtes, dem Kaiser Theodosius (dem I. oder II. ?) gewidmetes Gedicht an.

Als einer der ältesten griechisch schreibenden Alchymisten wird ferner noch ein gewisser Pelagios genannt, über dessen persön-

liche Verhältniſſe man nichts weiß. In ſeinem von Pizimenti mit den Schriften des Demokritos uſw. herausgegebenen Aufſatz *Περὶ τῆς θειάς καὶ ἱερᾶς τέχνης* ſteht er noch ganz auf dem Standpunkt der Metallfärbung und will aus Kupfer mit einem aus Gold oder Silber dargeſtellten Präparat Edelmetalle machen, was inſofern von geſchichtlicher Wichtigkeit iſt, als hier zum erſtenmal dunkel geahnt wird, daß allen Metallen etwas Gleichartiges zu Grund liege, mit welchem ein die Individualität eines jeden Metalles bildender Stoff, der bei den edlen Metallen chemiſch mächtiger als bei den unedeln die Metallverwandlung bewirke, verbunden ſei.

Von den Schriften eines Alchymiſten Olympiodoros, welcher mit dem aus Theben in Ägypten gebürtigen, in der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts zu Alexandria lebenden Philoſophen identifiziert wird, ſind nur von Pizimenti herausgegebene Fragmente vorhanden, welche viel Wichtiges über die Praxis der älteſten Alchymiſten zu enthalten ſcheinen, aber infolge ihrer Nomenclatur unverſtändlich ſind.

Die umfangreichſte der älteſten alchymiſtiſchen Schriften iſt die *Περὶ χρυσοποιΐας πράξεις ἕννεα* betitelte, dem „Herrſcher Heraklius“ gewidmete Abhandlung des um 615 in Alexandria lehrenden Polyhiſtors Stephanos. Derſelbe ſteht ebenfalls noch auf dem Standpunkte der Metallfärbung und hält mit Arſenik erzeugtes Weißkupfer für Silber, aber er bildet inſofern einen Übergang zu den ſpätern Alchymiſten, als er ungleich ſeinen ältern Kunſtgenoſſen — in die gleich unverſtändlichen praktiſchen Vorſchriften lange myſtiſche Betrachtungen und religiöſe Expektorationen einmengt. — Seine Abhandlung, welche wie die vorigen mehrfach handſchriftlich vorkommt, gab Pizimenti mit den genannten Schriften heraus.

Intereſſant iſt, daß Stephanos in ſeiner genannten Schrift ein in den ſogenannten ſibylliniſchen Weisſagungen enthaltenes[1]), bis dahin myſtiſch auf *θεὸς σωτήρ*, *θεάνθρωπος* uſw. gedeutetes Rätſel ausdrücklich für die Alchymie in Anſpruch nimmt. Dasſelbe lautet:

---

[1]) Vgl. Friedlieb: Die ſibylliniſchen Weisſagungen. Leipzig 1852. S. 15 ff.

Ἐννέα γράμματ' ἔχω· τετρασύλλαβος εἰμι· νόει με.
Αἱ τρεῖς αἱ πρῶται δύο γράμματ' ἔχουσιν ἑκάστη,
Ἡ λοιπὴ δὲ τὰ λοιπά, καὶ εἰσὶν ἄφωνε δέ πέντε·
Τοῦ παντὸς δ' ἀριθμοῦ ἑκατοντάδες εἰσὶ δὶς ὀκτώ,
Καὶ τρεῖς τρὶς δεκάδες, σύν γ' ἑπτά· Γνοὺς δὲ τὶς εἰμὶ,
Οὐκ ἀμύητος ἔρῃ τῆς παρ' ἐμοὶ σοφίης.

Friedlieb überſetzte dieſen Originaltext folgendermaßen:

Buchſtaben zähle ich neun; vierſilbig bin ich; Nun erkenn mich.
Welche von dreien zuerſt, hat zwei der Buchſtaben jede,
Und was übrig die andern faßt; aber fünfe ſind lautlos.
Aber die Summe der Zahlen enthält Achthunderte zweimal,
Dreimal dreißig dazu mit ſieben. Und weißt du Wer ich bin,
Dann biſt du nicht uneingeweiht in die göttliche Wahrheit."

Wir werden auf dieſes Rätſel mehrfach zurückkommen. Nach den älteſten Annahmen waren die richtigen Löſungen *Ἀργύρος*, Queckſilber, oder *Κινάβαρις*, Zinnober; Ranconet, Cardanus, Gohory, Borrich, Reyher, Morhof und Leibniz hielten *ἀρσενικόν*, Arſenik, für das gemeinte Wort, welche Annahme in Hinblick auf die von Stephanos mit Arſenik ausgeführte Metallfärbung die wahrſcheinlichſte iſt. Der [721] geſtorbene Jenenſer Mediziner G. W. Wedel entſchied ſich für *κασσίτερος*, Zinn, und K. A. Kortüm, der Verfaſſer der Jobſiade, für *ἀμπελῖτις*, welches, ein bituminöſes Geſtein bedeutendes Wort er auf die Steinkohle anwandte, in der er ſamt der von ihm geſtifteten hermetiſchen Geſellſchaft eifrig laborierte.

Von untergeordneter Bedeutung ſind die drei hinterlaſſenen alchymiſtiſchen Gedichte von den hinſichtlich Zeit und Perſönlichkeit unbekannten chriſtlichen „Poeten", wie man damals die Alchymiſten nannte[1]), Theophraſtos, Hierotheos und Archelaos; nur ſei bemerkt, daß das in Handſchriften vorkommende Gedicht des Hierotheos in manchen Codices den Titel führt: *Τοῦ Ἱεροθέου περὶ λίθου τῶν φιλοσόφων.*

Aus derſelben Periode ſtammt der Aufſatz eines „ungenannten Philoſophen vom göttlichen Waſſer der Weißmachung" (*Ἀνεπιγράφου φιλοσόφου περὶ θείου ὕδατος τῆς λευκώσεως*), welcher Titel zu dem Irrtum, als habe ein Anepigraphos genannter Philoſoph

[1]) Von *χρυσοποιΐα*. Goldbereitung.

gelebt, Anlaß gab. Der ungenannte Verfaſſer des handſchriftlich vorkommenden Aufſatzes ſucht bereits eine Art Geſchichte der Alchymie zu geben, als deren Urheber er Hermes Trismegiſtos, und als deſſen Jünger reſp. Nachfolger er einen Oberprieſter Joannes, dann den Demokritos und Zoſimos ſamt ihren Kommentatoren Syneſios, Olympiodoros und Stephanos nennt.

Eine ähnliche Rolle wie der Philoſoph Anepigraphos ſpielt der Philoſoph Chriſtianos; auch bei dieſem gab die Überſchrift eines Aufſatzes: *Τοῦ Χριστιανοῦ περὶ εὐσταθείας τοῦ χρυσοῦ* (von der Feuerbeſtändigkeit des Goldes) Anlaß, einen Philoſophen Chriſtianos anzunehmen. Erwähnt ſei noch, daß Höfer angiebt[1]), in dieſer Schrift ſei zum erſtenmal ausgeſprochen, daß die Metalle aus Schwefel und Queckſilber beſtänden. Auch ſoll in ihr von einem für die Alchymie ſehr wichtigen *ἀβύσσαιον ὕδωρ*, wahrſcheinlich einer Mineralſäure, die Rede ſein.

In das ſiebente Jahrhundert werden zwei ſonſt unbedeutende griechiſch ſchreibende, ſonſt unbekannte Alchymiſten, Kosmas und Pappos geſetzt, von denen der Letztere mit dem im 4. Jahrhundert zu Alexandria lebenden Mathematiker Pappos verwechſelt wurde. Die *Χρυσοποιΐα* des Kosmas verdient inſofern Erwähnung, als ſie das erſte in Briefform geſchriebene alchymiſtiſche Buch iſt.

Nicht zeitlich, wohl aber in Hinſicht auf Sprache und Technik hierhergehörig ſind die byzantiniſchen Alchymiſten Johannes Damascenus, Salmanas, Michael Pſellos und Nikephoros Blemmydes. Von einem Johann von Damaskus ſoll ein griechiſches Gedicht über die Verwandlung des Bleies in Gold herrühren; doch läßt ſich nicht entſcheiden, von welchem der drei unter dieſem Namen bekannten Männer es ſtammt. Kopp hält dafür[2]), daß der wahre Verfaſſer desſelben der um 1100 lebende griechiſche Mönch Philippus Solitarius ſei. Über die Perſönlichkeit und Zeit des Salmanas, welcher eine auf der Pariſer Bibliothek befindliche Abhandlung über die Darſtellung künſtlicher Edelſteine und Perlen ſchrieb, iſt nichts bekannt; doch kann er nicht

[1]) Höfer: Histoire de la chimie. 2. éd. Tom. I. p. 287 sq.

[2]) Kopp: Beiträge ꝛc. II. S. 487.

vor dem 5. Jahrhundert gelebt haben, weil er den in der Schrift des Olympiodoros genannten armeniſchen König Petaſios erwähnt.

Michael Konſtantinos Pſellos der Jüngere (1020 bis 1105) lebte als Lehrer der Theologie und Philoſophie in Neapel und iſt ein in der Geſchichte der Wiſſenſchaften wohlbekannter Mann, welcher ſich auch mit Alchymie beſchäftigte und eine *Ἐπιστολὴ πρὸς τὸν ἁγιώτατον πατριάρχην τον Ξιφιλίνον περὶ χρυσοποιΐας* ſchrieb. In demſelben ſagt er, daß er einer Aufforderung des Patriarchen: das Verfahren Gold zu machen, deutlicher anzugeben, nachkomme. Dann ſpricht er nach ariſtoteliſchen Prinzipien über die Umwandelbarkeit der Körper ineinander und giebt eine Vorſchrift zur Metallveredlung, die ich nach Pizimentis Überſetzung mitteile[1]): Pſellus befiehlt, einen von ſeiner Farbe Chryſites genannten Uferſand zu nehmen, denſelben fein zu ſtoßen, zu waſchen und zu trocken. Aus demſelben ſoll durch Digeſtion und Kryſtalliſation ein Salz oder eine ſalzige Flüſſigkeit gewonnen werden, indem man den Sand wiederholt mit Eſſig befeuchtet. Dann heißt er Blei und Silber zuſammenſchmelzen und das Salz darauf werfen, welches dieſe Metalle in Gold verwandeln ſoll. — Es wäre nicht unmöglich, daß bei dieſem Verfahren Waſchgold unter die Metallkompoſition gekommen wäre, was Anlaß zum Glauben gegeben hätte, daß hier Gold erzeugt werde. — An einer ſpätern Stelle ſpricht Pſellos von dem oben angeführten Verfahren, mit Hilfe von Schwefelarſenik Gold zu erzeugen, und befiehlt, zu dieſem Zweck Schwefelarſenik (Sandaracha), Arſenik, Schwefel und Zinnober zuſammenzuſchmelzen und damit weiter zu prozedieren. — Aus der Schrift des Pſellos ergiebt ſich, daß derſelbe nicht praktiſcher Alchymiſt war, ſondern nur nach älteren Vorſchriften ſpekulierte, ein Verfahren, durch welches ſpätere alchymiſtiſche Theoretiker die Gläubigen um Millionen brachten.

Nikephoros Blemmydes, ein um 1255 lebender griechiſcher Mönch, ſoll zwei abſchriftlich auf der Pariſer Bibliothek befindliche, dem Kaiſer Theodoros Laskaris gewidmete Bücher *Ἔργον χημευτικόν* und *Περὶ χρυσοποιΐας* geſchrieben haben, über deren Inhalt jedoch nichts Näheres bekannt iſt.

---

[1]) Vgl. die oben genannte Ausgabe des Demokritos S. 260.

Mit Blemmydes ſchließt die Reihe der griechiſchen Alchymiſten, welche die primitivſten Kenntniſſe der Chemie und das Problem der Metallverwandlung vermutlich von den Ägyptern übernahmen. Sie glaubten ihre Aufgabe gelöſt zu haben, wenn ſie die Metalle durch Zuſätze weiß oder gelb färbten. Doch finden ſich bei ihnen die erſten Anſätze zu der ſpäteren trimaterialiſtiſchen Theorie der Alchymie, und ſie — nicht die Lateiner — nannten das die Metalle veredelnde Präparat „Stein der Weiſen“. Für die Entwickelung der Alchymie im Abendland waren ſie ohne Einfluß und, erſt nach der Eroberung Konſtantinopels wurden die größeren gelehrten Kreiſe Weſteuropas mit ihrem dürftigen Wiſſen bekannt.

Drittes Kapitel.

Die Alchymie der Araber.

Von den Alexandrinern übernahmen die Araber nach der Einnahme von Ägypten im Jahre 640 die Beschäftigung mit der Alchymie, welche neben der Astrologie und Medizin ihre Wißbegierde ganz besonders reizte.

Über die Art und Weise, wie die Araber in das Studium der Alchymie eingeweiht wurden, wissen wir, da die erhaltenen Nachrichten aus verhältnismäßig später Zeit stammen, nichts Sicheres. Nur so viel steht fest, daß die Araber zu Anfang des 8. Jahrhunderts die Alchymie bereits mit Feuereifer betrieben, sich griechische Laboranten hielten und ins Arabische übersetzte Chrysopöien lasen. In denselben blieben die technischen Ausdrücke in griechischer Sprache stehen und wurden so Eigentum der Araber, welche ihnen unter leichter Umformung des Wortlauts den Artikel Al vorsetzten; so entstanden z. B. die Kunstworte: Alembik, Alembicus, Helm, aus ἄμβιξ, Topf; Alkahest, das alchymistische Universalauflösungsmittel, aus καυστής, Verbrenner; Alchymie aus χημεία, Alembroth (Queckſilberchlorid mit Chlorammonium) aus ἄμβροτος, göttlich, usw. usw.

Der erste gelehrte Araber, welcher über Alchymie schrieb, war der 702 oder 704 gestorbene Koreischite Chalid ben Jezid, der Schüler eines griechischen Mönches Marianos, Murianos oder Maurienus, welcher ein aus 2315 Distichen bestehendes „Paradies

der Weisen“ betiteltes alchymistisches Werk schrieb.[1]) — Dieser Chalid gab nebst seinem Lehrer Marianus Anlaß zu einer über tausend Jahre für Wahrheit genommenen berühmten alchymistischen Fabel, auf die ich weiter unten zurückkommen werde.

Der berühmteste Alchymist der Araber ist der wahrscheinlich zu Anfang des 9. Jahrhunderts lebende Abu Musa Dschabir Ben Hajjan Ben Abdallah el-Sufi al-Tarsusi, gewöhnlich Geber genannt, welcher zu Tarsus in Kleinasien geboren war und zu Kufa am Euphrat lebte. Von seiner Persönlichkeit wissen wir so gut als nicht; sie wird oft mit andern Arabern gleichen Namens zusammengeworfen, und es bildete sich um den echten Geber ein Legendenkranz, welcher ihn fast zur mythischen Figur machte. Dennoch sind seine allerspätestens im 13. Jahrhundert im Abendland bekannt gewordenen Schriften für die Geschichte der Chemie von der größten Wichtigkeit und in Hinsicht auf die alchymistische Spekulation für das ganze Mittelalter maßgebend. Diese in lateinischer Übersetzung auf uns gekommenen Schriften sind:

1. Summa perfectionis magisterii. — Hauptbegriff der Vervollkommnung des Meisterstücks.

2. De investigatione perfectionis metallorum. — Von der Ausmittelung der Metallveredlung.

3. De inventione veritatis. — Von der Auffindung der Wahrheit.

4. De fornacibus construendis. — Von der Konstruktion der chemischen Öfen.

5. Testamentum. — Letzter Nachlaß.[2]) — Ein seit Geber sehr vielfach gebrauchter Büchertitel der Alchymisten.

Es ist aus diesen Schriften nicht ersichtlich, inwieweit das Vorgetragene eigene Entdeckung und Spekulation Gebers oder von seinen Vorgängern Übernommenes ist. Zu Anfang seines Hauptwerkes, der Summa perfectionis magisterii, spricht sich Geber

---

[1]) Vgl. Hammer: Literaturgeschichte der Araber. Wien 1851. Abt. I. Bd. 2. S. 189.

[2]) Die Einzelausgaben dieser und der andern alchymistischen Schriften in den verschiedenen Sprachen ist in Schmieders Geschichte der Alchymie nachzusehen. Ich benutze, wo es nicht anders angegeben, die lateinischen Abdrücke im Theatrum chemicum und Mangets Bibliotheca chemica curiosa.

dahin aus, daß er alles, was in den Büchern älterer Alchymiſten über die Metallveredlung geſagt worden ſei, zuſammenſtellen wolle, und giebt folgende Lehren:

Die Metalle ſind zuſammengeſetzte Körper, welche (phyſikaliſch betrachtet) nach Ariſtotetiſchen Anſchauungen aus einer Urmaterie beſtehen, in welcher der eine oder der andere der durch beſtimmte Fundamentaleigenſchaften charakteriſierten Grundzuſtände (Elemente: Feuer, Waſſer, Luft und Erde) überwiegen, zuſammengeſetzt ſind.

Zweitens ſind die Metalle — chemiſch betrachtet — aus gewiſſen Grundſtoffen zuſammengeſetzt, welche ſich durch innige Vereinigung aus den ariſtoteliſchen Elementen bilden, zu welchen ſie ſich, um in moderner chemiſcher Ausdrucksweiſe zu reden, wie die zuſammengeſetzten Radikale zu den heute Elemente genannten Stoffen verhalten.

Einen ſolchen „Sulphur“, Schwefel, genannten Grundſtoff nahm Geber in allen durch die Einwirkung des Feuers veränderlichen Körpern und ganz ſpeziell in den Metallen als das die Metallität Bedingende an; die Farbe der Metalle führte Geber gleichfalls auf Art und Miſchungsverhältnis des Schwefels zurück.

Der zweite von Geber angenommene chemiſche Grundſtoff der Metalle iſt das Queckſilber — Mercurius —, welches er ſich als eine zähe Flüſſigkeit denkt, die aus der feinſten weißen Erde und dem hellſten Waſſer im Erdinnern durch natürliche Wärme gezeitigt und durch die ſtärkſte Vereinigung zuſammengefügt wurde, bis das Feuchte durch das Trockene und das Trockene durch das Feuchte gemäßigt ſei.

Auf welche Weiſe dieſe beiden Grundbeſtandteile die verſchiedenen Metalle bilden, ſtellt Geber in der Summa perfectionis[1]) ausführlich dar. Der Kern dieſer ſehr weitſchweifigen Deduktion iſt folgender: Gold enthält den feinſten Mercurius nebſt wenig rotem Sulphur; Silber reinen Mercur und reinen weißen Sulphur; Eiſen erdigen, nicht rein weißen Sulphur und eben ſolchen Mercur; Kupfer groben, roten, unreinen und zum Teil unfixen Sulphur nebſt grobem Mercur, Zinn und Blei weißen Sulphur und Mercur, welche jedoch bei letzterem von gröberer Natur als bei erſterem ſind.

[1]) Lib. III.

Die ungleichen Eigenschaften der Metalle beruhen also auf den ungleichen Eigenschaften ihrer Grundbestandteile, sowie auf der Verschiedenheit der Mengenverhältnisse derselben, weshalb durch Ab- und Zuthun derselben, ihre chemische Behandlung usw. eine Metallverwandlung möglich wird. Man brauchte ja nur die in dem Metall, von welchem man ausging, enthaltenen Grundstoffe auf den erforderlichen Grad von Reinheit zu bringen und das angemessene Verhältnis zwischen ihnen herzustellen, worauf das gewünschte Edelmetall entstehen mußte. Besonders scheint das Kupfer der Gegenstand der alchymistischen Spekulationen Gebers gewesen zu sein, weil er dasselbe für etwas dem Gold wie dem Silber gleich Verwandtes hielt und von ihm sagt, daß es mit leichter Mühe in das eine oder das andere werwandelt werden könne (est bonae conversionis et pauci laboris). Vgl. das oben über Zosimos Gesagte.

Anlaß zu diesen Spekulationen gab wiederum die Färbung des Kupfers in Gelb und Weiß durch zink- und arsenikhaltige Substanzen. Jedoch irrt er nicht so sehr, daß er Messing oder Weißkupfer für künstlich dargestelltes Gold oder Silber hielt, wohl aber nimmt er an, daß hier der durch eine „Medizin erster Ordnung“ gemachte Anfang zu einer wahren Metallverwandlung vorliege. Die die Metallverwandlung bewirkenden Mittel nennt nämlich Geber[1]) „Medizinen“ und unterscheidet drei Ordnungen derselben. Die erste Ordnung bilden die von der Natur gelieferten Rohmaterialien, welche nur eine vorübergehende Metallfärbung bewirken. Die Medizinen zweiter Ordnung bilden eben diese durch chemische Behandlung, Sublimation usw. zubereiteten Rohstoffe, welche dauerhaftere Abänderungen einzelner Eigenschaften der Metalle hervorbringen, und die dritter Ordnung endlich verwandelt unedles Metall in wahres Gold in Silber. Die Medizin dieser Ordnung nennt Geber auch „Stein“ und „Elixir“, doch sagt er nirgends, daß er sie zu bereiten wisse, und trägt das Gesagte nur theoretisch vor, wie er denn überhaupt der Erste war, der eine Art chemischer Theorie aufstellte, welche in ihren Grundzügen bis in unser Jahrhundert hinein Geltung besaß.

---

[1]) Summa perfectionis Lib. IV. cap. 2.

Im übrigen war Geber ein Chemiker, deſſen Kenntniſſe uns alle Achtung abnötigen. So kennt er die verſchiedenen Operationen des Schmelzens, Löſens, Filtrierens, Kryſtalliſierens, Deſtillierens, Sublimierens und Cupellierens; ferner beſchreibt er eine große Anzahl von Chemikalien, deren Erfindung mit großer Wahrſcheinſcheinlichkeit ſein Verdienſt iſt, wie der Schwefel- und Salpeterſäure, des Königswaſſers, der ätzenden Alkalien, des Höllenſteins, Queckſilberſublimats, Queckſilberoxyds uſw. uſw., während er endlich zum erſtenmal die ſchon früher bekannten Stoffe gut beſchreibt und in vorteilhafterer Weiſe darſtellen lehrt.

Seit Geber wurde die Alchymie bei den Arabern ſehr ſtark betrieben, ohne daß es jedoch nötig wäre, andere arabiſche Alchymiſten hier zu nennen, als den berühmten 932 zu Bagdad oder Raj in Choraſan geſtorbenen Arzt Rhaſes (Abu Bekr al Razi), welcher die chemiſchen Arzneien einführte, und den noch berühmteren Philoſophen und Arzt Avicenna (Ibn Sina, 980—1036), deſſen im Mittelalter im höchſten Anſehen ſtehende alchymiſtiſche Schriften jedoch untergeſchoben ſind; echt iſt nur der bei Manget[1]) abgedruckte „Tractatulus“, worin Avicenna Gebers Anſchauungen vertritt.

[1]) Bibl. chem. cur. I. p. 626 sq.

Viertes Kapitel.

Die Alchymie des Mittelalters bis zu Basilius Valentinus.

Von den Arabern, welche seit dem Jahre 711 Spanien okkupiert hatten, gelangte die Alchymie in das übrige Abendland, denn die Beschäftigung mit griechischen Alchymisten ist erst seit dem 15. Jahrhundert nachweisbar, während die Terminologie und die ganze Anschauungsweise der abendländischen Alchymisten vor dieser Zeit eine arabische ist.

Von dem 853 gestorbenen Bischof Haimo zu Halberstadt werden bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts eine lange Reihe christlicher Alchymisten genannt, jedoch ist alles darüber Berichtete mehr als unsicher, insofern es sehr zweifelhaft bleibt, ob die geschichtlich bekannten Leuten zugeschriebenen alchymistischen Schriften diesen wirklich zugehören, und da die der Tradition nach berühmtesten Alchymisten jener Epoche mit voller Sicherheit als in den Bereich der Fabel gehörig betrachtet werden können.

So vor allem der berühmte Einsiedler Morienes, welcher ein Schüler des Adepten Adfar zu Alexandrien (ca. 1050) gewesen sein und von diesem das Geheimnis der Metallverwandlung erlernt haben soll. Als nun nach Adfars Tode der Sultan Kalid von Ägypten eine große Anzahl Alchymisten versammelte, um nach des großen Meisters Vorschriften zu arbeiten, überzeugte sich Mo-

rienes bald, daß der Sultan von Betrügern gemißbraucht werde. Er arbeitete für Kalid das große Elixir aus und verließ ihn heimlich, ohne die zugesicherte große Belohnung in Empfang zu nehmen, indem er schriftlich die Lehre hinterließ: Wer das Geheimnis des Steines der Weisen besitze, bedürfe keiner Belohnung. Kalid ließ nun die Betrüger hinrichten und sandte seinen treuen Diener Kaleb aus, um Morienes zu suchen. Endlich fand Kaleb den Adepten und bewog ihn, dem Sultan das große Geheimnis mitzuteilen, was dieser unter der Bedingung that, daß der Sultan das Christentum annehme. Der Sultan versprach dies auch, blieb aber, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, nach wie vor ein schnöder Türke. Der fromme Morienes jedoch ging trauernd in die Einsamkeit zurück, wo er verschollen ist. Von ihm soll ein von den Zunftgenossen sehr gerühmtes Buch: De transmutatione metallorum seude compositione Alchemiae herrühren, welches, ursprünglich arabisch geschrieben, im Jahre 1182 von einem gewissen Robertus Castrensis ins Lateinische übersetzt wurde.

Eine ähnliche Autorität ist der Adept Arisläus, welcher um 1140 gelebt haben und die berühmte Turba Philosophorum geschrieben haben soll. In diesem „Streit der Weisen“ verfolgt Arisläus die Idee, aus den ihm bekannten Alchymisten, wobei übrigens offenbar sehr viele fingierte Namen, wie z. B. Pythagoras, Parmenides 2c. angeführt werden, die Hauptstellen in Gesprächform zusammenzustellen, um das Geheimnis der Metallverwandlung besser zu verdeutlichen. Diese Fiktion der Namen gab Anlaß zu der Annahme, daß Leute wie Pythagoras usw. wirklich Alchymisten gewesen seien. Von den späteren Rosenkreuzern wurden daraufhin eine Anzahl alchymistischer Schriften gefälscht, welche eine ganze pseudepigraphische Litteratur bilden. So besitze ich von derartigen Handschriften, zu deren Unterschiebung die Turba Anlaß gab:

1. „Die geheime Perl der wahren Weisheit über des Pythagorae Tabellen“ 2c., von Thomas von Aquino (1224—1274) angeblich 1266 ins Lateinische und von Johann Macarius 1492 ins Deutsche übersetzt. Die Handschrift wurde 1739 mit 154 Thalern bezahlt.

2. „Pythagoras hellscheinendes Licht der sieben Naturgeister.“ Von Trithemius von Sponheim (1462—1516) im Jahre 1414 — also 48 Jahre vor seiner Geburt! — ins Deutsche übersetzt.

3. „Güldene Weisheit der Sibyllianischen Götter von Pythagoras in griechischer Sprache beschrieben.“ Angeblich von Thomas von Aquino 1267 ins Lateinische und von Johann Macarius ins Deutsche übersetzt.

Sprache und chemische Kenntnisse dieser Handschriften deuten auf den Anfang des vorigen Jahrhunderts. So viel über den Einfluß der nach Alanus ab Insulis (1114—1202) bereits zu Ende des 12. Jahrhunderts existierenden Turba.

Ein anderer berühmter Alchymist jener Zeit war der angeblich um 1150 lebende Artephius, nach dessen Clavis majoris sapientiae der Königsberger Professor der Medizin Johann Pontanus († 1572) den Lapis Philosophorum ausgearbeitet haben will. Vgl. dessen Epistola de lapide Philosophorum Francof. 1614. 8°.

Sicheren Boden für die Geschichte der Alchymie bekommen wir erst im 13. Jahrhundert wieder unter die Füße, und zwar ist es der berühmte Encyklopädist jener Zeit, Vincentius Bellovacensis († 1256), welcher in seinem Speculum naturale nach Rhases und dem Pseudo-Avicenna über Alchymie referiert, vom „lapis“ und „elixir“ spricht und sagt, daß „per artem alchimiae praecipue metalla transmutantur a propriis speciebus ad alias“ ꝛc. Obgleich Vincentius nichts Selbständiges über Alchymie geschrieben, sondern nur die Anschauungen Früherer referiert hatte, so genügte doch seine Autorität, daß auch ihm eine Anzahl plumper Fälschungen, worin er sogar zu einem Heiligen gestempelt wird, untergeschoben wurden. Bemerkt werde noch, daß er die biblischen Urväter, wie Adam, Noah usw., als Adepten in die Geschichte der Alchymie einführte.

Vincenz von Beauvais wurde in jeder Weise durch den berühmten deutschen Dominikaner Albertus Magnus (1193 bis 1280) weit übertroffen, obschon derselbe mehr Spekulant als Laborant war und sich an frühere Autoritäten, namentlich an die Araber und die Helden der Turba Philosophorum anlehnte. Wollten wir freilich dem ihm zugeschriebenen Libellus de Alchymia und dem Compositum de Compositis Glauben schenken, so müßte Albert Adept gewesen sein. In dem ersteren Buch sagt er nämlich, er habe um der Alchymie willen viele Länder, Orte und Schlösser besucht, woselbst er dann erfahren habe, daß Alle, die sich auf die

Alchymie gelegt hätten, als Gelehrte und Ungelehrte, Äbte und Adelige, Reiche und Arme, ihre Kosten umsonst aufgewendet hätten. Da habe er denn selbst angefangen praktisch zu arbeiten und gefunden, „daß die Transmutation (Verwandlung der Metalle) in Gold und Silber möglich sei.“ Er erörtert nun die Entstehung und Zusammensetzung der Metalle, nach Geber, sagt, welche Umwandlungen möglich seien und welche nicht, giebt gewisse Vorsichtsmaßregeln, beschreibt Öfen, Geräte und Gefäße und teilt endlich eine Vorschrift zur Herstellung des Lapis Philosophorum mit, den er mit Hilfe einer Art Quecksilbersublimat herzustellen hofft. Allein diese und andere Albert zugeschriebene alchymistische Bücher sind in der Neuzeit mit Sicherheit als untergeschoben anerkannt worden.

Zweifellos echt ist nur Alberts Schrift „De rebus metallicis et mineralibus libri quinque“, welche in der großen Lyoner Ausgabe der albertinischen Werke von 1651 und einigen Einzelausgaben zu finden ist. Allein diese genügt vollständig, um Albert zum Alchymisten zu stempeln. Er ist von der Möglichkeit der Metallverwandlung überzeugt, jedoch erzeugt nach seiner Ansicht die Kunst nicht geradezu ein neues Metall, sondern befördert die Veredlung eines geringeren in ein besseres durch Reinigung des Sulphur und Mercurius, sowie durch eine innige Vereinigung dieser gereinigten Prinzipien „cum materia metalli“. Aus dem Silber, als dem dem Gold am nächsten kommenden Metall, lasse sich am ersten Gold herstellen, denn man brauche nur Farbe und Schwere abzuändern, was leicht thunlich sei. Jedoch warnt er vor der oberflächlichen Metallfärberei und sagt, daß derartige Kunstprodukte auf die Dauer die Einwirkung des Feuers nicht vertragen. — Die diesbezüglichen Stellen lauten in Übersetzung:

„Was die Verwandlung eines Metalls in ein anderes anbetrifft, so läßt sich physisch nicht bestimmt darüber urteilen. Das ist Sache der Alchymie und zwar der Hauptgegenstand derselben, aber eine ausgemachte Sache, weil man aus den eigentümlichen Merkmalen eines jeden Metalls leicht und unzweifelhaft erkennt, wann sie geschehen ist.“[1])

„Aus dem Silber entsteht leichter Gold als aus einem andern Metall, denn an ihm braucht man nur Farbe und Gewicht abzuändern, was ohne Mühe geschieht.“[2])

[1]) Loco cit. Lib. III. cap. 1.

[2]) L. c. Lib. III. Tract II. cap. 6.

„Die Alchymie verfährt aber in der Weise, daß sie einen gewissen Körper zersetzt, ihn aus seiner Gattung herausnimmt und mit dem wesentlichsten seiner Bestandteile einen Körper von anderer Gattung bedeckt. Daher ist dasjenige alchymistische Verfahren das beste, welches von ebendenselben Mitteln ausgeht wie die Natur selbst, nämlich von der Reinigung des Schwefels durch Kochung und Sublimation, von der Reinigung des Mercur und der guten Vermischung beider mit der metallischen Grundlage, denn jene beiden decken jede Art von Metall. Diejenigen aber, welche mit Weiß weiß färben und mit Gelb gelb färben wollen, während die Gattung des gefärbten Metalls dieselbe bleibt, sind ohne Zweifel Betrüger und machen weder wahres Gold noch Silber. Und doch schlagen fast Alle diesen Weg ganz oder zum Teil ein. Ich habe derartiges alchymistisches Gold und Silber, welches mir gebracht wurde, der Prüfung unterworfen; es hielt sechs- bis siebenmal das Feuer aus, wenn man es aber noch öfter der Glut unterwarf, so wurde sein Körper zerstört und verbrannt."[1])

Die eigentlichen chemischen Kenntnisse von Albertus Magnus standen kaum über denen Gebers.

Zweifelhaft ist, ob sich Alberts Schüler, der berühmte Scholastiker Thomas von Aquino, mit Alchymie befaßt hat.

Der berühmteste Alchymist des 13. Jahrhunderts ist der zwischen 1235 und 1248 geborene Arzt Arnald Bachuone, gewöhnlich nach seinem Geburtsort — entweder Villeneuve bei Montpellier oder Villanova in Catalonien — Arnald von Villanova genannt, welchen man auch als den Faust des 13. Jahrhunderts bezeichnen kann. Er studierte zu Montpellier und Barcelona, woselbst er auch lehrte und wurde bald als Arzt berühmt. Als er im Jahre 1285 zu dem erkrankten König Peter III. von Arragonien berufen wurde, prognostizierte er diesem durch Stellung seiner Nativität den Tod zu Ende des genannten Jahres.

Das Eintreffen dieses Prognostikons, die Prophezeiung des Weltendes für das Jahr 1335 und nicht zum mindesten freie theologische Anschauungen bewirkten, daß Arnald von der Inquisition verfolgt und vom Erzbischof von Tarragona in den Bann gethan wurde. Er floh nach Paris, wo er Gold gemacht haben soll und dadurch in den Ruf eines Teufelsbündners kam. Aus diesem Grunde wendete sich Arnald nach Montpellier, wo er mehrere Jahre die Arzneikunde lehrte und wo das von ihm bewohnte Haus noch gezeigt wird. Später ging er nach Bologna, Florenz, Rom und Neapel.

[1]) Loc. cit. Lib. III. Tract. I. cap. 9.

Zu Rom lebte Arnald am Hofe des Papſtes Bonifacius VIII., welcher ſich ſehr für Alchymie intereſſierte, und dem zu Liebe er die „Quaestiones de arte transmutationis metallorum, tam essentiales, quam accidentales cum responsionibus, ad Bonifacium VIII. ſchrieb“. Über ſeine damalige praktiſch-alchymiſtiſche Thätigkeit hat uns ein Zeitgenoſſe, der noch 1345 zu Bologna lehrende berühmte Juriſt Johannes Andreas ein merkwürdiges Zeugnis aufbewahrt. Derſelbe ſagt nämlich in ſeinen Zuſätzen zum Speculum Juris des Durandus unter der Rubrik De crimine falsi[1]; man pflege hinſichtlich der Alchymiſten zu zweifeln, ob ſie die Strafe des Betrugs verwirken. Nachdem er die juriſtiſchen Gründe für und wider zuſammengefaßt hat, ſagt er dann wörtlich:

„Zu unſerer Zeit hatten wir am römiſchen Hofe den Meiſter Arnald von Villanova, einen großen Arzt und Theologen, der auch ein trefflicher Alchymiſt war und Goldſtangen machte, die er jeder Prüfung unterwerfen ließ.“

In Neapel lebte Arnald am Hofe des Königs, für welchen er die „Epistola ad Robertum Regem Neapolitanum De Alchymia“ ſchrieb; auch dedizierte er zwiſchen 1285 und 1291 dem König Alphons III. von Arragonien die wie die vorigen bei Manget abgedruckte Schrift Flos Florum. Irrtümlich iſt die Behauptung Schmieders[2], Arnald habe 1299 König Martin von Arragonien eine Phoenix betitelte Schrift dediziert, denn dieſer König regierte von 1396—1413.

Im Jahre 1296 ging Arnald an den Hof von König Friedrich II. von Sizilien, wo er in hohem Anſehen ſtand. Dieſer König empfahl denn auch dem Arzt-Adepten dem zu Avignon reſidierenden ſteinkranken Papſt Clemens V., und obgleich Arnald längſt im Geruch der Teufelszauberei ſtand und ſich in ſeinem Buch De spurcitiis pseudo-religiosorum hart über die Geiſtlichkeit ausgeſprochen hatte, wurde er doch an das päpſtliche Hoflager berufen. Er kam jedoch unterwegs durch Schiffbruch um und wurde zu Genua begraben. Die Zeitangaben ſchwanken zwiſchen 1312 und 1314.

Ich will hier aus den Schriften Arnalds deſſen Lehren über die Bereitung des Lapis Philosophorum zuſammenſtellen: In

[1] Ed. Padov. 1479. P. IV. Vol. III. YYb.

[2] Geſch. d. Alch. S. 152.

der Flos Florum ſagt er, man ſolle ein Kupferamalgam von einem Teil Kupfer und drei Teilen Queckſilber ſo lange mit Eſſig und Salz waſchen, bis ſich der Eſſig nicht mehr ſchwarz färbt. Dieſes Amalgam löſt er in einer von ihm Aqua vitae genannten Flüſſigkeit, deren Darſtellung er nicht beſchreibt, und digeriert die Löſung ſo lange, bis ſich auf derſelben eine ſchwarze Haut bildet. Dieſe nimmt er vorſichtig ab und fährt damit fort, ſo lange dieſe Bildung vor ſich geht. Die geſammelte ſchwarze Maſſe wird in einem Kolben mit dem rückſtändigen Waſſer inhibiert und ſo lange digeriert, bis ſie weiß wird; dann deſtilliert er die Feuchtigkeit ab. Die rückſtändige weiße Erde wird mit dem vierten Teil Gold- oder Silberraſur (Ferment) verſetzt, je nachdem die Tinktur auf Gold oder Silber ausgearbeitet werden ſoll, und in obigem Waſſer gelöſt. Dieſes wird abdeſtilliert und mit der Löſung und Deſtillation ſo lange fortgefahren, bis der Rückſtand eine homogene ſchwarze Maſſe (das Rabenhaupt) iſt. Dasſelbe wird in gelinder Wärme erhalten, bis alle möglichen bunten Farben erſcheinen, worauf man die Wärme ſteigert, bis die Maſſe weiß und endlich rot wird. Bei der Tinktur auf Silber bleibt ſie weiß. Nun iſt das Elixir bereitet, welches Arnald in ſeiner Novum lumen betitelten kleinen Schrift (cap. 6) als intenſiv rot, etwas durchſcheinend, ſchmelzbar, durchdringend und leicht pulveriſierbar beſchreibt. Nach Arnalds Rosarium (cap. 31) trägt man von dem Elixir einen Teil auf hundert Teile erhitztes Queckſilber, welches dadurch in ein rotes, reſp. weißes Pulver verwandelt wird. Von dieſem trägt man abermals einen Teil auf hundert Teile Queckſilber und wiederholt mit einem Teil des jetzt erhaltenen Pulvers und hundert Teilen Queckſilber dieſe Operation noch einmal. Nun hat man erſt den eigentlichen Lapis Philosophorum, von welchem ein Teil hundert Teile Blei in Gold oder Silber verwandelt. Ein Teil der urſprünglichen Tinktur verwandelt alſo nach Arnald hundert Millionen Teile Blei in Gold.

Arnald iſt der erſte Alchymiſt, welcher den Homunculus darſtellen wollte und dem Lapis Philosophorum mediziniſche Wirkungen beilegt; jedoch traut er dem alchymiſtiſchen Gold nicht die Arzneikräfte zu, die das Mittelalter dem natürlichen zuſchrieb.

Wenig bedeutend für die Geſchichte der Alchymie iſt der große

Roger Baco (1214—1294), welcher sich ganz auf Geber, den „magister magistrorum“, und auf den Pseudo-Avicenna, den „dux et princeps philosophiae“, stützt. Es ist jedoch hervorzuheben, daß er eine „Alchimia speculativa“ und eine „Alchymia practica“ unterscheidet. Der ersteren ist es nur um die rein naturwissenschaftliche Erkenntnis zu thun, der Zweck der letzteren dagegen ist die Metallveredlung. Sie ist nach seinem „Speculum alchimiae“ die Wissenschaft, ein als Elixir bezeichnetes Präparat darzustellen, welches durch seine Wirkung unvollkommene Metalle zu vollkommenen macht. In dem genannten Buch bespricht Baco noch die Zusammensetzung der Metalle aus Sulphur und Merkur und giebt eine Anweisung zur Darstellung des Elixirs. Dieselbe ist jedoch ebenso wie die in der „Epistola de secretis operibus artis et naturae et nullitate magiae“ gegebenen alchymistischen Vorschriften so unverständlich, daß es ihrer Besprechung nicht bedarf. Bemerkt sei jedoch, daß Baco in letzterer Schrift wie im Opus majus annimmt, man könne durch den innerlichen Gebrauch des Lapis Philosophorum sein Leben auf mehrere hundert Jahre verlängern.

Zweifelhaft ist, ob Raymund Lullius oder Lullus Adept oder überhaupt Alchymist war. Der spanische Geschichtsschreiber Vincentius Mutius erzählt dessen Leben folgendermaßen: Lullius wurde im Jahre 1235 zu Palma auf Majorca geboren, diente in seiner Jugend am Hofe und im Heere des König Jacob I. von Arragonien und führte ein sehr lockeres Leben. Als er im dreißigsten Lebensjahr in der zudringlichsten Weise der schönen Ambrosia de Castello nachstellte, entblößte diese ihre vom Krebs zerfressene Brust gegen ihn, welcher Anblick den Wüstling so erschütterte, daß eine völlige Umwandlung in ihm vorging. Er trat in den Franziskanerorden, studierte an verschiedenen Orten und erlangte zu Paris die theologische Doktorwürde. Dann machte er Reisen durch Deutschland und Italien, wo er 1293 in Neapel Arnald von Villanova kennen lernte. Vom Jahre 1300 an bereiste er den Orient und verfolgte, zurückgekehrt, mit Feuereifer seinen Plan, die Mohammedaner zu bekehren, zu welchem Zwecke er Missionsanstalten zu errichten suchte. Da dieser Plan scheiterte, ging er 1306 nach Nordafrika, um daselbst das Evangelium zu predigen. Allein er

wurde festgenommen und mehrere Jahre gefangen gehalten. Dennoch entsagte er seinem Vorhaben nicht und ging später noch zweimal nach Nordafrika; auf der letzten Missionsreise wurde er im Jahre 1315 in der Nähe der Stadt Bugia zu Tod gesteinigt.

So die gewöhnliche Darstellung, und H. Löw sagt in seinem Specimen de vita Raymundi Lullii, Hal. Sax. 1830.[1]) man habe vier Verletzungen am Schädel des Lullius gefunden, als man im Jahre 1611 sein zu Palma befindliches Grab geöffnet habe. Ich weiß nicht, worauf diese Angabe sich stützt, aber ich hege große Zweifel an der Echtheit des Schädels, denn die Mauren haben gewiß nicht die Leiche des Giaurs sorgfältig aufbewahrt, so daß man sie nach der Heimat transportieren konnte, sondern sie haben dieselbe wohl den Hyänen und Schakalen zum Fraß überlassen.

Nun wird aber behauptet, Lullius sei an den Folgen der Steinigung nicht gestorben, sondern nach Spanien zurückgekehrt und habe die Könige von Arragonien und Frankreich zum Kreuzzuge aufgefordert. Als diese sich nun mit Geldmangel entschuldigten, habe sich des Lullius der Gedanke bemächtigt, durch die Ausübung der Alchymie die fehlenden Mittel zu beschaffen.

Wie es nun in dem unter Lullius' Namen vorhandenen „Codicillus seu Cantilena ad Regem Anglorum" Cap. 50 heißt, hatte derselbe längst Kenntnis vom großen Elixir, aber es fehlte ihm an der kunstgerechten Ausführung. Er ging nach Italien und erhielt hier, wie er in seinem Testamentum und der Vorrede der Practica Testamenti sagt, von einem Freund den Prozeß, welchen Arnald von Villanova dem König von Neapel unter dem Siegel der Verschwiegenheit übergab. Wie es nun in Lullius Testamentum novissimum, Lib. II. cap. 14 heißt, arbeitete er drei Jahre, bis ihm 1330 in Mailand die Ausarbeitung des Elixirs gelang.

In Mailand wurde Lullius der Freund und Lehrer des Abts John Cremer von Westminster, welcher ihn beredete, mit nach England zu kommen, um mit Eduard III. einen Vertrag zur Beschaffung der für den geplanten Kreuzzug nötigen Mittel abzuschließen.

[1]) pag. 28.

Wir haben hierfür das unverwerfliche Zeugnis von Cremer selbst, welcher in seinem Testamentum Cremeri, Abbatis Westmonasteriensis[1]) sagt:

„Je mehr ich las, desto mehr wurde ich irre, bis ich mich endlich nach Italien begab, wo ich die Bekanntschaft des würdigen und gelehrten Raimundus machte. Unser Umgang wurde zur Freundschaft, und auf mein inständiges Bitten eröffnete er mir einen Teil des Geheimnisses. Auch kam er mit mir nach England und blieb daselbst zwei Jahre, in welcher Zeit wir das Werk weiter verfolgten. Ich stellte ihn dem König Eduard vor, von welchem er mit gebührender Achtung und Güte aufgenommen wurde. Sie schlossen einen Vertrag, nach welchem Raimund den König durch seine göttliche Kunst bereichern wollte unter der Bedingung, daß der König in eigener Person gegen die Türken zu Feld ziehe und das Geld dazu verwende. Aber ach! der König hat sein Wort gebrochen! Voll Kummer darüber floh der fromme Mann über das Meer. Das nagt mir noch am Herzen."

Dafür, daß Lullius noch im Jahre 1332 in London war, spricht der Schluß seines Testamentum novissimum. Derselbe lautet:

„Factum habemus nostrum Testamentum per virtutem de A. in insula Angliae terrae, in ecclesia sanctae Catharinae, apud Londinenses, versus partem castelli ante Cameram, Regnante Eduardo per Dei gratiam, in cujus manibus in custodia per voluntatem de A. praesens Testamentum, Anno post incarnationem millesimo, trecentesimo, trigesimo, secundo cum omnibus suis voluminibus, quae nominata sunt in praesenti Testamento, cum cantilena quae sequitur ad praesens. Jesus Christus sit benedictus in saecula saeculorum Amen."

Über Lullius Aufenthalt in England wird berichtet, er sei von Cremer Eduard III. vorgestellt und von diesem sehr freundlich aufgenommen worden, worauf sie einen Vertrag abgeschlossen hätten, daß Lullius sechzigtausend Pfund Gold aus Quecksilber, Zinn und Blei herstelle, der König dagegen mit dem daraus geprägten Geld Truppen und Schiffe ausrüste, um damit die Ungläubigen zu bekriegen. Als aber Lullius in Cremers Abtei das Gold hergestellt habe, sei der König wortbrüchig geworden und habe dem Adepten zum Hohn Goldstücke prägen lassen, auf welchen Krieger und Schiffe abgebildet waren. Raimund sei nach Italien geflohen und dort verschollen. — Thatsache ist, daß das unter Lullius Namen

[1]) Abgedruckt in: Michael Meyer: Tripus aureus Francof. 1618. 4°. und im Museum hermeticum renovatum. Francof. 1677. 4°.

vorhandene Buch De Mercuriis vom Jahre 1333 aus Italien datiert ist.

Derartige Münzen sind nun in der That vorhanden und in Münzkabinetten häufig anzutreffen. Es sind Rosenobel von doppeltem Dukatengewicht, welche auf dem Avers ein Schiff führen, welches an der Seite mit einer Rose bezeichnet ist. In demselben sitzt ein geharnischter Ritter, welcher in der Rechten ein gezogenes Schwert, in der Linken das vereinigte englisch-französische Wappenschild hält. Die Umschrift lautet: Edward D. G. R. Angl. et Franc. Dns.

Ib. Der Revers stellt eine Rose dar, um welche herum vier gekrönte Leoparden und vier Lilien zu sehen sind. Die Umschrift lautet: Jesus (JHS) autem transiens per medium illorum ibat. Das Gold dieser Rosenobel hält 23 Karat 10 Grän. Diese Rosenobel müssen allen Anzeichen nach in großer Menge vorhanden gewesen sein, was um so auffallender ist, als England damals weder Kolonien noch Goldbergwerke besaß und die Waren der Hansa mit Zinn bezahlte. Die von Anderson in seiner Geschichte des Handels erwähnten Steuern und Zwangsanleihen, die Eduard ausschrieb, sowie die Verpfändung der Kronjuwelen und Kirchengeräte fallen in eine spätere Zeit, nämlich in die Jahre von 1335—1347.

Über den alchymistischen Ursprung dieser Rosenobel äußern sich noch mehrere Zeugen. Robertus Constantius sagt 1545 in seinem Nomenclator insignium scriptorum:

„Ich habe mich bei den Engländern nach diesem Raimundus erkundigt und hörte, daß derselbe thatsächlich leistete, was er in seinen Schriften verspricht. Er hat in London auf Befehl des Königs wahres Gold gemacht. Man hat mir eine der Münzen gezeigt, welche daraus geschlagen wurden. Man nennt sie noch jetzt Raimundsnobel; sie sind von sehr feinem Gold."

Ebenso sagt William Cambden in seinem Reliquiis britannicis, daß obige Rosenobel von Lullius herrühren, während P. Gregor von Toulouse sich wörtlich äußert: „Raimund Lullius hat

dem König Eduard von England sechs Millionen in Gold übergeben, welches er selbst gemacht hatte, damit er Krieg gegen die Ungläubigen führe.“ Theodor Mundan sagt 1684 in der an Edmund Dickinson gerichteten Schrift De quinta essentia Philosophorum: „Raimund hat dem englischen König Eduard zu einem heiligen Krieg sechs Millionen in Gold gegeben, welches er in der Sankt Katharinenkirche unweit des Tower in London gemacht hatte.“ Dazu bemerkt Dickinson in seiner 1686 zu Oxford erschienenen Chrysopoeia, man habe lange Jahre nach der Zeit des Lullius bei einer Reparatur von dessen Zimmer ein Kästchen mit einem goldmachenden Pulver gefunden, von welchem der Baumeister, der es fand, großen Gewinn gehabt habe.

Alle Angaben stimmen darin überein, daß Lullius im achtzigsten Jahr gestorben sei; vergleicht man aber damit jedoch das von Mutius angegebene Geburtsjahr desselben, so müßte er 98 Jahre alt geworden sein. Schmieder nimmt deshalb an[1]), Lullius sei in Wahrheit 1253 geboren, und Mutius habe dessen Geburt zurückdatiert, um darzuthun, daß derselbe unmöglich die 1317 von Papst Johann XXII. durch die Bulle Spondent mit dem Bann belegte Alchymie habe ausüben können. Aus demselben Grund habe auch Wadding in seinen Annales ordinis Minoritarum die Echtheit der Lullischen Schriften abgeleugnet und dieselben einem Juden, Raimund da Terraga zugeschrieben.

Nun spricht sich allerdings Lullius in seinen zweifellos echten philosophischen Schriften gegen die Alchymie aus und sagt z. B. in der Ars magna:[2]) „Die Natur der Elemente hat ihre gewissen Gesetze, nach welchen keine Gattung sich in eine andere verwandeln läßt. In diesem Punkte sind die Alchymisten übel daran und haben wohl Ursache zu klagen“; ja in dem Buche De mirabilibus heißt es sogar, daß das alchymistische Gold nur scheinbares Gold sei. Jedoch beweist dies, da ein Schriftsteller seine Ansichten ändern kann, noch nichts gegen die Echtheit der alchymistischen Schriften des Lullius, weshalb schon der alchymistenfeindliche Athanasius Kircher beide Arten von Schriften für echt, jedoch —

[1]) Gesch. d. Alch. S 170.

[2]) Ed. Argentor. P. VIII. pag. 453.

wohl in Rücksicht auf die Bulle Spondent — die philosophischen für später geschrieben hält. Giebt man aber die Echtheit der alchymistischen Schriften zu, so kommt man zu der Annahme, daß die Sache wohl umgekehrt liegt. Thatsache ist, daß in den beregten Büchern Sätze und Worte in katalonischem Dialekt vorkommen und daß sie, falls sie untergeschoben sind, unmöglich lange nach Lullius geschrieben sein können.

Die Lullischen Schriften sind durchaus von Arnald von Villanova abhängig; es werden, was das Theoretische anlangt, auch hier Schwefel und Queckfilber als die Grundstoffe der Metalle und die Alchymie als diejenige Wissenschaft aufgefaßt, welche sich mit der Reinigung und Vervollkommnung der Mineralien, der Metallverwandlung und der Herstellung der Gesundheit beschäftige. Das Finden des Weges zur Tinktur wird von der göttlichen Gnade und Inspiration abhängig gemacht.

Die Lullischen Schriften sind, was die Praxis sowohl als die Theorie anlangt, sehr dunkel, jedoch läßt sich sowohl aus dem Testamentum als auch aus der Clavicula des Lullius Folgendes über dessen Verfahren ersehen: Er löst Queckfilberchlorid in einem mit sehr starker Salpetersäure und Salmiak bereiteten Königswasser, digeriert die Lösung vierzehn Tage in Pferdemist, destilliert ab und nennt das Destillat Jungfernmilch. Damit übergießt er zwei Finger hoch mechanisch fein zerteiltes Silber und digeriert, bis sich dieses in Queckfilber verwandelt, d. h. bis sich ein Amalgam gebildet hat. Das gebildete Amalgam trennt er vom Silber und wiederholt das Verfahren mit frischer Jungfernmilch, bis sich alles Silber in ein so flüssiges Amalgam verwandelt hat, daß es sich durch ein Tuch drücken läßt. Dieses Amalgam vermischt er mit der Hälfte Silberrasur und digeriert die Mischung bis sie flüssig ist. Dann verschließt er diesen „Merkur der Weisen“ hermetisch und digeriert, bis er sich in eine schwarze Masse, das „Rabenhaupt“, verwandelt hat. Zwei Gewichtsteile desselben werden mit einem Gewichtsteil Jungfernmilch vermischt und in der Asche digeriert, bis sich alles in eine weiße Masse verwandelt hat. Diese Operation wird dreimal wiederholt, worauf er die „Terra foliata“ erhält. Drei Teile derselben werden mit einem Teil Ferment (Gold- oder Silberrasur) vermengt, mit Jungfernmilch übergossen und digeriert, bis

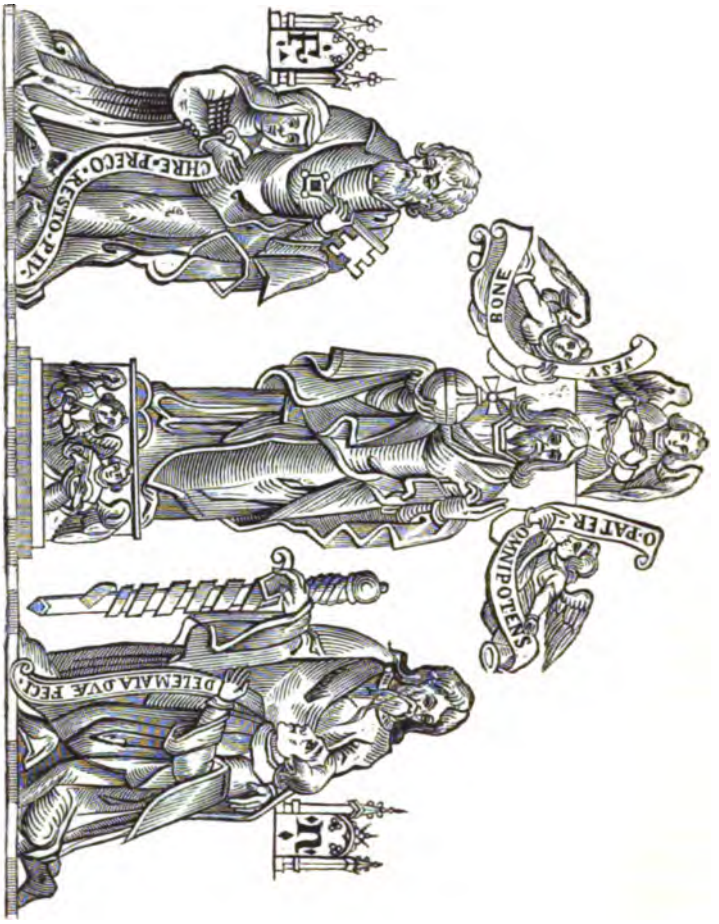
alles eine weiße oder rote Maſſe geworden iſt, welche noch zweimal in gleicher Weiſe „getränkt“ wird, worauf die Tinktur auf Silber oder Gold, je nach dem Ferment, ausgearbeitet iſt. Ihre tingierende Kraft iſt 1 : 1000, bei fünfmaliger „Tränkung“ 1 : 1000000, bei ſechsmaliger unendlich. Deshalb ruft er auch in ſeinem Testamentum aus: Mare tingerem, si Mercurius esset! Auch ſoll dieſe Tinktur alle Krankheiten je nach ihrer Langwierigkeit in der Zeit von einem Tag bis zu einem Monat heilen, und wenn man von ihr ein Hirſekorn ſchwer in Waſſer löſt und mit ſo viel dieſes Waſſers, als eine Haſelnußſchale faſſen kann, einen Weinſtock begießt, ſoll dieſer bereits im Mai reife Trauben tragen. (!???)

Aus etwas ſpäterer Zeit ſtammt die Sage von dem Adepten Nicolaus Flamel, welcher 1330 in Pontoiſe geboren und zu Paris Bücherabſchreiber für die Univerſität war. Derſelbe hatte der Sage nach im Jahre 1357 für zwei Gulden einen Baumrindenkodex mit fremdartigen Schriftzeichen und Bildern gekauft, welche alchymiſtiſche Operationen darzuſtellen ſchienen. Nachdem er ſich lange vergeblich mit deren Entzifferung bemüht hatte, reiſte er 1378 nach Spanien, um vielleicht bei einem dort lebenden Alchymiſten Aufſchluß zu erhalten. Zu San Jago de Compoſtella traf er einen gelehrten jüdiſchen Arzt namens Canchez, welcher ihm die myſteriöſe Handſchrift deutete und ihm mitteilte, daß dieſelbe von einem Juden namens Abraham herrühre, welcher ſie zu Gunſten ſeiner notleidenden Landsleute verfaßt habe.

Flamel kehrte 1379 nach Paris zurück und machte ſich an die Ausarbeitung des Prozeſſes; doch gelang ihm die Vollendung des alchymiſtiſchen Meiſterſtücks erſt nach drei Jahren. Der Tradition nach verwandelte er am 17. Januar 1382 zum erſten Mal Queckſilber in Silber und am 25. April desſelben Jahres tingierte das gleiche Metall zweimal in Gold.

Durch ſeine Kunſt ſoll ſich Flamel ein Vermögen von anderthalb Millionen Livres erworben und vierzehn Hoſpitäler ſowie ſieben Kirchen, darunter die von Sainte Généviève und die auf der Cimetière des Innocents befindliche geſtiftet haben. An der letzteren waren eine Reihe hieroglyphiſcher Figuren, welche den alchymiſtiſchen Prozeß darſtellen ſollten und Flamels Grabmahl

ausgehauen. Dieſe Bildwerke waren bis in das vorige Jahrhundert ſichtbar. Außerdem machte Flamel eine Reihe milder Stiftungen, deren Abwürfe nach Lenglet du Fresnoy: Histoire



de la Philosophie hermétique, Tom. I. p. 206—217 noch im Jahre 1742 verteilt wurden.

Dieſe Stiftungen ſind Thatſachen, aber eine andere Frage iſt es, ob ſie aus der alchymiſtiſchen Kunſt Flamels herſtammten. Ich kann hier unmöglich auf die große über Flamel exiſtierende Litteratur

eingehen, ſondern verweiſe auf den dieſelbe gründlich behandelnden Aufſatz in Adelungs Geſchichte der menſchlichen Narrheit.

In das erſte Viertel des 15. Jahrhunderts werden die angeblichen Adepten Iſaak und Johann Iſaak Hollandus, der Sage nach aus Holk gebürtige holländiſche Juden, geſetzt. Die ihnen zugeſchriebenen Schriften tauchten erſt zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf; ſie ſtanden bei vielen in hohem Anſehen, ſind jedoch vermutlich Fälſchungen des ſpäter zu erwähnenden Thölde und enthalten alberne Sudelköchereien.

In England war im 15. Jahrhundert ſelbſt König Heinrich VI. Alchymiſt und munterte, da der Krieg der beiden Roſen gewaltige Summen verſchlang, in vier im Original noch zu Ende des 17. Jahrhunderts vorhandenen Verordnungen alle Edeln, Doktoren, Profeſſoren und Geiſtliche zur Betreibung der Alchymie auf. Auch verlieh er 1440 der Compagnie Fauceby, Kirkeby und Ragny das Privilegium Gold zu machen und das Lebenselixir zu verkaufen. Ähnliche Patente erteilte er 1444 an John Cobbe, 1446 an Thomas Trafford und Thomas Aſheton, 1849 an Robert Bolton und 1452 an John Miſtledon nebſt drei Genoſſen. Die Folge war, daß England mit falſchen Goldmünzen überſchwemmt wurde, die aus Kupferamalgam hergeſtellt waren. Vgl. Anderſon Geſchichte des Handels, Teil III., S. 172, 186 u. 194.

In Frankreich ſoll der Finanzminiſter Carls VII., Jaques le Coeur, Adept geweſen ſein, jedoch iſt daran nach Profeſſor Semmigs eingehenden urkundlichen Forſchungen nicht zu denken. Vgl. Dr. Semmig: Die Jungfrau von Orleans, Leipzig, 1885. S. 70—144.

Selbſt eine deutſche Kaiſerin zählt zu den betrügeriſchen Alchymiſten, nämlich die wegen ihrer Sittenloſigkeit berüchtigte Barbara, Gemahlin Kaiſer Sigismunds.

Ein gleichzeitiger Alchymiſt, Johann von Laaz, ſchreibt von derſelben:[1])

„Da ich von mehreren Seiten hörte, daß die Gemahlin des höchſtſeligen Kaiſer Sigismund in der Naturwiſſenſchaft erfahren ſei, beſuchte ich ſie und prüfte ſie ein wenig in der Kunſt. Sie wußte ihre Antworten mit weiblicher Feinheit abzumeſſen. Vor meinen Augen nahm ſie Queckſilber, Arſenik und

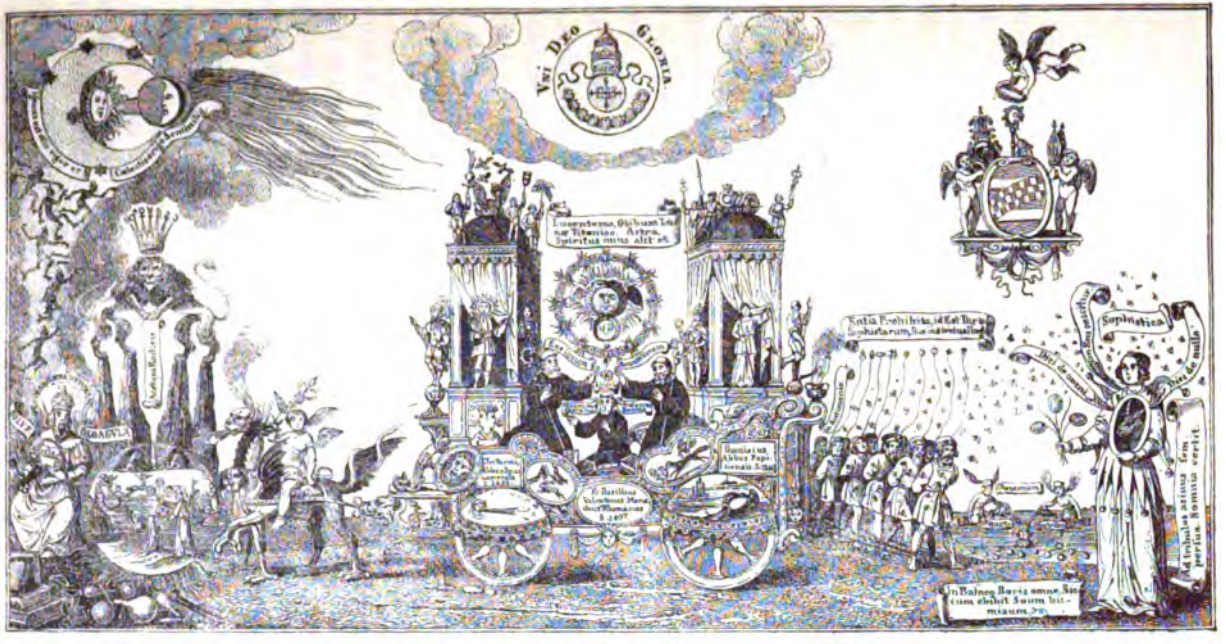
[1]) B. U. Petränus: Ausgabe der Werke des Baſilius Valentinus. Hamburg 1717. Vorrede.

etwas Anderes, das ſie nicht nannte, aber wohl wußte. Daraus machte ſie ein Pulver, von welchem das Kupfer weiß gefärbt wurde. Es hielt den Strich wie Silber, vertrug aber den Hammer nicht. Damit hat ſie viele Menſchen betrogen."

„Desgleichen ſah ich bei ihr, daß ſie glühend gemachtes Kupfer mit einem Pulver beſtreute, welches eindrang und das Kupfer wie feingebranntes Silber färbte. Wenn es aber geſchmolzen wurde, ſo wurde es wieder Kupfer wie vorher. Und ſolcher falſcher Künſte zeigte ſie mir viele."

„Ein andermal nahm ſie Crocus Martis (Eiſenoxyd), Kupferkalk (Kupferoxydul) und andere Pulver, miſchte ſie und cementierte damit gleiche Teile Gold und Silber. Das Metall hatte alsdann von innen und außen das Anſehen feinen Goldes; aber wenn es geſchmolzen wurde, verlor es die Farbe wieder. Damit wurden viele Kaufleute von ihr betrogen."

„Da ich nun lauter Lug und Trug ſah, machte ich ihr deshalb Vorwürfe. Sie wollte mich ins Gefängnis werfen laſſen; doch mit Gottes Hilfe kam ich noch heil davon."



Titelblatt von Baſilius Valentinus' „Triumphwagen des Antimonii".

Fünftes Kapitel.

Baſilius Valentinus.

Vom Jahre 1602 an erſchienen in raſcher Folge eine große Anzahl alchymiſtiſcher Schriften, als deren Verfaſſer ſich ein Benediktinermönch, Frater Baſilius Valentinus, nannte. Sie wurden faſt ſämtlich von einem gewiſſen Thölde zuerſt herausgegeben. Über die Lebensumſtände des angeblichen Verfaſſers iſt aus dieſen Schriften aus einzelnen Stellen nur erſichtlich, daß er ſich wiederholt einen Bruder des Benediktinerordens[1]) und die, welche „oberhalb Rheins, im hohen Deutſchland“ wohnen, ſeine Landsleute nennt.[2]) Er will in ſeiner Jugend Reiſen nach den Niederlanden und England gemacht[3]) und ſpäter eine Wallfahrt nach Sanct Jakob (de Compoſtella?) gethan haben.[4]) Sein Zeitalter iſt nur aus dem Umſtand zu erraten, daß er bei den Vorſchriften zu ſeinen zahlreichen chemiſchen Arzneien ſehr oft „die Franzoſen“ nennt[5]) und daß er ſomit, wenn wirklich exiſtierend, um 1493 gelebt haben muß.

Da die Schriften einen hocherleuchteten Adepten zu verraten ſchienen und bei den Alchymiſten reißenden Abſatz fanden, ſo bildete ſich in kurzer Zeit eine ganze Tradition um den Namen ihres Verfaſſers. In erſter Linie wird behauptet, Kaiſer Maximilian I. habe

1) Vid. „Triumphwagen des Antimonii“, Wiederholung des Steins der uhralten Weiſen“, „Tractat von den natürlichen und übernatürlichen Dingen.“

2) „Triumphwagen des Antimonii.“

3) u. 4) „Triumphwagen des Antimonii.“

5) In den unter Anm. 1) angeführten Schriften, in den „Schlußreden“ und „Appendix zum Triumphwagen d. A.“, wo er auch davon ſpricht, daß das Antimon „zu den Schrifften, ſo in den Druckereyen gebraucht werden“, Verwendung finde.

im Jahre 1515 Nachforſchungen nach Baſilius Valentinus angeſtellt und in den Ordensmatrikeln zu Rom, Erfurt und anderen Orten nachſchlagen laſſen, ohne daß dieſer Name zu finden geweſen ſei. Dieſe Nachricht entſtammt, jedoch ohne alle Belege, erſt Morhofs 1673 zu Hamburg gedruckter Epistola de Transmutatione metallorum[1]) und wurde in Motſchmanns 1729—1733 erſchienene Erfordia literata hinübergenommen[2]), woraus ſie Schmieder zitiert.[3]) Auch Peträus erwähnt ſie in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Baſilianiſchen Schriften[4]) und meint, der Abt des Peterskloſters zu Erfurt, wo Baſilius gelebt haben ſoll, habe wohl ſeine Matrikel nicht genau nachgeſehen, „oder daß auch eben in dem Cloſter der Basilius nicht immatriculirt geweſen, ſondern im Cloſter zu Walckenriedt, worinnen vor Zeiten auch Benedictiner-Münche ſich auffgehalten[5]), wie D. Weitius beim Reyhero De nummis Chym.[6]) attestiret, daß ihm von einem alten Curioso verſichert worden, daß der Basil. eine geraume Zeit daſelbſten ſich aufgehalten.“ — Alſo eine ganz unverbürgte Sage. Zwar ſagt Sprengel[7]), in dem Opus praeclarum ad praxin Tr. 7 cap. 9 des 1440 zu Pavia geſtorbenen Guanierius werde Baſilius Valentinus genannt, jedoch weiſt Kopp[8]) nach, daß daſelbſt kein Name genannt, ſondern nur von „quidam eremita alkimista magnus“ geſprochen wird. Auch Crato von Crafftheim, welcher als Gewährsmann für die Exiſtenz des Baſilius angeführt

[1]) Morhof: Epistola de Metallorum Transmutatione ad Joel Langelottum: „De Fratre Basilio Valentino omnia incerta sunt, quae memorantur, quanquam diligentissime in ejus historiam inquisitum fuerit ab Imperatoribus Germanicis. Ejus scripta in multis apparent mutilata. Nam monstravit mihi Ericus Mauritius, Collega quondam meus conjunctissimus, nunc illustris Camerae Spirensis Assessor, magnum non Jurisprudentiae tantum, sed et omnis elegantioris doctrinae decus, quas e Manuscripto Codice Bibliothecae Viennensis insignes lacinias enotaverat, quae in impressis exemplaribus non comparent.“ Morhof ſelbſt ſagt nicht einmal etwas von Maximilian I.

[2]) pag. 390.

[3]) G. d. A. S. 197.

[4]) Hamburg 1717. 8°.

[5]) Dies iſt irrig, Walkenried war ein Ciſtercienſerkloſter.

[6]) Kilon 1692. 4°.

[7]) Encyklopädie von Erſch. u. Gruber. Teil II. S. 416.

[8]) Beiträge ꝛc. 3. Teil. S. 112.

wird, spricht um 1580 nur von dem Manuskript eines ungenannten arzneikundigen Mönches, der vor 200 Jahren in Ulm gelebt habe.[1])

Schmieder behauptet nun, die Basilianischen Schriften seien lange vor dem Druck durch Abschriften vervielfältigt worden[2]) allein Kopp weist nach, daß keine Handschrift vor das Jahr 1600 zurückgeht.[3]) Nur bei einer auf der Münchener Bibliothek befindlichen Handschrift: „Fr. Basilius Valentinus ordinis S. Benedicti: Fünf gehaime Bücher oder Theil von dem Stain der alten Weisen und andern verborgenen Geheimnissen der Natur“[4]) ist er zweifelhaft. Auf meine Bitte ließ Herr Baron Dr. du Prel in München vor einigen Jahren diese Handschrift von einem Bibliothekbeamten einsehen, und es ergab sich, daß auch sie den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts entstammt. Nun behauptet zwar Schmieder[5]), die Kirchenbibliothek zu Neustadt a. d. Aisch bewahre ein Manuskript unter dem Titel: „Magni Basilii Valentini Recepta, dat. Erfordiae Anno Domini 1498, ipso die Sanctorum Simonis et Judae Apostolorum“, in welcher sich die Bemerkung finde: „Habui, Joh. Casp. Thorer, Badens. Anno (15)25.“ Diese Angabe ist durch nichts belegt, und Schmieder, dem alles darauf ankommt, die Existenz des Basilius zu retten, setzt selbst die 15 in Parenthese und vermutet somit nur, daß die Handschrift dem 16. Jahrhundert entstamme.

Eine bestimmte Angabe über das Zeitalter des Basilius Valentinus finden wir zuerst in Mauritii Gudeni: Historia Erfordensis, Duderstad. 1675. 8°. S. 129. Hier heißt es ohne Beleg und Quellenangabe zum Jahre 1413:

„Eadem aetate Basilius Valentinus in Divi Petri monasterio vixit, arte medica et naturalium indagatione mirabilis. Insuper iis accensetur, quos in augmentum spei nominant aurum confecisse; sic aliena dementia post saecula fallit, ideo minus culpabilis, quod non nisi decipi amantes facultatibus exuantur.“

Diese Angabe ist schon insofern unrichtig, als der angebliche Basilius vom Letternmetall und den „Franzosen“ spricht, und mit-

---

[1]) „Beiträge“ 2c. Teil III. S. 113.

[2]) Gesch. d. Alch. S 197.

[3]) Kopp a. a. O.

[4]) J. A. Schmeller: die deutschen Handschriften der K. Hof- und Staatsbibliothek zu München. S. 388. No. 3739. XVI./XVII. J.

[5]) G. d. A. S. 200.

hin die Bücher zum mindeſten nicht vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt oder dem epidemiſchen Graſſiren der Syphilis, welches mit der Belagerung Neapels durch die Franzoſen im Jahre 1493 begann, geſchrieben ſein können. Nun weiſt zwar ſchon Peträus in ſeiner unpaginierten Vorrede mit Recht daraufhin, daß die Syphilis lange vor 1493 bekannt war; das iſt vollkommen richtig, aber in den Baſilianiſchen Schriften iſt ausdrücklich von den „Franzoſen“ die Rede, welchen Namen die epidemiſche Syphilis erſt ſeit obigem Jahre erhielt.

Es muß ganz beſonders hervorgehoben werden, daß die Angabe desGudenus dreißig Jahre nach dem Erſcheinen eines Buches gemacht ſind, auf deſſen Titel zuerſt auf Erfurt als den Wohnort des Baſilius hingewieſen wurde. Es iſt dies die

„Letztes Teſtament Basilii Valentini Benediktiner Ordens, darinnen die Geheime Bücher vom Groſſen Stein der Uhralten Weiſen und andern verborgenen Geheimniſſen der Natur. Aus dem Original, ſo zu Erffurt in dem hohen Altar unter einem Marmorſteinen Täfflein gefunden, nachgeſchrieben.“ Straßburg (Joh. Phil. Nenter), 1645, 8°[1])

betitelte Schrift. Gudenus wollte alſo wohl aus Lokalpatriotismus ſeinen in der Fama berühmten Landsmann retten, wenn er auch ein Gegner der Alchymie war. Ob auf der lateiniſchen in Jena 1626 unter dem Titel Testamentum ultimum erſchienenen Ausgabe Erfurt genannt iſt vermag ich nicht zu ſagen.

An die Angabe des Gudenus knüpfte ein gefälliger Autor an und beglückte die Alchymiſten mit einem Buch, worin anſcheinend Baſilius ſelbſt Angaben über die Zeit ſeiner alchymiſtiſchen Thätigkeit macht. Es ſind dies die:

„Schrifften des Basilii Valentini, ſo er mit eigener Hand geſchrieben und ſeinen Discipeln zu einem gewiſſen Stück Brote — — hinterlaſſen.[2])

Hier heißt es zu Anfang des erſten Kapitels:

„Anno 1417 nahm ich Basilius Valentinus 4 Pfund gutes Aquafort, gemacht aus gleichem Teil Salpeter und Vitriol“ ꝛc.

und am Schluß:

„Dieſes iſt alſo die Phalaja, welche ich von dem Basilio Valentino Anno 1401 zu Erffurt im Kloſter als beſagter Phalajae Autore ſelbſten bekommen

---

[1]) Doch bitte ich, die unten zitierte Apocalypsis chemica zu vergleichen.

[2]) Abgedruckt in der Hamburger Ausgabe des Peträus von 1717 von Seite 1097 bis 1111.

und aus ſeinen eigenen Händen empfangen habe. Den Usum findeſt du in ſeinem Testament, welchen ich jederzeit ſehr wohl und bewärth habe befunden.

Johann von Ebertz
auff Ebertz-Felde,
Anno 1401."

Alſo nach den Worten des angeblichen Baſilius hat derſelbe den Prozeß 1417 erſt begonnen, während ihn der angebliche Ebertz ſchon 1401 von des Baſilius eigener Hand empfangen haben will. Schon hieraus erſieht man die plumpe Fälſchung.

An das Benediktinerkloſter auf dem Petersberg zu Erfurt knüpften denn nun in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Anzahl Baſiliusſagen an: So wärmt Olaus Borrich in ſeinem 1696 zuerſt gedruckten „Conspectus scriptorum chemicorum celebriorum" § 45 die im zweiten Kapitel mitgeteilte Fabel von der Auffindung des alchymiſtiſchen Aufſatzes des Oſthanes mit Anwendung auf Baſilius auf, indem er ſagt:

„Basilius Valentinus, Benedictini Ordinis monachus, notissimus scriptor hodie, sed qui diu a morte sua doctis tandem coepit innotescere, aperta, ceu perhibent, per ictum fulminis columna templi Erffurtensis, in cujus medio diffracto scriptum ejus hactenus delituerat; sed et haec, utcunque in vulgus etiam typorum ministerio sparsa, nullius certa nituntur auctoritate."

Der Jenenſer Profeſſor der Medizin Dr. Georg Wolfgang Wedel ſagt dagegen in ſeiner 1704 in Jena gedruckten „Exercitatio in Basilii Valentini vitam"[1]:

„Wir haben wohl ehe deſſen gedacht, daß uns ſchon vor ſechs und dreyßig Jahren einmal iſt erzehlet worden, es ſtünden in eben dieſer Stadt, die die Haupt-Stadt in Thüringen iſt, an den Fenſtern einer gewiſſen Kirche Hieroglyphiſche und Emblematiſche Figuren abgemahlet, die den ganzen Philosophischen Process lehreten, und wären dem Gottſeligen Chur-Fürſten von Maynz Johann Philipp[2]) einmahl gezeiget, aber, wie man damahls nicht auff ſo was achtete, auch nicht geachtet worden, auch haben wirs nachmals nicht mehr ausfinden noch ausfragen können."

„Allhier aber müſſen wir mit gröſſeſtem Ruhm des hoch-würdigen Praelaten gedachten Cloſters ſonderbarer Gnade gedencken. Welcher uns dieſe Nachricht erteilet hat, daß (1) jetzo keine ſolche Figuren, wie die Alten gehabt hätten, an den Fenſtern der Kirchen auff den Peters-Berg mehr ſtünden; daß (2) in dem Teutſch-Schwediſchen dreyßig-jährigen Kriege meiſt alle Manu-

[1]) Deutſch vor der Ausgabe des Petrus, Hamburg, 1717.

[2]) Aus dem Hauſe Schönborn, ein großer Liebhaber der Alchymie. Biſchof um 1658.

scripta des Basilii Valentini auff Befehl der Königin Christinae aus der Cloſter-Bibliothec genommen und nach Schweden geführet wären; Daß (3) ſelbige Manuscripta vorhero in einer Mauer, unter des Cloſters Refectorio, zuſammt einem Gold-gelben Pulver, in einer Schachtel, verborgen gelegen hätten; Daß (4) das eine von den noch übrigen Manuscripten auff Befehl des Chur-Fürſten von Maynz an den Chur-Fürſten von Cölln, der ein groſſer Liebhaber von der Chymie geweſen, geſandt worden ſey; Und daß er (5) das andere Manuscript von der Quinta Essentia vor einigen Jahren an den Pater Procurator der Cartheuſer geliehen, der aber darnach anderswo hingezogen, und es nicht wieder gegeben habe, es alſo auch verlohren, und die Bibliothek um dieſen ſchönen und groſſen Schatz gekommen ſey."

Nach Wedel hätte dieſe Unterredung im Jahre 1668 ſtattgefunden. Ganz in entgegengeſetztem Sinn ſagt aber Petraus in ſeiner Vorrede:

„Mollenbroc in tract. de arthrit. vaga scorbut. (des Mediciners V. A. Moellenbrocks Tractatus de varis seu arthritide vaga scorbutica erſchien 1663) gedencket, daß er den Abt. des Bened.-Cloſters zu Erffurt ſelbſten darum befraget, aber zur Antwort bekommen, daß ihme nichts davon wiſſend, und er ſeinen (des Baſilius) Namen in der Matrickel, worinnen doch die Namen der Mönche angeſchrieben, nicht finden könte."

Ebenſo widerſprechend wie die Angaben über den Urſprung der Werke des Baſilius und das Zeitalter ihres Verfaſſers ſind die über deſſen Lebensdauer. In des Tübinger Profeſſors der Mathematik und Phyſik Dr. Johann Conrad Creiling Schrift „Die edelgeborene Jungfrau Alchimya[1]) heißt es:

„Wer ein Mehreres von dem Basilio Val. zu wiſſen verlanget, der leſe die ſchöne Praefation des Herrn D. Petraei bey der neuen Hamburgiſchen Edition der Schrifften Basilii, wozu ich noch dieſes ſetzen will, daß ich in einem Manuscripto einen Process gefunden, deſſen Titul iſt Descriptio Lapidis Ignis Johannis Macarii Monachi. Und zu Ende ſtehet: Dieſer Macarius iſt des Fratris Basilii Val. Discipulus geweſen, den er dieſe Kunſt gelehret. Er der Basilius hat gelebet An. 1386, hat bey 3000 Menſchen von groſſen Krankheiten curiret, iſt 136 Jahr alt geworden, hat auch noch länger gelebet, und hat noch ein ruhiges Alter gehabt."

In einer mir vorliegenden aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſtammenden Handſchrift des Lapis Ignis finde ich dieſe Stelle nicht, wohl aber in einer der gleichen Zeit entſtammenden Abſchrift eines dem Macarius zugeſchriebenen Diarium die folgende:

„Im 1484 Jahre den 18. Octobris frühe zwiſchen 9 und 10 Uhr wurde die Seele in Abrahams Schooß aufgenommen von unſern heil. Vater Basilio

[1]) Tübingen, 1730. 8°. S. 297.

Valentino, welcher dem gantzen Kloſter ein großes Trauern erweckte, und hatte ſein Alter bracht auf 136 Jahre. Der Herr ſammle uns alle zu ihm in Chriſto unſern Herrn."

An Gudenus ſcheint ſich Lenglet du Fresnoy anzuſchließen, wenn er in der ſeiner Histoire de la Philosophie hermétique beigefügten Chronologie des plus celèbres Auteurs de la Philosophie Hermétique ſagt:

„1414. Basile Valentin, Moine Benedictin à Erfurt en Allemagne est l'un de plus grands Artistes de la Philosophie hermétique."

Eine von obiger ganz abweichende Angabe finde ich in den oben ſchon genannten Glücksbrunner alchymiſtiſchen Manuſkripten, welche mein Urgroßvater m. S., der dortige Berginſpektor Johann Salomo Hauß en, in den Jahren von 1764—1802 abſchrieb. Hier heißt es ohne Quellenangabe:

„Frater Basilius Valentinus iſt gebohren Anno 1413 d. 1. Maji zu Strassburg in Elſaß, immatriculiret (wo?) d. 24. Oct. Anno Domini 1442, et mortuus 1498; hat alſo ſein gantzes Leben in dieſer Welt gebracht auf 85 Jahr und liegt im Creutzgang gegen Morgen No. 10 begraben; iſt der allergrößte Naturkundiger und der größte Meiſter der allergrößten Geheimniſſe geweſen."

An gleicher Stelle wird noch eine ebenfalls unbelegte Anekdote erzählt, laut welcher man am 2. Auguſt 1699 einen vom Petersberg in Erfurt nach dem Siebershof und Fülloch führenden unterirdiſchen Gang entdeckt und darin drei mit ſchwarzer, weißer und roter Materie gefüllte Kölbchen entdeckt habe, wovon die letztere nach den Erfahrungen eines gewiſſen Dr. Petri der „Lapis Philosophorum Basilii" geweſen ſein ſoll.

Die in den angeführten Angaben enthaltenen Widerſprüche bewogen ſchon zu Ende des 17. Jahrhunderts den Duisburger Profeſſor Jacob Toll zu der Annahme, daß Baſilius Valentinus keine geſchichtliche Perſon, ſondern eine von alchymiſtiſchen Begriffen abhängige Fiktion, daß nämlich ein aus einem Regulus hergeſtelltes Präparat alles durchdringe, ſei. In dieſem Sinn ſagt er in ſeiner Sapientia insaniens seu promissa Chemiae, Amstelod. 1689. 12°: „Basilius, regalis, proles Reguli; Valentinus a valendo seu potentia, qua cuncta penetrat". Dieſer Anſicht tritt auch der gelehrte Geſchichtsprofeſſor Daniel Morhof in Kiel († 1691) bei.

Ähnlicher Meinung war der gleichzeitige Hamburger Mathe-

matiker Detlev Clüver in seinem litterarischen Streit mit dem brandenburgischen Geheimrat Franz Clinge, welcher einen 1679 zu Nürnberg (spätere Auflage: Berlin 1701) erschienenen Kommentar zum Basilius unter dem Titel: „Richtiger Weg-Weiser zu der einigen Wahrheit in Erforschung der verborgenen Heimlichkeiten der Natur" geschrieben hatte. Clüver richtete dagegen eine „Der curiöse Welt-Mercurius" betitelte Schrift, worin er behauptet auf Grund des Umstandes, daß der Name Basilius Valentinus in der Ordensmatrikel der Benediktiner fehlt, derselbe sei ein fingierter Name und die seinem Träger zugeschriebenen Bücher Übersetzungen arabischer, in der vatikanischen Bibliothek liegender Handschriften. Jedoch gesteht er zu, daß er, als er zu Rom diese Handschriften eingesehen, dieselben als bedeutend von den Drucken abweichend gefunden habe. Übrigens sagt auch Morhof, daß die auf der kaiserlichen Bibliothek in Wien aufbewahrten Basilianischen Handschriften sehr von den Drucken abwichen.

Noch will ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß nach allgemeiner Annahme Handschriften wie Drucke ursprünglich deutsch waren und ins Lateinische übersetzt wurden. S. unten die Bibliographie.

Übrigens giebt, was bisher — selbst von Kopp — übersehen wurde, selbst der eifrige Alchymist Wedel zu, daß die dem Basilius zugeschriebenen Drucke untergeschoben sind und schielt nach Thölde als deren Urheber. Er sagt in seiner Exercitatio in direktem Anschluß an die oben zitierte Stelle:

„Was nun davon hie und da abgeschrieben, hernach zu Hamburg zusammengedruckt ist, das ist aus den Manuscripten, die hie und da gesteckt haben, oder gedruckt gewesen sind, zusammengesucht, und kömmt meist aus des Thöldii Hand her. Auch ist zu glauben, daß noch irgendwo obgedachte zwey, und vielleicht noch mehrere Manuscripta stecken. So ist uns eins in die Hände gekommen, das zwar nur vier Bogen starck ist, mit dem Titul:

„Handgriff und Bereitung seiner vornehmen Arzney"; worinnen der Stylus und andere darin stehende Dinge genugsam zeigen, wer der Auctor sey. Es wird ungefähr 1620 abgeschrieben seyn." [1])

Einen bisher übersehenen schlagenden Beweis für die Fälschung der basilianischen Schriften giebt das fünfte Buch des bisher all-

[1]) Es enthält die famosen Angaben über die Phalaja und den Ebertz von Ebertzfelde.

gemein für echt gehaltenen baſilianiſchen „Letztes Teſtament", wo es u. a. heißt [1]):

„Nicotiana(!!!), Petum genannt oder Tabacum. Dieſes Salzes ſechs Gran in einem Quentin Balsami Sulphuris eingegeben, heilet alle innerliche Fäule der Lungen, Leber und aller Gliedmaßen innerlich, es ſey auch der Zuſtand, an welchem Ende er wolle, reiniget das Haupt, Hirn und Geblüt, macht Luſt zu eſſen, und bringt gute Däuung, und treibt aus die Waſſer-Sucht. Aeußerlich in Spiritu Terebinthinae resolviret und gebraucht, heilet alle neue und alte Schäden, und renoviret ſie wunderbarlich."

Abgeſehen davon, daß der Tabak hier naiver Weiſe Nicotiana genannt wird, erinnere ich an die bekannte Thatſache, daß der franzöſiſche Leibarzt Jean Nicot 1560 den Tabak aus Portugal nach Frankreich brachte und in die Arznei einführte.

Da dies Buch von dem württembergiſchen Leibarzt Johann Hiskias Cardilucius herausgegeben wurde, ſo iſt entweder dieſer oder Thölde der Fälſcher.

Was nun die Schreibweiſe der baſilianiſchen Schriften anlangt, ſo iſt ſie in ihren eigentümlichen Wendungen genau die der alchymiſtiſchen Bücher der beiden Hollandus und verrät, obgleich die in ihnen entwickelten chemiſchen Kenntniſſe weit über die des Paracelſus hinausgehen, in der Theorie — namentlich was die Philoſopheme über die aſtrale Welt anlangt —, eine ſolche Anlehnung an den Letzteren, daß man früher Baſilius für den Lehrer des Paracelſus hielt oder annahm, derſelbe habe den Erſteren und Hollandus plagiiert. Dies geſchah hauptſächlich deshalb, weil in den Schriften des Hollandus, Baſilius und Paracelſus den zwei alten chemiſchen Prinzipien Sulphur und Mercur das Sal als drittes hinzugefügt wird. Da man nun allgemein, obſchon die Schriften der beiden angeblichen Hollandus und des Baſilius erſt zu Anfang des 17. Jahrhunderts — alſo ca. 80 Jahre ſpäter als die des Paracelſus — auftauchten, deren Verfaſſer für früher als Paracelſus lebend annahm, ſo wurde dafür gehalten, daß dieſer plagiiert habe. In dieſem Sinne ſagt ſchon Helmont [2]):

„Hic vir (Paracelsus) a Basilio Valentino didicerat, Distinctius deinceps scripsit Basilius Valentinus, Monachus Benedictinus, Animam metalli sulphur, sive tincturam nuncupavit, Corpus vero sal, ac tandem Spiritum dixit Mer-

[1]) S. 912.

[2]) Tria prima Chymicorum Principia, §§ 3, 6 u. 7.

curium. — Quae sic a Basilio mutuata, deinceps in cuncta corporum principia, mirifica indagine, transtulit Theophrastus Paracelsus, uno plus saeculo Basilio junior. Cujus doctrinam, suppresso Auctoris nomine, in se rapuit et in speculationes medicas propria induxit licentia."

Der gleichzeitige gelehrte Wittenberger Profeſſor der Medizin Daniel Sennert meint auch in ſeiner Schrift „De Chymicorum cum Aristotelicis et Gallenicis consensu et dissensu." Viteb. 1689, Fol.[1]):

„Principiorum istorum tria constituerunt Isaacus Hollandus, Frater Basilius Valentinus, quos postea secutus est Paracelsus,"

und noch über ein Jahrhundert ſpäter äußert ſich der große Boerhave bezüglich des Baſilius[2]):

„Auctor trium principiorum chymicorum, unde Paracelsus hausit quam plurima."

Die Sache liegt in Wahrheit umgekehrt: Der Verfaſſer der Baſilianiſchen und Hollandiſchen Schriften ſchrieb den Paracelſus aus, denn daran, daß deren Verfaſſer in die nachparacelſiſche Zeit zu ſetzen iſt, kann nach dem oben Angeführten kein Zweifel ſein. Auch Kopp tritt dieſer Anſicht bei[3]) und richtet ſeinen Verdacht gegen Thölde, welcher zu Anfang des 17. Jahrhunderts Ratskämmerer zu Frankenhauſen war und 1603 Salzgraf (Salinenvorſtand) zu Allendorf an der Werra wurde. Er ſpricht ſich an dieſer Stelle nur deshalb nicht beſtimmt aus, weil er Thölde nicht den in den Baſilianiſchen Schriften enthaltenen „Reichthum an wahrem chemiſchen Wiſſen" zutraut und meint, daß deſſen äußere Lebensumſtände ihm keinen Anlaß zur Fälſchung gegeben hätten.

In ſeiner „Alchemie" ſagt Kopp dagegen[4]):

„Es liegt ſomit Veranlaſſung vor, die angeblich im 15. Jahrhundert verfaßten unter des Baſilius Valentinus Namen gehenden Schriften als erſt viel ſpäter: gegen das Ende des 16. oder im Anfang des 17. Jahrhunderts verfaßt, den angegebenen Namen des Verfaſſers als einen fingierten, die Publikation dieſer Schriften in der hier erzählten Weiſe (nämlich die Erfurter Sagen uſw.) als eine abſichtliche litterariſche Täuſchung zu betrachten, und wenn ich bei ausführlicher Diskuſſion der Baſilius Valentinus-Frage oder -Sage in dem III. Stück meiner Beiträge zur Geſchichte der Chemie S. 110 ff.

---

[1]) pag. 211.

[2]) Elementa chemiae, Lugd. Bat. 1732. T. I. pag. 18.

[3]) „Beiträge" ꝛc. III. S. 118 ff.

[4]) „Die Alchemie", Heidelberg, 1886. Bd. 1. S. 31.

mich nicht geradezu in diesem Sinne aussprach, so ist der Grund dafür der, daß nicht wohl einzusehen ist, weshalb Thölde — welcher dann wohl als Fälscher zu betrachten wäre — diese Schriften, die außer Alchemistischen auch noch recht viel im Anfang des 17. Jahrhunderts für die eigentliche Chemie Neues und Bedeutendes enthielten, in jener Form herausgegeben und nicht das letztere Wissen als sein eigenes veröffentlicht hätte."

Ich wundere mich, daß Kopp, welcher den Geist jener Zeit so genau kennt und sich um die pseudepigraphische alchymistische Litteratur so verdient gemacht hat, nicht auf den so naheliegenden Grund kommt. Ich nehme folgendes an: Jene Zeit lag noch völlig im Banne des scholastischen Autoritätsglaubens, und ein unbekannter homo novus hätte keinen Erfolg gehabt, wären seine Kenntnisse auch noch so bedeutend gewesen, während man jede fabelhafte Autorität willig anerkannte, wenn sie sich nur in ein recht mysteriöses Gewand hüllte und unter der Maske der Frömmigkeit goldene Berge versprach. Um so mehr war dies möglich, als eine historische Kritik nicht existierte.[1]) Deshalb steckte sich Thölde hinter die Popanze der beiden Hollandus und des Basilius; auch würde er als Thölde keinen buchhändlerischen Erfolg gehabt haben, während keine andern alchymistischen Schriften mit Ausnahme der des Lullius so oft aufgelegt wurden als die des angeblichen Basilius Valentinus. Die in diesen Schriften, mit Ausnahme der genauen Kenntnis des Antimons, niedergelegten chemischen Kenntnisse sind nicht größer als die in Beguin's Tirocinium chemicum und Croll's Basilica chymica entwickelten. Diese Bücher waren zur Zeit des Erscheinens der Basilianischen Schriften gerade bekannt geworden; Thölde konnte mithin aus ihnen geschöpft und sich gerade in der ländlichen Muße seiner kleinen Wohnorte recht gute praktisch-chemische Kenntnisse erworben haben.

So viel über die Personalfrage und die nach der Urheberschaft der Basilianischen Schriften. Wir wenden uns nun zu diesen selbst.

In denselben lassen sich zweierlei Bestrebungen nachweisen: erstens rein chemische Forschungen, die sehr bedeutend und weit über Paracelsus stehend, und spekulative mystisch-alchymistische Tendenzen, die ganz von Paracelsus abhängig sind. Diese letztere Tendenz

[1]) Die bisherigen Kapitel geben genügende Beispiele.

tritt beſonders in den Büchern „De macrocosmo“ oder „von der großen Heimlichkeit der Welt und ihrer Arzney, dem Menſchen zugehörig“; „Tractus de microscomo oder von der kleinen Welt des menſchlichen Leibes“ (die Titel verraten ſchon die völlige Abhängigkeit von Paracelſus); „von der Meiſterſchaft der ſieben Planeten“; „von der heimlichen Wundergeburt der ſieben Planeten und Metallen“ hervor; die erſtere dagegen namentlich im „Triumphwagen des Antimonii“; im „letzten Teſtament“; in den „Conclusiones oder Schlußreden“; zum Teil in den „zwölf Schlüſſeln“ oder dem Buch „vom groſſen Stein der uhralten Weiſen“ und dem „kurtzen Anhang oder Wiederhohlung vom groſſen Stein der uhralten Weiſen“ uſw.

Wir führen zunächſt das Wichtigſte an, was ſich auf dem Gebiet der praktiſchen Chemie aus den Baſilianiſchen Schriften ergiebt. Zunächſt begegnen wir den alten unbehülflichen chemiſchen Apparaten gegenüber weſentlichen Fortſchritten, ſo den tubulierten Retorten, dem Kühlfaß und den Spirituslampen. Neben der Klaſſe der Metalle wird die Klaſſe der Halbmetalle oder „Baſtarde der Metalle“ (ebenfalls ein paracelſiſcher Ausdruck) unterſchieden, zu welchen jedoch auch Metalllegierungen wie Meſſing und Weißkupfer gezählt werden. Die Reindarſtellung der Metalle wird verbeſſert, ſo durch das Gießen des Goldes durch das Antimon und die Deſtillation chemiſch reinen Queckſilbers aus Sublimat und Kalk; die Präcipitation der Metalle durch Metalle wird gelehrt, und zum erſtenmal werden die verſchiedenen Vitriolarten klar unterſchieden, wozu jedoch auch ſalpeterſaures Queckſilberoxyd, Goldchlorid und Bleizucker gerechnet werden. Das baſiſch-ſchwefelſaure Queckſilberoxyd. Turpethum, wird hier zum erſtenmal erwähnt, auch findet ſich hier die erſte Kenntnis des Knallgoldes Das meiſte leiſtete der Verfaſſer der Baſilianiſchen Schriften in der Erforſchung der Antimonverbindungen; ſo ſtellt er das Antimon reguliniſch dar, bereitet Antimonblumen, Antimonglas, Antimonaſche, Antimonbutter, Algarothpulver uſw.; von den Mineralſäuren lernt er Schwefel- und Salzſäure kennen, mit welcher — anſtatt mit Salmiak wie ſeither — er Königswaſſer bereitet; er ſtellt waſſerfreien Weingeiſt dar und ſtudiert die Einwirkung der Mineralſäuren auf denſelben.

Soweit ist der Verfasser der Basilianischen Schriften selbständiger Chemiker; als Alchymist jedoch zeigt er eine völlige Abhängigkeit von Lullius und Paracelsus. Von Lullius jedoch nur insofern, als er die Alchymie als heilige Kunst und die Adeptschaft als auf göttlicher Inspiration beruhend ansieht.

Das, was in den Basilianischen Schriften nun über das Ineinandergreifen der Alchymie und Medizin, über die Heilwirkung chemischer Arzneien, namentlich der Quecksilber- und Antimonpräparate, sowie über die Blindheit der Ärzte gesagt wird, erscheint ganz und völlig wie aus Paracelsus geschöpft. Mehr noch die eigentliche alchymistische Theorie. Zunächst nimmt der Verfasser der Basilianischen Schriften nicht nur zwei — wie die ältern Alchymisten — sondern drei aus den aristotelischen Elementen gebildete Grundprinzipien — wie Paracelsus — an, nämlich Sal, Sulphur und Mercurius. Man glaubt Paracelsus sprechen zu hören, wenn der sogenannte Basilius im Buche „vom grossen Stein der uhralten Weisen" sagt:

„daß alle Dinge herkommen aus einer himmlischen Influentz und Impression, elementalischer Operation und Würckung, irrdischer Substanz und Wesen, daß aus solcher Vermischung nachmals die Elementa entspringen, als Wasser, Luft und Erden, die gebehren dann durch Hülff des Feuers, welches darinnen verborgen liegt, durch eine warme Kochung eine Seel, einen Geist und einen Leib; diese drey sind die ersten Principia, die gehen endlich durch die Coagulation in einen Mercurium in ein Sulphur und ein Saltz; wann solche drey zusammengesetzt werden, geben sie nach Art ihres Samens, es sey in welchem Reich, der Mineralien, vegetabilien oder animalien, ein perfect und vollkommen Corpus."

Ähnlich heißt es im „Tractat von den natürlichen und übernatürlichen Dingen:"

„daß in der ersten Schöpfung, so aus nichts vollbracht, drey Dinge entstanden; als ein seelisches, geistigliches und sichtigliches Wesen, die stellten für ein mercurialisch Wasser, einen sulphurischen Schwefeldampff und ein irrdisches Saltz: Diese drey gaben ein vollständig und perfect greiffliches und förmliches Corpus aller Dinge. In welchen insonderheit alle vier Elementa vollkommen befunden werden."

Über die drei Grundprincipien, welche der sog. Basilius in allen Dingen annimmt, heißt es in Bezug auf die Metalle im besonderen im „Triumphwagen des Antimonii":

„es wird ein solch Metall oder auch ein solch Mineral, darnach das meiste unter den Tribus principiis die Herrschung überkommen, darnach hat es viel

Mercurium, Sulphur und Sal oder ſind miscirt in einer ungleichen Abteilung des Gewichts: daß alſo etliche Metallen dadurch fix werden, etliche aber unfix, das iſt etliche beſtändig, etliche aber flüchtig und unbeſtändig: als da ſind Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn, Bley."

Daß die Schwefel, Salz und Queckſilber genannten alchymiſtiſchen Prinzipien nicht die im gewöhnlichen Leben ſo genannten Stoffe ſind, drückt der Verfaſſer der Baſilianiſchen Schriften im „letzten Teſtament" mit folgenden Worten aus:

„Alle, ſo von dem Saamen der Metalle geſchrieben haben, ſeynd darin einig, daß ſie ſagen, der männliche Saamen des Metalls ſey der Schwefel, der weibliche der Mercurius. Das will nun nach ſeinem Verſtand verſtanden ſeyn, und nicht der gemeine Sulphur und Mercurius davor gehalten ſeyn, denn es iſt der fichtige Mercurius Metallorum, ein Corpus vor ſich ſelbſt, aus denen ſieben Corporibus, kan derhalben kein Saamen ſeyn. — So iſt der Sulphur des Metalls Speiſe, wie kann er denn ein Saamen ſeyn?[1] Und: „Die gemeinen Laboranten meynen, wenn man vom Mercurio corporum redet, es ſey der Mercurius Metallum praepariert, oder von den Salibus corporum, es ſey Saltz wie unſer gemein Saltz, — da doch ein weiter Unterſchied iſt."[2]

Ganz im Sinne des Paracelſus ſagt der ſog. Baſilius weiter: „Der Geiſt ſteckt im Mercurio, die Farbe ſucht im Schwefel und die Coagulation im Saltz."[3] — Und: „Hat nicht die Aſchen die Sales? haben nicht die Farben die Sulphura? hat nicht der Ruß den Mercurium? denn wie derſelbige oben hinaus will, alſo thut der Ruß auch"?[4]

Im „letzten Teſtament" unterſcheidet der Verfaſſer der Baſilianiſchen Schriften noch folgende Beſtandteile der Metalle, die ſich vor ihm nirgends und nach ihm nur noch bei ſeinem Anhänger Franz Clinge finden, nämlich 1. die Anima, 2. die Terra benedicta, welche beide zuſammen das merkurialiſche Prinzip bilden; 3. den Sulphur, 4. die Erdfarbe, 5. den Erdglasfluß, 6. den Ruß der Metalle, 7. das Salz und 8. das Caput mortuum oder die Terra damnata. Dieſe Beſtandteile erhält er durch die Behandlung der Metalle mit einem „Dämogorgon" genannten Präparat, deſſen Darſtellung ganz unverſtändlich beſchrieben iſt.

Clinge ſagt nun in ſeinem oben genannten Werk, wenn er das mit dem Dämogorgon behandelte Kupfer mit warmem Regen-

[1]) Buch I. Cap. 2.
[2]) Buch I. Cap. 19.
[3]) Vom groſſen Stein d. uhralt. Weiſ.
[4]) Letztes Teſtament, Buch I. Cap. 19.

wasser auslauge, so erhalte er die Anima, anfangs in Gestalt einer sehr angenehmen Grüne, hernach eines schneeweisen Körpers (auf nassem Weg dargestelltes Kupferchlorür?), eines sehr feurigen dabey erquickenden süssen Geschmacks." (?) Diese Anima läßt bei ihrer Reinigung ihre Terra benedicta fallen „in Gestalt eines durchsichtigen Cörpers, welches ohne innerliche Hertzens-Vergnügung nicht genugsam zu betrachten." Aus dem Rückstand wird der Schwefel mit warmem Weinessig gelöst; er bildet einen Himmelclaren „Liquorem", ganz dick und durchsichtig grünlich, der in der Kälte wie Butter gerinnt und in der Wärme wie Öl fließt. Dieser Schwefel läßt die hochgelbe Erdfarbe (Kupferoxydulhydrat.?) fallen, während sich der Erdglasfluß wie Marienglas an den Rand des Gefäßes ansetzt. Derselbe ist zwar an sich unschmelzbar, verleiht aber in Verbindung mit dem Schwefel den Metallen ihre Schmelzbarkeit und schützt sie vor dem Verbrennen.

Der nun vom Kupfer gebliebene Rückstand sieht aus wie Blei und ist brüchig wie Antimonium. Er wird reverberiert und mit heißem Wasser ausgelaugt, aus welchem das Salz „gantz schön und hell" anschießt. Der jetzt bleibende, wie gebranntes Kupfer aussehende Rückstand ist die Terra damnata und ist der quantitativ überwiegende Teil des Kupfers. Der Ruß der Metalle bildet sich in Gestalt eines höchst feinen schwarzen Staubes bei den verschiedenen Extraktionen auf deren Oberfläche.

Damit sind wir schon in die Praxis der Basilianischen Alchymie gelangt.

Es mußte natürlich den gläubigen Lesern der Basilianischen Schriften sehr vertrauenswürdig klingen, wenn deren Verfasser am Schluß der „Conclusiones" sagte: „Ich war der Anfänger und habe große Mühe gehabt, ehe ich etwas gelernet und proficiret." Und ferner, wenn es heißt: „Wirst du nun fleißig meine Schriften lesen, so wirst du aus meinen Parabeln der XII. Schlüssel die primam materiam oder Mercurium Philosophorum samt dem philosophischen Salz mercken zu finden, das Ferment oder Sulphur Philosophorum hab ich dir ausdrücklich vorgemahlt."

Diese Klarheit läßt nun freilich viel zu wünschen übrig, denn wenigstens die zwölf Schlüssel sind gänzlich unverständlich, und auch in den Angaben über die metallveredelnde Kraft der Tinktur bleibt

ſich der Verfaſſer der Baſilianiſchen Schriften nicht gleich. So tingiert nach Baſils „letztem Teſtament“ ein Teil der Tinktur zehn Teile Silber in Gold, nach den „Schlußreden“ jedoch ein Teil dreißig Teile Silber oder Queckſilber und nach dem „Supplementum“ ſogar ein Teil dreißigtauſend Teile Blei, Zinn, Queckſilber, Kupfer oder Silber gutes Gold.

Bei Baſilius werden zuerſt Univerſal- und Partikularprozeſſe unterſchieden, bei deren erſteren eine große Menge unedeln Metalls durchaus transmutiert wird, während bei den letzteren nur eine kleinere Quantität eines beſtimmten, nicht beliebigen Metalls teilweiſe verwandelt wird.

Welcher Art dieſe Partikulare waren, ergiebt ſich aus folgender Probe aus den „Schlußreden“ [1]:

„Man calcinirt auch den Jovem oder Saturnum mit gemeinem Saltz, aber beſſer iſt es vom Sale capitis mortui von Vitriol und Salpeter gemacht, und ein Vitriol auf den Calcem Jovis oder Saturni zugeſetzt, alſo daß es eine Massa wird, und laſſe es acht Tag und Nacht in einem warmen Sand oder Ofen ſtehen, und denn abgetrieben, ſo hat man aus Saturni einem Centner ſiebenthalb Mark ($3^1/_4$ Pfund) fein Silber, deſſen Silber hält die Marck zwey Loth fein Gold, diß iſt mein erſtes Stück geweſen, Silber und Gold zu machen.“

In der Vorrede „vom groſſen Stein der uhralten Weiſen“ ſagt der Verfaſſer der Baſilianiſchen Schriften, er habe viele Bücher weiſer Meiſter, die vor ihm im Kloſter geſchrieben worden wären, ſtudiert und daraus, obwohl es ihm hart angekommen, im Laufe von ſechs Jahren die „Anatomie“ der Kräuter gründlich erlernt, um einem ſteinkranken Bruder zu helfen. Als er dieſen geſund gemacht, habe er für ihn gebetet und durch ſein Gebet ſo viel erreicht, daß er — Baſilius — einem aus vielen Farben zuſammengeſetztem Mineral ſein geiſtiges Weſen genommen und damit den großen Stein der Uralten bereitet habe. Unter dieſem bunten Mineral ſcheint der Autor das Antimon mit ſeinen vielfarbigen Verbindungen verſtanden zu haben, welches er — wie bereits geſagt — ſehr eingehend ſtudierte. Andere wollen wieder auf Kupfer und Eiſen, noch andere wieder auf Vitriol ſchließen nach den Anfangsbuchſtaben des „Aenigma“: Visitando Interiora Terrae

[1]) Tract. II. cap. 2.

Rectificandoque Invenietis Occultum Lapidem Veramque Medicinam.

Wie oben bereits gesagt wurde, ist der Verfasser der Basilianischen Schriften wohl der bedeutendste deutsche Chemiker der ältern Zeit, als Alchymist jedoch ist er lange gewaltig überschätzt worden, und der ehrliche alte Kunkel von Löwenstern hat völlig recht, wenn er in seinem Laboratorium chymicum sagt:[1])

„Wann ich mir die Mühe geben wolte, einen Process nach dem Basilio vorzunehmen, so würde ich noch viel auszumustern haben; denn hat er alles redlich beschrieben, wie er sagt, so kann er nichts ausgelassen haben. Nun sehe man doch an, was er pag. 406 von dem Antimonio schreibet, daß man solchen für sich über den Helm treiben, und zum roten Praecipitat machen könne; ist das nicht ein greulicher Schnitzer? Wer ihme dieses zu Gefallen gläubet, der muß keinen Verstand in der Chymie haben. — Ist das nicht ein Philosophus, den Leuten einen blauen Dunst zu machen? Du kannst immerhin alles glauben, wie auch, daß er etwas anderes darunter verstanden habe, indem er solches als eine Medcin, die viel Wunder thut, beschreibt. Weil aber ein solch Medicamentum zu machen unmöglich, so ist auch die Cur nicht wahr, gleichwie dergleichen von seinen Dingen mehr sind. Er mag sich so scheinheilig dabey stellen als er will, ich glaube doch deswegen nicht alles, massen ich es anders befinde. — Ich kann hier die Bereitung des Schwefels und Saltzes aus dem Antimonio nicht vorbey streichen lassen, welche Basilius pag. 316 lehret. Man muß in Wahrheit mit dem guten armen Philosopho ein Mitleiden haben, entweder er hat es nicht besser verstanden, oder hat mit Fleiß der Nachwelt, sich zum Ruhm, eine Nase drehen wollen!“

So weit Kunkel.

Folgende Schriften werden dem Basilius Valentinus zugeschrieben:

1. „Von dem grossen Stein der uhralten Weisen“ (auch die zwölf Schlüssel genannt), deutsch durch Thölde, Zerbst, 1602, 8°; Straßburg, 1711, 8°. Lateinisch unter dem Titel: De magno lapide antiquorum Sapientum und Practica Basilii Valentini bei Manget und in anderen Sammelwerken; auch kommen deutsche, lateinische und französische Handschriften vor.

2. „Von der kleinen Welt des menschlichen Leibes“, seu De Microcosmo.“ Deutsch von Thölde, Zerbst, 1602, 8° und Straßburg, 1681. Lateinisch, Marburg, 1609. 8°.

3. „Von natürlichen und übernatürlichen Dingen, Tractatus

[1]) Hamburg, 1716. 8°. S. 454 u. 478.

de rebus naturalibus et supernaturalibus metallorum et mineralium.“ Deutſch von Thölde, Eisleben, 1603, 8°. Leipzig, 1611, 8°. Lateiniſch: Frankfurt 1676, 8°.; auch in franzöſiſcher und engliſcher Überſetzung.

4. Von der verborgenen Weisheit, de occulta Philosophia, deutſch durch Thölde, Leipzig 1603 u. 1611, 8°.

5. Von dem Uranfang des Steines der Weiſen, Prima materia Lapidis philosophici, deutſch von Thölde, Leipzig, 1603. Lateiniſch bei Manget.

6. Siegeswagen des Antimonii, Currus triumphalis Antimonii, deutſch von Thölde, Leipzig, 1604, 8°. Ferner deutſch: Nürnberg 1676, 1724, 1752, Frankfurt 1770. 8°. Lateiniſch: Toulouſe, 1646, Amſterdam 1671 und 1685.

7. „Conclusiones oder Schlußreden.“ Deutſch von Thölde, Leipzig 1611. 8°.

Soweit die für klaſſiſch geltenden, von Thölde herausgegebenen Schriften. Die folgenden ſind ganz unecht.

8. Lux Naturae, Licht der Natur.“ Deutſch von Reinhardt, Halle, 1608. 8°.

9. Azoth Philosophorum seu Aureliae occultae de materia Lapidis, lateiniſch von einem Paracelſiſten, Francof. 1613. 4°. Mehrfach lateiniſch und franzöſiſch abgedruckt.

10. Apocalypsis chemica, Offenbarung der verborgenen Handgriffe, deutſch, Erfurt, 1624. 4°.

11. Letztes Teſtament, Basilii Testamentum ultimum, lateiniſch von Claramontanus, Jenae, 1626. 8°. Eine deutſche Ausgabe wurde oben angeführt.

12. De Metallis ꝛc.; nach Gmelins Geſchichte der Chemie einem im 15. Jahrhundert lebenden Bergmeiſter Andreas de Solea zugehörig.

13. Via veritatis. Deutſch: Nürnberg, 1718. 8°. — Nach der Vorrede des Peträus ſoll die Kloſterbibliothek zu Thurnſtein bei Crems eine alte Handſchrift beſitzen.

14 Haliographia. Lateiniſch. Bonon. 1612, 1644. 12°.

15. De Macrocosmo, von der groſſen Haimlichkeit der Welt und ihrer Arznei.

16. Universale Mundi. Vom Univerſal der ganzen Welt.

17. De Magisterio septem Planetarum. Von der Meiſterſchaft der ſieben Planeten.

18. Übernatürliche hochtheure Wunderarznei.

19. Opus praeclarum ad utrumque, quod pro testamento dedit filio suo adoptivo. Deutſch Straßburg, 1651. 8°. Lateiniſch im Theatrum chemicum. Tom IV. No. 137.

20. Appendix magni lapidis antiquorum Sapientum. Lateiniſch bei Manget, Tom. II. No. 98.

21. Supplementum Fratris Basilii Valentini.

Dieſe ſämtlichen Schriften erſchienen deutſch geſammelt von W. S. L. unter dem Titel: Fratris Basilii Valentini, Benediktiner Ordens, Chymiſche Schriften alle, ſo viel deren vorhanden Hamburg, 1677, 1694 und 1700. 8°; korrekter von B. N. Peträus, Hamburg, 1717 u. 1740. 8°. Lateiniſch geſammelt: Hamburg, 1700. 8°.

Außerdem exiſtieren noch eine Anzahl Kommentare zu den Baſilianiſchen Schriften von Meisner, Schüler, Reinhard, Kerkering, Waitz, Knör und Weitbrett, welche wir übergehen können.

Sechſtes Kapitel.

Graf Bernhard von der Mark, Marſilius Ficinus, Johann Franz Pico von Mirandola, Aurelio Augurelli; Georg Ripley, Thomas Norton; Trithemius von Sponheim, Salomon Trismoſinus.

Italien hat in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundert einen Alchymiſten aufzuweiſen, deſſen Schriften weniger wegen der angeblichen Adeptſchaft ihres Verfaſſers, als wegen deſſen treuherziger Erzählung aller begangenen Irrtümer, Fehler und Thorheiten für den damaligen Betrieb der Alchymie von kulturgeſchichtlicher Wichtigkeit ſind. Es iſt dies der gewöhnlich Graf Bernhard von der Mark genannte Alchymiſt, ſo genannt von ſeiner im Venetianiſchen gelegenen Grafſchaft Trevigo, welche bei den älteren Geographen gewöhnlich die Carviſer Mark heißt. Er wird auch als Comes Bernhardus, Bernhardus Trevisanus und von ſeinen franzöſiſchen Kommentatoren als Graf Bernard von Tresne und Nayen zitiert.

Wie er ſelbſt erzählt[1]) iſt Bernhard im Jahre 1406 zu Padua geboren und wendete ſich ſchon im vierzehnten Jahre der Alchymie zu. Zunächſt verlaborierte er vier Jahre und achthundert Kronen

[1]) Philosophia naturalis metallorum, Lib. I. cap. 1 ff.

an Rhases, alsdann mehr als zweitausend Kronen an die Schriften Gebers usw. So vergingen zwölf bis fünfzehn Jahre, während deren er den Stein der Weisen in allen möglichen Stoffen vergeblich gesucht hatte, als im Kochsalz, Salmiak, in den verschiedenen Metallen Marcasiten, Vitriolen 2c., ja im menschlichen Blut, Urin, Koth, Samen und Haaren, in Tieren und Pflanzen. Dann arbeitete er wieder bis zum 38. Jahre in andern Stoffen und verbrauchte dazu abermals über 6000 Kronen. Vom 38. bis 46. Jahre laborierte er mit einem gelehrten Mönch in Eiern, deren er über 2000 Stück verbrauchte, dann mit dem Protonotar von Bergen und dem kaiserlichen Beichtvater, Magister Heinrich, im Vitriol, dessen giftige Dünste ihn vierzehn Monate auf das Krankenbett streckten. Hierauf machte er 8000 Kronen flüssig und ging auf Reisen nach Rom, Neapel und Sizilien, wo er zunächst mit dem Prozeß des Arnald von Villanova elf Monate Zeit und über 500 Kronen verlor; dann ging er nach Spanien, Frankreich, Holland, England und Schottland, Deutschland, nach Nordafrika, Ägypten, Palästina, Persien und zurück nach Griechenland. Im Jahre 1472 gab dem völlig Verarmten ein Kaufmann auf der Insel Rhodus, welcher die gräfliche Familie kannte, ein bedeutendes Darlehen, womit derselbe wieder zu arbeiten begann und, indem er aus den ältern alchymistischen Schriften die Konkordanz suchte, nach neun Jahren — 1481 — seiner Angabe nach das Geheimnis des Steines der Weisen entdeckt haben will. Er begann nun bis zu seinem 1490 erfolgten Tod zu schreiben und belehrt uns sehr unterhaltend über seine länger als sechzig Jahre gehegten Irrtümer, nimmt aber sein Geheimnis mit ins Grab, denn wenn er sagt, man müsse den Merkur mit reifem Gold vermischen, so wird dadurch eben so wenig als durch die berühmte Parabel vom König und seiner Fontina unser Wissen bereichert.

Es scheint, daß Bernhard um 1483 geschrieben hat, denn bei seinen Werken befindet sich ein an Thomas von Bologna, Leibarzt Karls VIII. von Frankreich, welcher 1483 den Thron bestieg, gerichteter Brief.

Entsprechend der kurzen schriftstellerischen Thätigkeit des Grafen Bernhard sind dessen Werke wenig zahlreich. Es sind folgende

ursprünglich französisch geschriebene und später ins Lateinische und Deutsche übersetzte Bücher:

1. De la Chimie, oeuvre historique et dogmatique oder De Chemia, opus historicum et dogmaticum, ex Gallico in Latinum simpliciter versum. Es scheinen sich nur folgende lateinische Ausgaben erhalten zu haben: Argentor. 1567, 8°; Basil. 1583, 8°; Ursell. 1598, 8°; Francof. 1625, 8°; Geismar. 1647, 12°.

2. La Philosophie naturelle des métaux, ou l'ouevre secret de la Chimie. Franz. Anvers, 1567, 8° und in Salmon: Bibliothèque de la Philosophie chimique. Lateinisch unter dem Titel: Philosophia naturalis metallorum, sive de secreto philosophorum opere chemico bei Manget Tom. II, pag. 388. Ein deutscher und altfranzösischer Auszug steht im Anhang von Creilings: Edelgebohrener Jungfrau Alchymia.

3. De chemico miraculo, quod lapidem philosophorum appellant. Nur lateinisch: Basil. 1583, 1600, 8° und im Theatrum chemicum T. I. No. 21.

4. La parole délaissée, Paris, 1618, 8°; 1672, 12°.

5. Traité de la nature de l'oeuf des philosophes. Paris. 1659, 8°.

6. Responsum ad Thomam de Bononia. Lat. bei Manget a. a. O.

Eine französische Gesamtausgabe der Bernhard'schen Schriften erschien: Anvers, 1565, 8°, deutsche unter dem Titel: „Bernhardi chymische Schrifften von der hermetischen Philosophie", Straßburg, 1574, 8°; ebd. 1586 und 1597; Leipzig, 1605, 8°; Nürnberg, 1643, 1717 und 1741, 8°.

Ein zweiter berühmter italiänischer Alchymist jener Zeit ist der zu Florenz lebende platonische Philosoph Marsilius Ficinus (1433—1499), welcher ein Buch De arte chemica schrieb, worin er zwar nichts neues lehrt, aber als gelehrter Arzt die damals herrschenden Anschauungen von der medicinischen Wirkung alchymistischer Goldpräparate bestätigt. Die Schrift erschien mit den Baseler Gesamtausgaben der Ficinischen Werke von 1561 und 1576, Fol. und bei Manget Tom. II, pag. 172; deutsch im

„Hermetiſchen Kleeblättlein", Nürnberg, 1667. 8°; No. 3 unter dem Titel: „Marſilii Ficini Buch vom Steine der Weiſen."

Der mit Ficinus ziemlich gleichzeitige gelehrte Graf Giovanni Francesco Pico von Mirandola ſchrieb ein ſeiner Frau gewidmetes opus de Auro in drei Büchern, welches als der erſte Verſuch einer Geſchichte der Alchymie betrachtet werden kann, obſchon dieſelbe mit Adam und der griechiſchen Mythologie beginnt. Dabei iſt jedoch hervorzuheben, daß Pico, ſoweit es damals möglich war, naturwiſſenſchaftliche, für die Alchymie ſprechende Gründe und Beiſpiele von ausgeführten Metallverwandlungen zu geben ſucht. Dabei erzählt er von einem Predigermönch Apollinaris und einem erſt vor wenig Jahren zu Mirandola geſtorbenen Minoriten Nicolaus, welche oft in ſeiner Gegenwart unedle Metalle verwandelt hätten[1]) und fährt fort:

„Venio ad ea, quae nostris oculis citra velamen patuere, vivit ad hanc diem vir mihi notus et amicus, qui plus sexagies suis manibus ex rebus metallicis aurum et argentum confecit me praesente, nec una tantum via, sed multis id est assequutus, vidi etiam in confectione aquae metallicae, in qua nec argentum, nec aurum, nec etiam sulphur, aut hydrargyron auri principia ponerentur, ex insperato argentum simul et aurum generatum fuisse, sed non ea quantitate, ut frequentari posset, minus enim lucrum quam impensa: vidi quoque, ut inter operis initia prodidi, saepenumero et argentum et aurum progigni seorsumque illorum effusa grana, et in argento non parum auri delituisse. — Est alius ut existimo inter vivos adhuc neque enim, constat illum inter eos versari desiisse, cui quoties libuerit suis ex furnulis promitur aurum, parva impensa paucisque diebus, quod pro auro purissimo vendit publicis in officinis, artis et naturae beneficio magis invitatus quam egestate, quippe cui satis amplae sint opes, amplissimae vero artis industria."

Obſchon wir natürlich dieſe Angaben in ihrem Wert und Unwert laſſen müſſen, verdient doch hervorgehoben zu werden, daß Pico im Gegenſatz zu den goldtrunkenen Alchymiſten die Kunſt nicht für die Quelle immenſer Reichtümer, ſondern für eine Kurioſität hält, deren Ausübung ſelbſt im Falle des Gelingens mehr Koſten als Gewinn bringt.

Pico's Buch wurde lang nach ſeinem Tode zu Venedig, 1586, 4° und in Ferrara 1587, 8° gedruckt; abgedruckt iſt es im Theatrum

---

[1]) Lib. III. cap. 2.

chemicum Tom. II, No. 42 und bei Manget Tom. II, pag. 560 ff.

Ein komiſcher Goldmacher auf dem Papier iſt der mit Pico gleichzeitige, zu Rom lebende gekrönte Poet Giovanni Aurelio Augurelli, welcher dem Papſte Leo X. ein Chrysopoeia betiteltes in pomphaften Hexametern abgefaßtes Gedicht überreichte. Der Papſt dankte und verehrte dem papierenen Goldmacher einen leeren Beutel mit dem Bemerken: wer dieſe Kunſt verſtehe, dem fehle nur der Beutel, in welchen er das gemachte Geld thun könne.

Die Chrysopoeia Augurellis erſchien in zahlreichen lateiniſchen Drucken, zwei franzöſiſchen und einer deutſchen Überſetzung.

In England erteilte gleich Heinrich VI. König Eduard IV. Privilegien zum Betrieb der Alchymie. So gab er 1468 einem gewiſſen Richard Carter Wohnung im Schloſſe Woodſtock und die Erlaubnis, drei Jahre lang in allen Metallen und Mineralien Alchymie zu treiben, und erteilte fernerhin im Jahre 1476 einer Kompagnie auf vier Jahre die Erlaubnis „natürliche Philoſophie zu treiben und Gold aus Queckſilber zu machen.“ Jedoch bemerkt Anderſon in ſeiner Geſchichte des Handels [1]) ausdrücklich, daß dieſe Privilegien nicht wie die Heinrichs VI. Anlaß zu Falſchmünzereien gaben.

Unter Eduard IV. erſtand auch — von Roger Baco abgeſehen — der erſte engliſche Alchymiſt von Bedeutung, nämlich der 1415 geborene George Ripley, welcher in früheren Jahren als Auguſtinermönch in Burlington lebte und ſich mit den Naturwiſſenſchaften, beſonders mit Alchymie, beſchäftigte. Später machte er zur Erlangung der Adeptſchaft gleich Arnald, Lullius und Graf Bernhard große Reiſen in Frankreich, Deutſchland und Italien. Zu Rom, wo ihn Papſt Innocenz VIII. 1477 zum päpſtlichen Kammerherrn machte, ſoll er das Geheimnis der Metallverwandlung erhalten und darauf 1478 wieder nach England zurückgekehrt ſein. Hier trat er mit päpſtlicher Bewilligung aus dem Auguſtiner- in den Carmeliterorden und lebte mit Erlaubnis König Eduards zu Bridlington, wo er wie Baco in den Ruf eines Zauberers kam.

Von Ripley wird eine ähnliche Tradition wie von Lullius

---

[1]) Teil III. S. 274.

erzählt. Als nämlich im Jahre 1480 Sultan Muhammed II. die Johanniter auf Rhodos mit 160 Schiffen hart bedrängte, soll Ripley dieselben dadurch in den Stand gesetzt haben, den Türken Widerstand zu leisten, daß er ihnen nach und nach die Erzeugnisse seiner Kunst im Betrag von hunderttausend Pfund übersandte. Über den Wert dieser hunderttausend Pfund schwanken die Angaben, indem Einige darunter ebensoviele Pfund Gold, Andere dagegen nur Pfund Sterling verstehen wollen. Doch haben wir keine frühere Nachricht von diesem mehr als königlichen Geschenk als den oben schon zitierten, 1684 geschriebenen und 1686 zu Oxford lateinisch gedruckten Brief Theodor Mundans an Edmund Dickinson; auch ist noch zu bemerken, daß in England die Ausfuhr edler Metalle seit dem Jahre 1477 bei Strafe der Konfiskation verboten war.[1])

Ripley ist, wenn man den Pseudo-Basilius in die nachparacelsische Zeit setzt, der erste seit Arnald, welcher die alchymistische Theorie bereicherte. Er nimmt einen — nicht den gemeinen — Mercurius als das Wesen der Metallität ausmachend in allen Metallen an, und zwar sind die Edelmetalle reicher an Mercur als die unedeln. Die Bereicherung eines Metalls mit Mercur ist also eine Veredelung desselben. Diese wird durch eine Substanz bewirkt, welche den Mercur der Metalle ölartig auflöst; aus diesem Öl wird die Quintessenz der Metalle hergestellt, welche nun ihrer, seits metallveredelnd wirkt. — Die Quintessenz ist gleichzeitig das Universalheilmittel aller Krankheiten.

Ripley, der 1490 starb, hinterließ 25 alchymistische Schriften, deren wichtigste und als klassisch geltende der „Liber duodecim portarum" ist. Dieses Buch ist vielfach lateinisch gedruckt und u. a. bei Manget Tom. II, pag. 275 ff. zu finden.

Schmieder will aus dem Titel dieser Schrift schließen, Ripley habe das Basilianische Buch der zwölf Schlüssel gekannt, er ist aber leicht zu widerlegen, denn erstens bezieht sich Ripley nirgends auf dieses Buch, und zweitens baut man erst die Thore, ehe man die dazu nötigen Schlüssel machen läßt. Was sollen denn diese aufschließen, wenn nicht Schlösser, denen sie angepaßt sind?

---

[1]) Anderson: Geschichte des Handels, Teil III. S. 275.

Weitere wichtige Schriften Ripleys ist noch der von Einigen ihm abgesprochene Clangor Buccinae und die Epistola ad Regem Eduardum.

Gesamtausgaben der Ripley'schen Schriften erschienen lateinisch; Francof. 1614, 8°; Cassel. 1649, 12°; deutsch: Nürnberg 1717, 8° und Wien 1756, 8°.

Als zweiter namhafter zu Ende des 15. Jahrhunderts lebender englischer Alchymist ist Thomas Norton zu nennen, von welchem man nur weiß, daß er ein in Ashmoles „Theatrum chemicum britannicum" abgedrucktes „Ordinall of alchimy" schrieb, das gewöhnlich in lateinischer Übersetzung unter dem Titel „Crede mihi, seu ordinale" vorkommt; so in Michael Maiers „Tripus aureus" unter No. 2, im Museum hermeticum reformatum, Francof. 1677, 4°, unter No. 12, und bei Manget Tom. II, S. 285 ff. — Die lateinischen Übersetzungen sind in Jamben geschrieben, und das Gedicht bietet für die Detailgeschichte der englischen Alchymie manches Interessante. — Der Verfasser kündigt sich u. a. selbst als Augenzeugen für die Metallverwandlung an, indem er sagt:

„So lange unser Stein noch in seiner vollen färbenden Kraft ist, wirkt seine Tinktur auf tausend Teile gereinigten Metalls, wovon ich selbst Zeuge bin."

Leider ist mit dieser Behauptung nichts anzufangen.

Deutschland hat in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts keinen bedeutenden Alchymisten hervorgebracht, denn der berühmte Abt Johann Trithemius von Sponheim (1462–1516) wird mit Unrecht unter die Alchymisten gezählt und in dieser Eigenschaft als Lehrer des Paracelsus genannt. Er sagt im Gegenteil in seinen „Annales Hirsaugenses[1])" ganz ausdrücklich in Bezug auf Alchymie:

„Est autem Alchimia (ut more loquamur humano) casta meretrix, quae amatores plures habet, sed delusis omnibus in nullis unquam pervenit amplexus. Ex stultis facit insanos, ex divitibus pauperse, ex philosophis fatuos, ex deceptis loquacissimos deceptores, qui cum nihil sciant, omnia se scire profitentur, cum sint pauperrimi, Crösi divitias suis se daturos sequacibus pollicentur, quorum finis confusione plenus est."

[1]) Pag. 141.

Dagegen wurde eine nicht alchymiſtiſche, ſondern polygraphiſche Schrift des Trithemius fälſchlich von Schmieder für ein Buch erſterer Klaſſe ausgegeben[1]). Es iſt dies der

„Libellus de septem secundeis.“ Colon. 1567, 8°.

Untergeſchoben (von Thölde?) iſt: „Epistola de tribus primordiis artis physicae oder Epiſtel von den drey Anfängen der natürlichen Kunſt der Philoſophie.“ Herausgegeben (angeblich von Joh. Schaubert) Magdeburg, 1602, 4°, dann Frankfurt a. M. 1681, 12°.

Weiterhin:

„Tractatus chemicus nobilis de lapide philosophico“, s. l. 1611, 8°. Abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. IV, No. 122, und

„Axiomata physicae-chemicae Trithemii“, im Theatrum chemicum, Tom. II, No. 31.

Ganz miſerabel gefälſchte Machwerke ſind: „Trithemius von Sponheim Güldenes Kleynod, ſeiner Unſchätzbarkeit wegen vom Bruder Baſilius Valentinus ins Deutſche überſetzt.“ Leipzig 1782, 8°, auch handſchriftlich.

„Philoſophiſche Lilien und Roſen, welche abzubrechen der erſte Prälat zu Creutzburg Joh. Trithemius, Ord. S. Benedicti ſeinem Kloſter privatim zum Andenken hinterlaſſen hat.“ Handſchrift.

Endlich:

„Zwey ewige unauslöſchliche brennende zeytliche Liechter, vom Herren Trithemio Abt zu Sponheim, welche auß Bartholomei Korndorffers Handſchrifft abgeſchriben worden.“ Zuerſt abgedruckt in des ſogleich zu nennenden Salomon Trismoſinus „Aureum vellus, Rorſchach, 1598, 4° und 1708. Dabei findet ſich die naive Bemerkung: „Der Kaiſer Maximilianus hat dem Abt von Sponheim 6000 Kronen für dieſe zeytliche ewige Liechter verehren laſſen.“ — Die geradezu blödſinnige Anweiſung zur Fertigung dieſer Lichter findet ſich noch gläubig abgedruckt in der von den Theoſophen trotz alles Schwindels neuerdings wieder verhimmelten H. P. Blavatsky „Isis unveiled“, was beweiſt, daß es ent-

[1]) Geſch. d. Alch. S. 237.

weder mit deren Lesen im Astrallicht oder aber mit ihrer Instruktion durch die Mahatmas miserabel beschaffen war.

Interessant ist, daß Trithemius in seinen genannten Annalen eine Anzahl hoher Prälaten als Pfleger der Alchymie nennt, was beweist, wie sehr die Goldkunst um das Jahr 1500 Eingang bei der Geistlichkeit gefunden hatte. So macht er zwei Erzbischöfe von Trier, Werner aus den Hause Falkenstein und Johannes geb. Markgraf von Baden, die Äbte Bernhard von Nordheim und Andreas von Bamberg, einen Karthäuserprior zu Nürnberg und den Bischof Melchior von Moka zu Brixen namhaft.

Lange Zeit galt als der berühmteste zu Ende des 15. Jahrhunderts lebende Adept Salomon Trismosinus, mit welchem es jedoch eine ähnliche Bewandtnis wie mit Basilius Valentinus hat. In der landläufigen Sage heißt es, Trismosinus, eigentlich Pfeifer, sei ein Sachse gewesen und habe als fahrender Laborant Europa durchzogen, um das Geheimnis des Steines der Weisen zu entdecken. Zu Venedig habe er es ergründet. So heißt es in dem angeblich von ihm 1490 geschriebenen und „Wanderschafft Salomonis Trismosini" betitelten Aufsatz:

„Also kam ich zu Venedig noch an ein besser Orth, da wurden mir Cabalische vnd Magische Bücher in Egyptischer Spraach vertraut, die ließ ich in Griechische Spraach vertieren vnd von derselben in Latinische, da fande vnd erschnappet ich den gantzen Schatz der Egyptern."

Der angebliche Trismosinus behauptet nun mit der größten Unverfrorenheit, er habe mit seiner Tinktur große Massen Gold gemacht; die alchymistischen Tinkturen gingen alle aus einer Wurzel jedoch erzeugten Abweichungen in Zusätzen und Handgriffen Tinkturen von sehr verschiedener Kraft, und endlich seien die alchymistischen Bücher durch die Abschreiber vielfach entstellt.

Was man von der Goldmacherei des Trismosinus zu halten hat, ergiebt sich aus seinem im „Aureum vellus" enthaltenen [1]) Hauptprozeß:

Er sublimiert 20 Loth Quecksilbersublimat mit einer Mischung von je 8 Loth Alaun, Salpeter und Kochsalz, worauf er die Sublimation mit der gleichen Menge frischer Salze wiederholt. Das Sublimat löst er in Alkohol und destilliert diesen ab, bis die Hälfte

[1]) S. 7 ff.

der Flüssigkeit als ein Öl zurückbleibt; dann gießt er von dem abdestillierten Alkohol einen Finger breit auf dieses Öl und destilliert abermals. Diese Destillation wird dreimal wiederholt, worauf alles in die Vorlage übergeht. Wenn diese Destillation noch zweimal wiederholt worden ist, erhält man den „Mercurius Philosophorum, das Mercurialwasser, gleichsam ein hölliſch Feuer im Wasser". Es dampft sehr und muß deshalb wohl verschlossen gehalten werden. Mit diesem Mercurialwasser wird Blattgold übergossen, sodaß es eben bedeckt ist, und in gelinder Wärme digeriert, bis sich das Gold in eine schmalzartige Masse verwandelt hat, von welcher das Mercurialwasser abgegossen wird. Die erhaltene Masse wird in zwei Teile geteilt und der eine Teil mit Alkohol 15 Tage digeriert, worauf sich derselbe in eine rote Lösung, „das Löwenblut", verwandelt. Dieses gießt man auf die andere Hälfte obiger Masse und digeriert den gut verschlossenen Kolben im Aschenbad in einer den Hundstagen entsprechenden Wärme, worauf alles erst schwarz, dann buntfarbig, weiß, gelb und schließlich rot wird. Diese rote Masse wird feingerieben und je ein Teil drei Viertelstunden mit tausend Teilen Gold oder Silber geschmolzen, worauf man die eigentliche Gold- und Silbertinktur erhält, die ihrerseits wieder ein Teil tausend Teile unedle Metalle in Gold oder Silber verwandeln. Wird ein Teil des ersterhaltenen noch nicht mit Gold fermentierten roten Pulvers auf tausend Teile kochendes Quecksilber geworfen, so verwandelt es dasselbe in eine Tinktur, von welcher ein Teil wiederum tausend Teile Quecksilber in Gold verwandelt, und die, in Wein gelöst und des Morgens ein Weinglas voll der Lösung getrunken, den Aussatz heilt.

Wird etwas von der mit Gold fermentierten Tinktur in Wein gelöst und des Morgens ein Löffel davon eingenommen, so stärkt er die menschliche Natur wunderbar und verjüngt alte Leute. Der angebliche Trismosinus sagt von sich selbst, er habe sich in hohem Alter mit $^1/_2$ Gran dieser Tinktur derart verjüngt, daß seine runzelige gelbe Haut wieder glatt und weiß, die Wange rot, das graue Haar schwarz und der Rücken gerade geworden sei; auch habe sich der Zeugungstrieb wieder bei ihm eingestellt. Bei 150 Jahre seien seit dieser Zeit bis zu der seines Schreibens verflossen, trotzdem fühle er sich noch ebenso jung und kräftig, wie damals

und es stehe in seiner Gewalt, sein Leben beliebig zu verlängern. In der Liber Suforethon betitelten Abteilung des ihm zugeschriebenen Aureum vellus heißt es: „Ich Trismosin hab mich selbst vnd andere dapffere Leuth mit diesem Geheymnuß spon new gemacht, vnd da einer wolte (wenn es nit wider die ewige Weysheit Gottes were), köndt er sich mit diesem Arcano auffhalten biß am jüngsten Tag."

Nach einer an Helmont anknüpfenden[1]) ganz in der Luft schwebenden Sage soll Paracelsus der Schüler des Trismosinus gewesen sein und von diesem 1521 zu Constantinopel das Geheimnis des Steines der Weisen erhalten haben.

Die dem Trismosinus zugeschriebenen Bücher mit ganz unsinnigen arabisch sein sollenden Titeln erschienen gesammelt als:

„Salomonis Trismosini, So des grossen Philosophi und Medici[2]) Praeceptor gewesen, Aureum vellus, oder güldin Schatz- vnd Kunstkammer, darin des fürtrefflichsten Autoren Bücher aus dem uralten Schatz der verborgenen Reliquien der Ägypter, Araber 2c. Könige und Weisen. Auch die fürnehmsten chymischen Schrifften Theophrasti. 2 Teile. Rorschach, 1598/99, 4° sebenda. 1604, 4°, Budissin, 1677, 8°. Hamburg, 1708, 4° und 1716, 8°. Eine französische Übersetzung mit illuminierten Figuren erschien zu Paris 1602 und 1612, 8°.

Da in den angeblich Trismosin'schen Schriften vielfach auf Paracelsus und die nach diesem lebenden Alchymisten Crinot und Korndorffer Bezug genommen wird, liegt die Fälschung klar zu Tage.

---

[1]) Tartari historia, § 3.

[2]) Aus diesem großen Unbekannten wurde Paracelsus gemacht.

Siebentes Kapitel.

Theophraſtus Paracelſus.

Das Leben dieſes merkwürdigen Mannes habe ich im erſten Teil meiner Geſchichte des Occultismus[1]) ausführlich beſchrieben und ebenſo ſeine occultiſtiſchen Lehren angeführt; ich kann mich alſo hier auf die Darſtellung ſeiner alchymiſtiſchen Theorien, ſeiner Anſchauungen über die Verbindung der Chemie mit der Medizin und endlich ſeiner exakt-chemiſchen Leiſtungen beſchränken.

Viel beſtimmter und klarer als bei dem ſogenannten Baſilius Valentinus tritt bei Paracelſus die Lehre auf, daß alle Körper — namentlich die Metalle — aus Mercur, Schwefel und Salz beſtehen, denen die aus allen Körpern zu erhaltenden Spiritus, Öle und Salze entſprechen, welch letztere Anſchauung ihren Urſprung in den bei der trockenen Deſtillation organiſcher Körper erhaltenen Stoffe findet. Ebenfalls beſtimmter ſind die Lehren des Paracelſus über die Eigenſchaften, deren Träger die obigen drei Grundprinzipien aller Dinge ſind.

Es muß jedoch betont werden, daß Paracelſus, der ja bekanntlich voller Widerſprüche iſt, ſich ſchon in der Definition des Begriffes der Alchymie nicht gleich bleibt; bald iſt ſie ihm, der die Medizin auf die Philoſophie, Aſtronomie, Alchymie und Tugend gründet, die Kunſt der Bereitung vollkommener Dinge oder che-

[1]) S. 40 ff.

miſcher Arzneien aus dem Rohmaterial und bald die Kunſt der Metallveredlung. Im erſteren Sinn ſagt er z. B.:

„Viel haben ſich in der Alchimey geeuſſert, ſagen es mach Silber vnd Gold, ſo iſt doch ſolches hie nit das fürnemmen, ſondern allein die bereitung zu tractiren, was tugent vnd krafft in der Artzney ſey.“[1])

„Die Natur gibt nichts an tag, das auff ſein ſtadt vollendet ſey, ſondern der Menſch muß es vollenden: dieſe Vollendung heiſſet Alchimia. Dann ein Alchimiſt iſt der Beck in dem, ſo er Brodt backt, der Rebmann in dem, ſo er Wein macht, der Weber in dem, daß er Tuch macht. — Was macht die Byrnen zeitig, was bringt die Trauben? nichts als die natürliche Alchimey. — Alſo lehrne was Alchymia ſey, zu erkennen: daß ſie allein das iſt, das da bereit durch das Fewr das unrein vnd zum reinen macht. — Nicht als die ſagen, Alchimia mache Gold, mache Silber. Hie iſt das fürnemmen, mach Arcana und richt dieſelbigen gegen die Kranckheiten.“[2])

An anderer Stelle konſtatiert Paracelſus ausdrücklich zweierlei Alchymie, indem er ſagt[3]):

„Alſo fället vns jetzo aus dieſem ſpagiriſchen Myſterio zweyerley Nutz für: der eine, wie ſie auf renovationem corporis mag angewendet werden; der andere: wie ſie auff transmutationem metallorum ſol gebraucht werden. Dieweil ich denn, Theophraſtus, dieſe beyde vielfältig erfahren habe, ſo will ich ſie nach den Zeichen der Wercke beſchreiben und wie ich ſie am beſten in der Proba erfunden habe, fürhalten.“

Am Anfang des nächſten Kapitels ſagt nun Paracelſus, daß ein Teil der Tinctura Physica 1000 Teile Gold in den metallveredelnden Lapis Philosophorum verwandle, und im (6.) Schlußkapitel heißt es:

„Das iſt die Tinctur, dadurch etliche von den erſten Physicis in Egypten, wie dann auch noch auff dieſe Zeit 150 Jar gelebet.[4]) Vieler vita hat ſich auff etliche saecula erſtrecket, wie die Hiſtorien öffentlich ausweiſſen vnd doch ſonſt niemanden glaubwürdig gedaucht: denn ihre Krafft iſt ſo wunderbarlich, daß ſie den Leib höher, weder die angebohrene Complexion erzeigt, bringet vnd in demſelben Grad ſtandhafftig erhält, daß er vor allen Kranckheiten frey bewahret, vnd ob er mit Alter behafftet, ſcheinet er gleichſam ſeiner vorigen Jugendt zugeſtellet.“

„Alſo Tinctura Physicorum iſt ein Universal, welches verzehret alle Kranckheyten gleich einem Fewr, ſo die höltzer verzehret. Seine Dosis iſt gar klein aber ſeine Würckung mächtig groß. Daher ſeyndt von mir curiret worden

[1]) Fragmenta medica.

[2]) Buch Paragranum, Tract. III.

[3]) De Tinctura Physica, cap. 5.

[4]) Dieſe Stelle fand bei der Trismoſinusſage Anwendung.

Aussatz, Frantzosen, Wassersucht, Hinfallende Sucht, Colica, Gutta; desgleichen Wolff, Krebs, Syrey, Fisteln vnd allerley innwendige Mängel, mehr dann einem Menschen zu gedencken ist, wie mir dessen Deutschland, Franckreich Italia, Pohlen, Böhmen genugsam Zeugniß geben wird."

Ja in seinen Libri X Archidoxorum[1]) bezeichnet ausdrücklich Paracelsus den Lapis Philosophorum als medizinisches Präparat indem er sagt:

„Wiewohl wir des Lapis Philosophorum kein Anfänger seyn, auch kein Ender, noch ein Grübler darinnen, wie wir davon gehöret vnd gelesen haben Darum so wir in selbigem kein wahrhafftig Wissen nit tragen, lassen wir denselbigen Process auffen, vnd folgen dem vnsern nach, den wir in vnserer Übung vnd Practic erfunden haben, darum daß er demselbigen gleich tingiret in corporibus hominum, wie sie denn von dem ihren schreiben, darum daß er nicht nach ihrem Process gemacht sey, denn wir denselben am mindesten verstehen vnd erkennen; so lassen wir auch hier in dieser Practic auffen den Process seiner Würckung ꝛc. — Also ex Lapide Philosophorum, der ist, der also das Hertz reiniget vnd alle Hauptglieder, darzu das Gedärme, das Marck und was darmit begriffen wird, vnd ist also, daß kein mangel in jhnen erfunden wird von keiner Vngesundtheydt, da weichet Podagra, Hydropisis, Icteritia, Colica, Passio, alle vngeschicklichkeyt der vier Humorum läutert es, als ob sie gleich seyn der ersten Geburt, denn da weichen alle die Dinge, so sich vnterstehen die Natur zu verderben, wie die Würme das Fewr fliehen, also fliehet die Kranckheydt vnd Vngesundheydt diese Erneuerung."

Zur Erläuterung des Gesagten bemerke ich, daß Paracelsus die Krankheiten hauptsächlich als eine Entmischung, falsche Mischung oder Degeneration der den Körper bildenden Grundprinzipien auffaßt, welcher durch chemische Mittel begegnet werden muß. Auf dieser Anschauung fußte später die Schule der Jatrochemiker. Andererseits faßt der Widerspruchsvolle die Krankheit als einen halbgeistigen Parasiten auf, welcher durch geistig-magische Mittel bekämpft werden muß.

So viel über diesen Punkt. — Über die Alchymie jedoch in ihrer Eigenschaft als Kunst der Metallverwandlung sagt Paracelsus in seiner Schrift: „Coelum philosophorum seu liber vexationum" in dem Kapitel „Was Alchimia für ein Thun sey":

„Alchimia ist nur ein fürnemmen, sinnen, vnd listig Gedicht, damit man die Geschlecht der Metallen verwandelt, aus einem Stand vnd Natur in die ander zu bringen",

---

[1]) Lib. VI Kap.: Von dem Arcano Lapidis Philosophorum.

und in dem vorhergehenden Kapitel: „Was Matery und Werckzeug man bedarff zu der Alchimey“:

„Gott hat auch etlichen Menſchen ſonderliche Verſtändniß vnd liſtige Erkändtnuß der Ertz vnd Metallen gegeben: alſo daß ſie wiſſen ein viel nähern weg und griff, wie man Solem vnd Lunam mag machen, ohne alles Bergwerck bawen vnd gar ohne Ertz probiren und ſchmeltzen.“

Dahingegen ſagt Paracelſus in ſeiner Philosophia sagax:[1])

„Als ein Exempel mit der Alchimey, die da wollen Goldt, vnnd Silber machen, das iſt nicht gerecht. Darumb dreſchen ſie leer Stroh, dann es iſt nicht von Gott geben, ſondern ein Dichterey von Menſchen.“

Andererſeits hat wieder Paracelſus in ſeinem Aufſatz De Tinctura Physica eine Stelle, die nur dahin gedeutet werden kann, daß er mit dem Beſitz des Steines der Weiſen prahlen will, wenn er ſagt[2]):

„Meynes Schatzes liegt noch zu Weyden in Fryaul ein Kleinath im Hoſpital, welches weder Du Römiſcher Löw (es iſt wahrſcheinlich der vorher Leo Florentinus genannte Papſt Hadrian VI. gemeint), noch du teutſcher Carol (Carl V.) mit allen ewerem Gewalt nit bezahlen möcht.“

Doch wiederum verteidigt er ſich im Prolog der gleichen Schrift gegen den Vorwurf ſeiner Feinde, daß er „Bettlersweiß von einem Land zu dem andern vagier“ und beſchwert ſich in ſeiner Kärnthner Chronik darüber, daß ihm auf ſeinen Wanderungen die Sonne durch Löcher ſeiner Kleidung oft Blaſen brenne.

Auf ſeinem in der St. Sebaſtianskapelle zu Salzburg 1752 erneuerten Grabſtein, wird er aber als Alchymiſt gefeiert, „qui tantam orbis famam ex auro chymico adeptus est“, und in Jöchers Gelehrtenlexikon heißt es in dem Paracelſus gewidmeten Artikel:

„In ſeinem 28. Jahre ſoll er den ſogenannten Stein der Weiſen bekommen haben, und mit dem Goldmachen umgehen können, deswegen er mit dem Gelde ſo verſchwenderiſch geweſt, daß er offt nicht einen Heller, des morgenden Tages aber gantz frühe den Schub-Sack voller Geld gehabt.“

Den letzten Umſtand berichtet ſchon der Schüler des Paracelſus, Oporinus, in dem im erſten Teil angeführten Brief an Solenander, und es iſt wohl keine Frage, daß Paracelſus abſichtlich derartige Gerüchte in Umlauf ſetzte, denn ſonſt würden wir nicht in Creilings ſchon mehrfach genannter „Jungfrau Alchymia“ leſen[3]):

---

[1]) Erſtes Buch, Probatio artis Magicae, cap. 6.

[2]) Prolog.

[3]) S. 240—243.

„Nachdem kurtz zuvor der Böhmische Edelmann Gersdorf dem Herrn Borrichio gesagt, daß Theophrastus Paracelsus seinem Unherrn den Lapidem gegeben, so siehet man daraus, daß Theophrastus müsse ein wahrer Adeptus gewesen sein, woran doch viele und in specie der billig hoch aestimirte Theobaldus ab Hoghelande zweifflen. Ja wann es so wäre wie der Sächsische Historiographus Herr M. Tenzel in seinen monatlichen Unterredungen 1692 p. 448 vermeint, daß dieser zu Amsterdam gewesene Gersdorf noch mehrere Brüder gehabt (darunter einer zu Hanau ein rares Specimen mit dem übrig gebliebenen Staub des Goldmachenden Pulvers bewiesen, wovon hernach unten Gelegenheit zu reden kommen wird), welche alle von ihrem Herrn Vatter auff die Reise eine Büchse mit dem Pulver, so vom Theophrasto hergekommen, empfangen, so müste Theophrastus viel solchen Pulvers gehabt haben und damit sehr liberal gewesen seyn. Wann überdas er noch von diesem Pulver hier und da vergraben hätte[1]), wie einige wollen, und in specie der Pater Wentzel[2]) in seiner Kranckheit bekennet hat, daß er aus einigen Anzeigungen vermuthet, Theophrastus habe daselbsten von seinem Tinctur-Schatz vergraben, und da er dann alldorten nachgesucht, solches vortreffliche Pulver, womit er nachher so viel tingiret hat, bekommen. Es geben sonsten noch viele Traditiones vom Theophrasto so viel, daß man fast nicht zweifflen kan, er müsse etwas gehabt haben. Ich habe in meiner Jugend auch einen gemeinen Mann gekannt, der sagte von seinen Vor-Eltern ein chymisches MStum zu haben, welches von einem vor Alters sehr berühmten Schweitzer Doctor Phrastus genannt, herkomme, welcher einen grossen Degen und an dem Gefäß einen grossen Knopff[3]), den man auffschrauben können, gehabt, worinnen derselbe ein Pulver gehabt, damit er habe Gold machen und alle Kranckheiten curiren können. Ich erinnere mich in dem Agricola in Poppium gelesen zu haben, daß er mit einem alten Mann bekannt worden, welcher des Theophrasti Laboranten einer gewesen, von deme er viele Nachrichten bekommen, woraus genugsam zu schliessen, daß Theophrastus die Kunst Gold zu machen gehabt. Es erzehlet auch Ristius in seiner alleredelsten Thorheit nicht nur eine sehr remarquable Cur an einer von Natur-lahmen 22 Jahr alten Jungfer in Ingolstadt, sondern saget auch noch positivement p. 285 Theophrastus hat können Gold machen so viel als er nur gewolt, darauf erzehlet er zur Confirmation folgende Historie: Es begab sich, daß Theophrastus auf seinen Reisen einsmahls in eine fürnehme Stadt kam im Würtemberger Lande, darinn er etliche Tage zubrachte, und, dieweile er aber mahl viele von seinen Leuten bey sich hatte, nicht ein geringes daselbst verzehrete. Sein Hofmeister, der allenthalben muste aus-

---

[1]) Vgl. die Stelle in der Tinctura-Physica von dem „zu Weyden in Fryaul im Spital liegenden Kleinath."

[2]) Es ist der später zu nennende Wenzel Seiler gemeint.

[3]) Mit diesem Schwert ist Paracelsus meist abgebildet.

zahlen, ſchickte zu ihm und ließ ihm ſagen, daß kein Geld in der Cassa mehr vorhanden wäre. Theophrastus ließ ihm wieder ſagen: Ob denn kein Bley in der Stadt zu bekommen wäre, er ſolte einen Centner Bley kaufen laſſen. Der Hofmeiſter, der in einer andern Herberge lag, vollbrachte ſeines Herrn Befehl, kauffte das Bley, ließ es in Stücke hauen, in einen Tiegel werffen und auf glüende Kohlen ſetzen und blieb er ſelber dabey, und wie es nun faſt alles geſchmolzen, ließ er den Herrn ſolches bald wiſſen, der Herr Theophrastus ſchickte ſeinen Cammer-Diener, den er erſtlich vor wenig Tagen angenommen, zu dem Hofmeiſter, daß er demſelben ein kleines Papierlein, darinnen ein Blutrothes Pülverlein war, ſollte zuſtellen, mit Befehl, daß er dasſelbe zu dem geſchmolzenen Bley in den Tiegel ſchütten und wohl umrühren ſollte, welches, nachdem es geſchehen, ließ der Hofmeiſter das geſchmoltzene Bley in eiſerne Form gieſſen, als aber dasſelbe nicht eine Bley- ſondern eine Gold-farbe hatte, lief der Cammer-Diener eiligſt zurück und vermeldete ſeinem Herrn, daß das, was er befohlen, ſchon verrichtet, und das Bley geſchmoltzen wäre, ſehe aber leibhafftig aus wie das ſchönſte und klareſte Gold, worüber er ſich nicht genugſam verwundern könte. Ja, Gold ſollte es auch ſeyn, ſagte Theophrastus, mit Bley kan ich nicht viel ausrichten, ließ darauf ſeinen Wirth bitten, daß er dieſes gemachte Gold zum Müntz-Meiſter des Ortes bringen möchte, welcher, nachdem er ſich nicht genug über deſſelben fürtrefflicher Koſtbarkeit verwundern können, etliche tauſend Gülden ihme dafür bezahlet hat. Soweit der berühmte Herr Riſt, welcher zwar nicht beygeſetzet, wo er dieſe Historiam her habe. Und ich kan nicht läugnen, daß dieſelbe in einigen erzehlten Umſtänden leichtlich einem fremde vorkommen kan, allein, wer da weiß, welch ein beſonderer Heiliger der Theophrastus geweſen, der wird ſie deſto eher ſeiner curiosen Conduite gantz convenable befinden, es ſtehet aber einem jeden frey ſolche zu glauben oder nicht, indem ich ſelbſten darin noch nicht determiniret bin."

So viel von den über die Adeptſchaft des Paracelſus umlaufenden Sagen.

Ich wende mich nun zur alchymiſtiſchen Theorie des Paracelſus:

Auch er — oder beſſer — er zuerſt nimmt Schwefel, Queckſilber und Salz als die drei Prinzipien aller Dinge an, und zwar betrachtet er erſteren als das Prinzip der Brennbarkeit, das zweite als das Prinzip der Flüchtigkeit und das dritte als das Prinzip der Feuerbeſtändigkeit. So ſagt er im Opus Paramirum.[1])

„Drey ſind der Subſtantz, ſo einem jeglichen ſein Corpus geben. Das iſt: ein jeglich Corpus ſtehet in drey Dingen. Die Nammen dieſer drey dingen ſind alſo: Sulphur, Mercurius, Sal. Die drey werden zuſammen-

[1]) Buch I. Kap. 2.

geſetzt, als dann heiſſts ein Corpus. — Alſo ſo du ein Corpus in die Hand nimbſt, ſo haſt du unſichtbar drey Subſtantzen. Von dieſen dreyen iſt noth zu reden. — Nun die ding zu erfahren, ſo nempt ein anfang vom Holtz, Daſſelbig iſt ein Leib, Nun laß brennen, ſo iſt, das da brennt, der Sulphur, das da raucht, der Mercurius, das zu Eſchen wird, Sal. — Das ſo da brennet, iſt der Sulphur; nichts brennet, denn allein der Sulphur: Das da rauchet, iſt der Mercurius: Nichts ſublimirt ſich, allein es ſey dann Mercurius: Das da in Eſchen wirt, iſt Sal; Nichts wird zu Eſchen, allein es ſey dann Sal."

An ſpäterer Stelle heißt es[1]):

„Alſo ſie (die drei Prinzipien) nuhn zuſammen kommen und ein Corpus ſind und doch drey: Darumb der Sulphur verbrendt, denn er iſt nuhr ein Sulphur: Das Saltz geht in ein Alcali, dann iſt es fix: Der Mercurius iſt ein rauch, dann er verbrendt nicht, aber er weicht vom Fewr."

Dieſelbe Theorie wendet Paracelſus auch auf die Animalien an, denn es heißt an gleicher Stelle weiter:

„Nun iſt die Theorica aus denen zu nemmen, was der Sulphur, was der Mercurius, was das Saltz ſey, was im Holtz und was in andern, und alſo daſſelbige zu vergleichen dem Microcosmo: Jetzt haſtu den Menſchen, daß ſein Leib nichts iſt, denn allein Sulphur, ein Mercurius, ein Sal. In den dreyen ſteht ſein geſundtheit, ſein krankheit, vnd alles was ihm anliegt. Und wie da allein Drey ſeindt, Alſo ſind die drey urſach aller Kranckheiten — Der Menſch iſt in drey ſtück geſetzt, Mercurius, Sulphur, Sal."

In der Schrift de Natura rerum ſagt Paracelſus[2]):

„Aus den dreien iſt die Welt geſchaffen und zuſammengeſetzt worden."

Aus ihnen beſtehen auch die Metalle, denn in den Archidoxis heißt es[3]):

„So mag das auch wol für ein Reſtauratz vnd Renovatz geachtet werden, als ſo die Metallen entſpringen aus dem Saltz und Sulphure und Mercurio";

und im Buche de Natura rerum[4]):

„daß ihr erſtlich wiſſen ſollen, daß alle ſieben Metallen aus dreyen Materien geboren werden, nemblich aus Mercurio, Sulphure und Sale."

Aus denſelben beſtehen auch die Halbmetalle wie ſämtliche Mineralien, nur daß in ihnen die drei Prinzipien unreifer und unreiner ſind. In dieſer Hinſicht ſagt Paracelſus an gleicher Stelle:

---

[1]) Buch II. Kap. 1.

[2]) Buch 8.

[3]) Buch 1. De renovatione et restauratione.

[4]) Buch 1.

ALTERIVS NON SIT QVI SVVS ESSE POTEST.
EFFIGIES PHILIPPI THEOPHRASTI
AB HOHENHEIM: ÆTATIS
SVÆ. XLVII.
OMNE DONVM PERFECTVM
Á DEO:
IMPERFECTVM Á DIABOLO.

„Von der Generation der Mineren vnd halben Metallen iſt anders nicht zu verſtehen, dann wie anfänglich von Metallen iſt angezeigt worden, daß ſie gleicher geſtalt auch aus dreyen Principiis, nemblich aus Mercurio, Sulphure und Sale geboren werden. Wiewol aber nicht als die Metall, ſondern von einem imperfecten und geringen Mercurio, von einem imperfecten und geringeren Sulphure und von einem imperfecten vnd geringen Sale."

Auf ſeine alchymiſtiſche Praxis deutet Paracelſus noch an folgenden Stellen in geheimniskrämeriſcher Weiſe hin. Er ſagt in ſeinem Werk „Von den natürlichen Dingen"[1]):

„So es nicht wider Gott wer, alſo mein ichs, daß nit ein jeglicher ſoll Reich ſeyn, dann Gott weiß wol, warumb er der Geyß den Schwantz nit zu lang gelaſſen hat: So wer da manchem mit kurtzen wortten wol zu helffen. Aber dieweil Reichthumb den Armen verfürt, nimpt ihm Demütigkeit vnd die Zucht, verwandlet jhn in Hoffart vnd Uebermutt, vnd macht auß jhm ein ſcharff Schermeſſer, iſt beſſer geſchwiegen, vnd ſie Arm bleiben laſſen."

Und weiter heißt es im „Coelum philosophorum sive liber vexationum"[2]):

„Nun wöllt doch ein jeglicher gern leſen in der Geſchrifft der Alchimey ſolche Stück oder Künſtlin, die da leicht und gar ring zu brauchen weren, dardurch er mit kurtzer eyl viel Golds und Silbers machen köndt, vnd hat ein verdruß an vielen andern Schrifften vnd Worten, die jhm nit flugs wöllen lauter vnd klar anzeigen vnd ſagen, wie er jhm thun ſoll: Alſo vnd alſo thu jhm (wolt er gern hören), ſo haſtu gut Lunam[3]) vnd Solem, darvon du magſt Reich werden. Ey lieber beyt noch ein weil, biß man dirs mit kurtzen worten, gar ohn alle müh vnd arbeit, in gemein auffdecken wird, daß du es nur im Huy herzucken wolteſt, vnd von Stund an aus Saturno vnd Mercurio vnd ♃ Solem vnd Lunam machen. Es iſt vnd wird ſo gemein nimmermehr, zu können vnd zu treffen, ſo leicht vnd gering es auch an jhm ſelbs iſt. Es iſt Gold vnd Silber durch einen ſo gar kleinen vnd ringen griff vnd weg der Alchimia zu machen, daß es gar nicht noth iſt oder wer, einigerley Lehr vnd Buch darvon zu ſchreiben noch zu reden, ſo wenig als vom ferdigen Schnee zu ſchreiben iſt."

Wir wenden uns nun zu der ſehr fragwürdigen praktiſchen Alchymie des Paracelſus, welche zumeiſt in ſeinem Buch De me-

---

[1]) Buch 1, Kap. 7.

[2]) Kapitel: „Was von der Coagulation Mercurii zu halten ſei."

[3]) Die ſieben alten Metalle entſprachen folgendermaßen den Planeten: das Blei dem Saturn, das Zinn dem Jupiter, das Eiſen dem Mars, das Gold der Sonne, das Kupfer der Venus, das Queckſilber dem Mercur und das Silber dem Mond.

tallorum transmutationibus et caementis enthalten ist. Hier verarbeitet er in seiner Weise den Prozeß des Lullius, welcher sich wie eine Seeschlange durch die ganze Geschichte der Alchymie zieht. Er bereitet aus Quecksilber, Gold, Kupfer, Eisen (Sic!!!), Zinn oder Blei ein gesättigtes Amalgam, dem er noch eine gleiche Menge Quecksilber hinzufügt und dies unter stetigen Wiederaufgießen so oft davon destilliert, bis sich das Ganze in eine Masse verwandelt hat, die in der Wärme wie Wachs fließt. (!?) Nachdem dieselbe die gehörige Zeit digeriert wurde (wie lange? sagt P. nicht), verwandelt sich alles in eine wie Quecksilber flüssige Substanz, welche der Mercurius Philosophorum ist. Was mit demselben anzufangen, verrät uns Paracelsus ebenfalls nicht.

Ferner lehrt er, indem er Lullius und Arnald verballhornt, ein Öl zu bereiten, mit welchem er Silber in Gold verwandelt. Er bereitet aus Quecksilbersublimat und Salpetersäure durch wiederholte Destillation ein Öl, in welches er die (roten) Dämpfe des stärksten Scheidewassers (Untersalpetersäure) treibt. In dieses Öl legt er gekörntes Silber (wie lange?) und cementiert dasselbe mit dem Cementum regale,[1]) worauf es sich in Gold verwandelt.

Aus gleichen Teilen Schwefelantimon und Quecksilbersublimat will Paracelsus durch Destillation ein rotes Öl bereiten, welches ebenfalls Silber in Gold gradiert. Rotgefärbtes Antimonchlorid spielt allerdings in der Alchymie eine große Rolle; es erhält seine Färbung durch Eisenchlorid und wird nur dann erhalten, wenn das Antimon vor der Destillation mit Sublimat mit 50% fein zerteiltem Eisen zusammengeschmolzen wird.

Auf Antimonchlorid und ein Eisenpräparat (wahrscheinlich essigsaures Eisenoxyd) ist die Stelle in der Tinctura Physica zu beziehen, an welcher Paracelsus sagt, man solle das Blut des roten Löwen und des Adlers Gluten nehmen, um den Stein der Weisen zu erhalten. — Antimonchlorid heißt in der Sprache der Alchymisten „des Adlers Gluten“ (Gluten-Leim).

Daß Paracelsus das Ausfällen des metallischen Kupfers durch Eisen für eine Verwandlung des Eisens in Kupfer hielt, ist ihm

[1]) Das Cementum regale besteht aus 2 Teilen Grünspan, 2 Teilen Kupfervitriol, 2 Teilen Alaun, 2 Teilen Salmiak, 2 Teilen Salpeter und 5 Teilen Ziegelmehl.

nicht zu verargen; an dieſe Verwandlung glaubte man — mit Ausnahme einiger bedeutender Chemiker — bis tief in das vorige Jahrhundert hinein.

Dagegen hält er die Darſtellung des Weißkupfers für eine Verwandlung des Kupfers in Silber und will Eiſen durch Zuſammenſchmelzen mit Pulvis liquefactitius (was für ein Flußpulver er meint, ſagt Paracelſus nicht), in Blei und Blei durch öfteres Schmelzen mit Salmiak in Zinn verwandeln. Auch glaubt er, einen Magnet durch Einlegen in Eiſenchloridlöſung ſo ſtark zu machen, daß man mit ihm einen Nagel aus der Wand ziehen könne.

Um die eigentliche Chemie machte ſich Paracelſus hauptſächlich durch das Studium der Halbmetalle, beſonders durch die Bekanntmachung des Zinks, Wismuths und reguliniſchen Arſeniks bekannt. Er nennt die Halbmetalle bereits mit dieſem Namen (vgl. die oben S. 63 zitierte Stelle), ſowie auch „Baſtarde der Metalle“. So ſagt er[1]):

„Der Zincken, welches ein Metall iſt und doch keines; auch der Wiſſmat vnd jhres gleichen, die da flieſſendt vnd etlichs theils geſchmeidig ſeind; vnd doch wiewol ſie etwas anhangend den Metallen mit dem Fluß, ſo ſeindt ſie doch nur Baſtart der Metallen, das iſt, etwas jhnen gleich, vnd doch nicht.“

Auch unterſcheidet er zuerſt den Alaun von den Vitriolen, in dem er ſagt[2]):

„Der Alaun hängt in nichts den Metallen an, ſondern iſt frey ein Saltz, das allein in der ſewri (Säure) ſteht und nimpt ſein Corpus nach der vermiſchung der Erden; aber der Vitriol nicht, ſondern allein von der Vermiſchung der Metalliſchen Corporen.“

Als chemiſches Verdienſt iſt Paracelſus auch anzurechnen, daß er die Metallſalze, Mineralſäuren, Queckſilber-, Antimon-, Eiſen-, Kupfer- und Zinkpräparate in die Medizin einführte und ſo das Studium dieſer Stoffe anregte.

Über die Nachfolger des Paracelſus und die Geſamtausgaben ſeiner Werke habe ich im erſten Teil das Nötige beigebracht. Es bleibt nur noch die Anführung der Separatausgaben der eigentlich alchymiſtiſchen Schriften desſelben übrig. Dieſelben ſind folgende:

1. De Tinctura Physica. lat. von Gerh. Dorn: 1570, Colon.

---

[1]) Traktat von Mineralien.

[2]) Traktat von Saltzen.

8° ibid. 1575, 8. Deutſch: Baſel, 1571, 4°. Abgedr. im Aureum Vellus. Tr. II, No. 2.

2. Thesaurus thesaurorum Alchemistarum. Als Anhang an der von M. Toxites beſorgten Ausgabe der Archidoxa. Straßburg, 1574 8°.

3. Manuale. Abgedr. in derſelben Ausgabe der Archidoxa und im Aureum Vellus, Tr. II, No. 4.

4. De metallorum transmutationibus et caementis. Abgedr. bei Manget, Tom. II, pag. 423 sq.

5. De Mercuriis metallorum. lat. Colon. 1582, 8°.

6. Aurora Philosophorum. Baſel, 1575 und 1577, 8°.

7. Caelum Philosophorum seu Liber vexationum. In der Geſamtausgabe ſeiner Werke, Frankfurt, 1603, Fol.

8. De projectionibus. Ebenda.

9. Crocus metallorum seu Tinctura. Ebenſo.

10. Epistola, in quatotius Philosophiae adeptae Methodus ostenditur. lat. Basil. 8°. 5 a.

Achtes Kapitel.

Die übrigen bedeutenderen Alchymiſten des ſechzehnten Jahrhunderts.

Von denſelben iſt zunächſt der franzöſiſche Edelmann Dénys Zachaire zu nennen, welcher ſeinen Geſchlechtsnamen verſchweigt, jedoch angiebt, einem edeln Geſchlecht in Guienne zu entſtammen und im Jahre 1510 geboren zu ſein. Da ſein Leben bis auf das tragiſche Ende desſelben ein völliger Abklatſch der Geſchichte des Grafen Bernhard von der Mark iſt, möchte ich die Exiſtenz des Denis Zachaire beſtreiten, wenn dem nicht die Thatſache gegenüberſtände, daß Kaiſer Rudolph II., welcher Adeptengeſchichten ſehr genau nachzugehen pflegte, dasſelbe von ſeinem Hofdichter Mardochäus de Delle in Verſen beſchreiben ließ.

Nach Denis Zachaires Angabe, welche er in ſeinem Opuscule tres eccelent de la vraye Philosophie naturelle des Metaux, par Maistre Denys Zachaire, Gentilhomme et Philosophe Guiennois, Anvers, 1566, 8°. macht, wurde er von einem Lehrer, der ein eifriger Alchymiſt war, erzogen und beſchäftigte ſich ſeit ſeiner Knabenzeit mit der Goldkunſt. Als er in allen Schulwiſſenſchaften gründlich erfahren war, bezog er 1535 die Univerſität Bordeaux, wo er nach Vorſchriften, die er zum Teil von fürſtlichen Perſonen — wie von der Königin von Navarra und vom Kardinal von Lothringen — erhielt, arbeitete. Er beging

die gleichen Thorheiten wie Graf Bernhard und verlaborierte dabei 400 Kronen. Hierauf machte er eine Reiſe nach Italien, wo er durch Reiſekoſten, alchymiſtiſche Arbeiten und Prellereien betrügeriſcher Laboranten ſo viel Geld los wurde, daß er ſich zu Rom von einem zum Hausſtande des Kardinals von Armagnac gehörigen Abt 100 Kronen borgen mußte, die er abermals verlaborierte. Dann borgte er den Abt abermals um 300 Kronen an und ging damit nach Paris, wo er mit hundert andern Alchyſiſten einen hermetiſchen Verein gründete. Das alte Spiel begann von vorn, und bald war Zachaire abermals um 800 Kronen leichter.

Im Jahre 1542 wurde unſer Held vom Großvater Heinrichs IV. an ſeinen Hof nach Pau berufen. Hier blieb er vier Jahre und laborierte mit dem König, bis ſie ſich — gegenſeitig mit einander unzufrieden — trennten. Denys ging wieder nach Paris und ſuchte die Konkordanz aus der Turba, Arnald, Lullius und dem Grafen Bernhard zu ziehen, wobei das Laborieren natürlich neue Summen verſchlang, infolgedeſſen ihn ſeine Familie unter Kuratel ſtellen laſſen wollte.

Da gelang es ihm, ſeiner Angabe nach zuerſt im Jahre 1550, Queckſilber in Gold zu verwandeln, worauf er — mit ſeiner Familie verfeindet — ſich auf Reiſen begab und einen jungen Verwandten, deſſen er ſich als Laboranten bediente, mit ſich nahm. Er ließ ſich in Lauſanne nieder, laborierte daſelbſt und heiratete ein ſchönes Mädchen.

Mit ſeiner Frau und ſeinem Gehilfen, die eine Liebſchaft zuſammen angefangen hatten, ging er auf weitere Reiſen und wurde zu Köln in der Betrunkenheit von ſeinem Vetter ermordet. Das verbrecheriſche Paar entfloh mit der Tinktur und blieb verſchollen.

Die letzteren Umſtände werden in Reimen erzählt, welche der kaiſerliche Hofpoet Mardochäus de Delle auf Rudolphs II. Befehl ſchmieden mußte. Dieſelben lauten:

„Dionysius Zacharias ein junger Mann,
Gar bald zu der Weiſen Stein kam,
Hat Luſt die Welt zu beſchauen,
Nahm zu ſich eine ſchöne Frauen,
Auch einen Diener, der ihm verwandt,
Und zog damit in fremde Land.

Der Diener und das Weib,
Hatten einander gar lieb,
Fein heimlich und in der Stille
Buhlierten ſie nach ihrem Willen,
Bis ſie nach Cöln kamen am Rhein.
Sich vollgetrunken im ſüßen Wein,
Und Zacharias lag und ſchlieff,
Bald zu ihm der Diener lieff,
Erwürget ihn zur Hand,
Und nahm Alles, was er fand,
Das Weib und den Schatz ſo ſchon,
Damit fuhr er über den Rheinſtrom,
In ein fremdes Land,
Da waren ſie unbekannt.“ [1])

Kaiſer Rudolph II. war bekanntlich ein ſolcher Liebhaber aller Geheimwiſſenſchaften, daß er ſelbſt in den Ruf eines Teufelszauberers kam. Vor allem war die Alchymie ſeine Liebhaberei. Alle fahrenden Alchymiſten fanden am Kaiſerhof die beſte Aufnahme, alle Leibärzte des Kaiſers, wie Thaddäus von Hajek, Martin Ruland u. a. m., ſowie die Kammerdiener waren Alchymiſten. So der ſchon genannte, aus dem Mailändiſchen ſtammende Mardochäus de Delle, ferner Johannes Frank, Hans Marquard, genannt Kürbach, und der berüchtigte Martin Rutzky. Dem Kaiſer, welcher von den Alchymiſten der deutſche Hermes Trismegiſtos genannt wurde, wird ſogar die Adeptenkrone zugeſprochen. So ſollen die nach ſeinem Tode in der Schatzkammer gefundenen in Barren gegoſſenen 84 Centner Gold und 60 Centner Silber aus dem Schmelztiegel ſtammen. Außerdem hatte Rudolph kurz vor ſeinem Tode verſchiedenen Goldſchmieden 30 Centner Silber zur Verarbeitung übergeben [2]) Endlich aber übergab Hans Marquard nach Rudolphs Tod den inventariſierenden Räten am 16. und 19.

---

[1]) Der Reihenfolge nach müßte hier Leonhard Thurneyſſer eingeſchaltet werden; ich habe aber deſſen Thätigkeit bereits im erſten Teil S. 102—105 geſchildert. Wer die unbedeutenden Alchymiſten des 16. und anderer Jahrhunderte nachleſen will, mag es bei Schmieder thun.

[2]) Edelgeb. Jungfrau Alchymia, pag. 65 ff. Da nach Prof. Gindelys Bericht (Kaiſer Rudolph II. u. ſ. Zeit, Prag, 1864) Rudolph in den Tagen bitterſter Not unvermutet Tauſende von Ducaten zum Vorſchein brachte, ſo läßt ſich ſchon annehmen, daß er heimlich Schätze aufgeſpeichert hatte.

Februar 1612 fünf große eiserne Truhen voll Gold, vier Fäßchen voll Gold, zahlreiche in einem Gewölbe vermauerte Goldbarren, viel in Ziegelsteinform gegossenes Gold und 300 Kistchen mit goldenen und silbernen Kunstsachen.[1]) Der an Rudolphs Hof lebende Arzt Matthias Erbe von Brandau berichtet noch, daß der Kaiser eine Tinktur im Wert von 40000 Dukaten besessen habe und sagt[2]):

„Es pflegen ihre Majestät dieselbe bisweilen in einer silbernen breiten Blechbüchse zu tragen, mit rothem Sammet überzogen, ist aber von dem Kämmerling Rutzken, der sich selbst erhenkt, nach Dero Kaiserl. Majestät Ableben gestohlen worden, welche gleichwohlen N. N. in des Rutzken Hause gefunden, und Ihro Kaiserl. Majestät Matthias als rechtmäßigem Erben überantwortet. Der diese Tinctur gesehen, berichtet mich, daß sie graue Aschenfarbe und sehr schwer gewesen sei, von Aufrichtung mit Hio des Ingresses wegen, wie es der Kunst Brauch ist."

Ich will hier noch bemerken, daß Kaiser Rudolph II. alle an seinem Hofe angestellten alchymistischen Versuche und Prozesse lateinisch in einem Folianten niederschreiben ließ. De Delle, ein getaufter Jude, mußte die Adeptengeschichten in Reime bringen, welche samt den von Marquard gemalten, dazugehörigen Abbildungen den Prozessen beigefügt wurden. Ein berühmter niederländischer Maler soll für das Kopieren dieser Abbildungen, denen die Porträts des Kaisers, mehrerer Räte und Laboranten vorangestellt waren, sechs Jahre Zeit und 4000 Dukaten Honorar verlangt haben. Das Buch wurde im dreißigjährigen Krieg gestohlen und später von Dippel und Peträus in Frankfurt a. M. gesehen.[3])

Die berühmtesten fahrenden Alchymisten, welche mit Rudolph II. in Verbindung gebracht werden, sind die Engländer Dr. John Dee und Edward Kelley.

Morhof erzählt in seinem schon mehrfach zitierten Brief an Langelottus deren Geschichte nach der Tradition folgendermaßen:

„Es ist eine bekannte Sache, daß der Engländer Edward Kelley vor dem Kaiser Rudolph zu Prag im Hause des Thaddäus Hajek tingirte, was auch Gassendi in seinem Werke De metallis, cap. 7 berichtet. Man hat zwar gewöhnlich Kelley für den Verfertiger der Tinctur gehalten, allein er hat

---

[1]) Resch: Experimenta Osiandrina, pag. 308.

[2]) M. E. v. B.: De medicina universali, pag. 12.

[3]) Peträus in der Vorrede seiner Ausgaben des Basilius Valentinus.

dieſelbe anderswoher bekommen. Ich will die ganze Geſchichte dieſes Kelley, weil ſie nicht jedermann bekannt iſt, beſchreiben, wie ſie mir von einem vornehmen Manne erzählt wurde, der ſie aus dem Munde des Dieners von Kelley gehört hatte. Kelley war kein engliſcher Edelmann, wie manche meinten, ſondern ein bürgerlicher Notar und Rechtsanwalt in London. Derſelbe hatte, da er der alten engliſchen Sprache ſehr mächtig war, gewiſſen Perſonen zu Liebe Urkunden verfälſcht, weshalb man ihm die Ohren abſchnitt und ihn aus London verbannte, wie ſolches Weaver in ſeinen Monumentis funerabilibus bezeugt. Kelley wanderte nun nach Wales, wo er in dem Wirtshauſe einer kleinen Stadt, deren Namen mir entfallen iſt, einkehrte. Hier fand er ein Buch in alter waliſcher Sprache, die er ſehr wohl verſtand, über den Stein der Weiſen im Fenſter liegen. Er fragte deshalb den Wirt, wo er das Buch her habe, worauf dieſer ihm antwortete, daß man es im Grabe eines Biſchofs, welches ſich in der Ortskirche befand, vorgefunden habe. Beim Bilderſturm nämlich habe der Pöbel, welcher in dieſem Grabe große Schätze vermutete, dasſelbe erbrochen, jedoch nur dieſes Buch und zwei Elfenbeinkugeln gefunden. Aus Wut über die erfahrene Täuſchung habe der Pöbel die eine Elfenbeinkugel zerſchlagen und in derſelben ein rotes ſchweres Pulver vorgefunden, welches größtenteils verſchüttet und zertreten worden ſei, weil man es ohne Geruch und Geſchmack gefunden habe. Der Wirt nahm jedoch das Buch, die ganze Kugel, worin die weiße Tinktur war, und den Reſt des roten Pulvers mit nach Hauſe. Als nun Kelley denſelben hat, er möge ihm das Pulver ſamt der anderen Elfenbeinkugel, mit welcher ſchon die Kinder des Wirtes ſpielten, zeigen, brachte er alles herbei und überließ es, weil es ihm nichts nutzen konnte, Kelley für ein Pfund Sterling. Nachdem hierauf Kelley in dem alten Buch herrliche Dinge von der Alchymie und die großen Flüche geleſen hatte, welche den Mißbrauch dieſer Geheimniſſe bedrohten, zog er mit ſeinem Schatz nach London, blieb aber in der Vorſtadt und ließ ſeinen ehemaligen Nachbar, den Doctor Theologiae John Dee, der ein trefflicher Mathematiker und Liebhaber der Chemie war, zu ſich rufen. Als ſich derſelbe bei ihm einſtellte, fragte Kelley den Dr. Dee, was Projektion ſei. John Dee lachte darüber und ſagte, er ſolle ihm nur dasjenige zeigen, womit man Projektion thue, ſo wollte er ihm ſogleich den verlangten Unterricht erteilen. Darauf erzählte Kelley alles, brachte ſein Pulver zum Vorſchein und ging, um es zu probieren, mit Dee zu einem Goldſchmied, wo ſie durch dieſe Tinktur Blei in Gold verwandelten. Da ſich nun John Dee Hoffnung machte, dieſes Geheimnis ſelbſt zu erforſchen, ſo begab er ſich mit Kelley und ihren beiden Familien nach Deutſchland und zwar nach Prag in Böhmen. Dies geſchah, weil ſie dort ſicherer zu ſein hofften und ſich in der Nähe der Bergwerke befanden, wenn ſie das Eine oder das Andere aus dem Buche probieren wollten.“

Um nicht allzuweitſchweifig zu werden, verlaſſen wir hier den Bericht Morhofs und ziehen das, was verſchiedene ältere Autoren

über den Aufenthalt der beiden Adepten in Prag zu ſagen wiſſen, kurz folgendermaßen zuſammen: Kelley übte in Prag die Transmutation fleißig aus, überließ ſich allen Ausſchweifungen, beſonders dem Trunk, und verbrauchte ſehr viel Geld. So ſoll er u. a. einer Magd eine Ausſteuer von 4000 Pfund Sterling gegeben haben uſw. Sein Aufwand machte Aufſehen, und die Kunde von der Metallverwandlung öffnete ihm die vornehmſten Kreiſe. Kelley gab mehrmals Proben ſeiner metallveredelnden Kunſt. So verwandelte er, wie ſchon Morhof erwähnte, im Hauſe des kaiſerlichen Leibarztes Thaddäus Hajek ein Pfund erhitztes Queckſilber im Beiſein Simon Hajeks, eines kaiſerlichen Hofbeamten und des franzöſiſchen Arztes Nicolaus Barnaud, durch einen Gran ſeiner Tinktur in Gold, auf welchem noch etwas überflüſſige Tinktur wie ein Rubin zuſammenſchmolz.[1]) Barnaud erzählte dies als Augenzeuge dem damals hochangeſehenen Chemiker Conrad Libavius[2]) mit dem Bemerken, daß er ſelbſt das Gold in ſeiner Hand gehabt habe. Die Hajek'ſchen Erben beſaßen noch lange ein von der Projektion herrührendes 12 Loth ſchweres Stück Gold, welches ſie Intereſſenten vorzeigten.[3]) Ferner erzählt Dr. M. Erbe von Brandau[4]), daß Kelley mit drei Tropfen eines roten Öls 18 Loth in der Apotheke geholtes Queckſilber in Gold verwandelt und ein ziemlich großes Gläschen dieſes Öls nebſt einem geſchriebenen Prozeß dem Grafen von Roſenberg geſchenkt habe. Das Öl ſoll ein gewiſſer Friedrich von Schönberg bei der Vertreibung Friedrichs von der Pfalz mit ſich genommen haben, während der Prozeß durch die Witwe eines Roſenbergſchen Sekretärs, der ihn geſtohlen hatte, in die Hände des Dr. Erbe kam, welcher ihn nicht genug zu rühmen vermag.

Kaiſer Rudolph, ſchreibt nun Schmieder[5]), ließ nun den Briten (Kelley) vor ſich kommen, und die Probe ward in ſeinem Beiſein mit dem gleichen Erfolge wiederholt. Hocherfreut, nun der lang geſuchten Kunſt gewiß zu ſein, ernannte der Monarch ihn zum

[1]) Gassendi: De metallis, cap. 7.

[2]) C. Libavius: Censura Sententiarum Scholae Parisiensis, pag. 16.

[3]) Edelgeb. Jungfrau Alchymia. S. 70.

[4]) De medicina universali. p. 13.

[5]) Geſch. d. Alch. S. 305 ff.

Freiherrn von Böhmen, zog ihn an seinen Hof und überhäufte ihn mit Ehrenbeweisen. Kelley widersprach nicht der Voraussetzung, daß er selbst Adept sei und die Bereitung der Tinktur verstehe. Man hoffte also, daß er sein Geheimnis mitteilen werde. Der unbesonnene Prahler versetzte sich in die mißlichste Lage, denn die alte Handschrift lehrte die Bereitung nicht, und zum größten Unglück war sein Vorrat an Tinktur durch seine Verschwendung erschöpft. Einige Zeit hielt er den Kaiser durch Versprechungen hin; als man aber wahrnahm, daß er zu entweichen beabsichtigte, ward er 1591 verhaftet und im Schlosse Zobeslau verwahrt.

Nach Schmieder wehklagte Kelley über den Verlust seiner Freiheit und versprach zu offenbaren, was er wisse, wenn man ihn der Haft entlassen wolle. Mit Genehmigung des Kaisers kehrte er nach Prag zurück, arbeitete mit dem Dr. Dee (also — wohlgemerkt — dieser Angabe nach frühestens 1591) und beide suchten das Geheimnis der Handschrift auszugrübeln, nahmen auch andere Schriften der Alchymisten zu Hülfe und riefen sogar mit Dees magischem Apparat die infernalischen Geister um Beistand an. Alles war vergebens. Er konnte sein Versprechen nicht erfüllen, auch nicht entfliehen. In störrischer Wut erstach er den Georg Hunckler, der vermutlich bestellt war, auf ihn acht zu haben. Infolgedessen wurde er gefesselt nach dem Zernerschlosse abgeführt, wo man ihn streng behandelte. In seinem Gefängnis schrieb er eine lateinische Abhandlung vom Steine der Weisen[1]) und sandte sie dem Kaiser am 14. Oktober 1596(!). Er beklagte sich darin bitterlich, daß der böhmische Freiherr nun schon zum zweitenmal in Böhmen Gefangener sei. Er versprach alles Mögliche, wenn er freigelassen würde, bat aber diesmal vergebens.

Weiterhin sagt Schmieder, daß Dee, den man nicht verhaftete, Mittel und Wege gefunden habe, die Königin von England für Kelley zu interessieren. Das Gerücht von seinen Projektionen in Prag hatte schon die Aufmerksamkeit des Londoner Hofs erregt. Elisabeth ließ ihren Unterthan reklamieren, aber ganz ohne Erfolg. Daraufhin wurde, man weiß nicht recht, auf wessen Veranstaltung,

[1]) Eduardi Kellaei Tractatus duo egregii de Lapide Philosophorum. Hamb. 1673 u. 1676, 8°. Ed. Joh. Lange. Man glaubte, daß dieses Buch nur die von Kelley kommentierte Schrift des alten englischen Bischofs sei.

der Verſuch gemacht, ihn aus dem Zernerſchloß zu entführen. Man wußte Kelley ein Seil zuzuſtellen, woran er ſich aus ſeinem Fenſter herablaſſen wollte. Unten im Schloßzwinger warteten einige Landsleute, und weitere Flucht war vorbereitet. Allein das Seil war entweder zu kurz oder riß. Kelley ſtürzte hinab und brach ein Bein. Sein Wehegeſchrei zog die Wachen herbei. Er ward in ſein Gefängnis zurückgebracht und ſtarb nach einigen Tagen an den Folgen des Sturzes. Das geſchah im Jahre 1597 (!) Er war etwas über 42 Jahre alt geworden. — Soweit Schmieder.

In Creilings ſchon oft zitiertem Buch ſind folgende Verſe mitgeteilt, die Rudolph II. auf Kelley dichten ließ:

„Der Engelländer Eduard Kellaeus zu Prag,
Von dem ich noch wahrhafftig ſag,
Kam zu dem Herrn von Roſenberg,
Gab allda vor ein großes Werk,
Tingirte in lauter Gold gantz hoch,
Kayſer Rudolph erfuhr es och,
Ließ für ihm kommen dieſen Held,
Gab ihm groß Gut und vieles Geld,
Da der Kayſer mit ſeinen Augen ſach,
Was der Natur Kunſt vermag,
Das thät dem Kayſer behagen,
Ließ ihn öffentlich zum Ritter ſchlagen.
Aus großer Freud kam Traurigkeit.
Mit Gürgen Hunckler kam er in Streit,
Kelläus den Hunckler bald hat erſtochen,
Das ließ der Kayſer nicht vngerochen.
Kellaeus ins Gefängniß kam,
Dardurch er auch ein Ende nahm,
Zerbrach im Fliehen das eine Bein,
Muſte alſo ſterben gantz allein.
Ach, wo mag ſein Tinctur ſein?
Sie iſt noch nicht erfunden[1]),
Biß auff die hemige Stunden.“

Als Kurioſum will ich noch hinzufügen, daß Simon Marius der Entdecker der Sonnenflecken, nach Creiling berichtet[2]), daß, als Kelleys Bruder Thomas auf der Rückreiſe nach England in die Gegend von Eiſenach kam, ihm Eduards Geiſt erſchienen ſei und

[1]) d. h. gefunden.
[2]) E. J. A. S. 69.

ihm befohlen habe, die Büchse mit der Tinktur in die Erde zu verscharren.

Den de Delleschen Versen zufolge scheint der letzte Teil obiger Darstellung bis zu einem gewissen Grade richtig zu sein. Der erste jedoch ist das Muster einer alchymistischen Legende, wie ich an anderer Stelle ausführlich nachgewiesen habe.[1]) Hier sei nur Folgendes gesagt und zwar nach den erhaltenen, sehr sorgfältig geführten und von mir bearbeiteten Tagebüchern John Dees.

Kelley, am 1. August 1555 zu Worcester geboren, war nach den Ashmole gemachten Mitteilungen seiner Schwester Apotheker und hat wohl nebenbei alchymistische Studien gemacht. Die Geschichte von der Urkundenfälschung und den abgeschnittenen Ohren ist nicht nachweisbar und die von dem Fund in des Bischofs Grab wohl mit Sicherheit als Fabel zu bezeichnen. Kelley wurde im Frühjahr 1583 mit Dee bekannt, welcher sich seiner als Medium bei seinen krystallomantischen Experimenten bediente, die er vor dem in London weilenden polnischen Woiwoden Albert Lascy anstellte. Von alchymistischen Versuchen ist keine Rede. Als Lascy Schulden halber aus England floh, schlossen sich ihm die Beiden, welche Nachstellungen Burleighs fürchteten, an und begleiteten ihn auf sein Schloß in Polen, woselbst sie ihre Krystallseherei fortsetzten. Da Kelley die Universalmonarchie des deutschen Kaisers und die Vertreibung der Türken weissagte, gingen sie nach Prag, woselbst sie am 9. August 1584 ankamen. Hier suchte Dee um ein Audienz bei Kaiser Rudolph nach, die ihm dieser zu Anfang September erteilte. Dee kramte seine Prophezeiungen aus, wurde aber von Rudolph sehr kühl behandelt, und, nachdem beide Männer mit ihren Familien Hunger und Kummer gelitten hatten, reisten sie am 12. April 1585 wieder nach Krakau. In Prag hatten Beide die Bekanntschaft des Oberburggrafen Wilhelm Ursinus von Rosenberg, eines eifrigen Verehrers der Alchymie, die Dee allerdings früher ebenfalls betrieben hatte, gemacht, und so begaben sich unsere Abenteurer auf die Reise nach Rosenbergs Burg Trzbon, woselbst sie am 14. September 1586 ankamen. Hier suchten sie mit Hülfe

[1]) Vgl. mein Buch: John Dee, ein Spiritist des 16. Jahrhunderts. Leipzig, 1893.

von Kelleys Sehergabe das Myſterium des Steins der Weiſen zu ergründen. Es beginnt ein geheimnisvolles alchymiſtiſches Treiben, in Dees Private Diary iſt viel von einem Glas und einem Pulver in myſteriöſer Weiſe die Rede, und unter dem 19. Dezember 1586 heißt es daſelbſt[1]): „Eduard Kelley machte die Projection des Steines in der Schwere eines Sandkorns auf etwas gewöhnliches Queckſilber, anderthalb Unzen ſchwer, und erzeugte faſt eine Unze des beſten Goldes. Dieſes nahmen wir aus dem Schmelztiegel und gaben es Eduard.“ — Nun machen Kelley und Roſenberg geheimnisvolle Reiſen nach Prag; Dee erhält im ganzen 3770 Dukaten und reiſt damit am 11. März 1589 nach England ab.

Wie nun aus Dees bis zu ſeinem Tod geführten Private Diary weiter erſichtlich, kam der Bruder Kelleys, Thomas, am 23. Januar 1590 von Prag nach Mortlake zu Dee und bot dieſem im Auftrage Eduards ein Darlehen von zehn Pfund Gold an, welches ein gewiſſer John Croker in neuen ungariſchen Dukaten auszahlte.[2]) — Am 19. April übergab Dee Thomas K. Briefe an „Sir Eduard Kelley, Ritter am Kaiſerlichen Hofe zu Prag.“[3]) — Mithin ſteht hiſtoriſch feſt, daß Kelleys Nobilitierung um Neujahr 1590 oder Ende 1589 erfolgt ſein muß. — Am 5. Dezember 1593 erhielt Dee von Kelley die Nachricht, daß er vom Kaiſer in Freiheit geſetzt worden ſei. — Unbekannt wann? iſt dann die zweite Einkerkerung erfolgt, und am 25. November 1595 bekam Dee die Botſchaft, daß ſich „Sir Eduard Kelley zu Tod gefallen[4]), womit alſo die Nachricht von deſſen Ende beglaubigt iſt.

Dies iſt, was über Kelleys Alchymie nachweisbar iſt.

Ein zweiter fürſtlicher Mäcen der Alchymiſten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war Kurfürſt Auguſt I. von Sachſen (1553—1586), welcher ſelbſt laborierte und in Dresden ein großartiges Laboratorium, „das Goldhaus“, hatte erbauen laſſen und in einem im Jahre 1577 geſchriebenen Brief an den italieniſchen Alchymiſten Franzesco Forenſe von ſich ſelbſt ſagte:

---

[1]) Ed. Halliwell. London, 1840. 4°. S. 22.

[2]) Private Diary, S. 33.

[3]) A. a. O.

[4]) A. a. O. S. 54.

„Soweit bin ich nun in der Sache gekommen, daß ich täglich aus acht Unzen Silber drei Unzen gutes Gold machen kann.“ [1])

Auch seine Gemahlin, die berühmte „Mutter Anna“, eine dänische Prinzessin, war eine leidenschaftliche Alchymistin. Sie hatte auf ihrem Leibgeding zu Annaburg ein Laboratorium erbauen lassen, welches, wie Kunkel von Löwenstern sagt, in ganz Europa nicht seines Gleichen hatte.[2]) Kunkel beschreibt dasselbe an gleicher Stelle mit folgenden Worten:

„Sie hat zu dieser Arbeit in dem Fasan-Garten, auff mehr denn 2000 Schritt ins Gevierdte, 4 grosse Oefen, nebenst vielen kleinen, in den Wall legen, und mit einem Wasser-Graben herum leiten lassen, welches Wasser Sie auff eine gantze Meil-Wegs hergeführet hat. Die Oefen aber waren bey grossem Wasser zu niedrig gelegt. Uber dieser erschrecklichen Anstalt nun ist Sie gestorben, daß also das meiste Theil davon verfallen, und anitzo mit grossen Eich-Bäumen bewachsen stehet.“

„Aus dem grossen Laboratorio, welches fast einer Kirchen gleichet, sind viel Schornsteine auff einem Gewölbe, so gantz keine Pfeiler hat, ausgeführet. Im Garten ist noch eins, auch etwan von 16 Schornsteinen, welches mit Pfeilern, und sehr kostbar auffgebauet gewesen, darinnen die Oefen, als die Balnea, in der Figur von grossen Pferden, in Lebens-Gröffe gestanden, item Löwen, Affen, und ein großmächtiger Adler mit vergüldeten Flügeln, darinnen eine Capelle gewesen. Diese Vestigia habe ich noch gefunden, aber alles zerschlagen, welches in vorigen Kriegs-Zeiten geschehen ist. Die Unkosten, die diese Churfürstin angewandt, sind verwunderns-würdig, da sie doch sonst zuvor von solcher Sparsamkeit beschrieben wird, die man von einer so hohen Person nimmer vermuthen solte.“

Kunkel schildert das alchymistische Treiben am sächsischen Hofe während des 16. und 17. Jahrhunderts hochinteressant, und zwar zunächst das des sächsischen Alchymisten David Beuther[3]):

„Es hatte Churfürst Augustus einen mit Namen David Beuther, erziehen, und die Probier-Kunst lernen lassen, auch denselben hernach zu einem Probirer in der Müntz zu S. Annaberg eingesetzt. In dem daselbst gewesenen Kloster nun, allwo er seine Stuben und Laboratorium haben solte, ersiehet dieser einsten einen Faden aus der Wand, daraus ein wenig Kalck abgefallen war, heraus hangen; nachdem er an demselbigen gezogen, löset sich' ein Stück Kalck ab, und er wird eines viereckigten Steins gewahr, solchen hebt er aus, und findet darinnen 3 Particularia, welche er die drei Feuer-Künste genandt.“

---

[1]) Vgl. Böhme: De Augusti, Sax. Ducis, in literarum et artium studia amore. Lips. 1764. 4°. pag. 20.

[2]) K. v. L.: Laboratorium chymicum. Hamb. 1716. 8°. S. 592 ff.

[3]) Laboratorium chymicum. S. 568 ff.

„Als er demnach ſolche in's Werck geſetzt, und alles richtig befunden, begab er ſich in ein liederliches Leben, und hat einige an ſich gezogen, deren 12 geweſen, worunter einer Oerthel, und der andere Heidler geheiſſen, dieſelbigen ſind mit ihnen ſo vertraut geworden, daß er ſie alles laſſen zuſehen. Nachdem nun dieſe alles das Jhrige hinten angeſetzt, und viel darauff gewandt hatten, und zwar anfänglich in der Stille, daß der Churfürſt nichts davon erfahren: Er aber Beuther ſeines Dienſtes auch nicht mehr geacht, die Proben und Contra-Proben, ſowohl der Gewercke als in der Müntze, liederlich verſehen: Des Churfürſten Instrumenta, Materialien, und Laboratorium nach Willen gebrauchet etc. haben ſich dieſe beyde, vornehmlich weil ſie nichts nachmachen konten, was er ihnen gewieſen, und dadurch faſt in Armuth geraten waren, endlich vereiniget, ſolches dem Churfürſten zu offenbaren. Beuther ward gefodert, da ſich dann zugleich alle 12 insgeſammt wider ihn klagend mit einfanden. Wie er, Beuther, ſolches nicht länger leugnen können, hat er es geſtanden. Darauf machte der Churfürſt vor ihr Angeben dieſen Vergleich und Ausſpruch, daß Beuther ſolte, vermöge des mit ihnen gemachten Contracts, ſchuldig ſeyn, ſeinem Verſprechen nach, ihnen es völlig zu lehren, ſie aber ſolten hingegen gehalten ſeyn in Dreßden zu wohnen, und dem Churfürſten davon den Zehenden an Gold und Silber zu geben, auch das Übrige vor einen gewiſſen Preiß in die Müntze einzuliefern. Und der Churfürſt wolte dieſes Werck auch vor ſich a part treiben. Jnzwiſchen war Beuther im Arrest. Dieſes verdroß den Beuther ſo hart, daß er mit ſeiner Kunſt nie recht herausgewolt. Wann er es mit dem andern machte, und er dabey war, ging die Sache allezeit richtig, in ſeiner Abweſenheit aber konnte es keiner treffen. (Aha!) Darüber wurde der Churfürſt ſehr ungnädig, der ihn doch ſonſt gnädig und wohl tractirte; Ließ ihn in das Gefängnüs, der Kayſer genannt, werffen, da dann zugleich herauskam, daß er ſich hätte nach Engelland wenden wollen.“

„Darauff wurde um ein Urtheil nach Leipzig geſandt, und alle Gravamina mit angeführet. Das Urteil kam, man ſolte ihn erſtlich wegen der Processe peinlich befragen, wegen ſeiner Untreu zur Staupe ſchlagen, und die beyden Finger ſeines Meineydes halben abſchlagen, und ewig gefangen halten, auff daß er ſie nicht an andere Potentaten brächte. Dieſes wurde ihme an einem Sonnabend vorgeleſen. Und ſchrieb der Churfürſt mit eigener Hand an ihm dieſe Worte: Beuther gieb mir wieder, was mir von GOtts und Rechtswegen zukommt, ſonſten muß ich auff den Montag etwas mit dir vornehmen, deſſen ich gerne wolte überhoben ſeyn. Ad. Marginem ſtunde: Jch bitte dich, laß es nicht darzu kommen. Ferner war nahe dabey geſchrieben: Jch weiß wohl, daß ich es machen kann, wann du darbey biſt, ich will es aber auch können, wann du nicht darbey biſt.“

„Dieſes alles wurde Beuthern hinterbracht. Bey dieſen Schrifften lag ein Briefflein, ſo der damahlige geheime Secretarius an den Churfürſten geſchrieben, ohngefehr von dieſem Jnhalt: Mein untherthäniger Rath wäre,

Euer Churfürſtliche Gnaden lieſſen den Beuther nicht lange in der Angſt ſtecken, er, als ein hartnäckiger Menſch, möchte aus Desparation ſich ein Leid thun, und ſolches würde eine groſſe Blame geben. Darauff wurde dem Beuther zugeredet, der machte ein Schreiben am Churfürſten, darinnen er ſeine Halßſtarrigkeit beklaget, und bittet um Gnade, offeriret ſich auch darbey an Eydes ſtatt, daß er nunmehro nichtes mehr verſchweigen wolle, etc. Solches wird acceptiret, und er wiederum auff das Gold-Hauß, wie man es damahlen genennet, nemlich, das Churfürſtliche Laboratorium, gebracht, auch in vorige Ehre eingeſetzet, da ihme dann einer, Namens Schirmer, des Bibliothecarii, der zu meiner Zeit damahlen Ao. 1677 noch gelebet, Groß-Vater, zugeordnet worden, den er dieſe Kunſt ausführlich lehren ſolte. Darauff gab Beuther den Process gantz anders heraus und beſchwur ſolchen mit einem Eyde."

Kunkel läßt jetzt den langen, ganz unſinnigen Arſenikprozeß, den wir übergehen, folgen und ſagt dann weiter[1]):

„Nun will ich mich wieder zur Continuation der angefangenen Erzehlung begeben. Nachdem Beuther wieder auff das ſogenannte Gold-Hauß gebracht, und in ſeine vorige Würde eingeſetzt, iſt ſelbigem obenerwehnter Schirmer auff Bürgſchafft zugegeben worden. Darauff ſchreibt dieſer Beuther einen Brief ſonder datum an den Churfürſten mit nachfolgenden Worten: Gnädigſter Churfürſt und Herr, etc. Demnach ich anitzo höchſt Geld benöthiget bin, auch denſelben guten Leuten, denen ichs zugeſagt habe, gerne dienen wolte, ſo fehlet es mir vielerwegen, daß mit meinem Aqua fort fortzukommen nicht ſo bald möglich iſt, als wäre an Euer Churfürſtl. Gnaden mein unterthänigſtes Bitten, mir mit 1000 fl. behülfflich zu ſeyn. Dieſe will in 8 Wochen in feinem Silber und Gold wieder entrichten, weil ich in ſolcher Zeit zu bezahlen weiß, ich lebe der unterthänigſten Hoffnung, ſie werden mir ſolches nicht abſchlagen etc. Solch verlangtes Geld hat er auch vom Churfürſten erhalten, wie aus nachfolgendem Schreiben zu erſehen: Gnädigſter Churfürſt. Euer Churfürſtl. Gnaden kan ich armer Unterthan nicht bergen, demnach ich unlängſt ein Antimonium vor mich genommen, und mit groſſer Mühe dahin gebracht, daß ich dem Probiren nach, 12 Marck Gold[2]) darinnen befunden, hatte darneben auch einen Kalck vom Eiſen zu Kupffer transmutirt, und ferner gradirt biß zur Vollkommenheit, that derowegen ſolchen Kalck zum Regulo Antimonii, und gedacht ſelbigen Kalck mit dem Antimonio vollends zurecht zu machen, und die völlige Gradation mit dem Gebot zu erlangen, ſo habe ich eine mit dem andern verderbet, und kan ſolches Gold nicht zu gute machen, und weiß nicht, wie ich daran bin. Derowegen habe ich ein neu Werck vor die Hand genommen, damit Eure Churfürſtl. Gnaden auff das Vorgeſtreckte keinen Schaden leiden ſollen. So habe ich auch darneben ein Werck vom Mercurio und Zinn inne ſtehen, welches ſchon alſo weit ge-

[1]) A. a. O. S. 576 ff.

[2]) d. h. 6 Pfund. Eine Mark = 16 Loth, à Pfd. zu 32 Loth.

kommen, daß es nur noch einer Gradation bedarff, alsdann ſollen Eure Churfürſtl. Gnaden die mir vorgeſtreckte 1000 Gulden zum allerdanckbarſten wieder haben. Gott iſt mein Zeuge, daß ich nicht weiß, wie ich mit dem Golde daran bin, etc. und was ſonſt noch weitläufftiger in dieſem Briefe gemeldet war. Nun iſt aus andern zu erſehen, daß er auch bezahlet hat, und ſo viel ich finden können, 800 Marck an feinem Golde geliefert, ohne das Silber. Und damit ichs kurtz mache. So hat Beuther den Schirmer die Kunſt ziemlich ſehen laſſen, jedoch ihn nicht völlig unterwieſen, biß er endlich einen Regulum von einigen Marcken gehabt, der ſo ſchön wie Gold geweſen, aber ſo ſpröde (wie das Wort lautet,) als Pferde-Dreck, und darauff geſagt: Nun könte ich dir mit 9 Pfg. helffen, daß es völlig gut werden ſolte. Darauff ſchickte er den Schirmer weg, um etwas zu holen, nachdem er ihme zuvor ein Feuer vor dem Gebläſe anlegen müſſen. Dieſer Schirmer wird im Ausgehen gewahr, daß Beuther ſein Wammes auffknüpffet, und etwas auffs Feuer wirfft. Wie er nun nach verrichtetem Befehl wieder kommt, ſo liegt Beuther auff dem Rücken ohne allen Verſtand. Und ob zwar in geſchwinder Eil Geiſtliche, und auch Medici beruffen worden, ſo hat doch nichtes an ihm verfangen wollen, ſondern iſt vor ihren Augen geſtorben; Dahero man geſchloſſen, er habe ſich vergeben. Wie man hernach mit ſeinem Cörper umgegangen, und wie er begraben, habe ich keines weges erfahren können. Denn der hochſel. Churfürſt Johann Georg der Andere, als mein damahliger Herr, ſagte zu mir: Er hätte dieſe Hencker-mäſſige Sache, dabey auch die Acta von einem Kerl geweſen, der nach dem Churfürſten Augusto in den Wagen geſchoſſen, verbrandt; gab auch dem damahligen Secretario Lincker, und mir, Befehl, das noch übrige von Beuthern gleichermaßen zu verbrennen, auff daß ſeine Nachkommen nicht vergeblich etwas daran anwenden möchten. Welchen Befehl wir aber nicht vollnbrachten, ſondern auf Einrathen des Herren Ober-Directoris ward ein Theil zum Gedächtnüs wieder beygelegt, und wird noch hoffentlich in Originali zu finden ſeyn."

So weit Kunkel. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Beuther ſich in ein Netz von Betrügereien verwickelt hatte und Gift nahm, als er keinen Ausweg mehr ſah. Rätſelhaft bleibt jedoch, woher er die gelieferten 800 Mark Gold nahm, denn daß er dieſe lieferte, müſſen wir Kunkel, dem alle Akten zu Gebote ſtanden, glauben. Daran iſt nicht zu denken, daß, wie Wiegleb in ſeiner „Hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung der Alchemie"[1]), Weimar 1777, 8°., will, Beuther als Hüttenprobierer zu Annaberg Silber in dieſem Wert beiſeite ſchaffte und dafür Gold kaufte. Ein derartiges Verfahren wäre — ſowohl auf der Hütte, als beim Ankauf des Goldes — nun und nimmermehr unentdeckt geblieben.

[1]) S. 242.

Der berühmteſte Adept am Hofe Auguſts I. war Sebald Schwertzer. Kunkel erzählt von demſelben:

„Nun will ich zu der andern Historia, was ſich ferner bey dem Hauſe Sachſen begeben, ſchreiten. Nachdem nun dieſer Benther, der nunmehro in GOttes Gericht iſt, geſtorben, ſo hat man zwar nach ſeinem Tode allerhand vorgenommen, aber ohne Effect, bis endlich einer aus Italien, ein Teutſcher von Gebuhrt, und Sebald Schwertzer genannt, ſich eingefunden, der hat Anno 1584 am heiligen Tage Michaelis, ein mit eigener Hand geſchriebenes Buch dem Churfürſten übergeben, worinnen er ſeine Tinctur, ſo wohl universaliter (wie man es hier nennen kann) und particulariter offenbaret. Es will mir aber nicht gebühren, ſolche Dinge hier zu ſchreiben, wie ſie noch in Originali bey dem Hauſe Sachſen vorhanden." —

„— Dieſes Buch, welches in Quarto, und noch Zweifelsohne bey dem Hauſe Sachſen, auff dem Probier-Saale ſich befinden wird, iſt, wie gedacht, 1584 im September überreichet worden. Das folgende Jahr darauff, als Anno 1585 am 5. Maji iſt eine Verſuch-Probe gethan, und 3 Marck Mercurii in fein Gold tingiret worden. Der Churfürſt hat einer Gräfin von Hallach, welche dabey geweſen, 8 Loth von ſolchem Gold geſchenckt. Was dieſes vor eine Gräfin geweſen, weiß ich nicht, als daß ich es alſo aufgezeichnet gefunden. Es haben einige, die von dieſem Geſchlechte keine Nachricht wiſſen wollen, vermeinet, es müſſe die Gräfin von Harrach heiſſen. Deme aber ſey, wie ihm wolle, genug, daß es eine Gräfin geweſen, und der Tag ſolcher Tingirung mit angeſchrieben worden. Dieſe Tinctur hat in der Krafft ausgetragen 1024 Theil, wie es der damahlige Rechenmeiſter ausgerechnet."

„Dieſer Schwertzer hat auch ein Particular angegeben, dadurch ſie alle Tage 10 Marck Rheiniſch Gold gemacht. Und finde ich in den Tage-Zetteln, daß ſie keinen Tag, als den Sonntag, und Feſt-Tage ausgeſetzet, ſonſten hat man alle Tage mit dieſer Arbeit continuiret. Auch habe ich gefunden, daß da ſtehet: Es iſt dieſer Zahn Goldes darzu genommen worden, ſo aus dem Mercurio tingiret worden, und auff der Tafel gelegen, und ſo viel Marck gewogen hat, etc. Dieſes Particular iſt in ſo groſſer Menge getrieben worden, daß die damahlige Churfürſtin, welche man die Mutter Anna genennet, und aus dem Königl. Hauſe Dänemarck war, eine ſolche Anſtalt auff ihrem Leib-Gedinge zu Annaburg gemacht, daß es verwundern iſt, wie dann dergleichen Laboratorium in gantz Europa nicht zufinden."

Nun folgt die oben zitierte Stelle über das Annaburger Laboratorium, dann heißt es weiter:

Dieſe groſſe Gabe GOttes hat der Churfürſt Augustus Hoch-ſeligen Andenckens nicht länger als zwey Jahr genoſſen, dann er iſt Anno 1586 den 11. Febr. geſtorben. Deme succedirte deſſen Herr Sohn, Churfürſt Christianus I., welcher dieſes Werck dergeſtalt fortgeſetzt, daß er auſſer Auff-

[1]) Laboratorium chymicum, S. 586 ff.

richtung der groſſen Gebäude, als des koſtbahren Stalls und Zeug-Hauſes viel Millionen an Golde hinterlaſſen. Die Arbeits-Leute aber wurden mit lauter Rheiniſchen Gülden alle Sonnabend ausgezahlet, dorüber ſie ſich ſehr beſchwehreten, daß man denen Reichen Scheide-Müntze gebe, und die Armen müſten das Gold annehmen. Von ſolcher Beſchwehrung und Klage ſind die Arbeiter daſelbſt jetziger Zeit wohl befreyet. So hat auch eine alte Jungfer, welche des Churfürſten Augusti Secretarii Jäniſchen Tochter geweſen, bey der ich in Dresden gewohnet, und die ihr Alter auff 100 Jahr gerechnet, viel Specialia, die ſie in ihrer Kindheit von dieſen Sachen gehöret, mir zu erzehlen gewuſt. Daß viel Millionen nach Christiani Tod an Rheiniſchen Gülden, Ducaten und doppelt Ducaten ſind da geweſen, zeiget ein Buch in Folio, ſo zu meiner Zeit in einem Cypreſſen-Kaſten mit Sammet bezogen, in dem Churfürſtlichen Cabinet auff dem Probier-Saale gelegen, welches der damahlige Administrator, nach des Churfürſten Christiani I. Abſterben empfangen. Solches zeigte mir einſtens der Hoch-ſelige Churfürſt Johann Georg der Andere, mein damahliger Zeit gnädigſter Herr, mit dieſen Worten. Kommt Kunkel, hier will ich euch etwas weiſen, damit ihr ſehen ſollt, daß es meine Vorfahren gehabt, auff daß ihr deſto embſiger darnach zu trachten Urſach haben, und fleißig ſeyn möget, wie wir das gnädige Vertrauen zu euch haben. Der damahlige Geheimbde- auch Renten- und Jagt-Secretarius, muſte die Summe von Blatt zu Blatt herſagen, und da die Latera zuſammengezogen, ſagte er: Gnädigſter Herr, ausſprechen will ichs wohl, aber in Empfang möchte ich es nicht annehmen, das traue ich mir nicht. Darauff ſagte der Hoch-ſelige Herr: Es wollen meine . . . . etc. ſagen, das Gold könte eingewechſelt ſeyn worden; Aber ſo wahr ein Gott lebet, wann das Gold hätte ſollen eingewechſelt werden, ſo wäre es nicht möglich, daß ein einziger Silber-Groſchen im gantzen Churfürſtenthum hätte überbleiben können. Wer curieus iſt und Patronos hat, der möchte dieſes Buch wohl noch zu ſehen bekommen, aber einem jeden wird es nicht gezeiget."

„Nun finden ſich noch zwei Büchlein in 16., beyde in Silber durchgebrochen, und mit grünen Sammet unterleget, mit kleinen Schlöſſern verſchloſſen, das eine iſt von oberwehnten Secretario, der auch noch bey dem Churfürſten Christiano I. geweſen, gar zierlich geſchrieben, das andere aber von Sebald Schwertzern, welcher auff ſolche Weiſe den Anfang gemacht: Weil aus gewiſſen Urſachen, meines gnädigſten Churfürſten und Herren Hand weg gethan, ſo habe ich es hierher verzeichnen müſſen; und ſtehet in demſelbigen Process: Daß, wann dieſes in der Sublimation ſtehet, ſo ſollen die Herren nicht dabey gelaſſen werden, auff daß, wann etwan das Glaß zerſpringen möchte, ihnen nicht ein Schaden geſchehe, in dieſer Arbeit iſt Alles gelegen, und habe es über 15 mahl gemacht, ehe es gerathen, und iſt zu verwundern, wann ſolche Arbeit geſchehen, ſo iſt es halbfertig, und man hat einen Anfang zum groſſen Wercke. Dieſe beyden Büchlein gehen ex Vitriolo, und haben keine Gemeinſchaft mit den andern. Aus dem einen habe ich die Wahrheit geſehen, wie-

wohl nicht ganz ausgearbeitet, bin auch niemahlen unglücklicher, als nemlich, durch Verfolgung, Kranckheiten und Widerwärtigkeit gewesen, als wann ich diesen Process mit Ernst vornehmen wollen. Es ist also alles GOttes Wille![1])

„Wer nun dieses, worvon ich hier geschrieben, nicht glauben will, der hat darinnen seinen eigenen Willen, und kan nach obiger Anleitung sich deßwegen um fernere Gewißheit umthun. Dann solte das nicht wahr sein, was solche hohe Häupter selbst auffgeschrieben und auffschreiben lassen, so müste man an vielen ältern Dingen zweifeln. Es sind so viel Rechen-Knechte, theils auff Pergament, theils auff Papier geschrieben und eingebunden vorhanden, daß, wann du sie tragen solltest, du würdest unter der Last liegen bleiben."

Im weiteren sucht nun Kunkel die Frage zu beantworten, wie es zuging, daß sich die Adeptschaft beim Kurhause Sachsen wieder verlor. Zunächst meint er:

„Ich will nicht viel von Verschuldungen und Sünden wegen anführen, nachdem es genugsam bekandt, wie es zu Christiani I. Zeiten anfing herzugehen, auch will mir nicht gebühren zu urteilen, wie viel Blut schuldig oder unschuldig vergossen worden[2]), ob mir solches zwar specialissime bekandt, will es dahero lieber mit Stillschweigen übergehen, als etwas ferner dapon erwehnen, und nur bloß berühren, wie GOttes Direction so wunderlich im Geben und Wiedernehmen ist."

Hierauf schildert Kunkel, wie der trunksüchtige Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg, welcher nach dem Tode Christians I. für den noch minderjährigen Christian II. die Regentschaft führte, ein Feind der Alchymie gewesen sei, und sagt:

„Zu diesem Administrator nun kam auch dieser Schwertzer, und begehrte zu wissen, wie es mit ihm und seinen Leuten, sowohl wegen der Einnahme als Ausgabe solte gehalten werden. Der Administrator aber soll, (gleichwie ich solches aus meines Hoch-seligen Herrn Munde gehört,) dem Schwertzer gesagt haben: Ich habe anjetzo mehr zu thun, als auff euere Bernhäutereу zu gedencken. Hierauff soll Schwertzer seufftzend geantwortet haben: Man wird bey dem Churhause Sachsen hinführo Laternen anstecken, und solche Bernhäutereyen suchen, und nicht finden. Darauff habe sich der Schwertzer zu dem Kayser Rudolpho begeben, der ihn in den Adelstand erhoben, und zum Berghauptmann in Joachims-Thal gemacht, wovon die Joachimsthaler Chronica zeuget, da er Anno 1601 gestorben."

---

[1]) Auf die von Kunkel gemeinten Thatsachen komme ich s. Z. zurück.

[2]) Es ist zunächst die Behandlung des bald zu erwähnenden Alchymisten Seton und dann die Hinrichtung des Kanzlers Crell gemeint, welch Letztere, wenn sie auch nichts mit Alchymie zu thun hat, allgemein das peinlichste Aufsehen erregte.

Kunkel schildert nun weiter, wie weder die liederliche Wirtschaft unter Kurfürst Christian II., noch auch die kriegerischen Verwickelungen unter Johann Georg I. der Alchymie günstig gewesen seien; doch erzählt er von letzterem Kurfürsten folgende Anekdote:

„So hat mir auch ein alter Müntz-Meister erzehlet, daß dieser Churfürst in währenden 30jährigen Kriege einsten in die Müntze mit einem Pagen gekommen, und ein Stück Gold von 1000 Ducaten mitgebracht, um Ducaten daraus müntzen zu lassen, und dabey gesagt: Das habe ich mit eigener Hand tingiret. Darauff der Müntz-Meister geantwortet: Ey, Ihr Churfürstl. Durchl. so ist schade, daß Sie wollen Ducaten daraus machen lassen, wenn es darauff ankommt, so will ich einen andern Vorschlag thun, daß dieses nicht nötig seyn wird, Sie behalten es zum Gedächtnüs. Worauff er es dem Pagen wegzutragen befohlen."

Nach Kunkel wurden im Wirrwarr des dreißigjährigen Krieges die oben erwähnten Manuskripte gestohlen, und durch Zufall gelang es ihm, dieselben zurückzukaufen, worauf er samt dem Geheimrat von Friesen sie in einem eisernen Schrank deponierte, den sie mit dem Siegelring Johann Georgs II. versiegelten. Trotzdem wurden die Manuskripte später abermals gestohlen, denn als Kunkel im Dienst des großen Kurfürsten stand, bekam er sie in Berlin zu Gesicht, ohne sie jedoch erwerben oder abschreiben zu können[1]) Auch die Christianischen Goldmünzen verloren sich — wahrscheinlich während der Kipper- und Wipperzeit —, denn Kunkel sagt weiter:[2])

„Ja, das Gold ist auch dergestalt unsichtbar worden, daß ich nach aller angewandten Mühe nicht mehr als 3 Stück Rheinische fl. vom Churfürst Christiano I. zu sehen bekommen, aber nicht habhafft werden können, denn sie waren in curiösen Händen. Wer solche hat, den kan auff mein Gewissen versichern, daß das Gold darinnen aus der Kunst ist. Es ist lange hierüber deliberiret worden, wie man es in eine bequeme Müntze bringen solte, weil es in der Beschickung immer einmahl wie das andere herausgekommen. Anfänglich hat man es fein gemachet, und solches hat den Churfürst Augustum zu lange gedaucht, wie ich dann hiervon seine eigene Hand gefunden, da er schreibet: Das Cement-Scheiden gefällt mir zwar wohl, ich muß aber allemahl über 3 Tage lang auff mein Gold warten, und das ist mir zu lange, (dann es ist sind einsmahlen bey 200 Marck[3]) im Cement gewesen,) ich halte es mit dem Wasser-scheiden. Solches hat wegen der Menge auch nicht seyn wollen, da ist endlich beschlossen worden, man wolte es lassen, wie es wäre,

[1]) Lab. chym. S. 599–601.

[2]) A. a. O. S. 601.

[3]) Ein Centner.

und nur einen Theil fein machen, damit man die Beſchickung darnach anſtellen könte. Auch haben ſie unterweilen ein ander tingirtes Gold ex Mercurio zugeſetzet, dahero die Rechen-Knechte auch ſo viel tauſend mahl verändert worden, daß es nimmer ſo iſt heraus gekommen, man hat es ohne fernere Rechnung finden können. Und ſtehet allemahl ſo viel Carat gelb, ſo viel weiß, ſo viel roth[1]), muß haben ſo viel, etc. Wer alle dieſe Rechen-Knechte, ſo zu meiner Zeit auff dem groſſen Probier-Saale in einem am Pfeiler hohen Schranck lagen, zu ſehen bekommen ſolte, wird mit mir geſtehen müſſen, daß, wann einer die Linien, ſo darinnen ſeyn, nachziehen ſolte, in einem gantzen Jahr nicht würde fertig werden, geſchweige dann die Ziefern zu ſchreiben. Das iſt alſo, was mir zuläßig zu ſchreiben gebühren können.

Dieſe Darſtellung Kunkels ficht Wieglеb in ſeinem oben genannten Buch an, indem er ſagt[2]):

„Zuverläſſige Urkunden machen höchſt wahrſcheinlich, daß Auguſtus Schatz von der damals ungeheuren Ausbeute der Annaberger, Schneeberger und Freyberger Silbergruben erwachſen ſey. Es iſt nachgewieſen, daß Schneeberg allein in dreißig Jahren an Bergzehnten 5199 Tonnen Goldes, die Tonne zu 100 000 Speciesthalern gerechnet, eingebracht hat. Der Geſammtbetrag an Bergzehnt, Schlagſchatz und Ausbeute an Cuxen wird von demſelben Revier in 66 Jahren auf 164466 Tonnen Goldes berechnet, welches auf ein Jahr im Durchſchnitt 250 Millionen beträgt!“

Gegen die Argumentierung Wieglebs läßt ſich einwenden, daß bei Kunkel ausdrücklich von ungeheueren Goldmengen die Rede iſt, während die Bergwerke nur Silberausbeute geben[3]); die Tonnen Goldes ſind nur eine Rechnungsform. Zudem handelt es ſich nicht um 66 Jahre, ſondern um die Jahre von 1584 bis 1591. Doch ſcheint der Einwand des Umwechſelns des Silbers in Gold ſchon zu Kunkels Zeiten gemacht worden zu ſein, aber Kurfürſt Johann Georg II. bemerkt dazu, wenn eine ſolche Umwechſelung ſtattgefunden hätte, ſo wäre kein Silbergroſchen im ganzen Kurfürſtentum Sachſen übrig geblieben. Zudem ſteht auf Wieglebs Seite nur die Vermutung, während für Kunkel die Akten und die ſchrift-

---

[1]) d. h. Legierungen von x Karat Gold, Silber oder Kupfer haben x Feingehalt.

[2]) S. 269.

[3]) Wenn auch alles Silber einen kleinen Goldgehalt bei ſich führt, ſo wurde es doch der hüttenmänniſchen Technik erſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts möglich denſelben abzuſcheiden, während damals nicht daran zu denken war.

lichen wie mündlichen Äußerungen der ſächſiſchen Kurfürſten ſprechen. Endlich iſt auf Kunkels Wahrheitsliebe unbedingt zu bauen.

Wiegleb fußt ferner noch auf einer Äußerung des Thomas Moreſinus, inſofern dieſer in ſeinem Buche „De metallorum causis“ [1]) ſagt:

„Der letztverſtorbene Kurfürſt von Sachſen und der noch regierende Herzog von Florenz haben jährlich Tauſende auf Alchymiſten verwendet, aber mit welchem Erfolg, das weiß Jedermann, mit Verluſt der Zeit und der Koſten.“

Dem gegenüber läßt ſich ſagen, daß allerdings Kurfürſt Auguſt von Beuther — und von vielleicht noch manchem Andern — betrogen wurde; allein Beuther wurde raſch von ſeinem Geſchick ereilt, und, wie wir ſahen, pflegte Auguſt in ſolchen Fällen kurzen Prozeß zu machen: Wäre nun Schwertzer ein Betrüger geweſen, ſo würde er ſich wohl ſchwerlich zwei Jahre in der Gunſt dieſes Kurfürſten und fünf Jahre in der ſeines Nachfolgers haben halten können. Auch hätte Kaiſer Rudolph ſchwerlich den Alchymiſten ehrenvoll aufgenommen, geadelt und an den Hof gezogen, denn die Berghauptmannſchaft war nur eine Sinecure. [2])

Die entwendeten Schwertzerſchen Manuſkripte wurden ſpäter unter dem Titel gedruckt:

„Chrysopoeia Schwertzeriana, d. i. Sebald Schwertzers Manuſcripta von der wahren Bereitung des philoſophiſchen Steins, wie ſelbige vor dieſem mit ſeiner eigenen Hand entworfen und bei dem kurfürſtlich ſächſiſchen Hauſe in originali verwahrlich aufbehalten worden, nebſt dem rechten zu ſolchen Manuſcriptis gehörigen Schlüſſel, auch unterſchiedlichen Abriſſen der dazu dienlichen Öfen.“ Hamburg, 1718, 8°.

---

[1]) Francof. 1593, p. 106.

[2]) Vgl. Chr. G. von Murr: „Litterariſche Nachrichten zur Geſchichte des ſogenannten Goldmachens.“ Leipzig 1806, 8°. S. 52.

Neuntes Kapitel.

Alexander Seton und Michael Sendivogius.

Gleich zu Anfang des 17. Jahrhunderts, im Jahre 1602 begegnen wir einem der berühmteſten Adepten, nämlich dem Schotten Alexander Seton[1]), von welchem eine ganze Anzahl Adeptengeſchichten kurſieren. Die erſte erzählt Morhof in ſeinem ſchon mehrfach zitierten Brief an Langelottus mit folgenden Worten:

„An erſter Stelle nenne ich hier den durch ſo viele Experimente berühmten edeln Schotten Alexander Seton oder Sidon, von welchem ein großer Teil des Hoghelandiſchen Buches handelt.[2]) Mir wurde zu Amſterdam von dem Sohn des berühmten Profeſſors der Medizin Johann Antonidas van der Linden, welcher gleichfalls Arzt iſt, ein Goldblech gezeigt, das ein Theil des Goldes war, welches Scotus zu Enkhuyſen im Hauſe des Schiffers Jacob Haußen[3])

[1]) Der Name wird ſehr verſchieden geſchrieben, doch iſt Seton die richtige Schreibart. S. wird auch der „Cosmopolit“ genannt.

[2]) Theobald van Hoghelande: Historiae aliquot Transmutationis metallicae, pro Defensione Alchymiae contra hostium rabiem. Colon. 1604. 8°. Fol. 25.

[3]) Schmieder vermutet, der Schiffer habe Hanſſen geheißen (G. d. A. S. 326), da Haußen kein holländiſcher Name ſei. Doch iſt Haußen richtig. Er war einer meiner Vorfahren m. S. und reiſte Seton nach Sachſen nach, wo er zu Weißenfels, dem damaligen Sommeraufenthalt des kurfürſtlichen Hofes, wohnen blieb. Hier wohnte die ſehr reiche Haußenſche Familie bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und dort wurde 1729 mein Urgroßvater mütterlicherſeits der nachmalige Berginſpektor zu Glücksbrunn Johann

aus Blei gemacht hatte. Von diesem hatte es der Großvater des Amsterdamer Arztes, welcher zu Enkhuysen praktizierte, erhalten und mit eigener Hand genau die Zeit der Transmutation darauf bemerkt. Dieselbe fand statt am 13. März 1602, nachmittags 4 Uhr. Die Ursache der Bekanntschaft, welche Seton mit dem Schiffer gemacht hatte, war ein Schiffbruch, bei welchem der Schiffer in der Nähe des Setonschen Schlosses ans Land geworfen und von jenem gastfreundlich empfangen und verpflegt wurde. Haußen hatte dann seinen Gastfreund eingeladen, ihn zu Enkhuysen zu besuchen."

Von Holland aus wandte sich Seton nach Italien und ging von da durch die Schweiz nach Deutschland. Zuerst treffen wir seine goldenen Fußstapfen in Basel. Der Dr. jur. et med. Joh. Wolfgang Dienheim, Professor zu Freiburg i. B., schreibt von ihm:

„Im Jahre 1603, als ich mitten im Sommer von Rom nach Deutschland zurückkehrte, gesellte sich unterwegs zu mir ein schon ziemlich betagter, verständiger und ungemein bescheidener Mann, klein von Wuchs, aber wohlgenährt, blühender Gesichtsfarbe und heitern Temperaments, mit einem kastanienbraunen, nach französischer Mode gestutzten Bart, in einem schwarzseidenen geblümten Kleid, begleitet von einem einzigen Bedienten, der mit seinem rothen Haar und Bart unter Tausenden herauszufinden war. Des Mannes Name war, wenn er überhaupt den rechten gesagt hat, Alexander Seton. Er war von Molia, einem Inselreiche des Oceans.[1])

„In Zürich, wo ihm der Pfarr Eghlin einen Brief an Dr. Zwinger in Basel mitgab, mietheten wir ein Schiff und machten die Reise nach Basel zu Wasser. Als wir zu Basel im goldenen Storch abgestiegen waren fing mein Gefährte an: „Ihr werdet Euch erinnern, wie Ihr auf dieser ganzen Reise — namentlich auf dem Schiffe — die Alchymie und die Alchymisten durchgezogen und verunglimpft habt, und wie ich versprochen habe, darauf nicht mit philosophischen Syllogismen, sondern mit philosophischen Thatsachen zu antworten. Die Sonne soll nicht untergehen, bis ich mein Wort gehalten habe. Ich erwarte nur noch Jemand, den ich außer Euch zum Zeugen des Schauspiels machen will, damit die Widersacher desto weniger an der Wahrheit der Sache zweifeln können."

„Darauf ward ein Mann von Stand herbeigerufen, den ich nur von Ansehen kannte, und der nicht weit vom goldenen Storch wohnte Nachher

---

Salomo Haußen, ein eifriger Rosenkreuzer, welcher die mehrfach erwähnte Sammlung alchymistischer Handschriften anlegte, geboren. Er starb zu Glücksbrunn am 6. August 1802. Dessen Sohn war mein Großvater, der Herzogl. Meiningensche Rat Johann Salomo Haußen, dessen jüngste Tochter meine Mutter ist.

[1]) Eine der zu jener Zeit so beliebten Versteckenspielereien.

erfuhr ich, daß es Dr. Jacob Zwinger war, dessen Geschlecht so viele berühmte Naturforscher zählt. Dr. Zwinger brachte einige Tafeln Blei mit. Wir nahmen einen Schmelztiegel vom Goldschmied und gemeinen Schwefel, den wir unterwegs kauften. Alexander rührte von dem allen nichts an, befahl Feuer anzumachen, Blei und Schwefel schichtenweise einzusetzen, den Blasebalg zu ziehen und die Masse durch Umrühren zu mischen. Unterdessen scherzte er mit uns. Nach einer Viertelstunde sagte er: Nun werft dieses Briefstein in das fließende Blei, aber hübsch in die Mitte und nicht daneben ins Feuer!"

„In dem Papier war ein schweres fettiges Pulver. Es hatte etwas Zitronengelbes in sich; aber man mußte Luchsaugen haben, um es auf einer Messerspitze wahrzunehmen. Wir thaten, wie er geheißen, wiewohl wir ungläubiger waren als Thomas selbst. Nachdem die Masse noch eine Viertelstunde gekocht hatte, und mit einem glühenden Eisen umgerührt worden war, mußte der Goldschmied den Tiegel ausgießen. Aber da hatten wir kein Blei mehr, sondern das reinste Gold, welches nach der Prüfung des Goldschmieds das ungarische und arabische Gold an Feinheit weit übertraf. Es wog eben so viel, als vorher das Blei gewogen hatte."

„Da standen wir nun, sahen einander an und glaubten unsern Augen kaum; er aber lachte uns aus und höhnte: ‚Nun geht mir hin mit Euern Schulfuchsereien und vernünftelt nach Belieben. Hier seht Ihr die Wahrheit der That, und die geht über Alles, selbst über Eure Syllogismen!' Dann ließ er ein Stück von dem Gold abschneiden und gab es Zwinger zum Andenken. Auch ich erhielt ein fast vier Dukaten schweres Stück, welches ich zur Erinnerung an das große Schauspiel aufbewahre."

„Was rümpft Ihr nun darüber die Nase, Ihr Mißgünstigen. Hier lebe ich noch und bin leibhaftiger Zeuge dessen, was ich sah. Auch Zwinger lebt noch und wird sich nicht weigern, die Wahrheit durch sein Zeugniß zu bekräftigen, wenn er darum befragt wird. Auch Seton und sein Diener leben noch, dieser jetzt in England, wie man sagt, und jener in Deutschland. Wohl könnte ich auch sagen, wo er zu Hause ist, wenn ich nicht besorgen müßte, daß dem großen Manne, dem heiligen, dem Halbgott, Schaden daraus erwachse!"[1])

Aus Anlaß der Dienheimschen Schrift wandte sich ein Dr. Schobinger zu St. Gallen an Zwinger, welcher Dr. med. und Professor der Medizin zu Basel war, und bat um nähere Mitteilungen. Diese machte Zwinger ausführlich in einem lateinischen Briefe vom Jahre 1606, welchen der Baseler Professor Emanuel König in den Ephemerid. Acad. Caes. Nat. Curiosor. Norimb.

---

[1]) Vgl. J. W. Dienheim: De universali medicina. Argentor. 1610. 8°. cap. 24.

1690, Decas II. abdrucken ließ. Zwingers Bericht ſtimmt völlig mit dem Dienheims überein, nur ſagt er, daß er Dienheim nicht gekannt und für einen Diener Setons gehalten habe.

Von Baſel aus ging er nach Straßburg, wo er zu dem Bürger und Goldſchmied Philipp Jakob Güſtenhöver kam und dieſen um Erlaubnis bat, in ſeiner Werkſtatt etwas arbeiten zu dürfen. Zum Dank dafür ſchenkte er ihm etwas rotes Pulver und gab ihm Anweiſung zum Gebrauch desſelben. Güſtenhöver war ſo unvorſichtig, vor einigen Nachbarn Projektion zu thun, und bald war in ganz Straßburg das Gerücht verbreitet, der Goldſchmied könne Gold machen. Das Gerücht drang bis nach Prag zu den Ohren von Kaiſer Rudolph II., welcher den Rat von Straßburg anwies, die Sache zu unterſuchen. Der Rat erwählte zur Unterſuchungskommiſſion den Syndikus Dr. Hartlieb, den Stadtſchreiber Junth und den Ratsherrn Kohllöffel. Jeder derſelbe warf für ſich eine mitgebrachte Musketenkugel in einen gleichfalls mitgebrachten Schmelztiegel, worauf Güſtenhöver jedem der drei Herren ein Körnchen rotes Pulver gab mit der Anweiſung, dasſelbe auf das geſchmolzene Blei zu werfen. Sie thaten es, und jeder erhielt anſtatt des geſchmolzenen Stückchen Bleies ein Stückchen Gold. Später heiratete die Witwe Kohllöffels den Stadtſchreiber Glaſer, welcher 1647 zu Paris das Gold dem Zweibrückenſchen Arzte Dr. Johann Jacob Heilmann zeigte und ihm deſſen Geſchichte erzählte. Heilmann machte darauf dieſen auch von Erbe von Brandau in ſeiner ſchon mehrfach genannten Schrift von der Univerſalmedizin mitgeteilten Vorfall im Theatrum chemicum bekannt.[1])

Kaiſer Rudolph ließ Güſtenhöver nach Prag bringen und verlangte von ihm die Ausarbeitung der Tinktur. Güſtenhöver beteuerte, das Geheimnis nicht zu kennen, allein der Kaiſer glaubte ihm nicht und ließ ihn in den weißen Turm ſetzen, wo der Unglückliche verſchollen iſt. De Delle beſingt ſein Schickſal mit folgenden Verſen[2]):

„Philippus Jacobus Gaſſenhauer[3]) von Offenburg genannt,
Dem Kayſer Rudolpho wohlbekannt,
Daß er in der Alchymia erfahren wär,
Gantz frölich war der neuen Mähr.

[1]) Tom II.

[2]) Edelgeb. J. Alchymia, S. 79.

[3]) Nach Creiling aus Güſtenhöver korrumpiert.

Sprach Johannes Franck[1]) du muſt hin,
Daß wir der Sachen werden inn.
Und erfahren den rechten Grund,
Darum ſäume dich nicht zur Stund.
Ein Gnadenpfennig mit Demant ſchon
Solt du ihm verehren thun,
Und ihm ſagen, daß wir begehren,
Seine Kunſt gäntzlich zu lehren,
Kan aber das nicht geſchehen,
So muß er unſer Gefangener ſeyn.
Er iſt nach Prag in weiſſen Thurn gebracht,
Kam aber weg in einer Nacht.
Ward zu Straßburg wieder gefangen,
Der Kayſer trug groß Verlangen,
Biß er wieder nach Prage kam,
Muſte im weiſſen Thurn ſitzen,
Und vor großer Angſt ſchwitzen,
Was das End wird weiſen aus,
Erfahren wir aus des Kayſers Haus."

Von Straßburg ging Seton nach Offenbach bei Frankfurt a. M. und verkehrte in letzterer Stadt viel bei dem am Schnabelsbrunnen wohnenden Kaufmann Koch, dem gegenüber er ſich für einen franzöſiſchen Grafen ausgab. Koch ſchreibt folgendes an Theobald van Hoghelande[2]):

„In Offenbach hatte ſich einige Jahre ein Alchymiſt unter dem Namen eines Grafen aufgehalten, welcher ein und andere Materialien bei mir kaufte und vor ſeiner Abreiſe mir die Transmutation zeigte, oder vielmehr mich ſelbſt verrichten ließ, ſo daß er keine Hand anlegte. Er gab mir ein braunrothes Pülverchen, welches auf meiner Goldwage drei Gran wog. Solches that ich auf zwei Loth Mercurii vivi in einen Tiegel. Hernach füllte ich den Tiegel mit Potaſche etwa zur Hälfte an und gab ihm Anfangs gelindes Feuer. Nachher füllte ich den Windofen mit Kohlen bis über den Tiegel an, ſo daß er vollkommen in ſtarkem Glühfeuer ſtand, welches von Anfang bis zu Ende etwa eine kleine halbe Stunde dauerte. Wie nun der Tiegel in ſtarker Gluth ſtand, hieß er mich ein kleines Stückchen gelbes Wachs hineinwerfen zur Erhöhung der Farbe, was ich auch that. Als ich nach einer Weile den Tiegel herausnahm und zerſchlug, fand ich auf deſſen Boden ein Stückchen Gold, welches ſechs Quentchen und ſechs Gran wog. Bei einem Juwelier ward es in meiner Gegenwart fünfmal umgeſchmolzen und dann auf der Capelle

---

[1]) Ebenfalls ein Kammerdiener Rudolphs II.

[2]) Vgl. deſſen: Historiae aliquot Transmutationis metallicae.

probirt, wo es denn 23 Karat 15 Gran feines Gold und 6 Gran feines Silber ergab. Von der einen Hälfte habe ich mir einen Hemdenknopf machen laſſen. Wenn ich nicht Alles ſelbſt verrichtet hätte, würde ich nicht glauben, daß der Mercurius, als ein flüchtiges Metall, dazu zu gebrauchen ſei."

Nach den „Transmutationsgeſchichten" des Darmſtädtiſchen Oberlandkommiſſars Güldenfalk[1]) wurden zu deſſen Zeit noch Knopf und übriges Gold im Kochſchen Hauſe gezeigt.

Von Offenbach begab ſich Seton nach Cöln, wo er mit ſeinem Diener William Hamilton bei dem Alchymiſten Anton Verdemann Wohnung nahm und von hier aus Kunſtverwandte, Apotheker uſw. beſuchte. Als dereinſt in ſeiner Gegenwart der Apotheker in der Martisthorgaſſe die Alchymie geſchmäht hatte, kam er am nächſten Tag in deſſen Apotheke und verlangte Antimonglas. Das erhaltene Vitrum Antimonii tadelte Seton und erbot ſich, dem Apotheker eine beſſere Methode von deſſen Darſtellung zu lehren, wenn er Gelegenheit habe, vor dem Blaſebalg zu arbeiten. Der Apotheker nahm den Vorſchlag an und ſchickte ſeinen Sohn, welcher das gepulverte Schwefelantimon trug, zu dem bei der St. Lorenzkirche wohnenden Apotheker Hans Löhndorf. Löhndorf ſchüttete das Antimonium in einen Tiegel und ſetzte dieſen ins Feuer. Als dasſelbe geſchmolzen war, gab Seton dem Goldſchmied die Hälfte eines auf einem Papier geteilten Pülverchens mit der Anweiſung, dieſelbe auf das geſchmolzene Antimon zu werfen, welches er nach einer Weile in einem erwärmten Inguß zu ſchütten befahl. Voll Staunen ſahen der Sohn des Apothekers, Löhndorf, deſſen zwei Geſellen und ein zufällig anweſender Nachbar, daß ſich das Antimon in Gold verwandelt hatte.

Löhndorf bat nun Seton, ihm die andere Hälfte des Pulvers zu einem weitern Verſuch zu überlaſſen. Seton willigte ein und gab dem Goldſchmied die andere Hälfte des Pulvers mit dem Bedeuten, daß er ein gewiſſes Gewicht Blei einſetzen und, wenn dasſelbe fließe, das Pulver darauf werfen ſolle. Löhndorf that nach Befehl, praktizierte aber, um den Adepten zu foppen, ein Stück Zinn in den Tiegel, weil ein Zinnzuſatz das Gold brüchig macht. Seton ließ ſich nichts merken und befahl nach einer Weile das Metall auszugießen. Löhndorf that dies und fand abermals Gold, welches

[1]) Frankfurt u. Leipzig, 1784 8°. S 14 u. 37

jedoch zu ſeinem Erſtaunen nicht brüchig war, ſondern ſich nach Belieben hämmern nnd laminieren ließ. Er glühte es aus, löſchte es ab, brachte es wieder unter den Hammer, prüfte es auf den Strich und unterwarf es allen erdenklichen Proben: kurz, es blieb das beſte und geſchmeidigſte Gold.

Einige Tage darauf erfuhr Seton von Verdemann, daß in der Katzenbochgaſſe der Chirurg Meiſter Georg, ein Landsmann Setons und grimmiger Feind der Alchymie, wohne. Am 11. Auguſt 1603 begab ſich Seton zu ſeinem Landsmann, fing mit ihm ein Geſpräch über die Chirurgie an und erbot ſich, demſelben die Bereitung eines nur das Fleiſch wegnehmenden, nicht aber die Nerven verletzenden Ätzmittels zu zeigen, wenn er ihm einen Tiegel, Blei und Schwefel ſchaffen wolle. Der Chirurg ſchafft das Verlangte, und Beide begeben ſich, da Meiſter Georg keine Gelegenheit zum Schmelzen beſitzt, zu dem am Markt im goldenen Anker wohnenden Goldarbeiter Hans von Kempen. Derſelbe war jedoch ausgegangen, und nur deſſen Sohn nebſt vier Geſellen und einem Lehrling in der Werkſtatt anweſend. Der Chirurg beſchickt auf Setons Geheiß einen Tiegel mit Schwefel und Blei, währenddeſſen der Adept ſich erbietet, den Geſellen zu zeigen, wie man altes Eiſen in guten Stahl verwandle. Der Altgeſell brachte eine zerbrochene Zange, die er auf Setons Befehl zerſtückte und mit Schwefel in einem Tiegel ins Feuer ſetzte. Als die Schwefelmetalle in beiden Tiegeln geſchmolzen waren, holte Seton ein Papierchen aus der Taſche, teilte es in zwei Teile, welche er in die Tiegel werfen ließ. Dann ließ er mehr Kohlen zulegen und ſchärfer zublaſen. Nach einer Weile befahl er die Tiegel auszugießen. Voll Erſtaunen ſehen die Anweſenden, daß ſie Blei und Eiſen in Gold verwandelt haben. Der Altgeſelle glühte das Gold, löſchte es ab und laminierte es darauf, währenddeſſen der Lehrling die im Probieren wohl erfahrene Frau des Goldſchmieds herbeirief. Sie prüfte es auf den Strich und fand das Gold aus beiden Tiegeln gleich fein. Sie gedachte die Gelegenheit zu benutzen und bot für das Loth dieſes Goldes einen Preis von acht Thalern. Allein da ſich die Sache ſchon in der Nachbarſchaft herumgeſprochen hatte, zog der Adept vor, ſich zu entfernen.

Meiſter Georg warnte Seton und ermahnte ihn, ſich vor den

Alchymie treibenden Fürsten zu hüten, welche solchen Goldvögeln sehr übel mitzuspielen pflegten. Allein Seton meinte, er sei jetzt in einer freien Stadt; geschähe es jedoch, daß ein Fürst ihn festnehmen lasse, so wolle er lieber sterben, als sein Geheimnis verraten. Indessen wäre er gern erbötig, vor wißbegierigen Fürsten Proben zu machen und wolle er eine solche, da er nicht knausere, gern auf fünzig- bis sechzigtausend Dukaten einrichten.

Bei den Cölner Versuchen hatte man 11¾ Loth Gold erhalten und dabei höchstens einen Gran Tinktur verbraucht, aus welchem Umstand Verdemann deren veredelnde Kraft auf 1:2820 Teile berechnete. Seton meinte, die Rechnung sei ja an sich richtig, nicht aber die Annahme, daß die Tinktur nur 2820 Teile veredle. Wenn er die Proben recht angestellt hätte, hätte er 20 Loth Gold erhalten müssen, da die Tinktur 5000 Teile geringer Metalle veredle. — Auf Verdemanns Frage, warum er den Metallen Schwefel zusetze, entgegnete er, er wolle den Laien zeigen, daß die Tinktur unüberwindlich sei und die geringsten Metalle veredle; die wahren Vorteile der Projektion brauche übrigens niemand zu wissen. Auch gestand er seinem Wirt noch, daß er im Laufe von drei Jahren mehr Gold verschenkt habe, als er und sein Diener wiege. Diese Begebenheiten erzählt nach den Mitteilungen der Augenzeugen Th. van Hoghelande in seinem mehrfach genannten Buch.

Von Cöln ging Seton nach Hamburg, wo er ebenfalls mehrere Projektionen gethan haben soll. Nach Morhof beschreibt Ludwig Lavater dieselben in seinem äußerst seltenen Liber de Censu.

Von Hamburg aus reiste unser Adept nach München und spielte unterwegs dem Professor der Philosophie Cornelius Martini zu Helmstädt einen Streich. Martini war ein abgesagter Feind der Alchymie und pflegte in seinen Vorlesungen scharf über dieselbe loszuziehen. Seton hospitierte bei ihm und hatte ihn zu einer Disputation herausgefordert, indem er sich als Opponent anbot. Martini hatte jedoch abgelehnt. Während der Vorlesung that Martini nach allen Regeln der Logik die Unmöglichkeit der Metallverwandlung dar, worauf Seton hervortrat und aus Gründen der Erfahrung zu opponieren verlangte. Er begehrte ein Kohlenbecken, einen Schmelztiegel und ein Stück Blei, welches er auf der Stelle in Gold tingierte und mit den Worten auf den Tisch warf:

Solve mihi hunc Syllogismum! Darauf verließ er den Hörsaal. — So berichtet der kaiserliche Leibarzt Johann Zwelffer in der seiner Pharmacopoea Regia, Vind. 1652, 4°, angehängten Mantissa spagirica[1]), und es läßt sich nicht anders sagen, daß das Helmstädter Vorkommnis eine große Ähnlichkeit mit dem oben erzählten Baseler besitzt.

In München entführte Seton eine dem Namen nach nicht bekannt gewordene Bürgerstochter, welche ihn von jetzt ab mit ihrem Verwandten Adam Rakosch auf seinen Reisen begleitete.

Im Herbst des Jahres 1603 treffen wir Seton an dem sich damals auf dem Schlosse zu Crossen aufhaltenden kursächsischen Hofe, woselbst Hamilton auf sein Geheiß in Gegenwart Kurfürst Christians II. und von dessen Gästen Blei in Gold verwandelte.[2]) Hamilton ging hierauf nach England zurück, und Seton begleitete zu seinem Verderben den Kurfürsten nach Dresden. Christian II. umschmeichelte anfangs den Adepten und suchte ihm sein Geheimnis abzulocken. Als dies nicht gelang, ließ er Seton verhaften und peinlich befragen; allein, trotzdem sein Körper an mehreren Stellen zerrissen wurde, gestand der Adept nichts und wurde in ein ekelhaftes Gefängnis geworfen, wo er, von vierzig Mann Leibwache bewacht, bei drei Monate schmachtete.

Nur der Pole Michael Sendivogius, welcher das Vertrauen des Kurfürsten gewonnen hatte, durfte ihn besuchen, um ihn auszuholen. Allein Sendivogius hatte ganz andere Pläne. Sowie er sich mit Seton allein sah, erbot er sich ihn zu befreien, und der Adept versprach ihm dafür so viel Tinktur, daß er für Lebenszeit genug haben sollte. Sendivogius ging nach seinem Wohnsitz Krakau zurück, machte dort sein Haus zu Geld und kehrte nach Dresden zurück, wo er kraft seiner Vollmacht den Adepten täglich in seinem Gefängnis besuchte und dessen Wachen fleißig mit Wein traktierte.

Eines Abends machte Sendivogius die Soldaten total betrunken, trug dann den des Gebrauchs seiner Glieder beraubten

---

[1]) pag. 329.

[2]) Güldenfalk a. a. O. S. 49.

Seton in einen bereit ſtehenden Wagen und fuhr mit ihm nach der Wohnung von deſſen Geliebten. Hier ließ Seton die verſteckte Tinktur herbeiſchaffen, worauf das Kleeblatt mit untergelegten Pferden nach Krakau floh, ohne daß es von den kurfürſtlichen Schergen erwiſcht worden wäre. Allein Seton erfreute ſich der neuen Freiheit nicht lange; die Folter hatte ſeinen Körper ſo zerrüttet, daß er im Januar 1604 zu Krakau ſtarb.

So berichtet der Sekretär der Königin Maria Gonzaga von Polen, Desnoyer, nach den Mitteilungen von Sendivogs Haushofmeiſter Johann Bodowsky in einem am 12. Juli 1651 an einen hochſtehenden Herrn in Paris gerichteten Brief, welcher in Pierre Borels: „Trésor de Recherches et Antiquités Gauloises et Françoises“ [1]) abgedruckt iſt und in Lenglet du Fresnoys „Histoire de la Philosophie hermétique“ [2]) überging.

Seton hinterließ eine alchymiſtiſche Abhandlung unter dem Titel:

„Cosmopolitae Novum lumen chymicum.“

Dieſelbe wurde auch Sendivogius zugeſchrieben und ſehr häufig gedruckt. Sie erſchien: Lateiniſch: Prag, 1604, Frankfurt 1606, Paris 1606 und Cöln 1610, 8°. Ebend. 1617, 12°. Abgedr. im Theatrum chemicum, Tom. IV. No. 112. bei Manget, Tom. II. pag. 463 ff. Franzöſiſch: Paris 1609, 1618, 1629, 8°. u. 1691, 12°. Deutſch unter dem Titel „Chymiſches Kleynod“, Straßburg 1681 und Frankfurt und Leipzig 1682, 8°.

Der Erbe von Setons [3]) Tinktur und Geliebten wurde Michael Sendivogius oder — wie er eigentlich hieß — Senſophax, welcher als unehelicher Sohn eines polniſchen Edelmannes Namens Jakob Sendimir im Jahre 1566 zu Sandez bei Krakau geboren war. Er heirathete das Mädchen und machte in Krakau einen fürſtlichen Aufwand, indem er ſein alchymiſtiſches Gold durch Vermittelung eines Juden, den Desnoyer noch als Zeugen abhörte, verkaufte. Derſelbe berichtet auch in ſeinem obengenannten Brief,

---

[1]) pag. 479 sq.

[2]) Tom. I. pag. 334—349.

[3]) Seton ſelbſt hatte zum Dank für ſeine Befreiung Sendivogius eine Unze Tinktur geſchenkt.

daß Sendivogius in Polen als Verfertiger der Tinktur galt und in Gegenwart König Sigismunds III. Silber in Gold tingiert habe.

Vom Ehrgeiz getrieben ging Sendivogius im Jahr 1604 nach Prag und übergab Rudolph II. etwas Tinktur, womit der Kaiser eigenhändig die Metallverwandlung ausführte. Voller Freude über das Gelingen dieses Versuchs ließ Rudolph in dem betreffenden Zimmer eine Marmortafel mit der Inschrift anbringen:

„Faciat hoc quispiam alius,
Quad fecit Sendivogius Polonus.“

Desnoyer sah diese Tafel noch im Jahre 1650.[1])

Sendivogius wurde als polnischer Unterthan von Rudolph in seiner Freiheit nicht beschränkt und konnte ungehindert abreisen, wurde aber in Mähren von einem dem Namen nach nicht bekannt gewordenen Grafen aufgegriffen und eingesperrt. Die Mitteilung seines Geheimnisses sollte der Preis seiner Freilassung sein. Es gelang Sendivogius jedoch zu entfliehen, worauf er Klage beim Kaiser führte, der den Grafen verurteilte, dem Alchymisten ein Gravarz oder Gravarna genanntes Gut eigentümlich abzutreten. Nach Desnoyer war dieses Gut das einzige, was Sendivogius seiner Tochter vermachen konnte.

Das Gerücht von Sendivogs Prager Transmutation erscholl durch ganz Deutschland, und der als eifriger Alchymist bekannte Herzog Friedrich von Würtemberg lud unsern Polen ein, ihn zu besuchen. Sendivogius, welcher von Sigismund III. zum Freiherrn von Sereskau erhoben worden war, machte sich mit glänzendem Gefolge auf die Reise, während deren der oben genannte Bodowsky die Tinktur in einer goldenen Büchse auf der Brust trug und nach Bedarf Gold machte, und kam im Sommer 1605 in Stuttgart an, wo er vor Herzog Friedrich zwei Transmutationen ausführte. Der erfreute Fürst schenkte Sendivogius das Gut Neidlingen und bat denselben, in Würtemberg zu bleiben, in der Hoffnung, daß er ihm sein Geheimnis ablernen werde.

Herzog Friedrich hatte einen betrügerischen Alchymisten, den früheren Barbiergesellen Johann Heinrich Müller, welcher bei einem fahrenden Alchymisten Namens Daniel Rappolt gedient hatte und von Kaiser Rudolph wegen einiger gelungenen Gaukeleien unter

---

[1]) Vgl. Lenglet du Fresnoy a. a. O. Tom. I. pag. 339.

dem Namen von Müllenfels geadelt worden war, als Laboranten im Dienſt. Derſelbe war auf Sendivogius eiferſüchtig und log demſelben vor, der Herzog wolle ihm ſein Geheimnis durch die Folter entreißen. Sendivogius, dem Setons Schickſal vor Augen ſchwebte, verſuchte nächtlicher Weile auf dem ihm von Müllenfels bezeichneten Weg die Grenze zu erreichen, wurde aber von deſſen Leuten, die ſich für Söldner des Herzogs ausgaben, gefangen genommen und auf den Müllenfels gehörigen Freihof Kirchheim gebracht.

Hier ſaß Sendivogius anderthalb Jahre gefangen, während deren Müllenfels vor dem Herzog mit der geſtohlenen Tinktur Projektion that und dafür das Gut Neidlingen erhielt, bis es ihm gelang zu entfliehen. Von Augsburg aus, wo er von einem früheren würtembergiſchen Beamten Johann Kandler über den Charakter des Herzogs eines Beſſeren belehrt worden war, führte der Pole bei Herzog Friedrich Klage gegen Müllenfels. Unterdeſſen war auch vom König von Polen eine drohende Note in Stuttgart eingelaufen, denn Sendivogs Gattin, welche nach dem Bericht des glücklich heimgekehrten Bodowsky den Herzog für den Thäter halten mußte, hatte den Schutz Sigismunds III. angerufen, woraufhin Herzog Friedrich Müllenfels einziehen und peinlich befragen ließ. Der Schurke geſtand dieſe That und alle gegen den Herzog ausgeübten Betrügereien ein, worauf er nach ergangenem Todesurteil an dem 35 Fuß hohen eiſernen Galgen gehängt wurde, welcher 1597 zur Hinrichtung des betrügeriſchen Alchymiſten Hohenauer erbaut worden war, an dem ſpäter auch der berüchtigte Jud Süß baumelte, und welcher auf einer bei Stuttgart gelegenen Anhöhe bis zum Jahr 1788 geſtanden hat.[1])

Als Sendivogius wieder auf ſeinem Gut Gravarna lebte, erſchienen zwei Fremde bei ihm und brachten ihm von der Brüderſchaft des Roſenkreuzes ein mit zwölf Siegeln verſehenes Schreiben, worin er eingeladen wurde, dieſem Orden beizutreten. Sendivogius dankte jedoch mit vornehmer Miene. Trotzdem bezeichneten die Roſenkreuzer in ihrem 1618 erſchienenen Speculum rhodostau-

---

[1]) Murr a. a. O. S. 54—79 nach den Akten.

roticum den berühmten Mann als einen der Ihrigen.[1]) — Auch dieſe Nachricht beruht auf der Ausſage Bodowskys.

Durch Sendivogs Verſchwendung und den Müllenfelsſchen Raub war die Tinktur alle geworden und Sendivogius, welcher ſeither nur von Adepteneitelkeit beſeſſen geweſen war, griff nun, um ſeinen unverdienten Ruf zu erhalten, zu Betrügereien, ohne ſich jedoch durch dieſelben Geld zu machen. So hatte er ein Gold- und ein Silberblech zuſammenlöten und mit einem Thalerſtempel prägen laſſen. Die goldene Seite färbte er mit Queckſilber weiß, beſtrich ſie dann in Gegenwart Kaiſer Ferdinands II. mit irgend einem Waſſer und glühte ſie aus. Darauf präſentierte er den Thaler als einſeitig in Gold verwandelt dem Kaiſer.

Einen gleichen Thaler beſaß Desnoyer und ließ in Paris Abſchnitte von der goldnen Seite desſelben probieren. Dieſelbe war porös geworden, was man für eine Verdichtung des Silbers durch die eingedrungene Tinktur bei der Verwandlung in Gold hielt. Eher aber rühren die Poren von der Verdunſtung des Queckſilbers aus dem Amalgam her.

Morhof erzählt auch in ſeinem ſchon oft zitierten Brief an Langelottus, ein Freund von ihm habe eine Silbermünze geſehen, die Sendivogius auf die Weiſe zum Teil in Gold verwandelte, daß er ſie mit einem naſſen Pinſel beſtrich, mit einem Pulver beſtreute und ausglühte. Wo nun das Pulver hingekommen war, war die Münze in Gold verwandelt, (d. h. vergoldet, denn das Pulver war wohl ein Goldniederſchlag,) während das übrige Silber geblieben war.

Sendivogius ſtarb, achtzig Jahre alt und völlig verarmt im Jahre 1646 auf ſeinem Gute Gravarna.

Trotzdem blieb er, da man ihn mit Seton verwechſelte, im Rufe eines Adepten, und ſeine Schriften waren ſehr geſucht; auf Titelblättern derſelben nennt er ſeinen Namen nicht offen, ſondern verſteckt denſelben unter den Anagrammen: „Angelus doce mihi jus“ und „Divi Leschi Genus Amo.“ Er ſchrieb:

1. „Tractatus de Sulphure.“ Genf, 1653, 1673, Leipzig, 1682, 8°. Frankfurt, 1678, 4°. Abgedr. im Musaeum hermeticum, No. 15 und bei Manget, Tom. II. pag. 479 sq.

[1]) Langlet du Fresnoy H. d. l. Ph. h. Tom. I. p. 262—264.

2. „Dialogus Mercurii, Alchymistae et Naturae.“ Paris, 1608, Cöln 1612 u. 1614, 12°. Straßburg, 1659, 8°. Abgedr. im Theatrum chemicum, Tom. IV. No. 114 u. bei Manget, Tom. II. pag. 475.

3. „Aenigma philosophicum“, im Theatrum chemicum, Tom. IV. No. 113.

Seine 55 alchymiſtiſchen Briefe ſind bei Manget Tom. II. pag. 493 sq. abgedruckt.

Eine lateiniſche Geſamtausgabe der Sendivogſchen Schriften veranſtaltete Rothſcholz Norimb. 1718. 8°. Eine deutſche Überſetzung erſchien: Leipzig, 1770, 8°.

Zehntes Kapitel.

Johann Baptiſta van Helmont und Irenäus Philaletha.

Im erſten Teil meiner Geſchichte des „neueren Occultismus“ habe ich das Leben Helmonts ausführlich dargeſtellt[1]) und ſeine Beziehungen zur Alchymie kurz erwähnt. Hier iſt der Ort, eingehender auf dieſelben zurückzukommen.

Zunächſt iſt feſtzuſtellen, daß dieſer für die Geſchichte der Chemie und Medizin epochemachende Mann ſich ausdrücklich dazu bekennet, die Metallverwandlung mit einem Präparat, welches er geſchenkt erhalten hatte, ſelbſt ausgeführt zu haben, und zwar an vier verſchiedenen Stellen ſeiner Schriften.

Zunächſt ſagt er in ſeinem „Demonstratur Thesis“ betitelten Aufſatz[2]):

„Denn ich habe jenen goldmachenden Stein einigemal mit meinen Händen betaſtet und mit meinen Augen geſehen, wie er käufliches Queckſilber wahrhaft verwandelte, und es war einige tauſendmal mehr Queckſilber als goldmachendes Pulver. Es war ein ſafranfarbiges ſchweres Pulver, welches wie nicht ganz fein geſtoßenes Glas ſchimmerte. Man hatte mir den vierten Teil eines Grans davon gegeben. Dieſes Pulver knetete ich in etwas Wachs von einem Briefe zuſammen, damit es nicht zerſtreut werde. Dieſes Kügelchen warf ich auf ein Pfund eben gekauftes und in einem Tiegel kochend gemachtes Queckſilber. Alsbald geſtand das kochende Metall mit einem

[1]) S. 182 ff.
[2]) § 58.

Geräusch und setzte sich in einen Klumpen zusammen, obschon die Hitze derartig war, daß geschmolzenes Blei noch nicht erstarrt wäre. Als das Feuer mit dem Blasebalg verstärkt wurde, floß es wieder und als ich es ausgoß, hatte ich acht Unzen des reinsten Goldes. Es hatte also ein Theil des Pulvers 19186 Teile unreines, im Feuer zerstörbares Metall in wahres Gold verwandelt."

In seinem Vita aeterna betitelten Aufsatz sagt Helmont:

„Denn ich habe jenes Pulver einigemal gesehen und berührt. Einen Viertelgran, in Papier gewickelt, warf ich auf acht Unzen Queckſilber, welches ich im Tiegel heiß gemacht hatte, und sogleich gestand das ganze Queckſilber, mit einigem Geräusch wie gelbes Wachs. Als ich es vor dem Gebläse wieder umgeschmolzen hatte, fand ich acht Unzen weniger elf Gran des reinsten Goldes."

In dem Arbor vitae betitelten Aufsatz Helmonts lautet die betreffende Stelle:

„Ich bin genöthigt, zu glauben, daß es einen gold- und silbermachenden Stein gebe, weil ich mehrmals mit eigener Hand mit einem Gran Pulver Projektion auf einige tausend Gran heißgemachtes Queckſilber that, wobei zur lebhaftesten Verwunderung der Anwesenden die Sache im Feuer so vor sich ging, wie es in den Büchern steht."

Eine Kolumne weiter in dem gleichen Aufsatz sagt Helmont als an vierter Stelle:

„Jener, welcher mir zuerst das goldmachende Pulver gab, hatte zum allermindesten so viel desselben, daß es zur Darstellung von zweimalhundert-tausend Pfund Gold genügt hätte. — Er gab mir ungefähr einen halben Gran jenes Pulvers, womit $9^3/_4$ Unzen Queckſilber transmutiert wurden. Es gab mir aber dasselbe ein Fremder, welchen ich eines Abends zu Gast hatte."

Helmont war so erfreut über die gelungene Transmutation, daß er seinen eben geborenen Sohn Mercurius taufen ließ.

Schmieder vermutet[1]), der Geber der Tinktur sei der bald zu besprechende Irenäus Philaletha gewesen; allein dies ist unmöglich, denn Philaletha ist 1612 und Franz Mercurius van Helmont 1618 geboren. Hätte Schmieder Helmonts „Butler" betitelten Aufsatz gelesen, so würde er von Helmont selbst eines Besseren belehrt worden sein.

In diesem Aufsatz erzählt der Autor nämlich, daß im Jahre 1617 zu Vilvorden auf Betrieb persönlicher Feinde der irische Edelmann, Arzt und Alchymist James Butler gefangen saß. Derselbe besaß einen gelben, porösen, nach gebranntem Seesalz riechenden Stein, (Helmont nennt ihn Drif,) mit dem er durch bloßes Daran-

[1]) G. d. A. S. 389.

lecken binnen einer Stunde einen mitgefangenen, gefährlich an der Rose erkrankten Mönch heilte. Helmont, welchem damals ein Feind langsam wirkendes und Lähmung erzeugendes Gift beigebracht hatte, schickte zu Butler und bat denselben um Hilfe. Butler tauchte seinen Stein in Öl, welches er dem Gelähmten mit der Anweisung sandte, seine Glieder damit zu salben. Dieses Salben half Helmont zwar nichts, wohl aber kurierte das äußerlich angewandte Öl dessen Frau augenblicklich von einer Geschwulst an beiden Beinen und eine Magd vom Rotlauf; desgleichen wurde eine an beiden Händen gelähmte Wittwe dadurch hergestellt. Helmont selbst wurde durch innerliche Anwendung des Öls geheilt. Helmont dankte Butler für seine Genesung und erhielt von demselben eine Kleinigkeit seines Steines, mit welchem er obige Transmutation ausführte.

Dieser Butler stammte aus der Familie der Herzöge von Ormond, hatte große Reisen gemacht und in Afrika das Geheimnis der Metallverwandlung erlernt. Nach England zurückgekehrt, hatte er am Hofe Jacobs I. großen Einfluß und machte aus seiner alchymistischen Kunst gar kein Geheimnis. Um von ihm dieselbe zu erlernen, trat ein Arzt in seine Dienste; aber der vorsichtig gewordene Butler übte die Transmutation nur bei verschlossenen Thüren aus. Einst schickte nun Butler diesen Diener aus, um Blei und Quecksilber zu kaufen; anstatt aber seinen Auftrag auszuführen, begab sich derselbe ins Nebenzimmer, um seinen Herrn zu belauschen. Hier hatte er nämlich in einer Höhe, von der aus er das ganze Zimmer übersehen, aber selbst nicht bemerkt werden konnte, ein Loch in die Wand gebohrt und stieg auf einen Stuhl, um zu dem Loch zu gelangen. Als der Stuhl mit Gepolter umfiel, kam Butler aus seinem Zimmer geeilt und wollte den Lauscher erstechen; derselbe entfloh aber und zeigte aus Rache den Adepten wegen Falschmünzerei an. Butler wurde verhaftet, aber sofort wieder auf freien Fuß gesetzt, nachdem man bei der stattfindenden Hausuchung keine Münzgerätschaften, wohl aber vierzig Pfund reines Gold in Stangen vorfand. Butler floh jedoch aus England und wurde auf Betrieb Buckinhams (auf welchenhin er vielleicht auch in Vilvorden gefangen saß,) um's Jahr 1625 ermordet.[1]) Von diesem Butler hatte Helmont seine Tinktur erhalten.

[1]) Diese Umstände erzählt Morhof in seinem schon oft zitierten Brief an Langelottus

Kopp erklärt im zweiten Band seiner „Geschichte der Chemie“ die Helmontsche Transmutation für einen unanfechtbaren historischen Beweis geschehener Metallverwandlung und nennt sie sowohl als die bald zu erwähnende des Helvetius in seiner „Alchemie“ unbegreiflich.

Auf Helmonts Verdienste um die reine Chemie können wir hier wegen Raummangel nicht eingehen; es sei nur erwähnt, daß er zuerst die Natur der gasförmigen Körper erkannte und dieselben mit dem Namen „Gas“ bezeichnete.

Eine mysteriöse Gestalt in der Geschichte der Alchymie ist der nach eigener Angabe[1]) 1612 geborene Adept Irenäus Philaletha, der nach Wedel eigentlich Thomas de Vaughan geheißen haben soll, und welcher sich auch Vagan, Childe, Zheil und Carnobe nannte. Er soll eine Tinktur besessen haben, von welcher ein Gran eine Unze Quecksilber in Tinktur zweiter Ordnung von dieser wieder ein Gran eine weitere Unze Quecksilber in Tinktur dritter Ordnung und so bis zur fünften Ordnung verwandelte; von der letzteren verwandelte ein Teil 19000 Teile Quecksilber in Gold.

König Karl II. von England erzählte dem Baron Borgheſe, Philaletha habe dereinst einem Goldarbeiter zwölfhundert Mark Silber zum Kauf angeboten, sei aber aus Furcht vor Entdeckung aus England geflohen, als der Goldarbeiter großes Aufheben von der Sache machte. Er ging auf eine nicht näher zu bestimmende Zeit nach Westindien, dann war er 1666 in Hamburg, wo er Johann Lange die englische Urschrift seines

„Introitus apertus ad occlusum Regis palatium“

übergab. Dann ist er verschollen.

Lange übersetzte den Introitus ins Lateinische, und er erschien in dieser Sprache: Amstelod. 1667, 8°; Vent. 1683, 8°; Jenae, 1699, 8°; Francof. 1706 u. 1728, 8°. Abgedr. im Museum hermeticum, No. XVI. und bei Manget Tom. II. pag. 661 sq. Englisch: London, 1669, 8°; Französisch: bei Lenglet du Fresnoy, Tom. II. pag. 1—273. Deutsch von Hiskias Cardilucius unter dem Titel: „Eröffnung der Thüre zu dem königlichen Palast“, Nürnberg, 1676, 8° und Dresden und Leipzig, 1718, 8°. Außerdem schrieb der zu Ende des 17. Jahrhunderts im höchsten An-

[1]) In der Vorrede zu seiner Metamorphosis metallorum.

sehen stehende Philaletha noch drei minder bedeutende alchymistische Bücher.

Er soll nach Schmieder [1]) der Unbekannte sein, welcher folgende Transmutationen ausführte:

Der erste Vorfall ereignete sich im Hause des s. Z. mit großem Beifall zu Pisa aristotelische Philosophie lehrenden französischen Philosophen Claude Berigard, und wird von demselben in seinem Circulus Pisanus [2]) mit folgenden Worten erzählt:

„Ich will treu berichten, was mir einst begegnete, als ich mit einem kunstreichen Mann über die Frage stritt, ob man aus Queckſilber Gold machen könne. Er versprach mir, meine Zweifel zu widerlegen, und ich erhielt von ihm eine Drachme Pulver von der Farbe des wilden Mohns, welches wie gebranntes Seesalz roch. Um vor jedem Betrug gesichert zu sein, erwählte ich aus meinem eigenen Vorrath Tiegel, Queckſilber und Kohlen, damit ich versichert sei, daß kein Gold darin versteckt wäre. Dann machte ich zehn Drachmen Queckſilber heiß und warf das Pulver darauf. Sofort gestand es und ward mit geringem Verlust zu zehn Drachmen Gold, welches alle Proben der Goldarbeiter bestand und von diesem für sehr fein erklärt wurde. Wenn ich diesen Versuch nicht allein und zwar an einem Ort angestellt hätte, wohin außer mir Niemand kommen konnte, so würde ich vermuthen können, es habe mir Jemand einen Schabernack angethan; so jedoch kann ich mit Gewißheit bezeugen, daß sich die Sache meiner Darstellung gemäß verhält."

Berigard wird von Morhof in seinem oft zitierten Brief als ein sehr gründlicher und zuverlässiger Mann geschildert.

Das zweite Zeugnis stammt von dem Apotheker Michael Morgenbesser in Wohlau und wird von demselben in einem 1672 geschriebenen Brief an Ludwig von Schönleben abgelegt, welcher in der schon angeführten „Dissertatio de nummis ex auro chymico factis" [3]) des Kieler Professors Samuel Reyher abgedruckt ist. Es heißt daselbst:

„Als ich im Jahre 1649 zu Chur in der Schweiz in der Apotheke servirte, kam am 24. Februar ein Reisender in die Officin und begehrte etwas zu kaufen. Indem ich das Gewünschte zurecht machte, gab er mir zu verstehen, daß er in der Pharmazie erfahren und ganz besonders ein Liebhaber der Chemie sei. Er sagte, daß er in Genua wohne und lud mich in den goldenen Löwen zum Abendessen ein. Während des bei der Mahlzeit geführten Gesprächs fragte ich ihn, ob es denn wirklich wahr sei, daß man ein Metall

[1]) G. d. A. S. 392.

[2]) Pisis, 1643, pag. 25.

[3]) pag. 138.

in ein anderes und beſſeres verwandeln könne. Hierauf zeigte er mir verſchiedene ſilberne Gegenſtände und auch ein weißes Pulver, welches die Tinctur auf Silber und zugleich ein Heilmittel vieler Krankheiten, beſonders der Gicht, ſei. Er hatte auch die Tinctur auf Gold, bemerkte jedoch, daß dieſelbe in warmen Ländern zu hitzig zum Gebrauch ſei."

„Ich bat ihn, eine Probe zu machen; er verſprach dies und trug mir auf, für den Mittag des nächſten Tags Blei, Tiegel, Kohlen und einen Blaſebalg bereit zu halten; er wolle dann zu mir kommen und in meinem Beiſein tingiren. Als er nun am nächſten Tag zu mir kam, mußte ich den Tiegel mit zwei Loth Blei beſchicken und gut mit glühenden Kohlen belegen. Als nun das Blei gefloſſen war, impaſtirte er etwa einen Gran der weißen Tinctur mit Wachs und warf es auf das geſchmolzene Blei, auf welchem es zuerſt ſchwamm, darauf ſich aber mit ihm vereinigte, während das Wachs verbrannte. Als es etwa eine Viertelſtunde geſchmolzen und in der Glut geſtanden hatte, goß er es aus, worauf es bald feſt wurde, aber doch noch glühte. Nach dem Erkalten war es in allen Proben beſtändiges Silber, wie ich denn mehrere derſelben auf der Kapelle veranſtaltete."

„Er verſprach mir, dieſe Kunſt und noch andere zu offenbaren, wenn ich zu ihm nach Genua kommen wolle. Als ich aber von Luzern aus dahin reiſen wollte, erkrankte ich, ſodaß ich meine Reiſegefährten verlaſſen und zurückbleiben mußte."

So weit Morgenbeſſer.

Die dritte Transmutation erzählt Manget in der Praefatio zu ſeiner Bibliotheca chemica curiosa folgendermaßen:

„Der Pfarrer Groß, ein erfahrener Chemiker, theilte mir Folgendes mit: Im Jahre 1650 kam ein Italiäner in den Gaſthof zum grünen Kreuz in unſerer guten Stadt Genf. Als er einige Tage daſelbſt verweilt hatte, bat er den Wirth de Luc, er möge ihm Jemand verſchaffen, der ihm die Sehenswürdigkeiten Genfs zeige. De Luc empfahl ihm den jungen Groß, welcher zu jener Zeit in Genf ſtudierte. Dieſer begleitete vierzehn Tage lang den Fremden und leiſtete ſo deſſen Wünſchen Genüge. Da klagte der Italiäner, daß ihm das Geld ausgehe, weshalb der arme Student ſchon fürchtete, er wolle ihn anborgen; aber der Fremde fragte nur, ob er nicht einen Goldſchmied wiſſe, bei welchem er etwas arbeiten könne. Groß führte ihn zu dem Goldarbeiter Bureau, welcher die geforderten Utenſilien hergab, Queckſilber und Zinn herbeiſchaffte und ihnen die Werkſtätte zu ungeſtörtem Gebrauch überließ."

„Als der Fremde mit ſeinem Diener und Groß allein war, ließ er das Zinn in einem Tiegel ſchmelzen, während er in einem zweiten Tiegel das Queckſilber erhitzte und dasſelbe dann in das geſchmolzene Zinn ſchüttete, worauf er etwas rothes, in Wachs gewickeltes Pulver in den Tiegel warf. Es entſtand viel Rauch und ein Geräuſch im Tiegel, welches jedoch nicht lange dauerte. Auf einmal wurde alles ruhig. Der Tiegel wurde alsdann

in ſechs bereit geſtellte Formen ausgegoſſen, wobei man ſechs Stangen Gold erhielt. Der Goldſchmied wurde herbeigerufen und mußte ein Stück davon probiren. Er prüfte dasſelbe auf den Strich, mit Salpeterſäure, auf der Capelle und mit Antimon und fand, daß es das feinſte und geſchmeidigſte Gold ſei. Er rief aus, daß er in ſeinem Leben noch nicht ſo ſchönes Gold unter den Händen gehabt habe."

„Der Adept ſchenkte ihm das probirte Stück Gold für ſeine geleiſteten Dienſte und trug die Stangen mit Groß zu dem Münzmeiſter Baquet, welcher ihm ſpaniſche Dublonen im gleichen Gewicht dafür gab. Dem Studenten gab der Fremde zwanzig Dublonen für ſeine Bemühungen, bezahlte dem Wirth ſeine Rechnung und darüber noch fünfzehn Dublonen zu einem Abendeſſen, zu welchem Groß und Bureau eingeladen wurden. Dann machte er einen Spaziergang, von welchem er jedoch nicht zurückkehrte."

Obſchon dieſe Nachrichten, als von gelehrten Sachkundigen herrührend, wichtig genug ſind, iſt jedoch nirgends Anlaß vorhanden, die Transmutationen dem Philaletha zuzuſchreiben. Dennoch thut dies Schmieder, indem er die Anſicht vertritt[1]): das Geheimnis der Metallverwandlung hätten ſo Wenige beſeſſen, daß man alle während eines Menſchenalters vorkommenden Transmutationen ein und derſelben Perſönlichkeit zuſchreiben müſſe.

---

[1]) G. d. A. S. 391.

Elftes Kapitel.

J. Richthauſen, J. de Monte-Snyders, J. F. Helvetius, H. Wagnereck, W. Seyler.

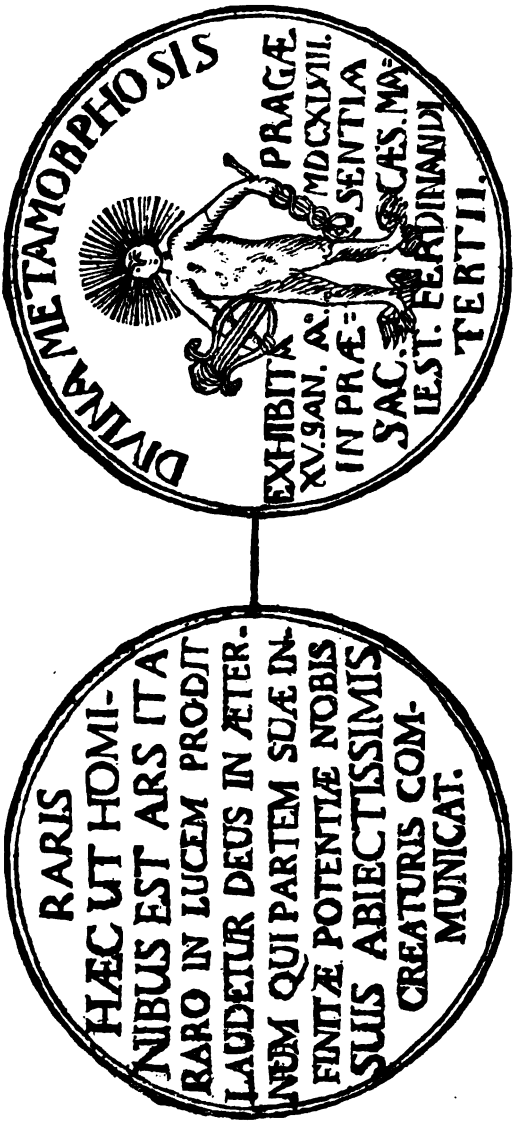
Im Jahre 1648 erhielt Kaiſer Ferdinand III. zu Prag von einem gewiſſen Johann Conrad Richthauſen einen Gran rotes Pulver geſchenkt mit dem Bemerken, dasſelbe ſei der berühmte Stein der Weiſen. Richthauſen wollte das Pulver von einem verſtorbenen Freund Namens La Buſardière erhalten haben, während andere behaupten, es habe aus dem Nachlaß eines Grafen Schlick — wieder andere nennen einen Grafen von Mansfeld — geſtammt. Kaiſer Ferdinand war begierig, die Wahrheit der Sache zu erforſchen und ließ den Oberbergmeiſter Graf Ruß in ſeiner Gegenwart eine Probe anſtellen. Graf Ruß that mit dem Gran Tinktur Projektion auf drei Pfund erhitztes Queckſilber und erhielt zwei Pfund elf Lot reines Gold. Die Tinktur hatte alſo 18000 Teile Queckſilber veredelt.

Der hocherfreute Kaiſer ernannte Richthauſen zu einem Freiherrn von Chaos (in Hinblick auf die alchymiſtiſche Materia prima) und verlieh ihm das Amt eines ungariſchen Kammergrafen. Daß übrigens Ferdinand III. Richthauſens Angabe, er habe dieſe Tinktur von einem Verſtorbenen erhalten, nicht glaubte, geht aus dem Umſtand hervor, daß dieſer Kaiſer den unbekannten Adepten öffentlich auffordern ließ, ſich bei ihm zu melden, und ihm 100000 Thaler Be-

lohnung verſprach. Natürlich meldete ſich niemand nach dem Ausſpruch von Hans Sachs, den dieſer in ſeiner „Geſchicht Keyſer Maximiliani mit dem Alchimiſten“ thut:

„O Kaiſer Maximilian!
Wellicher dieſe Künſte kan,
Sieht Dich noch römiſch Reich nit an,
Daß er Dir ſolt zu Gnaden gan.“

Aus dem erhaltenen Gold ließ Kaiſer Ferdinand eine dreihundert Dukaten ſchwere Medaille ſchlagen, welche nebenſtehendes Gepräge erhielt. Sie hat $2^3/_4$ Zoll im Durchmeſſer und iſt $^3/_8$ Zoll dick.



Die Abbildung iſt in Größe des Originals hergeſtellt und die Linie zwiſchen Avers und Revers giebt die Dicke der Medaille an.

Als der früher kurpfälziſche Arzt Johann Zwelfer, einer der bedeutendſten Ärzte und Chemiker ſeiner Zeit, Leibarzt Kaiſer Leopolds I. geworden war, bat er dieſen Fürſten inſtändig, ihm doch einmal dieſe Münze zu zeigen. Doch weder der Kaiſer,

noch der Schatzmeister Ladner wußten von derselben. Man suchte nach und entdeckte sie endlich in dem verborgenen Fach eines von Ferdinand III. benutzten Schrankes. Zwelffer, welcher diese ganze Begebenheit in der seiner Pharmacopoea Regia angehängten Mantissa spagyrica[1]) erzählt, hatte nämlich Richthausen persönlich kennen lernen und von ihm alle Umstände der prager Transmutation erfahren.

Zehn Jahre später, 1658, legte Richthausen noch eine Probe seiner Adeptschaft vor dem Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, ab. Er hatte seine Tinktur mit Gummi Traganth impastiert, nahm davon ein Stückchen in Linsengröße, umwickelte es mit Wachs und klebte es auf den Boden eines Schmelztiegels. Darauf schüttete er vier Unzen Quecksilber und bedeckte den Tiegel mit glühenden Kohlen. Als nach einer Viertelstunde die Kohlen weggeräumt und der Deckel des Tiegels abgenommen wurde, bemerkte der Kurfürst, daß das Metall mit einem roten — und nicht wie Gold mit einem grünen — Schein fließe. Doch Richthausen bemerkte, daß das Gold noch zu hoch tingiert sei und durch einen Zusatz von Silber herabgestimmt werden müsse. Darauf warf der Kurfürst ein mitgebrachtes Silberstück in den Tiegel, und das geschmolzene Metall wurde in einen Inguß gegossen. Als es erkaltet war, war es Gold; doch schien es dem Kurfürsten etwas matt von Farbe, was Richthausen auf einen „Geruch von Messing“ vom Inguß schob. Nachdem es auf die Münze geschickt worden war, wurde es durch einmaliges Umschmelzen vollkommen schön und geschmeidig, und der Münzmeister erklärte, so schönes Gold sei ihm noch nicht vorgekommen, „es wäre wahrlich über vierundzwanzig Karat fein.“

Diesen Vorgang erzählte im Jahre 1664 der Kurfürst selbst zu Regensburg dem französischen Reisenden de Monconys bei Tafel.[2])

Richthausen wurde später Direktor des Münzwesens der österreichischen Erblande und vermachte sein großes Vermögen milden Stiftungen.[3])

---

[1]) Pars I. cap. 1.

[2]) Vgl. De Monconys: Voyages Lyon, 1666, 4°. Tom. I. pag. 379.

[3]) Vgl. A. Bauer: Die Chemie und Alchymie in Österreich ꝛc. Wien, 1883. S. 89.

Kaiser Ferdinand III. wurde noch einmal Zeuge einer Transmutation. Der kurpfälzische Oberjägermeister Baron Pfenniger überbrachte ihm nämlich 1650 ein wenig angeblich aus dem Nachlaß eines Verstorbenen stammende Tinktur, womit er in Gegenwart des Kaisers Blei in Gold tingierte. Aus dem erhaltenen Golde ließ der Kaiser eine Medaille schlagen und auf dieselbe den von ihm gemachten Hexameter setzen:

„Aurea progenies plumbo prognata parente."

Die Münze befindet sich jetzt in der Ambraser Sammlung zu Wien.[1])"

Etwas später taucht der Alchymist Johann de Monte-Snyders auf, der nach Kunkel eigentlich Mondschneider geheißen und von seinem Ahnherrn mütterlicherseits, dem 1568 gestorbenen Heidelberger Arzt Levinus Lemnius die Tinktur ererbt haben soll. Er tingierte im Jahre 1660 vor Kaiser Leopold I. mit einem Gran Tinktur ein ganzes Pfund Blei in Gold.[2]) — Er scheint ein lustiger Bruder gewesen zu sein, der die Leute gerne foppte.

Zwei merkwürdige von Monte-Snyders 1667 zu Aachen ausgeführte Transmutationen erzählt der s. Z. berühmte holländische Chymiker Goosen van Vreeswyk in seinem „de Goude Leuw" betitelten Buch mit den Worten eines Augenzeugen, welchen Bericht Creiling übersetzte.[3]) Er lautet:

„Mir hat Anno 1670 Mr. Guillaume, Münz-Meister und Goldschmid zu Aachen in Beyseyn vieler Leute erzehlet: Daß im Jahre 1655 Mr. Snyders schlecht gekleidet, zu ihme in sein Hauß gekommen, den er aber dazumahlen nicht viel geachtet, weilen er einen Besuch hatte von andern guten Freunden, darum auch Monte-Snyder seinen Abschied wieder genommen, und Mr. Guillaume habe nach der Hand nicht wieder an ihne gedacht. Aber nach 12 Jahren kam er wieder zu mir in mein Hauß, da ich noch wohne, (sagt der Herr Guillaume) morgens Frühe, und weilen ich ihn zu kennen vermeinte, so sagte nach beschehener Bewillkommnung zu ihme, ob er nicht Mr. Snyder sey? Er antwortete: Ja, er sey es selber. Hierauf gab er mir einen Ring und sagte, ob ich ihn möchte probiren, was er seye: Ich hab ihn dann auf dem Amboß geschlagen, so sprang er in Stücken, so sagte ich, es ist spröde. Snyder fragte, ob ers nicht könte fein kriegen, und ich sagte, warum nicht? Snyder

---

[1]) Kopp: Alchemie, Bd. I. S. 90

[2]) Gmelin: Geschichte der Chemie. Bd. II. S. 18.

[3]) Edelgeb. Jungfr. Alchymia. S. 148 ff.

ſagte, ich möchte dann mein Beſtes thun, weil ich ſolches verſtünde, und ich nahm den Ring, thu den in einen Tigel und ſetzte den ins Feuer. Sobald das Gold geſchmoltzen war, nahm ich klein pulverisirten Antimonium, und warff ihn darauff, um das Gold fein zu machen, aber als das Antimonium darauff kam, hat es das Antimonium aufgefreſſen, welches ſonſten niemahlen kein Gold thut, ſondern das Antimonium iſt Meiſter übers Gold und andere Metallen. Als ich nun ſah, daß mein Antimonium verzehret war, und daß das Gold blieb wie zuvor, ſprach ich zu Mr. Snyder: Was Teuffels iſt das vor ein Metall, das den Antimonium verzehret? er ſagte, ich möchte alle meine Kunſt anwenden, daß es fein würde? So nahm ich Salpeter und Schwefel zugleich und trug das aufs Gold, und ſo hab ich dasſelbe dann fein bekommen mit groſſer Mühe, und es war das ſchönſte Gold von der Welt, ſo daß ich kein beſſeres in meiner Hand jemahlen gehabt. Als nun unſere Arbeit vollbracht war, ſo fragte er, ob wir nicht wolten eins miteinander trincken, ich ſagte ja, und wir giengen in die Herberge van der Borgerlevi, und truncken und ſprachten mit einander, und er ſagte lächlende zu mir, ob ich nicht Luſt hätte noch einmal den Blaßbalg zuziehen, ich ſagte ja, wanns dem Herrn beliebt. Er ſazte morgen Frühe, und kam dann auch an meinem Hauß zu klopffen, ehe die Thür noch offen war, ich ließ ihn ein, er fragte, ob wir an das Werck wolten, ich ſagte ja und machte das Feuer an, nahm einen Tigel und ſtellte den ins Feuer. Er fragte, ob ich kein Bley habe, ſo mit keinem andern Metall vermiſcht ſey, ich ſagte ja, davon ließ er mich 28 Loth wägen und ſchmeltzen. Als das geſchmoltzen war, nahm ich noch ein halb Loth roth Kupffer und ließ das in das Bley einſchmeltzen. Darauf zog er aus ſeinem Sack etliche Papierlein, nahm das kleineſte von allen, gab mir das, ſagte, ich ſolte es wägen, das müßten vier Gran ſeyn, und als ichs auff der Waag-Schale hatte, wog es $3\frac{1}{2}$ Gran. Darüber er ſich ein wenig bedenckend, läſt er mich das Pulver in weiß Wax einwickeln, und in das geſchmoltzene Bley werffen, worunter Kupffer war. So bald nun das Pulver darein gekommen und ein wenig geſtanden, wurde die Materi grau: Dann ſagte er, ich ſollte es ausgieſſen und wägen, ſo war es 2 Loth leichter geworden, und war ſpröde wie Glas. Hierauf nahm ich einen reinen Tigel, that alles wieder darein, ſtells zum Feuer und laß ſo lang wieder darinn ſtehen, gieß wieder auß in ein Guß, wäg es wieder, und befands noch um $1\frac{1}{2}$ Loth leichter, war gelb als Mößing aber noch gantz ſpröd. Ich nahm dann wieder einen andern Tigel, ſatzte ihn ins Feuer, und bließ ſehr ſtarck zu, ſagend, ich will alles zum Schornſtein hinaus blaſen: daß nichts ſolle im Tigel bleiben. Snyder ſagte, könt ich das thun, ſo wär ich ein braver Mann, laßt ſehen was er kan. Ich bließ dann luſtig zu, daß mir der Schweiß über das Angeſicht lief, Snyder ſagte weiter nichts, ſondern lachte nur bey ihm ſelber. Er ließ Wein hohlen und wir truncken zuſammen. Snyder blieb allezeit auf ſeinem Platz, wo er ſaß, ſo daß er niemahlen mit ſeiner Hand hätte etwas dazu bringen können. Als es nun wieder ſeine Zeit im Feuer ge-

ſtanden, goß ichs wieder aus, wog es wieder und befand es aber um ein Loth leichter. Das Ausgieſſen und Schmeltzen geſchahe 6mahl. Es wurde allemahl weniger, doch auch ſchöner im Glantz. Ich konte es denſelben Tag nicht vollenden. Des andern Tags kam er wieder in mein Hauß, auf daß ichs vollend fein machte, die Materi blieb in meinem Hauß über Nacht ſtehen, ſo daß darein nichts hätte kommen können, ich hätte es dann ſelber dazu thun wollen. Als Snyder nun wieder in mein Hauß gekommen, nahm ich das Gold und machte es ſo fein als das ſchönſte Ducaten-Gold ſeyn mag, und es war in allen ſeinen Proben beſtändig, am Gewicht noch 18 Loth, das ich ihm liefferte und er nahm es zu ſich. Er ſagte zu mir, er wolte nur zum eſſen gehen in ſeine Herberge zum heiligen Geiſt in der Calver-Straſſen, darnach wolle er wieder kommen. Ich gieng auch zum Eſſen und wartete biß 2 Uhr, dann ſchickte ich meinen Knecht in die Herberge und ließ nach ihm fragen, der Wirth ſagte, ſo bald er hingekommen, habe er die Zech bezahlet, ſeye zu Pferd geſeſſen und zum Thor hinaus geritten. Als mein Knecht dieſen Beſcheid brachte, war ich inniglich betrübt, daß ich nicht beſſer die Gelegenheit in acht genommen. Als es nun unters Volck kam, lieſſen mich die Burgermeiſtere auf das Stadt-Hauß hohlen, fragten mich, ob ich von dem Golde noch habe? ich ſagte ja, und gab her zwey kleine Bröcklein, die im Ausgieſſen an dem Tiegel waren hangen blieben, das eine gab ich dem Bürgermeiſter Wilder, das andere dem Bürgermeiſter Mouen, welche mit einigen andern, ſo zugegen waren, noch allein lebend ſind. Die Herren ſagten, warum ich die Kunſt nicht von ihme gelernt hätte? Ich ſagte, ja ihr Herren, das hätte er auch müſſen thun wollen. Sie ſagten, hätte ich es ihnen bekant gemacht, ſie wolten ihn ſchon dazu bewogen haben, und alſo lieſſen ſie mich gehen. Als ich nach Hauß gekommen, ſahe ich die leeren Geſchirre oder Tiglen mit betrübten Augen an, darnach nahm ich dieſelbe, ſtoßte ſie, waſchte die Erde davon, das andere, ſo daran gehangen, nahm ich in Tigel und ſchmeltzte das in eine Massa und goß aus in ein Guß, ſchmeltzte es dann wieder in einem reinen Tiegel zum zweytenmahl und machte es fein. Dann wolte ich das Gold feiner machen durch den Antimonium, aber als der Antimonium darauf kam, ſo iſt es nicht nur ſchöner, ſondern auch am Gewicht ſchwehrer worden. Da ich das ſahe, ſtund ich von Hertzen betrübt, ſagend, mein GOtt, was iſt das für Gold? Dergleichen hab ich mein Lebtag nicht geſehen, diß Gold iſt ſchöner als das aus der Erden kommt, und ich bekam an Gold noch 18 Reichsthaler aus den leeren Kruſſen oder Tiglen, darinn ich das Gold hatte vor den Herrn Snyder gemacht von ſeinem Pulver, das nicht mehr denn $3\frac{1}{2}$ Gran war. Diß iſt durch die gantze Stadt bekandt. Ich kan nun wohl dencken, wann der Herr Snyder hätte das gantze Gewicht von 4 Gran genommen, daß es alles ſolte zu Gold worden ſeyn. Aber das hat er gethan, um mich zu quälen mit Abtreiben und Verblaſen. Es ſind viele Leute in mein Hauß gekommen, das Gold zu ſehen."

Soweit der Goldschmied Guillaume, welcher gewiß keine Ursache hatte, zu Monte-Snyders Gunsten zu lügen.

Da Monte-Snyders endlich im Armenhaus zu Mainz starb, nimmt Schmieder an,[1]) er habe seine Tinktur von fremder Hand erhalten und durch Verschwendung erschöpft. Daß er aus Adepteneitelkeit selbst für deren Verfertiger gelten wollte und aus gleichem Grund einige wertlose alchymistische Bücher schrieb, sei der Grund gewesen, weshalb man ihn für einen Betrüger gehalten habe; allein nirgends werde er positiver Betrügereien, des Verkaufs falscher Prozesse usw. beschuldigt.

Eine der berühmtesten und einwandfreisten Transmutationen in der Geschichte der Alchymie ist die von dem gelehrten Leibarzt des Prinzen von Oranien, Johann Friedrich Helvetius, im Haag vorgenommene. Helvetius war ein Gegner der Alchymie und hatte sowohl die Metallverwandlung als die Universalmedizin in mehreren Schriften bestritten und lächerlich gemacht. Da wurde er von einem Unbekannten bekehrt und scheute sich nicht, seine früheren Anschauungen in einer

„Vitulus aureus, quem mundus adorat et orat" Amstelod. 1667, 1702 und 1705, 8°.

genannten lateinischen Schrift zu widerrufen und die Transmutation umständlich zu erzählen. Abgedruckt wurde diese Schrift lateinisch im Museum hermeticum und bei Manget Tom. I. pag. 196 ff. Eine von Volkamer besorgte deutsche Übersetzung erschien unter dem Titel:

„Dr. Schweitzers Güldenes Kalb". Nürnberg, 1727, 8°. Frankfurt, 1668, 1675 und 1705, 1726 und 1767, 8°.

Kopp rechnet die Transmutation des Helvetius zu den in der Geschichte der Alchymie vorkommenden unbegreiflichen Vorgängen.

Ich gebe nun den Bericht des Helvetius mit Übergehung der weitschweifigen mit dem Adepten geführten Gespräche nach der alten deutschen Übersetzung[2]):

„Es kam im Jahr nach der heilwertigen Geburt unseres Erlösers Christi 1666 den 27. Tag des Christ-Monats ohngefehr nach Mittag ein gantz unbekanter Mann in mein Hauß, eine Person von ehrlichem Ansehen und ernsthaffter Gestalt, jedoch schlechter Kleidung, mittler Gröffe, länglichten und

[1]) Gesch. d. Alch. S. 404.

[2]) Vitul. aur. cap. 3.

dabey maſerichten Angeſicht, ſchwartzen glatten Haaren, ohne Bart, ſeines Alters bey nahe vier und viertzig Jahr, ſo viel mich beduncket, aus Nord-Holland oder Batavia. Und nachdem er ſeinen freundlichen Gruß abgeleget, begehrte dieſer neue Gaſt mit höchſter Höfflichkeit, daß ich ihm freyen Zutritt zu mir vergönnen möchte, als weil er der Kunſt halb mein Haus nicht habe wollen noch können ohne Zuſprechen vorbey gehen, meldete darbey, wie er ſchon längſten Gelegenheit geſucht habe, durch freundliche Bewerbung eines guten Freundes mit mir in Bekandtſchafft zu kommen. So habe er auch etliche meiner Tractätlein durchleſen, nahmentlich dieſelbigen, welche ich wider Herrn Digbi Sympathetiſches Pulver geſchrieben und in demſelbigen meine Zweifel von dem wahren Geheimnüß der Weiſen eröffnet."

Der Fremde, welcher ſich für einen Rothgießer ausgab, begann nun mit Helvetius ein Geſpräch über Alchymie und Univerſalmedizin und fragte im Verlauf desſelben Helvetius, ob derſelbe wohl den Stein der Weiſen nach den Beſchreibungen erkennen würde. Helvetius verneinte die Frage.

„Inmittelſt that er aus ſeinem Beutel ein Helffenbeinen Büchslein, ſo gantz künſtlich gemacht war, darinnen hatte er drey groſſe wichtige[1]) Stücklein, beynahe in der Gröſſe einer kleinen welſchen Nuß, der Farb nach anzuſehen wie Glaß, und bleich Schwefelgelb, an dem hiengen noch die Schiefern von Schmeltztiegel, in welchen dieſe Materie in den Fluß iſt gebracht worden, und deſſen Werth bey 20 Tonnen Goldes übertraff. Demnach ich aber dieſes ſo hohe anvertraute Geheimniß des beſagten Steins faſt eine Viertelſtunde in der Hand gehalten, und aus dem Philoſophiſchen Munde dieſes eigenthümlichen Beſitzers denckwürdiges von wunderſamer Würckung dieſes Steins, ſo in dem menſchlichen Leib, als in die Metallen ſelbſt eingenommen, hab ich mit höchſter Betrübniß, mit nicht geringer Hertzens-Angſt dieſen Schatz aller Schätze ſeinem rechten Herrn und Beſitzer, welcher ihn mir auf dieſe Zeit gegönnet hatte, wieder zugeſtellet, jedoch nach Art derer, die ſich ſelbſt bezwingen, mit, wie wohl nicht mit ſolcher, als wohl ſich gebührte, jedoch meiner höchſten Danckſagung. Hierauf fragte ich den Mann inzwiſchen, wie das zugehe, daß dieſer philoſophiſche Stein, der, (wie ich anderwärts geleſen, Rubinroth oder Purpurfärbig ſeye,) von ihm mir ſey gezeigt worden, ſo Schwefelfärbig ausſehe? antwortete er. O lieber Herr, das dienet nichts zur Sache, dann dieſe Materie zeitig genung iſt."

Im weiteren Geſpräch verlangte der Fremde von Helvetius ein Goldſtück und brachte dann fünf tellergroße in ein grünſeidenes Tuch gewickelte Goldbleche zum Vorſchein, deren Gold viel ſchöner war, als das des Helvetius. Es waren fromme Sprüche und der Vermerk darauf eingraviert: „Ick ben gemackt den 26. Augusti

[1]) d. h. gewichtige, ſchwere.

1666.“ Nach längerem Gespräch bat Helvetius den Fremden inständig, eine Transmutation anzustellen; derselbe schlug jedoch diese Bitte ab und entfernte sich mit dem Versprechen, nach drei Wochen wiederzukommen. Als er sich wieder eingestellt hatte, bat ihn Helvetius inständig um etwas Tinktur und erzählt nun weiter:

„Auf so hertzliches Bitten schüttete er hernach den Fluß seiner Philosophischen Erbarmung gegen mir aus, gab mir ein Stücklein der Gröffe wie ein Rübensaamen mit diesen Worten: Siehe, da hastu von dem gröften Schatz der Welt, den die wenigste Könige und mächtigste Fürsten nicht einmal zu Gesichte bekommen haben. Ich sagte aber: mein Herr, das gar kleine Stücklein wird nicht wohl genung seyn vier Gran Bley damit zu färben: Gab er wieder zur Antwort: Gieb mir das wieder her. Wie ich es ihm aber wieder eingehändiget, in Hoffnung ein noch gröfferes zu überkommen, theilet er solches mit dem Nagel an seinem Daumen, und warff ein Theil davon in das Feuer, das andere wickelte er in ein blau Papier ein, und stellete mir solches wieder zu, sagend: Da hastu annoch genung davon. Hierauf antwortete ich mit erschrockenem Gemüth und höchster Bestürtzung: Ach Herr, was soll dieses seyn, vorhin hab ich gezweifelt, nun aber kan ich es gar nicht glauben, daß ein so gar weniges von dieser Artzney genung sey vier Gran Blei zu verwandeln. Hierauf fing er an und sagte: O wann du das Bley im Tiegel nicht recht kanst tractiren, so es nemlich zu viel ist, so nimm ein halb Loth oder ein Loth oder ein wenig mehr Bley, dann man nicht mehr färben soll als man kan. Dem sagte ich hinwiederum, ich könte schwerlich glauben, daß so wenig der Tinctur so viel Bley in seiner Substantz zu Gold machen solte: Er aber antwortete hierauf: Es ist wahr, was ich sage. Unterdessen verschloß ich meinen geringerten Schatz im höchsten Grad concentriret mit grosser Danckesagung in mein Kästlein, versprechend, daß ich über morgen hiervon einen Versuch thun wolte, und niemanden nicht das geringste offenbaren. Nicht so, nicht so, antwortete Er, sondern man muß alle Ding, so zur Ehre des allmächtigen GOttes gereichen, absonderlich den Söhnen der Kunst kund thun, daß also alle in GOttes Weisheit leben, und nicht mit Sophistischen Betrug dahinsterben. Hernach bekante ich ihme, wie ich da ich die Klumpen seiner Artzney in meiner Hand gehalten, selbige wenige Zeit einen Versuch gethan, ob ich nicht etwas vor mich mit einem Nagel am Finger abkratzen möchte, ich habe aber mehr nicht denn nur ein gar gering und fast unsichtbares Stäublein davon erhalten können, und doch hievon (wie ich den Nagel ausgesäubert, etwas zusammen geraffet, und die Materie in einem Pappier eingewickelt in zerlassen Bley geworffen) keine Verwandelung zu Gold sehen können, sondern es sey fast der gantze Klumpen Bley aus dem Schmeltz-Tiegel in die Lufft geflogen, diese Substanz aber sey auf dem Bley wie in ein Glaß verwandelt gelegen. Auf diese unerhörte Sachen, sagte er mit lachendem Munde: Du hast noch aufrichtiger deinen Diebstahl begehen können,

als die Tinctur anwenden. Es nimmt mich groß Wunder, daß du im Feuer so erfahren, und des Bley Rauchs-Natur nicht besser verstehest. Hättestu dafür solch deine Bent in gelb Wachs eingemacht, daß es vor dem Bley-Rauch wäre verwahret geblieben, hätte solche in das Innerste des Bleyes einschleichen können, daß es nachmahl ins Gold verwandelt hätte. Nun aber ist im Rauch seine Sympathetische Operation verbracht worden, und diese Medicin mit dem Rauche davon geflogen. Dann ja alles Gold, Silber, Zinn, Queckſilber und andere dergleichen Metallen werden von dem Bley-Dampff verderbet, und werden gebrechlich wie Glaß. Indessen zeigte ich ihm meinen Schmeltz-Tiegel, an dem er, als er ihn besichtigte, die zurückgelassene Substanz an den Seiten des Schmelztiegels gefunden, mit der allerschönsten Saffranfarben Tinctur, also sprach er: Morgen um neun Uhr will ich bey dir wieder einkehren" u. s. w. u. s. w.

Der Fremde hielt nun noch ein langes alchymistisches Gespräch mit Helvetius, im Verlauf dessen er sich äußerte, daß die Bereitung der Tinktur nicht länger als vier Tage währe und nicht über drei Gulden zu stehen komme; dann entfernte er sich. Nun heißt es bei Helvetius weiter:

„Jedoch hat er, (weilen er mir versprochen, daß er des andern Morgens gar Frühe zu mir wieder kommen wolte,) indem er nicht erschienen, einen andern unbekannten Mann um halber zehn Uhr zu mir geschickt, der deutete mir an, wie daß dieser gute Freund, welcher mir vorigen Abend zu mir zu kommen versprochen, wegen anderer obliegende Geschäffte nicht hätte erscheinen können, jedoch solte ich ihn um drey Uhr Nachmittags gewiß wieder sehen. Nach dem ich aber mit höchstem Verlangen biß um halber acht aufgesehen, und nichts erwartet, hat mir vom Grund dieser Dinge einiger Zweifel entw[illegible]r wollen. So kam auch noch zum Überfluß mein zu dieser Kunst hohe Liebe tragende Ehefrau, die auf besagten Mannes Kunststück nicht wenig Achtung gab, und vexirte mich mit dieser Kunst der Weisen, die hinter gedachten ernsthafften und frommen Mann gestecket wäre, sprechend: Nun wohlan, lieber Mann, bitte ich, wir wollen jetzt Hand anlegen, und erfahren, ob es wahr sey, was dieser Mann gesagt. Dann ich wahrhafftig sonst diese gantze Nacht dafür nicht würde schlaffen können. Dieser gab ich aber diese Antwort: Liebe, wir wollen nur bis auf morgen warten, vielleicht möchte er wieder kommen. Habe aber unterdessen meinem Sohn befohlen, er solte ein Feuer machen, und fielen mir diese Gedancken ein: Wie es doch kommen müste, daß dieser in seiner Unterredung fast heilige Mann, jetzt das erste mahl solte zum Lügner werden. Ja da ich auch vor das andere, eine Probe dieses Handels thun wolte, und es mit der abgekratzten Materi unter dem Nagel [illegible]nes Daumens versteckt versuchen wollen, sey auch dieses vergebens gewest, dann auch selbig Bley nicht zu Gold worden. Dass er auch endlich und vor das Dritte von seiner Materi, so ein gar klein Brosamlein hergegeben, damit ich einen so grossen Klumpen Bley färben solte, wie machte mich doch dieser Mann so irr und verwirret!"

„Unterdeſſen ließ ich gelb Wachs herlangen, darein ich dieſe Materie einhüllen konte, ſuchte Bley, ſchlug ohngefähr ein oder anderthalb Loth herab, mein Ehe-Weib indeſſen verbarg die Materie des Steins in das Wachs, machte ſolches zu einer Kugel, und ſo bald das Bley in den Fluß kommen, warff ſie die wächſerne Kugel hinein, dieſe Kugel verrichtete in einem wohlvermachten Schmeltz-Tiegel mit Ziſchen, Rauſchen, Blehen ihre Würckung alſo köſtlich, daß der gantze Klumpen Bley in einer Viertelſtund in lauter köſtlich gedigen Gold verwandelt worden: Wahrhafftig, ſo ich ſelbſt zu Ovidii Zeiten ſolte gelebt haben, hätte ich mir keine ſeltzamere Verwandelung der Chymiſchen Kunſt jemahl einbilden oder glauben können: Wann ich es auch mit des Argi hundert Augen ſolte angeſehen haben, wäre mir doch kein gröſſer Wunder der Natur zu Geſichte gekommen. Dann dieſes Bley, wie es mit dem Stein der Weiſen vermiſchet worden, hat es uns die ſchönſte Farb gewieſen, ja die allergrüneſte, und da ich ſolch bald darauf in einen Gießpuckel ausgeſchüttet, ward es Blutroth, nachdem es kalt worden, glänzete es ſo ſchön, als das allerbeſte Gold. Hierauf eilete ich mit allen, die mit mir zugegen, und in höchſter Beſtürtzung beyſammen waren, insgeſamt dem Goldſchmied zu, geben ihm unſern Fund, und zu Gold verwandelte Bley, der es nach eingenommener Prob vor das beſte und beſtändigſte Gold, dergleichen nicht wohl beſſers in der Welt möchte gefunden werden, hielte, verſprach dabey, er wolte vor jede Untz gar gern 50 Gulden bezahlen. Des andern Tags hernach kommt geſchwind aller Orten im Haag das Geſchrey von ſo wunderſamer Verwandlung der Metallen aus, daher viel vornehme Leute und Liebhaber der Kunſt zu mir kommen, nahmentlich aber unter dieſen hohen Perſonen fande ſich ein der General Müntz-Wardein der Herren Staaten von Holland, Herr Porelius mit noch vielen andern vortrefflichen Männern, die hielten inſtändig an, ich ſolte ihnen doch ein klein wenig von meinem ſo künſtlich gemachten Golde zukommen laſſen, ſie wolten ſolches ordentlich auf die Prob ſetzen, als habe ich ſo vornehmer Leute abſonderliche Sorgfalt zu willfahren, mit ſammt ihnen bey einem embſigen und ſorgfältigen Silber-Arbeiter, des Nahme Brechtel hieſſe eingefunden, in deſſen Werckſtatt dieſes mein Gold durch die Art, welche erfahrene Künſtler die Quartirung nennen, auf die Prob geſetzet worden. Wann ſie nemlich 3 oder 4 Theil Silber in einem Tiegel mit einem Theil Gold flieſſen laſſen, und darauff ſolche Mixtur durch ſtarckes und ſtätigs Hämmern in dinne Blechlein ſchlagen, darauf gieſſen ſie Scheidewaſſer, ſo viel von nöthen iſt, und ſcheiden mit dem Scheidwaſſer das Silber vom Golde und fällt das Gold in Geſtalt eines ſchwartzen Pulvers zu Boden, da geufft man alsdann ſolch Scheidwaſſer wieder ab, das ſchwartze Gold-Pulver aber, wird in dem Tiegel, wieder in Gold verwandelt. Wie nun dieſes alles verrichtet, dachten wir erſt daran, wie das erſtemahl der halbe Theil Gold ſey durchgegangen, und davon geflogen, es befande ſich aber weit anders, als wir uns eingebildet, dann wir erſt wahr genommen, daß ſolches Gold ein Theils Silber noch darzu in Gold verwandelt hatte, dann ein halb

Loth Gold machten noch zwei Scrupel Silbers zu Gold, nach dem es viel Tinctur bey sich hatte, und dieses aus Silber gemachte Gold war deme gantz ähnlich und gleich, von welchem es die Verwandelung empfangen hatte.“[1])

„Dieses aber, weilen uns der Zweifel entwuchse, es möchte vielleicht das Silber nicht wohl vom Golde seyn geschieden worden, haben wir solches geschwind mit sieben mahl so viel Antimonii vermischt, und nach dieser Prob in und mit dem Antimonio verrichtet, haben wir 8 Gran Gold verlohren, wie ich aber das Antimonium wieder abrauchen liesse, fande ich abermahl neun Gran Goldes wieder, so aber etwas bleichfärbiger war, daß also bey dieser besten und höchsten Prob von diesem Golde gantz nichts verloren. Und diese Prob hab ich zum drittenmahl gethan, und in Gegenwart so vieler Edlen und vortrefflichen Personen erfahren, daß jedes Quint Gold um noch einen Scrupel Goldes sich vermehret, und zum Augment an sich gezogen habe, das Silber aber war fein Silber und schmeidig: Zogen also 5 Quint Gold aus dem Silber noch an sich 5 Scrupel, und (damit ich nun das übrige alles auf einmahl zusammenfasse,) so hat das gantze Gewicht ob angezogenen Pulvers anderthalb Loth und zwey Scrupel geringer Metall in beständig Gold verwandelt, so gar, daß auch solches die allerstärckste und gröste Flamm des Feuers ausstehen mögen. Sehet da, also hab ich Euch die gantze Histori nunmehr vom Anfang biß zum Ende erzehlet.“

Schmieder ist der Ansicht[2]), daß die angeblichen fünf Scrupel Gold, um welche sich das tingierte Gold beim Gießen durch das Antimon vermehrt habe, eine schwefelsilberhaltige Schlacke gewesen sei, da sich weder Silber noch Antimon durch einmaliges Verblasen des Letzteren ganz entfernen lasse.

Die Transmutation des Helvetius wird von dem Professor der Chemie Johann Conrad Barchusen zu Leyden und von Benedikt Spinoza bestätigt. Ersterer sagt in seiner Pyrosophia succincta.[3])

„Ich selbst habe nie Gelegenheit gehabt, eine Metallverwandlung zu sehen, so oft ich auch an verschiedenen Orten nachforschte. Wenn ich aber auch nicht Augenzeuge bin, so kann ich doch als Ohrenzeuge auftreten, denn ich habe sehr wahrheitsliebende Männer davon erzählen hören. So hat mir Helvetius das Gold gezeigt, dessen er in seinem goldenen Kalb gedenkt, auch

[1]) Schmieder nimmt (G. d. A. S. 426) an, ausgefälltes Hornsilber könne diese Gewichtsvermehrung herbeigeführt haben, wenn nicht chemisch-reine Salpetersäure angewendet worden sei. Dieses ist aber unmöglich mit Gold zu verwechseln und würde sich auch beim Einschmelzen des Niederschlags verflüchtigt haben.

[2]) G. d. A S. 426.

[3]) Lugd. Bat. 1698, 4°. pag. 424.

die beiden Schmelztiegel, welche er dabei gebraucht hatte. Der eine Tiegel enthielt etwas der Glätte ähnlich gewordenes Blei, welche Veränderung durch einen Fehler entstanden war, indem er nämlich die Tinctur in Pulvergestalt auf das fließende Blei geworfen hatte, weshalb sie größtentheils verrauchte. Der andere Tiegel zeigte noch überall flimmernde Goldkörnchen, wie sie sich anhängen, wenn Gold mit einem alcalischen Fluß geschmolzen wird. Die Seitenwände des Tiegels waren roth gefärbt, wonach es mir scheint, daß das goldmachende Pulver eine eigentümliche Röte besessen habe."

Auch Spinoza erkundigte sich persönlich bei Brechtel und Helvetius nach dieser Transmutation und sagt darüber[1]) in einem aus Vorburg vom 25. März 1667 an Jarig Jellis gerichteten Brief:

„Deinen Brief vom 14. d. M. habe ich richtig erhalten, aber wegen verschiedener Hindernisse noch nicht beantworten können. Ich habe mit Herrn Voß über die Angelegenheit des Helvetius gesprochen, (damit ich in diesem Brief alles, was wir gesprochen haben, sage,) doch lachte mich derselbe aus, weil er sich wunderte, daß ich ihn nach solchen Albernheiten frage. Ich fragte jedoch nichts danach und ging selbst zu dem Goldarbeiter Brechtel, welcher das Gold probirt hatte. Derselbe sprach bei weitem anders als Herr Voß und bestätigte, daß das Gold beim Schmelzen und Scheiden des Silbers, welches er in den Tiegel geworfen hatte, noch an Gewicht zugenommen habe, so daß er glaube, daß das Gold, welches sein Silber in Gold verwandelt habe, von einer ganz besonderen Eigenschaft sei. Und er nicht allein, sondern auch verschiedene andere Herren, welche zugegen gewesen wären, hätten die gleiche Erfahrung gemacht. Nachher besuchte ich Helvetius, welcher mir das Gold und den Schmelztiegel, in welchem noch einige Körner Gold hingen, zeigte und erzählte, daß er kaum so viel Tinctur wie der vierte Theil eines Gerstenkorns oder wie ein Senfkorn groß auf das geschmolzene Blei geworfen habe. Er fügte hinzu, daß er die ganze Begebenheit binnen kurzer Zeit herausgeben wolle, und daß ein Mann, in welchem er seinen Besucher vermuthete, dieselbe Sache in Amsterdam verrichtet habe, wie du wohl gehört haben wirst. Das habe ich über diese Angelegenheit in Erfahrung bringen können."

Kopp bemerkt in seiner „Alchymie"[2]) zur Transmutation des Helmont und Helvetius:

„Sollten solche Männer, wie van Helmont und Helvetius aus Irrthum oder absichtlich Unwahres angegeben haben? Weder das Eine noch das Andere war doch vernünftiger Weise anzunehmen."

In den Jahren von 1680 bis 1683 machte in Süddeutschland der Baron Heinrich von Wagnereck als Adept Aufsehen,

---

[1]) Opera posthuma, Amstelod. 1677. pag. 533.

[2]) Bd. I, S. 87.

welcher einer bekannten bürgerlichen Familie Bayerns (einer seiner Oheime war bayrischer Kanzler, ein anderer Jesuitenpater,) angehörte und — unbekannt von wem? — in den Freiherrnstand erhoben worden war. Wie Freiherr Friedrich von Schröder in seinem „Unterricht vom Goldmachen“ [1]) 2c. mitteilt, soll Wagnereck 1680 zu Prag eine Tinktur gezeigt haben, welche 420 Teile geringes Metall in Gold verwandelte, denn vier Gran derselben hatten sieben Lot Gold erzeugt. Der nur vier Jahre später schreibende Schröder sagt, daß mehrere Fürsten und eine ganze Anzahl Standespersonen dieser stadtbekannt gewordenen Transmutation beigewohnt hätten.

Im Sommer des gleichen Jahres kam zu Frankfurt a. M. ein Fremder zu dem Goldschmied Charles le Blon und bat diesen, in einem Schmelztiegel Blei zu schmelzen, auf welches er etwas rotes Pulver warf, wodurch das Blei in Gold verwandelt wurde. Diese von Schröder, Cardilucius und Creiling berichtete Begebenheit beruht allerdings nur auf dem Zeugnis le Blon's, jedoch muß sie damals allgemein geglaubt worden sein. Schmieder will in dem unbekannten Adepten Wagnereck sehen. Da er aber der Sprache nach Holländer war und seine Personalbeschreibung mit der des Adepten von Helvetius übereinstimmt, so vermutet schon Cardilucius, übrigens einer der besten Chemiker seiner Zeit, daß es dieser gewesen sei.

Schmieder nimmt noch an [2]), daß sich zwei Erzählungen von einem unbekannten Adepten, welcher zu Gmünden sieben Lot in der Apotheke gekauftes Quecksilber in Silber verwandelte und zu Waizenkirchen dem Pfarrer Dr. Jehlin ein vom Stein der Weisen, der hinein gewickelt gewesen war, gelb gefärbtes Papier schenkte, womit dieser Blei in Gold transmutierte, auf Wagnereck beziehen; jedoch sind diese Erzählungen zu wenig beglaubigt, als daß Gewicht darauf zu legen wäre.

Im Jahre 1682 finden wir Wagnereck in Brünn wieder, wo er an der Wassersucht erkrankte und von einem Dr. Herdott kuriert wurde. Der Adept schenkte dem Mediziner sein volles Vertrauen

[1]) Leipzig, 1684, 12°.

[2]) G. d. A. S. 440.

und versprach demselben, sich seiner Hülfe bei neuer Ausarbeitung der Tinktur zu bedienen und ihm alsdann ein Quentchen davon zu schenken. Als sich Wagnereck wieder leidlich wohl fühlte, ging er nach Wien, von wo aus er alle Posttage mit Herdott durch die Vermittelung und Adresse eines Dritten korrespondierte, woraus zu schließen ist, daß er unerkannt in Wien leben wollte.[1])

Zu dieser Zeit kam in Wien zu dem Hofgoldschmied Bauhoff ein Fremder und erbot sich, mit ihm eine Quantität Kupfer in Gold zu verwandeln. Da Bauhoff jedoch nicht darauf eingehen wollte und Betrug mutmaßte, gab ihm der Fremde ein kleines Pulver mit der Anweisung, dasselbe auf 25 Loth geschmolzenes Kupfer zu werfen, und entfernte sich. Bauhoff wollte erst lange nicht an den Versuch gehen und entschloß sich erst auf dringendes Zureden guter Freunde dazu. Sein Kupfer wurde in 25 Lot feines Gold verwandelt, der Geber des Pulvers aber blieb trotz alles Suchens verschwunden. Bauhoff selbst erzählte 1702 in Wien diese Begebenheit dem Goldschmied Vetter aus Ulm, von welchem sie Creiling erfuhr.[2])

Schmieder vermutet nun, der unbekannte Geber der Tinktur sei Wagnereck gewesen, und bringt das Verschwinden des ersteren mit dem Wagnerecks zusammen.[3]) Wagnereck fand nämlich einmal den Vermittler seiner Korrespondenz mit Herdott nicht zu Hause und erhielt von dessen Angehörigen das Briefpacket ausgehändigt. In demselben fand er nun wohl einen an ihn gerichteten Brief, aber auch ein offenes Schreiben Herdotts an Kaiser Leopold I. und einen Brief an den Vermittler der Korrespondenz des Inhalts, daß derselbe den Brief an den Kaiser nach genommener Einsicht sofort versiegeln und besorgen solle. In dem Schreiben an den Kaiser stand, daß der sich in Wien da und da aufhaltende Baron Wagnereck in einem genau beschriebenen Behälter 24 Lot echte Tinktur bei sich führe. Da derselbe rettungslos dem Tod verfallen sei und binnen kurzem sterben werde, erstatte Herdott hiervon Anzeige, weil er wünsche, daß dieser Schatz nach dem Tode Wagnerecks in keine anderen Hände als die des Kaisers falle.

---

[1]) Edelgeb. Jungfr. Alchymia. S. 96

[2]) A. a. O. S. 103.

[3]) G. d. A. S. 441.

Wagnereck floh eilig aus Wien und suchte Passau zu erreichen. Da er aber unterwegs schwer erkrankte, schrieb er an seinen Oheim, den Jesuitenpater Wagnereck, und bat denselben, ihn abzuholen. Der als Rektor in Steyer fungierende Pater kam denn auch mit einem Arzt, und die Gesellschaft suchte auf drei Donauschiffen zu Wasser Passau zu erreichen; allein Wagnereck starb zu Ens. Da in seinem Nachlaß die Tinktur sich nicht vorfand, nimmt Creiling an, der Pater Wagnereck habe dieselbe für den Orden unterschlagen.[1])

Ein Adept von sehr zweifelhafter Natur ist der Pater Wenzel Seyler, welcher in einem Kloster in oder bei Prag von Paracelsus versteckte Tinktur gefunden haben wollte, und damit zu Wien vor hohen und höchsten Personen Projektion that. Freiherr von Schröder nennt als solche Personen Kaiser Leopold I., den Grafen Augustin von Wallenstein, welcher eine Kette von Seylers Gold um den Hals getragen habe, und den kaiserlichen Gesandten am dänischen Hofe, den Grafen Theophilus von Windischgrätz.[2]) Nach Bechers Psychosophia sollen der Kaiser selbst und Graf Wallenstein mit Seylers Tinktur Zinn in Gold verwandelt haben, und Becher selbst hat, wie er am gleichen Ort sagt, in Gegenwart eines Grafen von der Paar und eines Dominikanerpaters Spieß mit einem Teile der Seylerschen Tinktur mehrere tausend Teile Zinn in Gold tingiert;[3]) er kann sich aber seiner Zweifel, ob alles dabei ehrlich zugegangen sei, nicht entschlagen, weil Seyler selbst bei der Transmutation mit Hand anlegte. Obgleich Seyler, wie Peträus in seiner Vorrede zu den Basilianischen Schriften sagt, die Gläubigen mit dem Verkauf falscher Prozesse betrog und sein Bild auf unechte Goldmünzen setzen ließ, wurde er doch von Leopold I. thatsächlich als Freiherr von Rheinberg geadelt und zum Obermünzmeister von Böhmen gemacht.[4])

Seylers Hauptkunststück war die angebliche Verwandlung einer großen kupfernen Medaille mit 41 Bildnissen der habsburgischen

---

[1]) Edelgeb. Jungfr. Alchymia, S. 97—99.

[2]) Vgl. auch Ob. Borrichius: De Chymicorum Sapientia, pag. 432.

[3]) Nach Bechers „Glückshafen“ S. 79 tingierte auch ein Graf Zinzendorf mit Seylers Tinktur Zinn in Gold.

Kaiſer und ihrer Vorfahren bis auf den im fünften Jahrhundert lebenden Frankenkönig Pharamund — auf der Rückſeite befindet ſich eine lange lateiniſche Inſchrift — in Gold. Dieſe Münze, 40 cm hoch und 37 cm breit, wird noch im K. K. Antiken- und Münzkabinet zu Wien gezeigt; ſie iſt 1677 tingiert, hat aber nur ein ſpezifiſches Gewicht von 12,67 und beſteht ſonach nicht aus Gold, ſondern vermutlich aus Kupferamalgam oder aus mittelſt zugeſchmolzenen Zinnobers (vgl. nächſtes Kapitel) gelb gefärbtem Blei.[1])

[1]) Vgl. A. Bauer: „Die Chemie und Alchymie in Öſterreich.“ Wien, 1883, S. 39 ff.

Zwölftes Kapitel.

Athanasius Kircher, Rudolph Glauber, Robert Boyle, Johann Kunkel von Löwenstern und Johann Joachim Becher.

Von den fahrenden Adepten kommen wir jetzt zu einer Gruppe gelehrter Chemiker und Alchymisten.

Der erste derselben ist der Jesuitenpater Athanasius Kircher, welcher 1601 zu Geisa bei Fulda geboren wurde, eine Professur zu Würzburg und Avignon bekleidete und 1680 als Vorstand der vatikanischen Bibliothek in Rom starb. Er war als Mathematiker, Physiker und Altertumsforscher einer der größten Gelehrten seiner Zeit und ein entschiedener Gegner der Alchymie, die er im elften Buch seines Mundus subterraneus[1]) eifrig bekämpft. Dasselbe ist hauptsächlich deswegen von Interesse, weil Kircher in ihm alle Kniffe und Kunstgriffe betrügerischer Alchymisten aufdeckt, wie übrigens auch Kunkel u. A. m. thaten. Es ist überhaupt ein großer Irrtum und zeugt von großer Unkenntnis der alchymistischen Litteratur, wenn man annimmt, daß den Alchymisten in gutem Sinne die Ränke betrügerischer Goldkäfer unbekannt gewesen wären; die kannten die alten Herren besser als mancher moderne junge Doktor, der kaum die Universität verlassen hat und nun fürnehm über Alchymie und Alchymisten abspricht, ohne auch nur ein Jota davon zu verstehen

[1]) Romae, 1664, Fol.

Das achte Kapitel des genannten Kircherſchen Buches handelt: „De dolis et deceptionibus, modisque queis Alchymistae verum aurum se conficere posse uti olim jactitarunt, ita et hodierno die adhuc jactitare non cessant.“ In demſelben erzählt er, daß betrügeriſche Alchymiſten gefeiltes Gold oder Silber in ausgehölten Stöcken verbergen, mit denen ſie die geſchmolzenen Metalle umrühren. Das Holz verbrennt, und das gefeilte Edelmetall wird dem geſchmolzenen unedeln beigemengt; oder ſie verbergen gefeiltes Edelmetall in Schmelztiegeln mit doppelten Böden, wovon der innere Boden beim Umrühren des geſchmolzenen Metalls durchgeſtoßen wird; oder in der Röhre eines Blaſebalges, mit welchem ſie anſcheinend die Schlacken des geſchmolzenen Metalls verblaſen; oder in einer ausgehöhlten großen Kohle, mit welcher ſie den Schmelztiegel zudecken; die Kohle verbrennt alsdann, und das Edelmetall fällt in den Tiegel. Andere wieder löſen Gold zu einem Waſſer oder Öl auf, das ſie dann auf Queckſilber gießen; dadurch, daß ſich nun das aus der Löſung durch aufgelöſtes Queckſilber verdrängte Gold mit dem überſchüſſigen Queckſilber amalgamiert und alsdann aus dem Amalgam abgeſchieden wird, täuſchen ſie Unkundige.

Markgraf Ernſt von Baden wurde auf folgende Weiſe betrogen: In ſeine Reſidenz kamen zwei verbündete fahrende Alchymiſten, deren einer ſich als angeblicher Kräuterhändler niederließ, während der andere ſeine Dienſte dem Markgrafen anbot. Er begann zu laborieren und ließ bei dem Kräuterhändler das Pulver von der „Wurzel Reſch“ holen. Derſelbe ſchickte nun gefeiltes und ſchwarz gefärbtes Gold, welches der Laborant zu dem Blei in den Tiegel warf und natürlich aus demſelben Gold zum Vorſchein brachte, worüber der Markgraf ſehr erfreut war. Dieſe Freude dauerte ſo lang, als der Vorrat von der „Wurzel Reſch“ reichte, dann verſchwanden die Freude und der Alchymiſt.

Die zweite Abteilung des genannten Buches behandelt die „Alchymia sophistica“; in derſelben werden chemiſche Prozeſſe mitgeteilt, durch welche goldähnliche Metallpräparate hergeſtellt werden, die man bona fide oder betrügeriſcher Weiſe für echtes Gold ausgab. So erhält nach Kircher Silber eine Goldfarbe, wenn es mit dem vierten Teile ſeines Gewichtes einer aus gleichen Teilen

gefeiltem Gold, Tutie, Eisen- und Kupfer-Oxyd bestehenden Pulvers zusammengeschmolzen wird. Schwefelmetalle spielen auch eine große Rolle: So werden gleiche Teile Silber und Kupfer zusammengeschmolzen, laminiert und mit Schwefel calciniert, bis sich die Masse pulvern läßt. Das Pulver wird dann mit Salz und Ziegelmehl cementiert, von dem Cement gewaschen und eingeschmolzen, worauf man ein Metall erhält, welches wie vierundzwanzigkarätiges Gold aussieht. Oder: Gold wird so oft mit Schwefel calciniert, bis es sich pulvern läßt. Das Pulver wird in Königswasser gelöst und Alkohol darüber geschüttet, worauf man bis zur Syrupskonsistenz abdestilliert. Die eine Hälfte des Rückstands wird einkoaguliert und und das Koagulat mit der andern Hälfte imbibiert und wieder einkoaguliert. Das so erhaltene Präparat soll zehn Teilen geschmolzenem Silber Goldfarbe geben. Blei wird auf folgende Weise gelb gefärbt: Aus ½ Pfund[1]) Queckſilber und zwei Unzen Schwefel wird Zinnober bereitet. Wenn davon ein Teil auf acht Teile geschmolzenes Blei geworfen wird, so färbt er dieses schwarz. Ein Teil dieses Bleies färbt acht Teile gewöhnliches Blei rot, und wiederum ein Teil rotes Blei acht Teile geschmolzenes gewöhnliches Blei gelb. Dieses Verfahren soll von dem um 1340 lebenden Magister Odomar genannten Alchymisten herstammen.

Und so zählt Kircher noch eine große Anzahl alchymistischer Betrügereien auf, deren Mitteilung zu weit führen würde. Obige Proben mögen genügen.

Ein sehr bedeutender Chemiker und großer Liebhaber der Alchymie war Rudolph Glauber, welcher 1603 oder 1604 zu Karlstadt in Bayern geboren wurde, zu Kitzingen, Salzburg, Wien, Frankfurt a. M. und Cöln vom Ertrag seiner Schriftstellerei und Verkauf alchymistischer Arzneien lebte und im Jahre 1668 zu Amsterdam starb.

Glauber betrachtete die Alchymie nicht als eine Quelle unerschöpflicher Reichtümer, sondern als ein wissenschaftliches Problem, bei dessen Realisierung kein großer Gewinn herauskomme. In diesem Sinn spricht er sich an verschiedenen Stellen seiner Schriften aus. So sagt er u. a.[2]):

---

[1]) Es ist altes Apothekergewicht, nämlich 6 Unzen, gemeint Der Schwefelzusatz ist also zu groß.

[2]) Furni novi philosophici. Amstelod. 1648 8°. P. 4

„daß die geringe Metallen, und ſonderlich der Saturnus, welcher ſich vor allen andern Metallen darzu bequemet, ſich nicht allein in Gold und Silber, ſondern vielleicht auch in eine medicin zeitigen laſſen; — wann ſolche Arbeit wohl gethan wird, ſo gehet es nicht leer ab, dem Laboranten werden ſeine Müh und Kohlen wol bezahlet."

Er meint, daß ſich dieſe Arbeit auch im Großen verrichten laſſe, fügt jedoch hinzu:

„Es wolle ihm niemand einbilden, als wann ich güldene Berge beſäſſe und andern auch ſolche verheiſſen wolte; ganz nicht: Dann was allhie geſchrieben, iſt nur darumb geſchehen, daß die Natur etlichermaſſen durch dieſe meine Discursen von Veränderung der geringen Metalle in beſſere, doch nur in kleinem entdecket würde: Dann ich niemalen dergleichen Dinge im groſſen, davon Nutzen kommen möchte, verſuchet oder gepracticiret habe. Wer aber Zeit und Gelegenheit ſolche Arbeit in groſſem anzuſtellen haben kan, dem iſt es nicht gewehret zu verſuchen, ob nutzen damit zu erlangen."

An anderer Stelle heißt es:

„Auch bekenne ich wahrhafftig, daß ich noch zur Zeit nicht den geringſten Nutzen in Verbeſſerung der Metallen damit nicht gehabt."

Und in Bezug auf Paracelſus ſagt Glauber[2]):

„Aber nicht alſo wil oder kan ich beweiſen, daß er Gold und Silber in groſſer Menge hätte machen können, davon er auch nichts ſchreibet, ſondern allein anzeiget, daß es zu thun möglich ſey; welches allein, nemlich die Möglichkeit, ich vorgenommen habe zu beweiſen. Ins groſſe aber zu thun, iſt es mir nach der Zeit auch nicht bewuſt, bekümmer mich auch ſo ſehr nicht darumb."

Glauber machte ſehr bedeutende chemiſche Entdeckungen: ſo lehrte er Salpeter- und Salzſäure durch Deſtillation von Salpeter und Kochſalz mit Schwefelſäure anſtatt mit Eiſenvitriol darſtellen; er lehrte die Darſtellung der Chloride von Antimon, Zink und Arſenik durch Deſtillation mit Kochſalz und Schwefelſäure anſtatt mit dem teuern Queckſilberſublimat; er entdeckte das nach ihm „Glauberſalz" (Sal mirabile Glauberi) genannte ſchwefelſaure Natron und ſtellte zuerſt ſalpeterſaures und ſchwefelſaures Ammoniak dar, verbeſſerte Öfen und Deſtillationsapparate, führte die Sicherheitsröhre ein uſw. Namentlich ſuchte er auch die Anwendung der Chemie im gewerblichen Leben zu fördern, wofür ſeine Schrift: „Des Teutſch-Landes Wolfarth." 6 Teile und Anhang. Amſter-

[1]) Continuatio mirculi mundi. Amstelod. 1657. 8°

[2]) Opus minerale. Amstelod. 1651. 8°.

dam, 1654/61, 8°. ein interessanter Beleg ist. Er wandte bereits das Malzextrakt an, drang auf die Anwendung chemischer Arzneien und glaubte sich in Besitz der Universalmedizin. In Bezug auf diese sagt er[1]):

„Daß aber mancher meynen möchte, durch süsse Worte oder Versprechung grosser Geschenke der Universal-Medicin Bereitung von mir außzulocken oder abzuschwätzen, und hernach zu üppigem, hoffärtigem, Gottlosen Leben, dem armen menschlichen Geschlecht zum Schaden und Nachtheil gebrauchen wolte, derselbe bilde ihm gar nichts ein, daß ichs thun werde. Denn ich auch nicht Macht habe, solches zu thun, weil es eine Gabe Gottes, und nicht deß Menschen ist; würde mich lieber tödten lassen, als einem Gottlosen Menschen zu offenbaren."

Seine chemischen Entdeckungen und Anschauungen veröffentlichte Glauber in dem Werk:

Furni novi philosophici. Lateinisch: Amstelod. 1648, 1651. 8°. 5 Teile und Anhang. Deutsch: Prag, 1700. 8°.

Rein alchymistisch und hermetisch-medizinischer Natur sind folgende Schriften:

1. Opus minerale. 3. Teile. Lateinisch: Amstelod. 1651, 1652, 1658, 1659. 8°. Französisch: Paris, 1659. 8°. Deutsch: Frankfurt 1655 und 1695, Arnheim 1656. 8°. Prag, 1705. 8°.

2. Miraculum mundi, seu de Mercurio et Sale Philosophorum. Lateinisch: Amstelod. 1653 und 1656. 8°. Deutsch: Hanau, 1653, Rotenburg a. T. 1653, Prag, 1704. 8°.

3. Continuatio Miraculi Mundi. Amstelod. 1657 und 1660. 8°.

4. Explicatio, oder über das unlängst von J. R. Glauber ausgegebene Traktätlein (miraculum mundi) ausführliche Erklärung. Amsterdam, 1656. 8°.

5. De Auri tinctura, sive auro potabili vero. Amstelod. 1651. 8°.

6. De tribus principiis metallorum. Deutsch: Amsterdam, 1666. 8°. Lateinisch, ebendas. 1667. 8°.

7. De tribus Lapidibus secretorum, oder von den drey alleredelsten Gesteinen, so durch drei secrete Feuer gebohren werden; erstlich von dem Lapide Philosophorum, insgemein Ignis Ar-

[1]) Continuatio miraculi mundi.

thephii genannt; zum andern vom obern und untern Donnerſtein; und dritten, wie des Basilii Stein Ignis aus dem Antimonio zu bereiten. Amſterdam, 1667 und 1668. 8°. Prag, 1703. 8°.

8. De Elia Artista. Amstelod. 1668. 8°.

9. De Igne secreto Philosophorum. Amstelod. 1669. 8°.

10. Tractatus de signatura salium, metallorum et planetarum, oder Beſchreibung der bekannten Salien, deren Natur, Eigenſchafft und Gebrauch. Amſterdam, 1658. 8°.

11. Novum lumen chimicum, darinn auch die wahrhafftige Materia Lapidis Philosophorum zu finden. Amſterdam, 1664. 8°.

12. Reicher Schatz- und Sammelkaſten, oder appendix generalis über alle herausgegebenen Bücher. Amſterdam, 1660. 8°.

13. Kurtze Erklärung über die hölliſche Göttin Proserpina. Allen Liebhabern der Alchymia etc. Amſterdam, 1667. 8°.

14. Die dritte, vierte und fünffte Centuria, darinn viel Nutzen bringende Geheimniſſe ꝛc. Amſterdam, 1668, 8°.

15. Pharmacopoea spagyrica. 7. Theile und Anhang. Amſterdam, 1654; Nürnberg, 1654. 8°.

16. Zweiter und dritter Appendix über den ſiebenten Theil der ſpagyriſchen Apotheke. Amſterdam, 1668. 8°.

17. Tractatus de medicina universali sive auro portabili vero, oder ausführliche Beſchreibung einer wahren Universal-Medicin, wie auch derſelben wunderbarliche Krafft und Würckung. Amſterdam, 1657, 8°.

Glaubers Werke erſchienen geſammelt: Lateiniſch als Opera Alchymistica. Amstelod. 1651/56, 1658, 1661. 8°. Deutſch als Bücher und Schrifften, ſo viel deren bisher an Tag gegeben worden. Frankfurt, 1658. 4°. Abgekürzt als Glauberus Redivivus, Francof. 1686. 8°. und als Glauberus concentratus, oder Kern der Glauberiſchen Schrifften. Breslau, 1715. 4°. Engliſch: London, 1689. 8°.

Von ungleich größerer Bedeutung für die Geſchichte der Chemie als Glauber, und auch wichtiger für die Geſchichte der Alchymie als Beſtreiter der Lehre von den drei Prinzipien und durch ſeine Experimente iſt Robert Boyle, welcher als jüngerer Sohn des Grafen Richard von Cork im Jahre 1627 zu Lismore in Irland geboren wurde. Er erhielt im väterlichen Hauſe eine ſorgfältige

Erziehung, ſtudierte zu Eton und machte ausgedehnte Reiſen durch Frankreich, die Schweiz und Italien. Im Jahre 1647 kehrte er nach Irland zurück und lebte auf ſeinem Gute Stalbridge ganz den Wiſſenſchaften, namentlich der Chemie. Er ſammelte einen Kreis von Gelehrten um ſich, welche 1658 zu Oxford die Royal Society ſtifteten, deren Präſident Boyle wurde. Er ſiedelte 1668 nach London über und ſtarb daſelbſt im Jahre 1691. — Seine zahlreichen Schriften erſchienen vielfach engliſch und lateiniſch; auf die ſpezifiſch alchymiſtiſchen werde ich zurückkommen.

Auf die unſterblichen Verdienſte Boyles um die Chemie einzugehen, würde hier viel zu weit führen; ich kann mich nur mit ſeiner Beſchäftigung mit der Alchymie befaſſen.

Wie ſchon geſagt, beſtreitet Boyle in ſeinem „Sceptical Chemist“ oder „Chemista Scepticus“ die Richtigkeit der alchymiſtiſchen Lehre von den drei Grundprinzipien aller Dinge und verwirft eine große Anzahl alchymiſtiſcher Annahmen als grundlos. Dennoch glaubte er feſt an die Möglichkeit der Metallverwandlung und ſpeziell an die des Silbers in Gold und umgekehrt. Boyle nahm an, daß alle Körper aus *einem* Urſtoff beſtehen, und daß die an ihnen wahrzunehmenden Unterſchiede auf der verſchiedenen Größe und Form, Bewegung oder Ruhe und Lage der Atome beruhten. Wenn dieſe Verſchiedenheit nun den angegebenen Grund hat, ſo hat man keinerlei Urſache, die vollkommen natur- und vernunftgemäße Metallverwandlung zu beſtreiten. Dieſe Lehrſätze ſtellt Boyle in ſeiner Schrift auf: Origin of forms and qualities according to the Corpuscular Philosophy, Lond. 1664, auf, woſelbſt er ſich durchaus gläubig über verſchiedene Berichte von vorgekommenen Metallverwandlungen ausſpricht und erzählt, daß er ſelbſt mit einem Deſtillat von ſtarker Salpeterſäure und Antimonchlorid aus einer Kupferlegierung durch Salpeterſäure abgeſchiedenes Gold in Silber verwandelt habe.

Einen andern berühmt gewordenen Verſuch, das Gold aus ſeinem Weſen zu ſetzen — ein Problem, welches zu Ende des 17. Jahrhunderts faſt alle Chemiker beſchäftigte, — erzählt Boyle in ſeinem: „Historical Account of a degradation of Gold, made by an Anti-Elixir, a strange chemical Narrative“, London, 1678, 4°. Nach dieſer Schrift hatte Boyle von einem Freund, der den Orient

bereiſt und mit den dortigen Alchymiſten viel verkehrt hatte, $^1/_8$ Gran eines dunkelroten Pulvers erhalten mit der Anweiſung, dasſelbe auf geſchmolzenes Gold zu werfen. Boyle ſchmolz in einem mit Öl getränkten Tiegel zwei Quentchen Gold, warf das Pulver darauf und goß es nach einer Viertelſtunde aus. Das Gold hatte ſich in ein grauweißes ſprödes Metall verwandelt, welches unter dem Hammer wie Glas ſprang und ein ſpezifiſches Gewicht von $15^2/_8$ hatte. Als dieſes Metall mit ſechsmal ſo viel Blei kupelliert wurde, verwandelte es ſich mit Abgang eines ſieben Gran ſchweren, nicht reduzierbaren „ſchwarzen Unrats“ allmählig wieder in Gold. Schmieder vermutet deshalb[1]), das Gold ſei nicht wirklich deſtruiert, ſondern nur mit einem Zinnpräparat — z. B. Caſſiusſchen Goldpurpur — legiert worden. Dem widerſpricht jedoch, daß ein Achtel Gran Pulver ſieben Gran Abgang erzeugte, und daß eine Legierung von 12 Teilen Gold und 1 Teil Zinn noch ein ſpezifiſches Gewicht von 17,307 beſitzt. Auffallend iſt allerdings, daß ein Chemiker wie Boyle das grauweiſe Metall nicht genauer prüfte.

Wie Manget in der Praefatio ſeiner Bibliotheca chemica[2]) erzählt, zeigte ihm ein engliſcher Biſchof ein Stück Gold, welches ein Unbekannter in Boyles Laboratorium aus Antimon dargeſtellt habe. Er ſei gar nicht an den Tiegel gekommen, ſondern habe Alles durch Boyles Laboranten verrichten laſſen. Das Gold habe alle Proben beſtanden, nur ſei ſein ſpezifiſches Gewicht etwas geringer geweſen als das des natürlichen. Die Worte des berühmten Genfer Arztes lauten:

„Secundam historiam anno 1685 mihi exposuit Vir reverendiss. ac illustriss. magno suo merito jam Episcopatum in Anglia occupans; qui identidem tum mihi exhibuit frustillum metalli de quo mox dicendum ponderis unciae ad minimum dimidiae. Historia autem haec est. Vir quidam ignotus et veste sordiori amictus aliquando Illustriss. Boyleum adivit, atque post aliquod de laboribus Chemicis colloquium ab eo exquisivit, ut per famulos (scil. praedicti Boylei) antimonium cum aliis quibusdam materiis metallicis ad modum vulgaribus, et in ipso Nobiliss. Boylei laboratorio tum forte fortuna occurrentibus, in catillum projiceretur, catillusque in furnum fundendis metallis aptum immitteretur. Quod cum peractum fuisset, contentaque catilli jam fusa cernerentur, idem Vir ignotus praedictis famulis pulvisculum exhibuit, quem in eundem catillum conjicerent,

[1]) G. d. A. S. 458.

[2]) Pag. III.

momentoque abiit jubens ut catillus in furno contineretur ad ignis absolutam extinctionem, et praeterea promittens se post aliquot horas reversurum. Verum cum promissi oblitus, nec per totam illam diem, nec per subsequentem visus fuisset, ut nec etiam unquam postea, Dominus Boyleus tigillum e furno educens in illo conspexit materiam, vere auream quam examinibus omnibus subjiciens pro auro probo habere coactus est, praeterquam quod ponderis esset paulo inferioris. Atque haec est illa ipsa materia cujus portionem non sine admiratione vidi apud Illustrissimum Virum historiam mihi benevole ut in hujus enarrationis initio dixi communicantem."

Einer der bedeutendſten Chemiker und Alchymiſten aller Zeiten war Johann Kunkel von Löwenſtern, welcher 1630 zu Hütten bei Rendsburg als Sohn des Hofapothekers und Alchymiſten Herzog Friedrichs III. von Holſtein geboren wurde. Er erhielt bei ſeinem Vater eine ſorgfältige Ausbildung in der Chemie und Pharmacie und trat 1659 als Kammerdiener[1]) und Alchymiſt in die Dienſte der Herzöge Franz Carl und Julius Heinrich von Lauenburg, von wo aus er in gleicher Eigenſchaft in Beſtallung des Kurfürſten Johann Georg II. von Sachſen übertrat, der ihm einen Gehalt von Tauſend Thalern ausſetzte. Als Direktor des Dresdener Laboratoriums bekam Kunkel die oben erwähnten alchymiſtiſchen Prozeſſe Schwertzers und Kurfürſt Auguſts I. in die Hände, worüber er Folgendes erzählt[2]):

„Ich hatte als Director auff dem Laboratorio meine Stube, und ein klein Laboratorium vor mich alleine. Als ich nun einſten den Process ex Vitriolo, davon ich ſchon erwehnet, meiſt ausgearbeitet biß auff eine Verſuch-Probe, ſo hieß ich ihn[3]) 12 Loth fein Silber in einem Tiegel einſetzen, warff etwas von meiner unausgearbeiteten Tinctur, ohngefehr anderthalb Loth darauff, denn ich hatte es auch nicht hoch oder viel eingeſetzet. Indem dieſes nicht ſchmeltzen wolte, hieß ich ihn einen gewiſſen Fluß machen. Als wir nun damit beſchäfftiget, werde ich in die geheime Cantzeley, zu dem Herrn Baron von Friesen gefordert, weil ſich daſelbſt einige Schrifften gefunden. Dieſes verweilte ſich, daß ich auch mit erwehntem Herrn Baron zu Hauſe fahren, und mit Ihme ſpeiſen mußte, daß es ſich alſo biß 3 Uhr verzog, ehe ich wieder auff das Laboratorium kommen können. Als ich nun ankam, war Grummet voller Freuden, und fragte mich, was ich ihme vor die Zeitung geben wolte, wieſe mir zugleich den Zahn, wovon er auch ſchon eine Proba

[1]) Dieſe Function war nur nominell.

[2]) Laboratorium chymicum. S. 606 ff.

[3]) Es iſt Kunkels Laborant und nachheriger Verleumder Chriſtoph Grummet gemeint.

auff der Capellen gemacht hatte, der war ein blaſſes Gold, und auff ein Loth 3 fein. Ich ſagte, er ſolte ſich nur nicht freuen, denn ich hätte ihn nur vexiren wollen, maſſen ich fein Gold mit etwas Silber in den Tiegel geſetzet und verwechſelt. Ja, ſprach er, das will ich gläuben, wann mir der Herr das andere Silber weiſet. Weil ich nun ſolches nicht thun konte ſagte er: Iſt es ſo gemeinet? Ich habe die Hoffnung gehabt, daß mir der Herr nichts verheelen würde, wann etwas Gutes gefunden etc. Er konte gleichwohl unmöglich wiſſen, auff was Art dieſes zugegangen wäre, maſſen ich allerhand unter den Händen hatte. Ich aber verſahe mich darinnen, daß ich ihn, obgleich die Nacht-wache an ihm war, nach Hauſe gehen ließ, und ich blieb ſelber mit dem Jungen allein, und brachte ſo viel an Silber zuwege, daß ich 10 Marck[1]) dieſes Goldes ausmachte, dieſem Grummet gantz unwiſſend, auſſer, was er von dem Jungen ausforſchen können, was ich gemacht hätte, dann ich verſchmeltzte alles was ich hatte, weil der Process ohne dem nicht recht accurat, wie es ſeyn ſolte, ausgearbeitet war, und gedachte dieſes pro fermento zu haben, dann ich vermeynte, es könte mir hinfüro unmöglich mehr fehlen."

Grummet kratzte die im Tiegel hängen gebliebenen Goldkörner zuſammen und überbrachte ſie einem von Kunkel nicht genannten Miniſter, dem er die ganze Angelegenheit erzählte. Dieſer Miniſter gedachte nun Kunkel, damit dieſer das Geheimnis nicht verrate, lebenslänglich im Amt Hohenſtein gefangen zu ſetzen; aber Johann Georg II. ſchützte ſeinen Alchymiſten, der dem Kurfürſten das Gold überbracht und den ganzen Hergang der Sache erzählt hatte.

Allein Kunkel wurde trotzdem — z. B. durch Nichtzahlung ſeines Gehalts — ſo lang chikaniert, bis er 1677 nach Wittenberg überſiedelte, wo er an der Univerſität Vorleſungen über Chemie hielt. Im Jahre 1679 ging er auf Einladung des kurfürſtlichen Leibarztes Dr. Menzel nach Berlin um ſich dem großen Kurfürſten vorzuſtellen. Er hatte Gelegenheit, Friedrich Wilhelm vor dem S. 20 beſchriebenen Betrug zu warnen und wurde von dieſem Fürſten als Geheimer Kammerdiener und Hofalchymiſt angeſtellt. Er erbaute ſein bekanntes Laboratorium auf der Pfaueninſel, woſelbſt ihn jedoch der Kurfürſt weniger mit alchymiſtiſchen Arbeiten als mit der Herſtellung des von Kunkel erfundenen Rubinglaſes beſchäftigte. Nach dem Tode des großen Kurfürſten wurde das Laboratorium Kunkels von verbrecheriſcher Hand niedergebrannt und er ſelbſt von Friedrich III. in Unterſuchung gezogen, weil er

[1]) D. h. fünf Pfund.

Wissenschafft, Erfahrenheit u Verstand von allen Sachen,
Wollen diesen wehrten Mañ nunmehr unvergleichlich machen:
Vnd die Warheit, die das Ziel wornach seine augen funckeln!
Kröhnt mit hohen Adel, schon dessen Nahmen IOHAN̄ KUNCKELN.

Lav. a Uhlhorn Van Wolvel

vom großen Kurfürſten ſehr bedeutende Summen zu ſeinen Arbeiten à discretion erhalten und bei der Kurfürſtin Dorothea ſehr gut geſtanden hatte. Trotzdem Kunkel auch nicht der Schatten einer Unredlichkeit oder Eigennützigkeit nachzuweiſen war, wurde er mit einem kleinen Ruhegehalt penſioniert. Er kaufte ſich das Rittergut Dreißighufen bei Bernau, trat aber 1689 in die Dienſte Carls XI. von Schweden, der ihn zum Bergrat machte und unter dem Namen von Löwenſtern in den Ritterſtand erhob. Später ging Kunkel wieder nach Deutſchland zurück und ſtarb 1703 auf ſeinem Rittergut.

Kunkel iſt ein durchaus ehrenwerter Charakter, der wiſſenſchaftliche Entdecker des Phosphors und wahrſcheinlich auch des Kaliums, das er durch Deſtillation des Chlorſilbers oder Chlorbleies mit Ätzkalk und Potaſche erhielt und für aus obigen Metallen erzeugtes Queckſilber hielt. Als Theoretiker bekämpfte Kunkel wie Boyle die Lehre von den drei alchymiſtiſchen Grundprinzipien. In ſeinen Laboratorium chymicum giebt er noch intereſſante Mitteilungen von alchymiſtiſchen Verſuchen, die er nach Sebald Schwertzers Prozeſſen angeſtellt hatte, und ſagt darüber [1]):

„Hierbey muß ich eine Hiſtorie erzehlen: Bey dem Hauſe Sachſen, da ich die Direction über das Churfürſtliche Laboratorium hatte, fande ich den Process expliciret, nemlich in Ungerland wächſet ein Kraut, iſt ſchön grün, hat gelb und weiſſe Blumen, ſo man es verbrennet, wird es zu einer rothen Aſchen [2]), dasſelbe mit dem Eſſig löſet den Martem auff, und was gut iſt, ſchwimmet oben, und was nicht tauget, gehet zu Grunde, und das Oleum, ſo oben ſchwimmet, tingiret ein Theil 80—100 Theil, wie dann der Autor im Beyſeyn anderer damit tingiret hat. Nun kan man leicht erachten, wie embſig ich ſolches Oleum zu ſuchen nachgegangen. Einsmahlen hatte ichs mit unterſchiedlichen Vitriolen, wie auch destillirt und undestillirtem Eßig, auff unterſchiedene Art eingeſetzet, und da es ſeine Zeit geſtanden, und kein Oleum ſich finden wolte, goß ich ein jedes beſonders in ein Zucker-Glaß, ſetzte es offen dahin in meine Stube auff dem Laboratorio vor das Fenſter, wo täglich die Sonne darauff ſcheinen konte. Es trug ſich aber zu, daß ich auff Befehl meines gnädigſten Herren ins Ober-Gebürge verreiſen muſte, und ein gantz Viertel-Jahr ausblieb, als ich nun bey meiner Wiederkunfft meine Stube öffnete, kam mir ein ſolcher ſchöner Geruch entgegen, als wann eine Quantität vom Ambra und Moschus darin geweſen wären. Ich beſahe meine

[1]) S. 367 ff.

[2]) Es iſt Eiſenvitriol gemeint.

Gläſer, und wurde gewahr, daß auff dem einen ein ſchön roth Tröpfflein Olei ſchwamm. Ich ſtand in Verwunderung und Freuden, um die Wahrheit zu erfahren, gieng darauff alſofort nach dem damahligen geheimen Raths-Director, Ihro Excell. dem Herrn Baron Heinrich von Friesen, welcher von dieſer Arbeit wuſte, und ein curiöser Herr war, der fuhr auch gleich mit mir auff das Laboratorium. Wie ich ihm die Thüre öffnete, ſagte er: Ey, was hat er vor einen ſchönen Geruch, maſſen ich ihme zuvor davon nichts geſagt hatte. Wir deliberirten demnach darauff, auff was Weiſe wir den Tropffen füglich abbringen wolten, dann hätten wir das Glas nur ein wenig gerühret, ſo hätte ſich der Tropffen an das Glaß angehänget. Endlich ward beſchloſſen, weil der Autor dabey geſchrieben hatte, daß er es auch zu Zeiten unter einen Silber-Kalck gemiſchet, und flieſſen laſſen ſo war das ſchönſte Gold heraus gekommen, als nahm ich ein Stück Silber solvirte ſolches in einem Aqua fort, und praecipitirte ſolches alſobald mit Kupffer, und machte den Kalck trocken. Nun wuſte ich gewiß, daß kein Gold im Silber war. Davon that ich ein halb Loth in einen kleinen Tiegel, nahm ein wenig Baum-Wolle, und tunckete ſolche auff den Tropffen, hernach legte ich es mitten in den Tiegel, und das andere halbe Loth darüber, ſchmeltzte es vor dem Gebläſe; Inzwiſchen aber, da wir mit dieſer Arbeit beſchäfftiget waren, wurde der Probier-Ofen gewärmet. Nachdem nun das Silber mit dem Tropffen wohl gefloſſen, goß ichs aus, und ſcheidete es, den hinterbliebenen Kalck trieb ich auff der Capellen ab, da blieb reichlich ein halb Quentlein des allerſchönſten Goldes, worüber wir beyde uns ſehr ergetzten. Der Herr Baron nahm ſelbiges tingirte Gold, als eine groſſe Rarität zu ſich, dann er hatte die Gedult, vom Anfang biß zum Ende dabey zu ſeyn. Ich habe nach dieſem manches ſchöne Quart Eſſig darauff verthan, aber mein Tage keinen Tropffen wieder biß dieſe Stunde zu Geſicht bekommen."

So weit Kunkel, welcher den Schwertzeriſchen Vitriolprozeß, mittelſt deſſen er die oben erwähnten zehn Mark (fünf Pfund) Gold dargeſtellt hatte, mehrmals richtig ausarbeiten wollte, aber ſtets daran verhindert wurde, weshalb er ſagt[1]):

„Dieſe beyden (nämlich Schwertzerſchen) Büchlein gehen ex Vitriolo, und haben keine Gemeinſchafft mit den andern. Aus dem einen habe ich die Wahrheit geſehen, wiewohl nicht gantz ausgearbeitet, bin auch niemahlen unglücklicher, als nemlich, durch Verfolgung, Kranckheiten und Widerwärtigkeit geweſen, als wann ich dieſen Process mit Ernſt vornehmen wollen. Es iſt alles alſo Gottes Wille."

Kunkel giebt ſeiner felſenfeſten Überzeugung von der Thatſache der Metallverwandlung folgenden draſtiſchen Ausdruck[2]):

---

[1]) Laborat. chym. S. 595.

[2]) A. a. O. S. 603.

„Wer hieraus (nämlich aus den geſchilderten Vorgängen am Hofe Auguſts I. und Chriſtians I. von Sachſen,) nicht erſehen kan, daß die Transmutatio Metallorum eine gewiſſe und wahrhafftige Kunſt iſt, wie etliche aus grober Unwiſſenheit ſolche leugnen, und ſpöttlich davon reden, denen gehören Midas-Ohren, und ſolte man ſolchen Hanshachen, die nichts anders wiſſen, als die Schelmereyen und Betrüge anzuführen, das Maul mit etwas anders füllen."

Dagegen hatte Kunkel ein ſehr ſcharfes Auge für Betrügereien, falſche Vorſchriften alchymiſtiſcher Prozeſſe und die Albernheiten vulgärer Alchymiſten, die er in dem Kapitel ſeines Laboratorium chymicum „Von der Thorheit der Chymicorum in ihrem Vorhaben" mit ſcharfer Satyre durchhechelt. Man hat dieſe Stellen aus ihrem Zuſammenhang geriſſen und — auf ſie geſtützt — Kunkel als Leugner der Metallverwandlung hingeſtellt, eine Darſtellung, die, wenn nicht grobe Geſchichtsfälſchung, doch mindeſtens ein großer Irrtum iſt.

Auf den Einwurf, daß er die ſächſiſchen Prozeſſe jahrzehntelang unter den Händen gehabt und doch nichts Weſentliches erreicht habe, entgegnet Kunkel[1]):

„Hier möchte vielleicht jemand ſagen: Du haſt nun alle dieſe Arcana bei 30 Jahren in deinen Händen gehabt, und biſt doch ſelber nicht reich dabey geworden? Darauff antworte ich: Hätte ich das gewuſt in meinem zehenden Jahr, was ich im zwantzigſten wuſte, und im zwantzigſten die Erkänntnüs gehabt, die ich im dreyßigſten bekam, und ſo weiter, ich würde im zehenden Jahr das gethan haben, was ich jetzo in meinem über ſechzigſten verrichte."

Als ein Verfahren, die Möglichkeit der Metallverwandlung zu beweiſen, giebt Kunkel das folgende an[2]):

„Einen Process muß ich doch ſetzen: Nimm gantz dünnes Kupffer 1 Pfund, Schwefel 1 Pfund, wie auch Antimonium 1 Pfund, mit dieſem mache S. S. S.[3]) in einem Topff, cementire 8 Stunden, von zwey Stunden zu zwey Stunden ſtärcker. Wann es nun recht glüet, ſo iſt es eine massa, ſolche ſtoſſe klein, und calcinire ſie, als wann du ein Vitrum Antimonii machen wolteſt, ſo wird es ein röthlich Pulver. Nun miſche zu Unc. 3 deſſen, rohen Borrax Drachm 2 und laſſe es wohl flieſſen, gieb dabey wohl Achtung, dann es gehet leicht durch den Tiegel, zumahl wann mehr Borrax dazu kommt. Es muß auch keine Kohle hinein fallen. Wann es nun wohl gefloſſen, ſo gieſſe es in einen Gieß-Puckel, ſo haſtu eine massam wie ein dunckler Zinober. Solche

[1]) Laborat. chym. S. 604.

[2]) Laborat. chym. S. 401 ff.

[3]) Stratum super stratum, ſchichtweiſe.

reibe recht klein, gieſſe ein Oleum Salis [1]) darauff, ſo zeucht es eine gantz braune Röthe aus. Wann es nun eine Zeit auff der Wärme geſtanden, und nicht mehr extrahiret, ſo geuß die Solution ab, und ein friſches Oleum Salis darüber, dieſes wiederhole ſo lange, biß nichts mehr exträhiret. Solches laſſe 8 Tage digeriren, hernach zeuch es trucken ab, alsdann geuß wieder ein friſches Oleum darauff, digerire es wieder, die Feces ſcheide davon, und dieſe Arbeit kanſtu dreymahl wiederholen, nachdem du nemlich ſieheſt, daß Feces ſich niederſchlagen. Zuletzt als es trucken abgezogen, ſo gieſſe das Menstruum, welches ordinair Oleum Philosophorum, oder Mercurii genannt wird, darauff, und iſt daſſelbe, welches ex praecipitatione butyri Antimonii herkommt. [2]) Das Waſſer läſſet man abrauchen, bis es ein gelblicht Oleum wird. Dieſes gieſſet nun darüber, ſo extrahiret ſich eine überaus ſchöne Grüne, wie ein Schmaragd. Geuß die Solutiones in ein beſonderes Kölblein, damit keine Feces mit übergehen, laſſe es drei Tage und Nacht digeriren, zeuch dann das Oleum wieder ab, geuß abermahlen darauff; ſetzte es wieder in Digestion, und ſcheide allemahl die Feces davon, zuletzt ziehe es ab, ad consistentiam Olei. Das iſt ein edles Oleum Veneris! Kanſtu mit dieſem nicht erweiſen, daß aus dem Silber Gold zu bringen ſey, und alſo Transmutationem darthun, es ſey auch ſo viel als es wolle, ſo wird es warlich mit einem andern noch weniger geſchehen. GOtt vergebe mir, daß ich das Wort Transmutation nach der gemeinen Redens-Art mich gebrauchen muß, maſſen transmutiren in keines Menſchen Macht iſt. Dann wann gleich Silber und Mercurius, auch andere Metallen zu Golde werden, ſo iſt es doch keine Transmutatio. [3]) Dieſes Oele kanſtu gleicher Art aus dem Croco Martis machen, ohne dem Antimonium. Nun iſt das Oleum gemacht. Wie wolteſtu es demnach anfangen, daß du dadurch aus dem Silber Gold herausbringen könteſt? Gieſſeſtu es die Solution, ſo praecipitirt es das Silber zu einer Luna cornua. Thuſt du es auff den Silber-Kalck oder deſſen Limaturam, ſo wirſt du nach einer kleinen Digestion wohl eine Spur Goldes bekommen, dann es würde dir verfliegen, ehe das Silber ſchmeltzet! Hier ſtehen die Ochſen wieder am Berge. Lieſe fleißig was ich hin und wieder gedacht, ſo wirſt du eine feine Möglichkeit ſehen."

Soweit Kunkel. — In einem mir vorliegenden, wahrſcheinlich 1648 geſchriebenen roſenkreuzeriſchem Manuſkript „Schlüſſel der wahren Weisheit", welches in Form eines Geſprächs zwiſchen einem „Sophiſten" und der „Weisheit" abgefaßt iſt, erzählt der „Sophiſt" vollſtändig genau denſelben Prozeß (nur wird hier auch zu Eiſen

---

[1]) Starke Salzſäure.

[2]) Man fällt in Salzſäure gelöſtes Antimon mit Waſſer aus, filtriert und verdampft das Filtrat zur Ölkonſiſtenz.

[3]) Kunkel meint, es ſei eine Maturatio oder Zeitigung, was auf eine Wortklauberei hinausläuft.

derſelbe Antimonzuſatz wie zum Kupfer gemacht,) und ſagt am Schluß:

„hier machte ich auch ein Lunam cornuam[1]) und truge meine Tinctur hinein, allein ich bekam wohl etwas, aber mein Oleum flohe das meiſte davon doch ſahe ich allezeit, daß eine wahre Verwandlung geſchahe in Gold und wann mein Oleum Tincturale alle wäre eingegangen, ich hätte mir gerne wollen genügen laſſen. Nun ich bin verſichert, daß mir hierinnen auch kann geholffen werden.“

Darauf entgegnet die „Weisheit“[2]):

„Daß es nicht hat eingehen wollen, iſt die Urſache: es fehlet ihm ein Führer; es iſt auch kein rechtes Oleum Metallorum, welches ſonſten mehr vermag, du kanſt ihm alſo helffen; wenn du dein rothes Pulver,[3]) ſo nach der Solution mit dem Oleo Salis iſt zurücke geblieben, mit deinem Menstruo aus dem Antimonio extrahiret haſt, ſo destillire ſolches wieder ab gantz trocken nimm alsdann dein zurückgebliebenes rothes Pulver, wiege es, miſche gleich ſchwer gerechten Mercurium sublimatum darunter, gieſſe das abdestillirte Menstruum wieder darauff und digerire es mit einander, alsdann destillire es per Retortam wohl lutirt, ſo gehet ein Oleum mit über, und leget ſich viel Sublimat im Retortenhalſe mit an, dieſen nimm und thue ſolchen in eine friſche Retorten und gieſſe das überdestillirte wieder darauff, und cohobire ſolches zum wenigſten noch 3 mahl, ſo bekommſtu ein Oleum wie ein Blut, welches auff dem Menstruo ſchwimmet, wie ein natürliches rechtes fettes Oleum, welches du bald von ſeinem rauchenden und raubenden Menstruo ſcheiden muſt, ſonſten friſſet ſolches das Oleum wieder. Gehet deine Arbeit aus der Venere, ſo bekommeſtu ein Graßgrünes Oelum; das Menstruum verwahre in einem hohen Kolben, wohl lutirt, es dienet hauptſächlich wieder zu dergleichen Arbeiten; dein Oleum kanſtu nachher gebrauchen wie du wilt; denn dieſes gehet in alle Metallen wie Fett ins Leder.“

Aus dem Umſtand, daß ſich Gold durch öfteres Schmelzen mit Salmiak ſehr feurig färbt, während es durch Schmelzen mit Borax ausbleicht, ſchließt Kunkel, daß das Gold künſtlich verändert werden könne, und behauptet ſogar, dasſelbe aus ſeinem Weſen geſetzt zu haben, indem er ſagt[4]):

„Als will hier einen Modum ſetzen, wie du die Theile des Goldes ſcheiden ſollſt, daß es in Ewigkeit kein Gold mehr werde: und durch dieſes

---

[1]) Chlorſilber.

[2]) Ich bemerke ausdrücklich, daß ich alchymiſtiſche Prozeſſe nur als hiſtoriſch erläuternd anführe und ſie praktiſch in ihrem Wert und Unwert laſſe.

[3]) Es iſt vorausgeſetzt, daß die Arbeit mit Eiſen und Antimon begonnen wurde.

[4]) Laborator chym. S. 290 ff.

Mittel hat man Anno 1584 bey dem Hauſe Sachſen eine Tinctur gemacht, da ein Theil 1024 Theile hat tingiret. Ich ſchreibe es ſo weit, als es zuläßig, zumahlen da dieſer Process ſchon in unterſchiedenen Händen, aber wegen der Koſtbahrkeit und ſonderbahren Uebung, wird er wohl noch biß zu ſeiner Zeit unausgekocht bleiben, wie dann hierzu kein Anfänger ſich anmelden muß. Nimm demnach Allaun, Salpeter, ana 3 Pfund, calcinirten Vitriol 6 Pfund, daraus destillire ein Aqua fort, deſſen muſtu zum wenigſten 20 Pfund haben, dann nimm 5 Pfund dieſes Waſſers, darzu thue 2 Pfund Salpeter, ein Pfund gelb calcinirten Vitriol, und 50 Loth Salarmoniac, ſolches destillire nach der Kunſt, (übe dich, ſo lernſt du es,) das thue, biß du alle 20 Pfund überdestilliret haſt; N.B. auff die letzte muſt du es allemahl ſtarck treiben, daß die Spiritus wohl heraus kommen. Hierinnen solvire erſtlich in ſo viel es nöthig 4 Marck[1]) fein Gold, ziehe das Waſſer davon, und mache mit dieſem Waſſer das Gold zu einem Oehle, das wie ein dicklich Blut wird, ſolches behalte. Nun nimm 4 Pfund Mercurii Sublimati, und 50 Loth Salarmoniac, ſchmeltze es in einem Glaſe, bis es im Sande[2]) wie ein Oleum flieſſe, laß es erkalten, ſtoß es klein, und nimm darzu anderthalb Pfund calcinirten Allaun, und eben ſo viel Salpeter, miſche es wohl, und thue es in ein wohlbeſchlagen Kolben-Glaß, ſetze es ins freye Feuer zu ſeiner Zeit, destillir per gradus[3]), biß das Phlegma und Spiritus herüber ſeyn, alsdann treibe das Oleum biß nichts mehr gehen will. Den auffgeſtiegenen Mercurium behalt, denn er iſt wieder gut, und zwar auff ſolche Weiſe: Dem auffgeſtiegenen Mercurio ſetze ſo viel von dem mit Salarmoniac geſchmoltzenen zu, daß es wieder 4 Pfund werden, miſche abermahl ſo viel Allaun und Salpeter darzu, das thue ſo offt, biß du des Olei 6 Pfund haſt, das vermache in einem ſtarcken Glaſe. Weiter, ſo nimm zu 4 Pfund des Olei, 1 Pfund Mercurii Sublimati, der mit Salarmoniac geſchmoltzen iſt, thue es in eine ſtarcke Retorten, destillire aus einer Sand-Capell zuletzt mit ſtarckem Feuer, biß nichts mehr gehet. Wann alles herüber, ſo thue es in ein Kolben-Glaß, ſetze es ins Mariae Balneum[4]), und ziehe das Phlegma davon, biß auffs Oehle, hernach laß es erkalten, ſo findeſt du gar ein hell und wenig gelblicht Oleum Mercurii, das iſt ſchwer und ſehr ſcharff; Hüte dich wohl, daß es die Hand nicht berühre. Von dieſem Oleo müſſen 2 Pfund ſeyn. Nun nimm ein doppelt Glaß, das den geringſten Stein nicht hat, thue dein vorgemachtes Gold-Oehle darein, gieſſe dieſe 2 Pfund Oleum darzu, lutire einen blinden Helm darauff ſetze es 40 Tage und Nächte in putrefactionem, alſo, daß ihm die gelinde Wärme nicht gebricht, alsdann destillirs herüber durch eine Retorten, fange an linde zu feuern, ſo gehet erſtlich das Phlegma, dann kommt das Oleum mit ſammt dem Gold gelb und

---

[1]) D. h. zwei Pfund Gold.

[2]) D. h. im Sandbad.

[3]) D. h. ſtufenweiſe verſtärktes Feuer.

[4]) Waſſerbad.

roth. Wann weiſſe Milch-Farbe kommt, ſo lege ein ander Glaß vor, das treibe, biß alles herüber iſt, die behalte, biß weiter davon gemeldet wird. Nun iſt die Materia geiſtlich geworden, und hat ſich purum ab impuro abgeſondert; die Corrosiva müſſen auch wieder davon. Nimm derowegen eine Glaß-Schaale, da ohngefehr 2 oder 3 Maaß Brunnen-Waſſer ein gehen, fülle ſie halb mit ſolchem kalten Waſſer, und gieſſe die übergezogene Gold-Farbe darein, ſo fällt eine weiſſe Materia zu Grunde und das Waſſer wird gelbe, dasſelbe gieſſe in ein ſauber Kolben-Glaß, daß ja nichts Weiſſes mitgehe. Die weiſſe Materia behalt, die iſt zu dieſem Werck nichts nütze, ſondern wann ſie wohl ausgeſüßt, heilet ſie jeden offenen Schaden und Wunde, ſie mag ſeyn, wie ſie will. Das gelbe Waſſer destillire ab, gieſſe wieder friſches darauff; das wiederhole etliche mahl; Alsdann thue es in ein ſchön weiß Kolben-Glaß, einer guten Mannes-Spannen lang, und sublimire es per se, ſo wirſt du eine Farbe finden, daß du vor Freuden dich darüber entſetzen möchteſt, dann ſchöner iſt nichts. Dieſes habe ich mit meinen Augen geſehen, und mit meinen eigenen Händen gemacht. Das weiſſe, ſo ich dich zuvor habe heißen auffheben, gieſſe auch ins Waſſer, und mache es eben wie mit dem rothen, nur daß du das Letzte mit ſchönem weiſſen Saltz vermiſchen muſt, und sublimire ſehr ſtarck, ſo ſteiget es als ein weiſſes Pulver auff. Das Saltz, ſo zurücke bleibet, solvire in warmen Waſſer, ſo findeſt du mehr von der Terra Solis, dieſe thue zur andern, um die Wunden damit zu heilen, ſie iſt wie eine geſchabte Kreide."

„Bis hieher habe ich dir die Scheidung geſagt, auff daß du ſehen ſollſt, wie dies Corpus zu zerlegen iſt. Die Zuſammenſetzung magſt du ſuchen, denn jedes Ding hat ſein eigen Pondus in der Natur. — Ich habe nun die Handgriffe alle zu unterſuchen, ſolchen Process mit 9 Loth vorgenommen, worvon ich in meinen Anmerckungen ſchon gemeldet[1]), und mich mit ein und andern Künſteleyen wieder davon geſchieden. In dieſer Arbeit weiß ich mit halber Mühe darzu zu kommen, und ſolte mir, ob GOtt will, nicht fehlen, was mich aber ſo offt zurück gehalten, iſt GOtt und mir bewuſt. Ich habe GOtt oft gebethen, daß er mich nicht möchte ſterben laſſen, biß ich es mit vier Marck Gold ausarbeiten könte, denn die Augmentation iſt geringe."

Die alchymiſtiſchen Schriften Kunkels ſind:

1. Collegium physico-chemicum experimentale, oder Laboratorium chymicum, in welche von dem Principiis der Natur ꝛc. nebſt der Transmutatio oder Verbeſſerung der Metalle gehandelt wird. Herausgegeben von Engelleder. Hamburg 1761, 8°.

2. Nützliche Observationes, oder Anmerkungen von den fixen und flüchtigen Salzen, Auro et Argento potabili, Spiritu mundi, und dergleichen, wie auch von den Farben und Geruch

[1]) Ich habe daſelbſt nichts davon finden können.

der Metalle und Mineralien. Hamburg 1676, 8°. Lateiniſch: Londin. et Roterodam 1678, 12°.

3. Chymiſche Anmerckungen von den Principiis chymicis, Salibus acidis, und Alcalibus fixis et volatilibus etc. Mit Anhang einer chymiſchen Brille contra Non-entia chymica. Wittenberg 1677, 8°. Lateiniſch: Londin. et Roterod. 1678, 12°, Amstelod. 1694, 12°, und engliſch: London 1705, 8°.

Als Alchymiſt mit Kunkel vergleichbar, aber als Gelehrter vielſeitiger war Johann Joachim Becher. Derſelbe wurde 1635 zu Speier geboren und ſtudierte Theologie, Mathematik, Medizin, Chemie, Jura und Cameralia. Nachdem er große Reiſen gemacht hatte, ließ er ſich als Profeſſor der Medizin in Mainz nieder, wo er kurfürſtlicher Leibarzt wurde, ging dann in gleicher Eigenſchaft nach München und Hanau und wurde ſchließlich als Kaiſerlicher Kommerz- und Kammerrat Mitglied des Kommerzkollegiums in Wien. Im Jahre 1678 ging er nach Holland und ſuchte die Generalſtaaten zu beſtimmen, einige ſeiner vielen techniſchen, induſtriellen und kolonialpolitiſchen Pläne auszuführen, und begab ſich, da ihm dies nicht gelang, nach England, wo er Vorſchläge zu einem beſſeren Betrieb der Cornwalliſer Bergwerke machte und 1682 zu London ſtarb, als er gerade Vorbereitungen zu einer Reiſe nach Weſtindien traf.

Becher war als Chemiker, Technolog, Mechaniker und Cameraliſt äußerſt betriebſam und ſtets voller — oft genialer, oft auch abenteuerlicher — Projekte, mit deren Verwirklichung er jedoch kein Glück hatte, was ſein Gemüt verbitterte und ihn keine bleibende Stätte finden ließ. Ihn beſchäftigten z. B. die Projekte einer Univerſalſprache, einer Stenographie, der Koloniſation der Guineaküſte, eines Donau- und Rheinkanals, auch machte er in ſeinen Schriften ſehr beherzigenswerte Vorſchläge zur Errichtung von Fabriken von Chemikalien, Farbwaren uſw. uſw.

Becher glaubte entdeckt zu haben, daß er aus gemünztem Silber durch Schmelzen mit Seeſand und gewiſſen Salzen Gold darſtellen könne[1]), ein Irrtum, welcher daher rührte, daß man da-

[1]) Vgl. deſſen „Bericht von dem Sande als einem ewig währenden Metall- und Bergwercke", auch „Experimentum chymicum novum, quo art-

mals nicht verſtand im hüttenmänniſchen Betrieb den minimalen Goldgehalt, welchen das Bergſilber faſt ſtets mit ſich führt, abzuſcheiden. Becher hielt daher den durch ſeine Schmelzoperation erhaltenen kleinen Goldgehalt für neuerzeugt und glaubte, das benutzte Silber durch häufige Wiederholung des obigen Schmelzens nach und nach ganz in Gold verwandeln zu können. Er bot ſeine vermeintliche Entdeckung im Jahre 1673 dem Prinzen Hermann von Baden an und wurde von dieſem an die Generalſtaaten gewieſen. Becher machte deshalb eine Reiſe nach Holland, wo er mit dem Ratspenſionär ten Hove zu Haarlem am 22. September 1673 einen Vertrag abſchloß, nach welchem er durch häufiges Wiederholen ſeines Prozeſſes aus einer Million Reichsthaler für eine Million Thaler Gold abſcheiden wollte. Er verlangte dafür eine einmalige Gratifikation von 50000 Thaler und zwei Prozent des zur Verminderung der auf den Lebensmitteln ruhenden Steuern beſtimmten Reingewinnes. Die Sache zog ſich jedoch wegen des franzöſiſchen Krieges bis zum Jahre 1678 hin, in welchem ten Hove und der Bürgermeiſter Hudde von Amſterdam zu Kommiſſarien ernannt und 1200 Thaler zu einer erſten Probe beſtimmt wurden. Nachdem der Münzwardein Laurens Keerwolf zu Amſterdam aus vier Loth Scheideſilber nach Bechers Vorſchrift eine Goldprobe erhalten hatte, ſtellte Becher am 22. März 1679 aus obiger Summe Gold in der Proportion von 6 zu 5120 Teilen dar, und die Generalſtaaten erkannten in einer Urkunde an, daß Becher „Gold aus Sand mit Zuſetzung verſchiedener anderer Materialien und inſonderheit Silbers gezogen.“ Es wurden 111½ Mark Silber zu einer weiteren Probe beſtimmt, jedoch ſcheint nichts aus der Sache geworden zu ſein, denn Becher ging 1680 nach England.

Becher bekämpfte wie Kunkel und Boyle den Trimaterialismus, indem er an die Stelle der drei alchymiſtiſchen Grundprinzipien verſchiedene Erden ſetzte. Seine Lehren ſind eben ſo weitſchweifig als verworren, indeſſen iſt er der Vater der von Stahl verbreiteten, bis in dieſes Jahrhundert herrſchenden Phlogiſtontheorie. In ſeiner letzten Schrift, der ein Jahr nach ſeinem Tod gedruckten „Psycho-

---

ificialis et instantanea metallorum generatio et transmutatio ad oculum demonstratur.“ Francof. 1671, 1679. 8°. Deutſch: ebendaſ. 1680. 8°.

pieren oder klingt in die seichteste philisterhafteste Aufklärerei aus. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften werden die epochemachendsten Entdeckungen gemacht; Linné schreibt den Katalog der Geschöpfe unseres Planeten; Euler erweitert die Grenzen der Mathematik; Halley und Römer, die Cassini, Herschel und andere Astronomen dringen bis in die entferntesten Tiefen des Weltalls vor, und Männer wie Scheele, Cavendish, Priestley, Lavoisier und Klaproth lernen die Gesetze erkennen, nach denen der Aufbau der Körper und ihr Verhalten zu einander geregelt ist.

Auf der andern Seite treiben Teufelsbeschwörer und Schatzgräber ihr unheimliches Handwerk; in Ungarn und Serbien fallen Vampyre die Landleute am hellichten Tage an; hie und da wird noch ein Hexlein verbrannt und Schrepfer versammelt den hohen und höchsten Adel Sachsens vor seinem Zauberkreis. — Die merkwürdigsten der hierhergehörigen abenteuerlichen Gestalten sind aber die zahlreichen fahrenden Alchymisten und Adepten, welche seit Beginn des Jahrhunderts — unbekannt woher — plötzlich auftauchen, an Fürstenhöfen wie in Apotheken und Pfarrerhäusern Proben ihrer metallveredelnden Kunst ablegen, uneigennützig — wie z. B. der gleich eingehend zu behandelnde Lascaris — Tausende und Tausende verschenken und plötzlich spurlos verschwinden, nachdem sie größere oder kleinere Quantitäten ihrer Tinktur zurückgelassen haben, womit andere die gleichen Resultate der Metallverwandlung wie sie selbst erreichen.

Sonderbar genug sind zahlreiche dieser auf ein und denselben Urheber deutenden Vorgänge historisch so gut verbürgt, als dies überhaupt nur möglich ist; aber auch der fachwissenschaftliche Einwurf gegen die behauptete Annahme der Möglichkeit einer geschehenen Metallverwandlung erweist sich nicht als stichhaltig der Thatsache gegenüber, daß die neueste Chemie die bisherigen Elemente nicht mehr als wirklich unzerlegbar ansieht, sondern als aus Einheiten höheren Grades bestehend betrachtet.[1]) Da nun der Alchymie, ja der ganzen ältern Chemie bis ziemlich zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die Tendenz zu Grunde lag, die metallischen

[1]) Vgl. L. Meyer: Die Theorien der modernen Chemie. 5. Auflage. Breslau, 1884.

anſcheinenden Elemente in ihre eigentlichen Grundbeſtandteile zu zerlegen und die Metalle durch die Vertauſchung dieſer Grundbeſtandteile willkürlich umzuwandeln, ſo war es ja nicht unmöglich, daß der Zufall einzelne Alchymiſten bei ihren zahlloſen Verſuchen, die buntſcheckigſten Präparate bei den verſchiedenſten Temperaturgraden zu behandeln, begünſtigte, ſo daß ihnen empiriſch die Darſtellung obiger „Einheiten höheren Grades“ gelang. — Die damals in den Windeln liegende Chemie der Neuzeit verwechſelte die Unthunlichkeit der weiteren Zerlegung der Metalle mit der Unmöglichkeit und ſprach das Dogma aus, daß die Metalle Elemente ſeien. Da nun die junge Wiſſenſchaft eine ganz andere Richtung nahm als ihre ältere Schweſter, und da ihrer zahlloſe dankbarere Aufgaben als die Löſung der Frage bezüglich der weiteren Zerlegbarkeit der Metalle harrten, ſo wurde — trotzdem z. B. Davy die Metalle für Hydrate erklärte — die Lehre von ihrer Unzerlegbarkeit beibehalten, und erſt nach hundert Jahren ſah ſich die Chemie widerwillig genötigt, im Prinzip das anzuerkennen, was die Grundlage der vielgeſchmähten Alchymie ausmacht.

Der berühmteſte dieſer Adepten zu Anfang des 18. Jahrhunderts war der angebliche griechiſche Archimandrit Lascaris, welcher von der Inſel Mytilene gebürtig ſein und von dem Kaiſergeſchlecht der Lascaris abſtammen wollte. Er ſammelte ſcheinbar Almoſen zur Loskaufung gefangener Chriſtenſklaven von den Türken, ſoll aber weit mehr an die Armen verſchenkt haben, als die Almoſen betrugen. Aus dieſen und anderen Gründen vermutet Schmieder[1]), der angebliche Archimandrit ſei ein unbekannter Adept geweſen und habe die Papiere des echten Lascaris von dieſem erkauft gehabt.

Der bald näher zu behandelnde däniſche Kanzleirat Dippel hatte denſelben perſönlich kennen lernen und beſchreibt ihn und deſſen Erlebniſſe mit J. F. Böttiger, dem Erfinder des Porzellans[2]), folgendermaßen in ſeinem „Auffrichtiger Proteſtant“ genannten und von ihm unter dem Pſeudonym Chriſtian Democritus herausgegebenen Buche[3]):

[1]) Geſch. d. Alch. S. 470.

[2]) Böttiger iſt am 4. Februar 1682 in Schleiz geboren.

[3]) S. 32 ff.

„Erwähnten Archimandriten habe ich kurtz zuvor, ehe er als ein Bettler nach Berlin gekommen, auch unter solcher Figur in Darmstadt gesehen und gesprochen; sein munteres und ansehnliches Gesichte, nebst der Statur und unaffectirter Minen, machten ihn beliebt und glücklich in seinen Collecten; er hätte auch kein bequemeres Moyen erfinden können, als dieses, nicht allein sicher durch gantz Europa herumzureisen und bey allen grossen und kleinen Höfen sich umsehen, sondern auch den grossen Schatz, den er mit sich führte, zu cachiren, und auch von demselben unter dem Praetext der gesammelten Almosen vieles an die Gefangenen und andere Arme zu verwenden und also auch der Welt ohne Gefahr mit seinem ziemlich schweren Pfunde zu dienen. Dann dieser Bettler führte einen solchen Reichthum in seiner in ziemlicher Quantität verfertigten und sehr erhöheten Tinctur mit sich herum, daß er alle Zeit wäre capabel gewesen, so viele unreine Metalle in Zeit von etlichen Stunden in Gold zu verwandeln, als zur Ausmüntzung von 20 Millionen Ducaten erfordert mag werden. Weilen aber dieser Adeptus unter dem Kleid und Character eines Abtes und Bettlers nicht allezeit seiner Curiosität konte ein Genüge thun, so changirte er zuweilen seine Masque, und wenn er an einen Orth kam, der ihm wohlgefiel, und da er gerne sich noch einige Zeit aufgehalten hätte, so reißte er nach vollführter Commission seiner Betteley in seinem Amts-habite zwar zum Thor hinaus in eine benachbarte Stadt, kam aber in einem nach Landesart verfertigten Cavalier-habite in Comitat einiger Diener wiederum zurücke und hielte sich unter dieser Figur in einem publiquem Wirthshause auff, so lange es ihm gut deuchte. Diese Tour spielte er auch in Berlin, einem Orthe, der in Deutschland einer von denen merckwürdigsten ist, und da er ein Curiosus, wie gewißlich dieser in excessiven Grade war, seinem Panchant kan Vergnügen schaffen; seine größte Curiosität (wie alle dergleichen verdeckte Cosmopoliten, oder Nirgendwo zu Hause seyenden, die ihm aber übel gelungen,) war, sich zu erkundigen, ob an dem Orthe seines Durchmarches sich auch Medici oder andere Laboranten auffhielten, die in Alchymie sich exercirten oder in deren Geburtsschmertzen lägen, das unvergleichliche philosophische Kind microcosmisch außzuarbeiten und an das Tageslicht zu bringen. Bei seinem Wirth erkundigte er sich expresse nach solchen Entrepreneurs, und da ihn dieser versicherte, daß dergleichen Narren, wie er sie nennete, in Berlin eine ziemliche Anzahl wären, so war unser vermasquirter Cavalier alsobald parat, sich in dieser Apothecke bekant zu machen; er ging dann in die Officin und fragte pro forma nach diesem und jenem chemischen Medicamente, und da der Provisor einem andern Gesellen sagte, den Laboranten zu rufen, durch welchen er den Lehrjungen Böttiger verstunde, und dieser herbeykam, so fragte der Fremde den Jungen: warum sie ihn den Laboranten nenneten, ob er dann etwa über die Labores chymicos bestellt wäre? Dieser aber erwiderte ihm, daß sie ihn par Raillerie so nenneten, weil er zuweilen in der Alchymie sich übte, und so viel er Zeit hätte nach seiner eigenen Phantasie einige Experimenta machte. Hierauf fragte ihn der Fremde: ob er dieses

oder jenes aus dem Antimonio verfertigen könte? um nur Gelegenheit zu finden mit dieſem Jungen weiter bekant zu werden, um durch ihn die chemiſchen Desseins ſeines Herrn zu erfahren, und der Junge Ja ſagte, ſo ordonierte er ihm etwas zu verfertigen und ſelbiges ihm gegen gute Bezahlung ſelbſt in ſein Quartier zu bringen, da er dann Gelegenheit hatte ſich von dem Jungen nicht nur von den Laboribus ſeines Herrn, ſondern auch vieler andern (wie dann dergleichen Künſtler unter ſich heimliche Conference haben,) Kundſchafft zu verſchaffen; dieſe beſuchte er meiſtens und discurrirte mit ihnen von der Kunſt, ſich anſtellende, als ob er auch noch im Suchen wäre: denn obſchon dergleichen Leute zu ihrem Zweck gelanget, ſo ſind ſie deßwegen doch noch nicht ſatt, etwas weiteres zu erlernen und zu erfahren, weil ſie wohl wiſſen, daß die Experimente in der Chemie unendlich ſind, und ein jeder der ſelbſt Hand anleget, etwas erfähret, das der andere noch nicht weiß; auch treibt ſie bisweilen ein gütiger Affect, einem andern Schlucker guten Rath zu geben, wenn ſie ihn erſt geprüfet: ob er es werth ſey. Zu dem erwähnten Jungen trug er wegen ſeines muntern Naturells und ſo frühzeitigen Eiffers, ſich in der Sache zu exerciren, und da er endlich wolte fortreißen und ſchon die Post parat hatte, ließ er den Apothecker-Jungen zu ſich kommen, vertrauete ſich ihm als einen Beſitzer der Kunſt, gab ihm auch wohl vor 200000 Thaler Wert ſeiner Tinctur, mit der Ordre mit ſolcher nach Verlauf von einigen Tagen an allen Orten Projectionen zu machen, um die Leute von der Möglichkeit der Transmutation der Metalle zu überzeugen, auch die Alchymisten aus der Blame unvernünfftiger Narren zu ſetzen, die nach unmöglichen Dingen ſtrebten. Was that aber unſer Junge? anſtatt daß er hätte ſollen bekannt machen, wie ihm ſein Patron injungiret hatte, daß ihm dieſe Portion geſchenckt wäre, gab er ſich ſelbſt vor den Verfertiger aus, machte hie und da Projectionen, ſonderlich in dem Hauſe ſeines Meiſters in Gegenwart vieler Freunde und gerieth endlich in die ſchon oben berührten Umſtände und Fatalitäten."

Um nicht allzu weitſchweifig zu werden, ſei kurz erwähnt, daß Böttiger ſeinen ihn verſpottenden Kollegen die Thatſache der Metallverwandlung gezeigt haben ſoll, daß er umſatteln und in Halle Medizin ſtudieren wollte. In der That löſte er ſein Lehrverhältnis, bezog eine Mietwohnung und verkehrte nur noch mit einem Laboranten Namens Siebert.

Eines Tags war Böttiger von ſeinem früheren Prinzipal, dem Hofapotheker Bartholomäus Zorn — einem der namhafteſten Pharmaceuten jener Zeit — zu Tiſch geladen worden und nahm bei dieſer Gelegenheit in Gegenwart Zorns und der Prediger Winckler aus Magdeburg und Borſt aus Malchov eine geſchichtlich berühmt gewordene Transmutation vor. Die genannten Geiſtlichen hatten ſich bei Tiſch abſprechend über die Alchymie geäußert, wo-

rauf Böttiger dieſelben und Zorn bat, mit in das Laboratorium zu kommen, wo er ſie von der Wahrheit der Metallverwandlung überzeugen werde. Die Geiſtlichen wollten Blei in den Tiegel ſetzen, doch Böttiger ſagte nach dem gleichzeitigen bekannten Schriftſteller Paullini[1]):

„nun, es iſt beſſer etliche gute Groſchen, ſo an Gewicht drey Loth zugleich machen, zu nehmen, weil dieſe vorhin ſchon von ihrem Unflath ſo weit geſäubert ſind. Wie er die in Tiegel ſchmiß, und ſie ſchmoltzen, langte er den Lapidem Philosophorum aus einem ſilbernen Büchslein hervor, in der gröſſe eines 4ten Theils von einer Welſchen-Nuß, an Farbe wie ein feurig Glaß, davon brach er ein klimper-klein Stückchen, ſtreuete es unter das zerſchmoltzene Metall und ſtärckte das Feuer. Hierauff reichte er das ſchönſte Gold heraus. Lt. Buddeus, berühmter Professor zu Halle ſpricht[2]): Es ſeye massa coloris fusci geweſen, braunſchwartz, dem Vitro Antimonii nicht unähnlich.“

Peträus, ebenfalls Zeitgenoſſe, erzählt den Vorfall in ſeiner Vorrede zum Baſilius gleichlautend, fügt aber noch hinzu, es ſeien dreizehn gute Groſchen geweſen, und Böttiger habe außerdem noch acht Loth Bley und acht Loth Queckſilber in Gold verwandelt.

Auch der ſchon mehrgenannte Jenenſer mit Böttiger gleichzeitige Profeſſor Wedel beſtätigt dieſen Vorgang, indem er in ſeiner Introductio in Alchemiam ſagt[3]):

„— instar omnium esse potest novissime Berolini factum experimentum a pharmacopoeeiae tunc temporis studioso Böttichero in praesentia heri sui Zornii et duorum Pastorum hospitum, quod nemini non notum est.“

Bei dem oben genannten Alchymiſten Siebert ſoll Böttiger nach Schmieder[4]) acht Loth Blei und ebenſoviel Queckſilber in Gold verwandelt haben. Schmieder beruft ſich dabei, indem er eine Verwechſelung begeht, auf Peträus, welcher jedoch ſagt, daß dieſer Vorgang bei Zorn ſtattgefunden habe.

Dieſe Vorgänge machten in Berlin und weit darüber hinaus ungeheueres Aufſehen, denn wie Dippel und Paullini mitteilen, waren alle Zeitungen voll von dem jugendlichen Adepten, für den ſich Böttiger ausgab. König Friedrich I. wollte ſich ſeiner be-

---

[1]) Paullini: Anmuthige Langweil, S. 233. Auch Meliſſantes: Gelehrter Criticus Tom. III. pag. 22, 28, 31.

[2]) „Quaestio politica, an Alchymistae in Republica sint tolerandi.“ pag. 47.

[3]) pag. 14. Jenae, 1705, 4°.

[4]) G. d. A. S. 473.

mächtigen und ihn verhaften lassen; aber Böttiger war gewarnt worden und entfloh nächtlicher Weile aus Berlin. Als er über die Elbe gesetzt und auf sächsischem Boden angekommen war, tauchte auf preußischem Ufer das ihm nachgeschickte Kavallerie-Kommando auf. Böttiger wandte sich nach Wittenberg, wo sein Oheim, der Professor G. C. Kirchmaier, ein eifriger Alchymist und Freund Kunkels, lebte. Allein Friedrich I. verlangte mehrmals von August dem Starken Böttigers Auslieferung; er erreichte zwar seine Absicht nicht, aber der Kurfürst von Sachsen ließ den „Adeptus ineptus", wie ihn Dippel nennt, aufheben und nach Dresden bringen. Hier wurde er in den Adelstand erhoben und lebte eine Zeit lang herrlich und in Freuden. — Wir erzählen nun mit Dippel weiter:

„Unser Griechischer Archimandrite aus der Insul Mytilene, der den Apotheckerjungen in Berlin mit seiner unzeitigen Liberalität so übel vorgestanden, hatte sich mittler Zeit noch immer in Deutschland auffgehalten, und sich von der übeln Conduite dieses nunmehrigen Barons und Cavaliers am Sächsischen Hofe genau informiret. So lange als dieses Geschenck währete, nämlich etwan 2 Jahre lang lebte der junge Adeptus alle Tage herrlich und in Freuden: er hurete, bubete und spielte so gut als der Beste seines Gleichens, ja als ob er schon in seiner Dignität Turnier und stifftsmäßig wäre: er tractirte sehr splendide und legte seinen Gästen, sonderlich denen Dames allezeit eine schwere güldene Medaille von seinem gemachten Golde zum Andencken gepräget, unter den Teller, wo sie ihn ihrer angenehmen Presence würdigten; also war sein Lapis sehr geschwind dilapidiret; weil ihm aber auch sein Gutthäter eine gewisse Materiam recommendiret, worinnen er sein Heil einmal versuchen könnte, so war diese noch immer ein fester Ancker seiner Hoffnung; er mußte denn selbst wieder an das Laboriren gehen, konte aber niemals sein Facit finden, und da man endlich glaubte, er tergiversirte mit Fleiß, sein Geheimniß nicht gemein zu machen und auch merckte: daß er Praeparatorien zu einer heimlichen Echappade machte, so gab man dem Herrn Baron, der außerdem schon mit 6 Dienern oder vielmehr Wächtern versehen war, noch eine Wache von Soldaten vor seinem Hause und Zimmer. Diese übeln Fatalitäten machten den wahren Adeptum so barmhertzig gegen den ungerathenen Sohn und Verschwender seines Gutes, daß er sich vorsetzt, diesen Purschen, der es gewißlich nicht meritirte, aus diesen Umständen frey zu machen, es koste auch was es wolle. In diesem Propos kam er abermal nach Berlin und ließ zu sich in sein Zimmer berufen einen jungen Doctorem Medicinae Namens Pasch, den er zwar zuvor gekant, aber sich damahls gegen denselben wegen der Besitzung der Kunst nicht geäussert; er entdeckte solchem den gantzen Handel, doch sub fide jurati Silentii, den er mit dem Apotheckerjungen gespielet und truge ihm die Commission auff in seinem Namen nach Sachsen zu reisen und

dem König Augusto von der gantzen Sache und der betrüglichen Aufführung des Jungens Part zu geben, dabey aber auch die Offerte zu thun: daß wenn der Purſche wieder auff freyen Fuß geſetzet würde, der König vor ſeine Freylaſſung 800000 Ducaten, entweder in Golde oder auch ſchon verfertigter Tinctur in einer Reichsſtadt oder auch in Holland empfangen könte. Dieſes zu beweiſen und auch ſeinen Commissarium deſto confidenter zu machen, zeigte er dieſem ſeinen gantzen Schatz von Tinctur, ſo er bey ſich führte, welcher über 6 Pfund woge und von welcher ein jeder Theil noch 3 bis 4000 Theile tingiret. Er gab ihm auch zur Probe was mit und verſprach: wo er in dieſer Commission würde treu und fleiſſig ſeyn und dieſelbe zu einem guten Ende bringen, ihn ebenſo reichlich zu beſchencken, als er zuvor Böttgern gethan. Dieſer Paſch war in Decadence gekommen und von Adel, deſſen Vater Superintendent in Pommern geweſen, bey welchem als Vormunde und auch Anverwandten 2 benannte und damals am Churſächſiſchen Hofe ſehr hochgeſtiegene Cavaliers, in ihrer Jugend auffgebracht worden, durch deren Mediation und Vorſchub er deſto beſſer in ſeiner importanten Commission zu reussiren verhoffte und bey den König zu kommen, geſchwinde Adresse zu finden; aber eben dieſe gut anſcheinende Gelegenheit traversiret ſein gantzes Propos und brachte ihn in groſſe Verdrüßlichkeit. Dieſe beyde Herren, bey denen er ſeine Commission bekant macht, bekommen alſo bald ſelbs Appetit zu dieſer reichen Beute; ſie ſtellten ihm vor, daß dem Könige mit einer Summe von 800000 Ducaten nicht ſo viel gedienet ſeyn würde, als ihnen ſelbſt, ja daß vielleicht eben dieſe groſſe Ranzion dem König mehr Appetit erwecken möchte, den Böttger beſſer zu verwahren als loszulaſſen; ſie ſelbſten wolten ſchon Gelegenheit finden und machen, dieſen Purſchen auf freyen Fuß zu helffen, zumal der eine ſelbſt Commendant in Dresden war, und alſo dem Paſch ſeinen Vetter zugleich Gelegenheit verſchaffen könte: wie er Böttger ſein Dessein offenbahren und ihm zu ſeiner Flucht wolte und könte behülfflich ſeyn. Dieſer Paſch consentirete endlich in den Anſchlag ſeiner Herren Vettern und bekam auch Appetit: die stipulirte Summe mit ihnen zu theilen. Böttger hielte damals, wie droben erinnert in Dresden noch ſeinen Hausarreſt; dem Paſchen machte man Gelegenheit: daß er in dem nächſt beyliegenden Hauſe ſein Quartier könte nehmen. Beyde kannten einander ſchon in Berlin als Liebhaber der Alchymie und fanden ſie bald Gelegenheit an den Fenſtern mit einander bekannt zu werden und auch durch zugebrachte Briefe mit einander zu conferiren. Die Sache war ſchon ziemlich weit gekommen und ſchon alles parat zur Ausführung der Entreprise, als durch geſchöpfften Argwohn auff einmal Ordre kam: beide Messieurs und Nachbarn durch einen Arrest zu separiren. Mit Böttgern wanderte man nach Sonnenſtein, allwo er endlich anſtatt des Steins der Weiſen oder des Goldes, wie wir ſchon oben vernommen, das ſogenannte Sächßiſche Porcellaine inventiret; mit dem Medico Paſch aber nach der Veſtung Königſtein, von welcher er ſich nach Verlauf $2\frac{1}{2}$ Jahren nebſt einem Musquetier, der ihm behülfflich geweſen des Nachts über die hohen Mauren

salviret; weil aber ihr verfertigter Strick, womit sie sich herunter gelassen mehr als 10 Ellen zu kurtz war, so mußten sie beide noch gute Sprünge machen, bey welchen unser Doctor so unglücklich war, daß er auf einem Stein sein Brustbein zubrach, und folglich von seinem getreuen Compagnon biß auff die Böhmische Grentze muste getragen werden, von dar er Anno 1703 wieder nach Berlin kam, aber dennoch nach Verlauff von $1^1/_2$ Jahren an einem durch seinen Fall verursachten Geschwür in der Brust sterben muste. Von diesem Pasch haben wir eben 1704 in Berlin alle diese erzählten Particularitaeten, und noch viel mehrere, die hier nicht können Platz finden, empfangen. Der König selbst ließ ihn vor sich kommen, und da Seine Majestät allen Verlauff dieser raren Historie eingenommen, so fanden sie sich wegen des Böttgers von ihrer gefaßten Jalousie befriediget, den sie bisher als ihren angebohrenen Unterthanen und Landeskind vom König Augusto schon etlichemahl umsonst abfordern lassen. Unser Grieche aber wird ohne Zweifel, wie er dieses mißglückte Dessein gehöret, seinen Stab fern genung gesetzet haben, auch niemals wiederum die vorige Masque eines Bettlers in Europa wiederum angenommen haben; er nennet sich Lascaris und praetendirte noch von denen Descendenten derer Griechischen Kayser dieses Namens zu seyn."

Böttticher wurde nach der Erfindung des Porzellans in leichter Gefangenschaft gehalten, aber gut bewacht, und starb als Reichsfreiherr am 13. März 1719 an den Folgen seiner liederlichen Lebensweise.

In dem gleichen Jahr — 1701 — kamen noch einige Fälle von Metallverwandlungen vor, bei denen die Ähnlichkeit der sie begleitenden Umstände auf Lascaris als ihren Urheber schließen läßt. Die erste führte der zu Frankfurt a. M. in der auf dem Römer gelegenen Schwanenapotheke bedienstete Gehilfe Godwin Hermann Braun aus mit einer mit Öl angeriebenen Tinktur, welche wie Phosphor roch und wie Copaibalsam schmeckte. Braun wollte sie von einem verstorbenen Verwandten erhalten haben und tingierte damit zum öfteren in Gegenwart seines Prinzipals, des Apothekers Salzwedel, des Arztes Dr. Eberhard und mehrerer Standespersonen geschmolzenes Blei und kochendes Queckfilber durch einige Tropfen zu Gold.

Der Frankfurter gleichzeitige Arzt Conrad Horlacher hat selbst mit diesem Öl Projektion gethan und sagt darüber[1]):

[1]) Vgl. die Vorrede zu H's. Ausgabe von Fabers „Hellscheinender Sonne", Frankfurt, 1707, 8°.

„Ich habe gleichfalls die Projection mit 4 Tropfen von dieſem Öl auf 1 Quintlin Mercurii vivi zu Münſter in Weſtphalen[1]) nicht allein geſehen, ſondern ſelber verrichtet, und alles vorher, als den Tigel, Mercurium, ein wenig Wax und Borax dazu gekaufft, damit gar kein Dubium bey mir restiren möchte, und nachdem mir der Possessor 4 Tropfen von der Tinctur (denn die wolte er nicht aus den Händen geben) auf das ausgebreitete Wax gegoſſen, habe ſolches alles zuſammengeklebet, und zu den andern Sachen alles mit einander in Tigel gethan, eine groſſe Kohle darauff gelegt, und in der Schmide allmählig zublaſen laſſen, ſo iſt in einer halben Viertelſtunde das ſchönſte Gold bey einem Ducaten ſchwer daraus gekommen."

Der dritte damalige Adeptulus war nach Dippel[2]) der Apothekerlehrling Martin zu Fritzlar, welcher ſeine Tinktur von einem verſtorbenen verwandten Arzt erhalten haben wollte und damit in den Jahren von 1702—1705 in Geſellſchaft junger Leute oft Projektion gethan haben ſoll. — Schmieder vermutet, daß ſich hinter dem angeblichen verſtorbenen Verwandten der vorſichtig gewordene Lascaris verberge.

Als im Februar 1704 der gräflich Weſterburgiſche Rat Liebknecht von einer amtlichen Reiſe nach Wien zurückkehrte, traf er unterwegs einen Mann an, deſſen Perſonalbeſchreibung — beſonders die auffallende Kenntnis des Neugriechiſchen — ſehr gut mit der von Dippel von Lascaris gegebenen übereinſtimmt. Die Unterhaltung drehte ſich u. a. auch um die Alchymie, wobei ſich Liebknecht als Zweifler darſtellte. Als die Reiſenden nun um den Abend des 16. Februars in dem böhmiſchen Grenzſtädtchen Aſch angekommen waren, gingen ſie noch zu einem Schmied, deſſen Werkſtatt der Unbekannte für den nächſten Tag mietete. An demſelben ſetzte er daſelbſt in Liebknechts Gegenwart einen Tiegel mit Queckſilber in das Gebläſefeuer und ſchüttete, als dieſes kochte, ein wenig pfirſichblütenfarbenes Pulver darauf; ſofort geſtand das Queckſilber, wurde aber bei verſtärktem Feuer wieder flüſſig und erwies ſich im Ausgießen als das feinſte Gold.

Hierauf ſetzte der Adept einen zweiten Tiegel mit Queckſilber ein und verwandelte auch dieſes in Gold. Doch ſagte er, die Farbe desſelben ſei nicht ſchön, granulierte es und ſchmolz es in einem dritten Tiegel um. Als das Gold ſchmolz, warf er ein weißes

---

[1]) Braun war nach dort verzogen und ſervierte bei dem Apotheker Adams.

[2]) Dippel: „Auffrichtiger Proteſtant", a. a. O.

Pulver darauf, wodurch es in alle Proben haltendes Silber verwandelt wurde. Der Adept schenkte das sechzehn Ducaten schwere Gold und das neun Loth wiegende Silber Liebknecht und reiste nach Sachsen weiter. Liebknecht berichtete den Vorfall dem mehrgenannten Professor Wedel und schickte demselben, der sie dann in der Jenenser Universitätsbibliothek aufbewahren ließ, die drei gebrauchten Tiegel.[1])

Auch noch während der nächsten beiden Jahrzehnte machte in Deutschland ein unbekannter Adept Aufsehen, und man weiß nicht, ob man in ihm Lascaris oder den später zu nennenden Sehfeld vermuten soll.

Im Jahre 1715 erhielt der Baron Creuz zu Homburg v. d. H., ein eifriger Alchymist, den Besuch eines unbekannten Fremden, welcher sich lang mit ihm über die Kunst unterhielt. Baron Creuz hatte den sehnlichen Wunsch ausgesprochen nur einmal im Leben den Lapis Philosophorum zu Gesicht zu bekommen, und fand nach der Abreise des Fremden in dessen Zimmer ein Papierchen mit Tinktur, die dazu gehörige Gebrauchsanweisung und eine zur Hälfte in Gold verwandelte silberne Schuhschnalle. Mit der Tinktur that Baron Creuz vor seinen Bekannten mehrfach Projektion, und die in der Familie vererbte Schuhschnalle sah der in Homburg lebende hessische Oberlandeskommissär Güldenfalk, wie er in seinen bekannten „Transmutationsgeschichten“ erzählt, noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.[2])

Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, ein großer Liebhaber der Alchymie, erhielt 1716 durch die Post ein Päckchen mit roter und weißer Tinktur, Gebrauchsanweisung und Mahnung, seine kostspieligen Versuche, die doch zu nichts führen würden, einzustellen. Der Landgraf tingierte eigenhändig mit dieser Tinktur Blei in Gold und Silber. Aus dem Gold wurden 1717 mehrere hundert Dukaten geprägt, welche auf dem Avers Brustbild und Namen des Landgrafen, auf dem Revers hingegen einen die Sonne emporhaltenden hessischen Wappenlöwen mit den Buchstaben E. L.

---

[1]) Vgl. Struve: Bibliotheca antiqua, pag. 163 sq. und Schmieder, G. d. A. S. 480 ff.

[2]) Frankfurt u. Leipzig 1784, 8°. S. 118.

zeigten. Die von dem Silber geprägten 100 Speciesthaler hatten auf dem Avers das gleiche Gepräge, während sich auf dem Revers vier in Kreuzform zusammengestellte E. L. befanden, in deren Mitte obiger Löwe die Sonne emporhält. Am Rand steht die Umschrift: „Sic Deo placuit in tribulationibus. 1717.“ [1])

In demselben Jahre — 1716 — wurde zu Wien in dem Hause des Schwarzburgischen Hofrates Pantzer eine Transmutation des Kupfers in Silber vorgenommen und darüber ein Protokoll aufgenommen, gegen welches wohl die strengste historische Kritik nichts einwenden kann, wenn auch zu wünschen wäre, daß man wüßte, woher die Tinktur stammte, und welcher der im Protokoll genannten Männer sie erhalten hatte. Murr ließ eine beglaubigte Abschrift der Urkunde in seinen „Literarischen Beiträgen zur Geschichte des Goldmachens“ [2]) abdrucken; dieselbe lautet:

„Actum, Wien, den 19. Jul. 1716, den 7ten Sonntag nach Trinitatis in des Fürstl. Schwartzburgischen Hofraths, Herrn Wolf Philipp Pantzer, Wohnung auf der Kärnthner-Bastei, in des Kayserlichen General-, Feld-, auch Obristen Land- und Haus-Zeugmeisters und Kommendanten der Kayserlichen Residentz und Haupt-Vestung Wien, des Herren Grafen Carl Ernst von Rappach Excellenz, Hause, in Gegenwart des Kayserlichen und Böhmischen Vice-Cantzlers deutscher Expedition, Herren Grafen Joseph von Würben und Freudenthal, Excellenz, des Herrn Ernst, Königlich Preussischen Würcklichen Geheimbden Estats-Raths und dermalen am Kayserlichen Hofe subsistirenden Ministri, und Herrn Wolf, Hochfürstl. Brandenburg-Culmbach- und Anspachschen Geheimbden Raths und Gesandten auff dem Reichstage, Gebrüder resp. Grafen und Freiherren von Metternich, auch des obbemeldeten Schwartzburgschen Hofraths und seines Sohnes Johann Christoph Philipp Pantzer.“

„1. Um 10 Uhr vor Mittag haben obbenannte Personen an vorgedachtem Orthe sich zusammengefunden, da denn Einer von Ihnen den Uebrigen in einem Papierchen ein weißes Körnchen, wie Saltz anzusehen, gezeiget, so man im Auge hätte leiden mögen, und nach dem Probirgewicht [3]) eingetheilt, in Aller Gegenwart gewogen und Ein Loth schwer befunden.“

„2. Haben die Anwesenden zwei kupfferne Pfennige gewogen, der eine von denen, so in dem Wienerischen Armenhause ausgetheilt werden, ist nach

---

[1]) Güldenfalk: „Transmutationsgeschichten“, S. 285. Vollständiges Thalercabinet. Königsberg und Leipzig, 1747, 8°. S. 445.

[2]) S. 102.

[3]) Das Probiergewicht entspricht nicht dem im Verkehr üblichen, sondern nur dessen Proportionen.

obgedachtem Probiergewicht hundert Quentchen 8 1/2 Gran, der andere aber, ein Hungariſcher Polturac von 1607, achtundſechzig Pfund ſechzehn Loth ſchwer geweſen."

„3. Den erſteren hat man auff einem Kolenfeuer glühend werden laſſen, welchen der Schwartzburgiſche Hofrath mit einem Zänglein aus der Glut genommen, worauf Herr Wolf Freiherr von Metternich obgedacht weiſſes Körnlein, mit einem kleinen Stänglein von Wachs, weilen es ſonſt nicht zu faſſen geweſen, aufgefangen, und damit ſo hurtig als möglich auf dem obgedachten glühenden kupfernen Pfennig nur auf Einer Seite in superficie herumgefahren."

„4. Der Böhmiſche Herr Vice-Cantzler, welcher beſorgte, daß der Pfennig flieſſend werden möchte, hat ungeachtet, daß das weiſſe Körnlein noch oben auf dem Pfennig beiſammen gelegen, und der Pfennig noch roth anzuſehen geweſen, denſelben ins Waſſer geworfen, und ihn ſo geſchwind wieder herausgenommen, daß er ſich darüber die Finger verbrannt, da dann":

„5. Alle mit ihren Augen geſehen, daß der roth in das Waſſer geworffene Pfennig weiß wieder herausgezogen worden, mit gewiſſen Anzeigen, daß er ſchon würcklich angefangen zu ſchmeltzen."

6. Weil man aber observirt hat, daß das Körnlein mit in das Waſſer gekommen, hat man den obgedachten Polturac auch glühend gemacht und blos in das Waſſer geworffen und gleichfalls ſofort wieder weiß herausgezogen, welcher Herrn Wolf Freiherrn von Metternich überlaſſen worden."

„7. Man hat es auch hieran nicht bewenden laſſen, ſondern noch zwei andere kleinere Kupferpfennige, wie ſie auch in dem Armenhauſe allhier ausgetheilet werden, zuſammen glühend gemacht und mit einander in obgedachtes Waſſer geworffen, welche im Herausziehen begriffen worden, daß ſie die Farbe ziemlich geändert, aber doch nicht ganz weiß geworden. Welche obgedachte beide Herren Gebrüder von Metternich zu ſich genommen."

„8. Hat man ein viereckt Stück Kupferblech auch glühend in dieſes Waſſer geworffen, und befunden, daß ſolches an etlichen Orten die Farbe noch etwas, doch weniger als die beiden vorigen Kupferpfennige geändert."

„9. Von dieſem letztbenannten Kupferblech hat man ein ſchmales Stückchen abgeſchnitten und es zum andern Mahl glühend gemacht und abermals ins Waſſer geworffen, welches ganz weiß wieder herausgekommen."

„10. Hat man es mit noch einem ſolchen Schnitzel von gedachtem Kupferblech verſucht, aber befunden, daß es ungeändert herausgekommen."

„11. Den N. 2 gedachten größeren Pfennig hat man mitten von einander geſchnitten, und befunden, daß derſelbe durch und durch weiß geweſen, davon die eine Hälfte vorerwähnter Graf Ernſt von Metternich, die andere der Herr Wolf Freiherr von Metternich zu ſich genommen."

„12. Von der einen Hälfte, ſo der Letztere zu ſich genommen, hat man zwei kleine Stücklein, nach obgedachtem Gewicht von zwei Pfund, auff die

Kapelle geſetzt, und nach der Ausrechnung befunden, daß dieſer kupferne Pfennig in vierzehnlöthiges Silber verwandelt worden."

„13. Hat man das kleine N. 9 beſagte Schnittchen auch auf die Kapelle geſetzet, und befunden, daß es in zwölflöthiges Silber verwandelt worden."

„14. Item hat man dem N. 8 genannten Kupferblech ein kleines Schnittchen, ſo aber nicht gewogen, auf der Kapelle geſetzet, woſelbſt es ebenfalls eine Probe ſtehen laſſen, ſo man aber nicht ausrechnen können."

„15. Als man nun nicht zweifeln können, daß das Kupfer zu gutem, wahren Silber geworden, hat man auch die Schwere unterſucht, und zu dem Ende die beiden N. 2 benannten, nunmehr zu Silber gewordenen Pfennige zum andern Mahl auffgezogen, da denn der erſte 125 Pfund 8 Loth[1]), mithin 25 Pfund mehr, der andere aber 79 Pfund 16 Loth, mithin 11 Pfund mehr gewogen, welches die obgedachten Anweſenden nicht weniger, als die Transmutation ſelbſt in Verwunderung geſetzt."

„16. Hat man zwar ſo gantz genau nicht ausrechnen können, wieviel Theile Kupfers ein Theil der Tinctur zu Silber gemacht habe, weil man die N. 7 benannten kleinen Pfennige, noch auch das N. 8 ermeldete Kupferblech nicht geſchieden; wenn aber nichts mehr wäre tingiret worden, als die zwei größeren Pfennige, ſo hätte doch nach der Ausrechnung ein Theil Tinctur 5400 Theile Kupfer in 6552 Theile vierzehnlöthiges Silber verwandelt, und kann man daher wohl ohne große Sorge ſich zu betrügen ſagen, daß Ein Theil dieſer Tinctur zehntauſend Theile tingiret habe."

„Actum Loco et die ut supra, in memoriam et fidem rei sic gestae, actaeque verae transmutationis von Uns Endesbenannten Augenzeugen eigenhändig unterſchrieben und mit unſern Siegeln beſtärkt.

(L. S.) Joſeph Graf von Würben und Freudenthal.
(L. S.) Wolf Freiherr von Metternich.
(L. S.) Ernſt Graf von Metternich.
(L. S.) Wolf Philipp Pantzer."

In der Geſchichte der Alchymie ſind Fälle, daß eine juriſtiſche Fakultät ein Rechtsgutachten über Betrüger abzugeben hatte, ziemlich häufig; daß aber im zweiten oder dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Leipziger Fakultät auf Antrag eines deutſchen Reichsfürſten, des ſonveränen Grafen Erbach, ein Gutachten über das Eigentumsrecht auf alchymiſtiſch dargeſtelltes Gold, in welches das Silbergeſchirr ſeiner Gemahlin verwandelt worden war, abgab, iſt ein geſchichtliches Unikum. Schmieder nennt als den betref-

[1]) Es iſt natürlich Probiergewicht gemeint. Die ſtattgefundene Vermehrung des Gewichts würde ungefähr der Veränderung des ſpezifiſchen Gewichts entſprechen, welche das Kupfer bei der Verwandlung in Silber erleiden müßte.

fenden Grafen Carl Friedrich von Erbach und als seine Gemahlin die Gräfin Anna Sophie, als das Jahr des Ereignisses endlich das Jahr 1725. Nun aber fand nach den gleich anzuführenden Aktenstücken des gleichzeitigen Putoneus der Rechtsstreit im Jahre 1715 statt, zu welcher Zeit, wie Kopp nachweist[1]) eine Gräfin Anna Sophie von Erbach nicht existierte. Wohl aber heiratete 1723 eine Freiin Anna Sophie von Speßhardt, den Grafen Philipp Carl von Erbach-Fürstenau, während der 1731 gestorbene Graf Friedrich Carl von Erbach-Erbach seit 1711 mit der Gräfin Sophie Eleonore von Limpurg verheiratet war. Ein Schloß Tankerstein im Odenwald existiert nicht, weshalb Kopp annimmt, daß hier ein Schreibfehler des Kopisten vorliege und Schloß Freienstein[2]) im Odenwald gemeint sei, welches im vorigen Jahrhundert mehrfach Wittwensitz der Gräfinnen von Erbach war. Schmieder hat nun offenbar die Persönlichkeiten der in den Akten nicht mit Namen aufgeführten Grafen verwechselt, wodurch Unsicherheit in die Personen-, Orts- und Zeitfrage gekommen ist. Kopp regte deshalb eine Untersuchung des Erbachschen Archives an, die jedoch nicht zu Stande kam, und als er sich an die Leipziger Universität wandte, erfuhr er, daß in den sehr mangelhaft erhaltenen Akten aus jener Zeit nichts über den Erbachschen Prozeß zu finden sei. Immerhin ist ein solcher geführt worden, sei es, von wem es wolle, denn die Urkunden sind in zwei gleichzeitigen juristischen Werken abgedruckt, nämlich in Putoneus: „Enunciata et consilia juris“[3]) und Joh. Hieron. Herrmann „Sammlung allerhand auserlesener Responsorum.“[4]) Das erste Aktenstück lautet:

„Species Facti.“

„Vor einigen Jahren kam bey spaten Abend ein Mann in Bürgerlichen Habit vor das Schloß Tanckerstein, der Frau Gräfin von Erpach Witthum-Sitz, mit demüthiger Bitte, die Frau Gräfin möge ihn doch ein und in Sicherheit nehmen: weilen er aus Unvorsichtigkeit in der Pfaltz ein Wild geschossen, und jetzo von dem Churfürsten von der Pfaltz auf das Leben verfolgt würde; welches zwar die Gräfin anfänglich nicht thun wollen, weil sie diesen Mann mehr vor einen hübschen Tuckmäuser, als vor einen redlichen Bürger ange-

[1]) Alchemie, Bd. I. S. 153.

[2]) Sollte nicht das weiter unten erwähnte Schloß Frankenstein gemeint sein?

[3]) Tom. II. pag. 677 sq.

[4]) Leipzig 1731, S. 323 ff.

ſehen, jedoch ſie ihm endlich auf vielfältiges Bitten und Flehen ein Stübgen unweit der Geſinde-Wohnung einräumen, und durch das Geſinde fleiſſig auff ihn vigiliren laſſen. Nachdem er ſich aber einige Tage gantz ſtill und fromm allda anffgehalten, ſo hat er die Gräfin mit folgenden Worten angeredet: Gnädige Frau! nachdem ſie durch ihre gütige Aufnahme mein Leben gerettet, ſo vermeine ich nunmehro ſicher fortzureiſen, erbiete mich aber alles ihr Silbergeſchirr vorhero in Gold zu verwandeln, um dadurch mich dankbar zu erweiſen. Wodurch die Gräfin abermahl auf die Gedanken gerathen, er müſſe ein Ertz-Betrüger ſeyn, der Sie um ihre ſilbernen Sachen bringen wollen; weswegen ſie ihm abſchlägliche Antwort gegeben. Weil er aber dagegen verſetzet, ſie ſolle es nur mit Wenigen verſuchen, ſo hat ſich endlich resolviret, ihm einen ächten Pocal überreichen, jedoch ihrem Geſinde anbefohlen, dieſen Mann fleiſſig zu obſerviren, welcher denn auch nach einigen Tagen kommen, das aus dem Pocal gemachte und in eine Stange gegoſſene Gold der Frau Gräfin gebracht hat, mit dieſen Worten: Gnädige Frau! Hier nehmen Sie Dero geweſenen Pocal in gegenwärtiger Stange Goldes, Sie ſchicken ſolches in die Stadt und laſſen es probiren; ich will ſo lange verziehen, und wo es ſich nicht gut befindet, will ich alles erſetzen. Nachdem nun das gemachte Gold aus der Stadt zurücke kommen, und von zwey Goldſchmieden probiret und gut befunden worden, ſo hat der Mann nochmals offeriret, der Frau Gräfin alles und jedes Silber-Service, völlig in Gold zu verwandeln. Die Frau Gräfin aber, wiewohlen ſie ſich nochmals befürchtet, es mögte Betrug dahinter ſeyn, hat ſich dennoch nach vielen Zureden des Mannes bereden laſſen, ihm ihr Silbergeſchirr überhaupt zu geben, welches er genommen und in etlichen Tagen in lauter Stangen Goldes wieder zu geſtellet, mit nochmaliger Bitte, ſolches probiren zu laſſen, ſo auch geſchehen und wiederum vor Recht befunden worden. Worauf der unbekannte Adeptus ſeinen Abſchied genommen, und ſich nochmals vor die Erhaltung ſeines Lebens bedancket, worauf ihm die Gräfin etliche 100 Thaler Geld auf die Reiſe offeriret, er hat aber nichts genommen, und bey fortgeſetzter Reiſe ſeinen Namen und ſich nicht zu erkennen gegeben. Nachdem nun der Gräfin Ehegemahl, welcher ſich einige Jahre und noch bis dato in Ausländiſchen Krieges-Dienſten aufgehalten, erfahren, daß ſie ſolcher Geſtalt zu einem großen Reichthum gelanget ſey, hat er Part davon, oder wenigſtens den Usum fructum begehret, welches ſie aber nicht eingehen wollen, und ſich deswegen auf der Univerſität zu Leipzig bey der Juriſtiſchen Facultät belehren laſſen uſw."

Es folgt nun das von der Fakultät an den leider nicht genannten Anwalt des Grafen ergangene Gutachten:

„Ehrenveſter und Hochgelahrter
Günſtiger Herr und guter Freund!"

„Auf deſſen an uns gethane Frage erachten wir, da ein fremder Mann, der des Wildſchieſſens wegen verfolget wurde, ſich unter dem Schutz Frauen

Annen Sophien, Gräfin von Erpach begeben, und zur Danckbarkeit derſelben auf ihrem Witthum-Sitz, Tanckerſtein genannt, alle ihr Silberwerck durch eine gewiſſe Materia dem Anſehen nach in Gold verwandelt, und vermeynet ihr Ehegemahl, daß ſolches ihm gehöre; Dannenhero“:

„Quaestio.“

„Ob und was derſelbe vor ein Recht habe? zu wiſſen verlanget.“

„Rationes.“

I.

„Dubitandi.“

„Ob nun wohl ermeldter ihr Eheherr anführet, daß er Dominus territorii ſey, und alſo Krafft des Juris territorialis das in Gold verwandelte Silber, indem es pro thesauro zu achten und an einigen Orten die gefundenen Schätze dem Landes-Herren Jure fisci zuſtänden[1]), nächſtdem, und wenn ſolches nicht wäre, daß allenfalls Derſelbe als Maritus ſolches veräußern und an deſſen Stelle ander Silberwerck ihr anſchaffen und ob matrimonii onera den usum fructum davon genießen möchte, es das Anſehen gewinnet.“

II.

„Decidendi.“

„Demnach aber und weil beſagtes Silberwerck der Gräfin eigentümlich zugeſtanden, auch derſelben eigenthümlich verblieben, ungeachtet es in Gold verwandelt, indem keine in Rechten gegründete Urſache, warum ſie des Eigenthums verluſtig zu achten, vorhanden, und die Transmutation ihr zu gute unternommen worden; hiernach beſagtes Eigenthum ihr Eheherr weder in Anſehung, daß die Verwandelung des Silbers in Gold zu Tanckerſtein, deſſen Dominus er iſt, geſchehen, derſelben nicht entziehen, noch ſolches zu Gold gemachte Silberwerck vor einen Schatz, da keine Inventio Thesauri ſich äußert, ſondern das Silber der Gräflichen Gemahlin Jure proprietatis zukommen, noch aus der Erden als ein koſtbar Metall gebracht worden, ausgeben, viel weniger es wider ihren Willen verkauffen, das daraus gelöſete Geld, oder was davon, wenn ander Silberwerck davor angeſchaffet worden, übrig bleibet, administriren und derſelben es ſchlechterdings nutzen und gebrauchen kann“

„Decisio“:

„So iſt wohlermeldter Frau Gräfin Ehe-Herr desjenigen Goldes, ſo aus ihrem Silberwercke durch Transmutation bereitet worden, ohne deren Einwilligung ſich anzumaßen und ſich einig Recht davon zuzueignen, nicht befugt. Von Rechtswegen.“

„Facult. Jurid. L. mense Aug. 1715.“

Leider nennt Putoneus weder den gräflichen Anwalt, noch die obigen Beſcheid unterzeichnenden Vertreter der Leipziger Juriſtenfakultät.

---

[1]) Dieſer Paſſus iſt offenbar in dem von Putoneus nicht mitgeteilten Schluß der Specis facti enthalten.

Noch zwei Spuren eines unbekannt gebliebenen Adepten — vielleicht von Lascaris — finden sich in diesem Zeitraum. — Im Jahre 1720 schreibt der Arzt Dr. Joch zu Dortmund an den schon oft genannten Professor Wedel in Jena folgenden Brief, welchen Güldenfalk in seinen „Transmutationsgeschichten" nach dem Original abdrucken ließ[1]):

„Quod dudum in votis habui, ict mihi contingit tandem. Offendi Adeptum, et veri quidem nominis talem, non deceptorem aut vanae gloriolae cupidum animalculum. Me praesente et vidente, nullo fere sumtu, tribus distinctibus vicibus, aurum fecit purissimum. En Grana Tibi quaedam, juxta cum vase, quo usus est inter laborandum. Propediem redibit et apud me divertetur, amat enim solitudinem vir plane simplex et pius. Libros possedit rarissimos, quos omnes accurate cum non pauca industria evolvit, legit, castigavit. Pro liberalitate sua non paucos usibus meis relinquit, e quibus unum ad Te mitto, nescio qua lingua scriptum. Introductionem Tuam in Alchymiam videre gestit, colit enim et veneratur nomen Tuum. Vale, Vir illustris, et reliquum vitae Tuae tempus ex voto transige. Deus servet. Dabam Tremoniae d. 17. Junii 1720.

Johannes Georg Jochius. Dr. Med."

Als der schon mehrgenannte Dippel im Herbst 1707 in Amsterdam war, hatte er einen Mann kennen gelernt, welcher mit einer geschenkt erhaltenen Tinktur folgende Versuche anstellte: Er legte auf eine acht Zoll im Durchmesser haltende Kohlenpfanne ein Kupferblech und ließ es im Umfang der Pfanne erglühen. Hierauf legte er ein Körnchen weiße Tinktur auf die Mitte des Bleches, worauf dasselbe, soweit es glühte, in Silber verwandelt wurde. Der Rand blieb Kupfer. Dann legte er das zum Teil transmutierte Blech auf ein vierzölliges Kohlenbecken und ließ es in dem entsprechenden Umfang erglühen. Auf den glühenden Kreis von vier Zoll Durchmesser legte er ein Körnchen rote Tinktur und verwandelte ihn so in Gold. Um den goldenen Kreis von vier Zoll Durchmesser schlang sich also ein silberner Ring von gleicher Stärke und um diesen wieder ein kupferner Rand. Der Mann zerschnitt hierauf das Blech in Streifen, um die Übergänge der Metalle in einander zu zeigen und darzuthun, daß keine Zusammenlötung stattgefunden hatte. Wie Dippel noch berichtet, pflegte der Mann die Streifen an Liebhaber für mäßige Preise zu verkaufen.[2])

---

[1]) S. 573.

[2]) „Aufrichtiger Protestant". S. 55.

Dieſe Begebenheit führt uns hinüber zu Johann Conrad Dippel, welcher als Sohn eines Predigers am 10. Auguſt 1763 zu Schloß Frankenſtein bei Darmſtadt[1]) geboren wurde. Derſelbe bezog ſchon 1689 um Theologie zu ſtudieren die Univerſität Gießen, wo er 1693 Magiſter wurde. Später ging er als Hauslehrer nach Darmſtadt und ſollte eine Profeſſur in Gießen erhalten, was jedoch, da Dippel Pietiſt war, am Widerſtand der Orthodoxen ſcheiterte. Er ging deshalb nach Wittenberg, Straßburg uſw., bis er wiederum nach Darmſtadt zurückkehrte. Durch einen Prediger bei Gießen war Dippel auf die ihn zuerſt anwidernde Lektüre der Alchymiſten gekommen, wobei er endlich doch an den Schriften des Raimund Lullius Geſchmack fand; er begann zu laborieren, und ſchließlich gelang es ihm ſeiner Angabe nach, binnen acht Monaten eine Tinktur auszuarbeiten, mit welcher er fünfzig Teile Silber oder Queckſilber in Gold verwandelte. Im Vertrauen darauf, daß ihm die Ausarbeitung der Tinktur ſtets gelingen werde, kaufte er ein Landgut für fünfzigtauſend Thaler, zahlte darauf vierzehnhundert Gulden an und hoffte den Reſt mit Hilfe ſeiner Tinktur zu decken. Die Wiederausarbeitung der Tinktur gelang ihm jedoch nicht, und er mußte ſein Landgut verkaufen. Deshalb und wegen ſeiner grimmigen literariſchen Fehde mit den Orthodoxen ging Dippel 1704 nach Berlin, wo er bis zum Jahre 1707 lebte, das Berliner Blau und Oleum animale foetidum erfand und den bald zu erwähnenden Grafen Caëtano kennen lernte. Im Jahre 1707 wurde er aus unbekannt gebliebenen Gründen verhaftet, jedoch nach acht Tagen auf Fürſprache des Hofmarſchalls Grafen von Wittgenſtein wieder freigelaſſen. Nun ging er nach Amſterdam, erwarb ſich dort das Bürgerrecht, praktizierte, da er in Straßburg auch Medizin ſtudiert hatte, als Arzt und erwarb ſich 1711 den Doktorgrad der Medizin zu Leyden. Im Jahre 1714 ging Dippel, welcher vor einigen Jahren den Titel eines däniſchen Kanzleirats erhalten hatte, nach Altona, wo er wieder als Arzt praktizierte, aber 1719 abermals mit der Geiſtlichkeit in Konflikt geriet und auf der Inſel Bornholm gefangen geſetzt wurde. Nachdem er 1725 auf die Bitte der Königin von Dänemark begnadigt worden war, ging er nach

[1]) Vielleicht das oben genannte fragliche „Tanckerſtein"?

Christianstadt, von wo ihn König Friedrich von Schweden als Leibarzt nach Stockholm berufen wollte. Da sich die Geistlichkeit diesem Vorhaben eifrigst widersetzte, kam es sogar zu erbitterten Streitigkeiten im schwedischen Reichstage, die jedoch zu Dippels Gunsten endeten. Er wurde auf königlichen Befehl 1727 von zwei Reichsgrafen nach Stockholm geholt und sollte Erzbischof von Upsala werden, allein der übermächtige Einfluß der Orthodoxen vertrieb ihn im Dezember genannten Jahres auch aus Stockholm. Er ging nun nach Kopenhagen, wo er königlicher Leibarzt werden sollte; aber auch dies wußte die Geistlichkeit zu hintertreiben. Von jetzt ab — 1729 — lebte Dippel unstät in Deutschland und starb am 25. April 1734 zu Schloß Wittgenstein am Schlagfluß. Dippel war ein unruhiger Kopf und großer theologischer Kampfhahn, aber ein tüchtiger Chemiker, ehrlicher Mann und scharfblickender Geist. Er hatte sechs Besitzer der Tinktur kennen gelernt und Gelegenheit gehabt einer Anzahl von Transmutationen beizuwohnen. Von seinen vielen pietistischen Schriften sind für die Geschichte der Alchymie jener Zeit von Wichtigkeit:

1. Christiani Democriti Wegweiser zum verlorenen Licht und Recht, oder Entdecktes Geheimniß, beides, der Gottseeligkeit und Bosheit — — — Sammt einer Vorrede, worin des Autoris fata chymica zur nöthigen Nachricht offenherzig communiciret werden." Berlin 1704, 8°.

2. Christiani Democriti „Auffrichtiger Protestant." Berlin 1733, 8°.

Wilhelm Homberg, der Entdecker eines nach ihm „Hombergs Phosphor" genannten Leuchtkörpers[1]), muß um eines Versuches willen hier genannt werden, welcher lange Zeit für eine wirkliche Verwandlung des Silbers in Gold gehalten wurde. — Homberg war 1672 als Sohn eines aus Quedlinburg stammenden holländischen Offiziers auf Java geboren, studierte in Jena, Leipzig und Prag Medizin, ging nach Paris, wo er 1704 Leibarzt und Alchymist des Herzogs Philipp von Orleans wurde, und in dieser Stellung 1715 starb. Homberg war einer der bedeutendsten Chemiker seiner Zeit. — Sein alchymistischer Versuch ist folgender: Er löste Silber in Salpetersäure und reduzierte das mit Kochsalz aus-

[1]) Ausgeglühtes dreifach basisches Chlorcalcium.

gefällte Chlorſilber mit Antimon, das er auf der Kapelle vom Silber abtrieb. Das rückſtändige Silber löſte er abermals in Salpeterſäure, wobei er ſchwarzbraune Flocken erhielt, die ſich beim Zuſammenſchmelzen als Gold erwieſen. Es handelt ſich dabei wohl um einen kleinen Goldgehalt des angewendeten Antimons.

Oben wurde ſchon angedeutet, daß König Friedrich I. von Preußen auf Böttiger fahnden ließ und mithin ein Liebhaber der Alchymie war. Seine Sehnſucht nach einem Adepten wurde geſtillt, als ſich im Jahre 1705 Don Manuel Caëtano, Conte de Ruggiero, in Berlin niederließ. Caëtano war der Sohn eines Bauern in Petrabianka bei Neapel und hatte ſeiner Angabe nach 1695 das Geheimnis der Metallverwandlung erlernt; vor ſeiner Hinrichtung geſtand er jedoch, wie General von Schlabrendorf Dippel erzählte, daß er die Tinktur einem von ihm auf der Reiſe meuchlings erſchoſſenen Kapuziner geraubt habe. In demſelben Jahr tauchte Caëtano unter dem Namen eines Grafen Ruggiero in Madrid auf und lieferte dort ſolche Proben ſeiner Kunſt, daß ihn der dortige bairiſche Geſandte, Freiherr vom Baumgarten, nach München einlud. Im nächſten Jahr begab ſich denn der Abenteurer an den Hof Max Emanuels, dem er goldene Berge verſprach und 60000 Gulden durchbrachte. Zur Strafe ließ ihn der Kurfürſt in Schloß Grünwald in Oberbaiern gefangen ſetzen, von wo Caëtano, den der Kurfürſt zum Oberſt, Generalfeldzeugmeiſter, Feldmarſchall, Kommandanten von München und Staatsrat gemacht hatte, im Jahre 1704 nach Wien entfloh. Hier machte er in Gegenwart des Fürſten Anton von Lichtenſtein und eines Grafen Harrach Gold, weshalb ihn Kaiſer Leopold I. mit der Ausarbeitung der Tinktur beauftragte und ihm 6000 Gulden Jahresgehalt ausſetzte. Als jedoch die Tinktur nicht fertig und nach Leopolds Tod der Gehalt geſperret wurde, verſprach Caëtano dem damals in Wien reſidierenden Kurfürſten Johann Wilhelm von der Pfalz binnen ſechs Wochen Gold im Wert von zweiundſiebenzig Millionen zu liefern, verſchwand jedoch vor dieſer Zeit mit der Tochter einer Hebamme, die er heiratete, aus Wien.

Im Jahre 1705 tauchte er, wie geſagt, in Berlin auf und machte in Gegenwart des ſachkundigen Dippels eine Transmutation, welche dieſer in ſeiner obengenannten Vorrede von ſeinem Fatis chymicis folgendermaßen beſchreibt:

„Man führete uns zu ihm in ein Zimmer, darinnen aufs mindeſte 5 bis 4 Dutzend geladene Piſtohlen an der Wand hiengen. Ehe wir noch ankamen, ſo hatte er, wie es die Marktſchreyer machen, ſchon alle ſeine Testimonia publica und Patente von ſeinen häuffigen Projectionen an ſo vielen Höfen auf der Tafel ausgebreitet, und zeigte uns noch ferner einige Handbriefe, ſowohl von dem Leopoldo glorwürdigſter Gedächtniß, als deſſen Gemahlin und dem Churfürſten von Bayern nebſt andern Fürſten, die er alle in einer goldenen Capsul verwahrete. Wir mußten die Charlatanerie mit Geduld passiren und uns darbey quasi verwundern, um ſeine fernere Grace zu menagiren. — Der Herr Graf ſchien mir zu zittern und zu beben bey unſerer Ankunfft, und zeigte ſo wenig Gräfliches in ſeiner Visage, als kein Savoyard, der mit ſeinem Raritätenkaſten und Murmelthiere herumreiſet, zeigen kann. — Ich ſagte endlich, daß ich für meine Person an dieſen fürtrefflichen Historien gar nicht zweifelte; das größte aber, womit er mich ſonderlich obligiren würde, wäre bey mir, ſeine hohe Tinctur ſelbſt und ihren erſtaunlichen Effect zu ſehen; ich hätte zwar das Glück gehabt, ſchon mehr als einmal Tincturen zu ſehen und Projectionen zu machen, keine aber wäre von ſolcher Exsuperance geweſen als wie die Tinctur von Ihro Hochgräfl. Excellenz, die deswegen auch von einem Magistro Excellentissimo müßte ſeyn verfertiget worden, und eben deswegen meritirte, daß alle übrigen Adepti zuſammenkämen ſich zu verwundern und einen Meiſter zu veneriren, da ſie noch alle bey ihm müßten in die Schule gehen. Dieſes Compliment eröfnete auf einmal alle Thüren der Gnade bey unſerm Herrn Grafen. Er gab alsbald Ordre 7 Pfund Queckſilber zu kauffen und zwar durch einen von unſern Dienern ſelbſt. Dieſes Queckſilber goſſe er in eine gläſerne halbmäßige Flaſche, und ſtellte ſolche in die Sandcapelle eines Windofens, den er alle Zeit unter dem Camin parat hatte. Unter der Hand brachte er die Tinctur herfür auf Silber ſowohl als auch auf Gold, die auf weiß ſchien ein hellglänzendes Saltz etwas gepulvert zu ſeyn, doch ſpielte ſie etwas in Leibfarbe, röthlicht, mogte etwan überhaupt noch ein Quentgen wiegen; die auf Gold war ein blaßrothes Pulver und ſehr wenig kaum noch einen Scrupel ſchwer. Als der Mercurius anfieng zu rauchen, ſo wog er 1 Gran ſchwer ab von der weiſſen Tinctur, und ſagte: ſie excusiren, daß da beide Tincturen von gleicher Krafft wären, und er deswegen die weiſſe Tinctur zur Probe erwählte, weil er deren, wie wir ſehen, mehr als der rothen hätte.“

„Da dieſer Gran[1]) oder ſechzigſte Theil eines Quentleins in die Flaſche hinein fiel, ſo entſtund auch hier, wie es ordinairement bei Tingirung des Queckſilbers geſchiehet, ein Geziſche und Geräuſche, und da ſolches nach Verlauf einiger Minuten ceſsirte, faßte er mit der Zange die Bouteille bey dem Halſe und ließ ſie auf die Platte des Camins fallen und brechen: da denn ein Kuchen von feinem Silber ſich praesentirte, der nach dem innern Concavo

[1]) Alſo ca. 6 Centigramm.

der Bouteille ſich formiret hatte und unten etwas angeſchwärtzt war, ohne Zweifel von dem Schmutz des ungariſchen Weins, der ſich hier zu Kohlen verbrannt und auſſen um das Silber angeſetzt hatte. Er wollte dieſes weiter durch den Essayeur auff die Probe ſetzen laſſen; wir aber, die wir wohl wußten, was fein Silber vor eine Farbe haben muß, überhoben ihn dieſer ferneren Mühewaltung und ſagten ihm ſchuldigen Dank vor ſeine Complaisance."

Es wiederholte ſich nun die alte Geſchichte: Caëtano gab ſich ſelbſt für den Verfertiger der Tinktur aus und verwandelte vor König Friedrich I., dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Oberhofmarſchall Grafen von Wittgenſtein, dem Feldmarſchall Grafen von Wartensleben und dem Oberkammerherrn Grafen von Wartenberg über ein Pfund Queckſilber in Silber und die gleiche Quantität Queckſilber ſowie die Hälfte eines glühend gemachten kupfernen Stabes in Gold. Der mißtrauiſche Kronprinz hatte ſelbſt die Requiſiten angeſchafft, die Tiegel beſchickt und Caëtano ſcharf beobachtet. Das Gold und Silber wurde auf der Münze probiert und echt befunden.[1])

Hierauf ſchenkte Caëtano dem König 15 Gran weiße und 4 Gran rote Tinktur, deren Wert er auf neunzig Pfund Silber und zwanzig Pfund Gold ſchätzte. Friedrich wies Caëtano, der einen mehr als fürſtlichen Aufwand machte, das Fürſtenhaus zur Wohnung an und ſpeiſte ihn aus der Schloßküche. Er ſollte nun ſeinem Verſprechen nach binnen ſechzig Tagen acht Loth rote und ſieben Lot weiße Tinktur im Werte von ſechs Millionen Thalern ausarbeiten. Natürlich zog ſich die Sache in die Länge, obſchon Caëtano mehrere kleinere Projektionen — u. a. die eines glühend gemachten Silberguldens — vornahm; es gab Mißhelligkeiten, und ſchließlich reiſte der geglaubte Adept nach Stettin ab.

Um ihn zu begütigen, ſandte ihm der König ſein in Brillanten gefaßtes Porträt und das Patent als Generalmajor der Artillerie. Caëtano kehrte zurück und begann wieder zu laborieren, wurde aber, da mittlerweile Nachrichten über ihn aus Wien und vom Kurfürſten von der Pfalz einliefen, ſtreng bewacht. Er entfloh darauf nach Hamburg, wurde aber ausgeliefert und nach Küſtrin gebracht. Hier

[1]) Pöllnitz: Memoiren, Bd. I. S. 464. Berliner Monatsſchrift von 1791 S. 366 ff. Aufrichtiger Proteſtant. S. 51 ff. Meliſſantes: Gelehrter Hiſtoricus, S. 338.

tingierte er 32 Mark Queckſilber in Silber und 40 Lot des gleichen Metalls in Gold. Da hierdurch ſeine Tinktur alle geworden war, entfloh er nach Frankfurt a. M., wurde aber wiederum zurückgeholt und zum zweiten Mal nach Küſtrin gebracht. Hier begann er nun ein verzweifeltes reſultatloſes Laborieren und diktierte den königlichen Kommiſſarien einen Prozeß in die Feder, welcher falſch befunden wurde. Der König ließ ihn deshalb nach dem bei Creiling abgedruckten Bericht des Königl. Geheimſekretärs Heſſe [1]) am 23. Auguſt 1708 — und nicht wie Schmieder und nach ihm Kopp angeben am 29. Auguſt 1709 — in einem mit Flittergold beklebten Anzug an einem gleichfalls unecht vergoldeten Galgen aufhängen.

Ein ähnlicher Betrüger war Hektor von Klettenberg, deſſen Biographie man ausführlich in Kopps „Alchemie“ und Webers „Aus vier Jahrhunderten“ nachleſen kann. Bekanntlich ließ Auguſt der Starke denſelben am 29. Februar 1720 auf dem Königſtein enthaupten.

Friedrich der Große verhielt ſich ablehnend gegen die Alchymie, trotzdem aber konnte ihm eine Frau von Pfuel über zehntauſend Thaler verlaborieren.

Ein eifriger Alchymiſt war auch Herzog Ernſt Auguſt von Sachſen-Weimar (1707—1748), der Großvater Karl Auguſts, welcher außer einem roſenkreuzeriſchen theoſophiſchen Gebetbuch auch vier Briefe über Alchymie in den Jahren von 1741 bis 1745 ſchrieb. Er erließ auch ein Reſkript, nach welchem die Ortsvorſtände ſeines Landes Holzteller, die mit einem Segen beſchrieben waren, vorrätig halten mußten. Dieſe Teller ſollten zur magiſchen Stillung ausgebrochener Brände ins Feuer geworfen werden. Auch die Herzöge Julius und Karl von Braunſchweig-Wolfenbüttel verlaborierten gewaltige Summen, ebenſo Herzog Chriſtian von Eiſenberg (geb. 6. Jan. 1653, reg. v. 29. April 1678 bis 28. April 1707), welcher mit allen bedeutenden Alchymiſten Europas, die zu jener Zeit lebten, in Briefwechſel ſtand. Derſelbe hatte zur Beſorgung ſeiner alchymiſtiſchen Korreſpondenz eine beſondere Poſt angelegt, die wöchentlich viermal ging.

---

[1]) Edelgeb. Jungfr. Alchymia, S. 105—134.

Der leidenſchaftlichſte Alchymiſt jener Zeit unter den kleinen Reichsfürſten war der Stifter des Meiningiſchen Hauſes, Herzog Bernhard I., (geb. 10. Sept. 1649, regierte vom 21. Juni 1680 bis 27. April 1706) ein ſehr gelehrter und bis zum Jahre 1685 eifrig Hexen verbrennender Fürſt, eine Art Jacob I. von England en miniature. Obſchon deſſen Vater, Herzog Ernſt der Fromme von Gotha, ſeine Söhne in ſeinem Teſtament vor der Magie, dem Nativitätſtellen, der Alchymie, dem Spielen und Halten von Pferden und Hunden gewarnt hatte, ſo laborierte doch gerade ſein Lieblingsſohn, eben Herzog Bernhard, eifrig mit einer Geheimrätin Straube und deren Söhnen in den Schlöſſern zu Meiningen und Untermaßfeld. Mit dem Ertrag des Goldtiegels ſollten die Koſten des Schloßbaues und des übergroßen Truppenkontingents gedeckt und die Unterthanen von den dadurch verurſachten übermäßigen Steuern entlaſtet werden. Wie felſenfeſt des Herzogs alchymiſtiſche Hoffnungen waren, geht aus folgenden merkwürdigen Urkunden hervor[1]), welche er in ſicherer Erwartung des gewünſchten Erfolgs in Duplo ausfertigen und den mit den Geſchenken Bedachten zuſtellen ließ:

---

[1]) Vgl. G. C. F. Emmrich: „Archiv für die Herzogl. S. Meiningiſchen Lande“, Bd. I. S. 19—25. Meiningen 1832. — Eine ähnliche Urkunde iſt folgender in den „Curioſitäten“ von Chr. A Vulpius, Bd. III. S. 19—22 abgedruckter Vertrag, welchen Bernhards Ahnherr, Herzog Johann Friedrich der Mittlere, mit den Pfarrer Abel Schertinger zu Hohekirchen und Philipp Sommerung zu Schönau über die von denſelben verſprochene Herſtellung des Steins der Weiſen abſchloß:

„Vertrag“:

„Kundt vnd offenbar, hiemit vnd jen Crafft dis Brieffs gegen meniglich Das ſich der durchleuchtigſt Hochgeborn fürſt vnd Herr, Herr Johanns Friederich, Herzog zw Sachſen, Landgrave zu Durnigen, vnnd Marggraue zw Meiſſen ꝛc. mit Ern Abeln Schertingern, vnnd dam Phillipps Somerung, beede Jr. F. Gn. pfarrherrn zw Hohekirchen vnd Schönaw, gnediglichen verglichen, wie nachvolgt, Erſtlichen haben beede Pfarrnhern Jrn F. G. vnderthenig vermeldt, vnd angezeigt, das ſie die Rechte warhafftige kunſt, der Philoſophia bericht wern, vnnd auch das Hochwerck, ſampt dem geheimen Stein der Philoſophia warhaftig machen, vnnd zurichten könnten, Solche geheimen kunſt ſie jrn F. G. vnderthenig offenbaren vnnd zuſtellen wolten, Hierauf haben Jrn F. G. beeden Pfaarrherrn alsbald zw anfang ſolcher kunſt, zweihundert vnnd Sechtzig taler geben laßen damit ſie jr Haushaltung dar-

I.

„Von GOttes Gnaden Wier Bernhard Hertzog zue Sachſſen, Jülich, Clev und Berg, auch Engern und Weſtphalen, Landtgraff in Thüringen, Marchgraff zue Meißen, gefürſteter Graff zu Henneberg, Graff zu der Marck und Ravensperg, Herr zum Ravenſtein

Bekennen hiermit vor Uns und Unſere Erben, daß nachdeme durch des Höchſten ſonderbare Güte und Gnade, Vermittelſt eines wohlerfahrenen Mannes und deßelben guetter experientz, Wier zue einer ſonderbahren Wißen-

---

nach einrichten konnen, vnd haben Jnen auch zw den Jezigemelten zweihundert vnnd ſechtzig Talern heut dato noch fünffhundert Taler geben laßen, das alſo jnn einer Suma, Sibenhundert vnd Sechtzig taler machen thut, damit ſie ſolcher Arbeit deſto vnuerhinderlicher beiwohnen mogen. Hierauff haben beede Pfarrherrn, ſolche kunſt alsbalt zu arbeiten anzufahen jr F. G. verſprochen vnd zugeſagt, zu ſolcher arbeit haben jr F. G. jnen Pfarrherrn Sechtzehen Lot geſchlagens Reines feingolts gnedig geben vnnd wollen ſie auch mit kolen, vnd andern Notwendigen Dingen verſehen laßen; daß alſo dieſe kunſt auf Jr F. G. Darlegen vnd vnkoſten gearbeit werden ſoll. So balt auch beede Pfarrherr ein Particular von ſolcher kunſt geferttigt, ſollen ſie dieſelbigen, ſampt beſchriebenen Proceſſs, Jro F. G. vnderthenig, vnd vnuerzügenlich behendigen. So baldt auch Gott der Herr gnad verleihen würdt, das ſie die Rechte hohe Philoſophiſche kunſt, ſampt dem Stein der Philoſophia geferttigt, So ſollen ſie denſelbigen Iren F. G., gleichfalls mit Notwendiger vnnd warhafftiger Beſchreibung vnd bericht, wie derſelbig gemacht, vnnd zugericht werden mus vnderthenig vbergeben vnd zueſtellen, Vnnd ſollen ſie beede Pfarrherrn fürtter die kunſt alſo vf Jr F. G. Coſten, ſo lang es Jr F. G. belieben würdt arbeiten, von ſolcher Arbeit, was ſie vber den vncoſten ertragen würdt, ſol Jnen der zehent teil, erblichen verfolgen vnd bleiben. Vnnd nachdem beede Pfarrherrn weiter vnderthenig gebetten, daß der Nuz ſolcher kunſt, zu Gottes Ehr, auch Landen vnnd Leuten vnnd allen frommen Chriſten zw Nuz vnd guten gebraucht werden ſoll, das haben Jn Jro F. G. gnedig bewilligt. Als auch beede Pfarrherrn weiter vnderthenig gebetten, das ſein F. G. Jnen gnedigen Schuz vnd Schirm mitheilen, vnd Jn die Zeit Jres Lebens, freien Handel vnd Wandel, jnn Jr F. G. Fürſtenthumben vnd Landen geben vnnd laßen ſollen, Hinwider ſie ſich gegen meniglich Ehrbar, redlich vnnd Ehrlich verhalten, vnd niemant wider Recht, vnd die Billigkeit beſchweren wolten, Vnd im Fall, daß Je einer, oder ſie beide, durch ſchickung des Allmechtigen Gottes, mit Todt abgehen, vnd Weib vnd kind hinder ſich verlaſſen würden, das Jre F. G. dieſelbigen gleichfalls jnn gnedigen beuelch haben, vnnd ſie bei Recht, vnd der Billigkeit, gnedig ſchützen, ſchirmen vnnd Handhaben laſſen wolten, Solchen auch jetzt gemelten ſchutz und ſchirm, haben Jr F. G. Jnen, Jren Weib vnd kindern, gnedig verſprochen vnd zugeſagt. Doch daß ſie ſich auch hinwider Jrem Zuſagen nach, gegen meniglich, Redlich, Ehrlich vnd vfrecht halten, vnd Niemant gegen die billigkeit beſchwern, Welchs

ſchafft (ſo Er uns treulich und redlich entdecket, und Uns ſchriftlich zuegeſtellet hatt,) gelanget ſind, Wier zu ſchuldiger Danckbahrkeit gegen den Gutthätigen GOtt, Uns Krafft dieſes verbindlich gemacht haben, und hiermit verbindlich machen; daß Wier auß dem Genuß dieſes neu-tractirenden Werckes, welches Wier in Vier gleiche Theile vertheilen wollen, Zwey Theile davon Gott dem Herrn zue Ehren und dem Neben-Nechſten zu Nutze, alſo anwenden wollen, daß

---

alles ſie dan auch ſein F. G. vnderthenig bewilligt vnd zugeſagt haben. Vnd nachdem beede Pfarrherrn, Jro F. G. vnderthenig gebetten, dieſe hohe Kunſt vnd Gottesgaben, bei ſich jnn geheim zu halten, vnnd die nit weitleuftig komen laßen wolten, damit ſchaden vnd Nachtheil, ſo leichtlich hieraus entſteen konnt, vermitten bleiben möcht, hierinnen wollen ſich Jr F. G. wol zu halten wiſſen, Nachdem derſelben gelegenheit nit ſein würd, dieſe kunſt vnd Gottesgaben, weitleuftig komen zu laßen vnnd zu gewartten, daß die wider ſein F. G., auch derſelbigen Landen vnnd Leuthen, zu ſchaden vnnd Nachteil gebraucht werden möchten, Vnnd haben alſo beede Pfarrherrn verſprochen vnd zugeſagt, ſolche kunſt traulich vnd on allen Betrug zu arbeiten, vnd daß auch ſich Jro F. G. gewißlich verlaßen mögen, vnd ſollen, daß ſolche kunſt gewiß gerecht vnd wahrhafftig ſei, Sie auch dieſelbigen Jnn Iren Henden haben, vnnd Jro F. G. ohn allen Betrug vbergeben vnd zu ſtelleu wöllen, Vnd haben die mergedachten Pfarrhern, Iren F. G. weiter verſprochen, vnd zugeſagt, alles das ſo ſie jnn dieſer Philoſophiſchen kunſt wißen, vnd künftig vber kurz oder lang Jnn dieſer kunſt weitter bekomen, lernen vnd erfaren würden, daſſelbig Jrn F. G. alsbaldt auch zu offenbarn, vnd dauon nichts verhalten, Hingegen haben auch Jr F. Gn. gnedig bewilligt, wes ſie jnn dieſer kunſt haben oder hinfüran bekomen werden, Jnen den mergemelten Pfarrherrn auch gnedig mitzutheilen vnd zukomen laßen wollen, Dis alles vnnd ſoviel von jhnen den Pfarrherrn hierinnen geſchriben und vermeldt iſt, demſelben alſo getreulichen vnd Erlichen nachzuſetzen, haben beede Pfarrherrn, Jro F. G. mit Handtgebenden Treuen, an Eides ſtatt gelobt vnd zugeſagt. Hinwiederumb Jnn Jr F. G. alles das, ſo Jnen bewilligt, vnnd Hierinnen verleibt iſt, gleichfalls gnedig vnd Fürſtlichen zunolziehen, dis alle zwarer Vrkunth vnd ſteter Haltung, ſoniel Jn dieſem Brieff vermeldt ſindt, derr zween gleichslauts geſchriben, die Jr F. G. beſieglt, vnd mit eigen Handen vnderſchriben, Wie dann auch die Pfarrherrn dieſelben auch beſiegelt vnd mit eigen Handen auch vnderſchrieben haben, vnd Jre F. G. den einen zw Handen genomen, vnd den andern Jnen den Pfarrherrn gnedig zugeſtellt haben, Geſchehen vnd geben den Sechſten tag Nouembris Jm Tauſent Fünfhundert und Sechs und Sechzigſten Jar.

Johanns Fridrich
(L. S.)

(L. S.)
Abel Scherdiger pf.
zw Hohnkirchenn
Manu pp.

(L. S.)
Philippus Somerung
pfarrer zw Schonaw
M. pp.“

der Eine Theil darvon zur Beſoldung und Deputat-Stücken vor einen Hoff-Prediger, Hoff-Diacono, Capell-Meiſter, der gantzen Capelle, Hoff-Cantore, derſelbigen Sing-Knaben, Hoff-Organiſten, Hoff-Kirchner und Hoff-Calcantten, bei der hieſigen Schloß-Kirche, wie auch zu fölliger Außziehrung dieſer Schloß-Kirchen, der Andere Theil aber darvon zur Auferbauung eines Weyſen- und Armen-Hauſes, zue Unterhaltung armer Pfarr- und Schul-Witwen, wie auch anderer armer Witwen und Weyſen, angewendet werden ſolle. Befehlen demnach hiermit Unſerem zum Consistorio verordneten Praesidenten, Rähten und Assessoren, daß Sie über dieſer Unſerer Verordnung treulich und ſträcklich halten, die Gelder ſonſt zu nichts anderes, alß Worzue Wier ſie hiermit verordnet haben, anwenden ſollen, ſowahr Jhnen Gottes und Unſere Gnade lieb iſt. Denenjenigen aber, ſo Wier über dieſes neue Werck die administration auffgetragen haben, befehlen Wier hiermit ernſtlich, daß Sie ſolche Zwey Theile des Genußes von dieſem neuen Wercke, alle Virttel Jahr nebenſt einer richtigen Rechnung Unſerem Consistorio an bahrem Gelde Ohnverzüglich außzahlen. Hierdurch geſchiehet nun dem großen GOtt ein Gefallen, und dadurch wird Unſer ernſter Wille Vnd Meynung oder Gelübte, ſo Wier dem höchſten GOtt ſo treulich Verſprochen, Vollbracht. Zue mehrerer Verſicherung deßen, haben Wier ſolches nicht alleine eigenhändig geſchrieben, ſondern auch nnterſchrieben und geſiegelt, mit Unſerem Hand-Siegel, ſo geſchehen Meinungen zur Eliſabethenburg, den 6. Aprilis 1693.

(L. S.) Bernhard, Herzog zue Sachſſen etc.“

II.

„Von GOttes Gnaden Wier Bernhard Hertzog zue Sachſſen etc.

„Was der Königliche Prophet David ſaget, in Seinen CXXII. Pſalm ver. 2. daß GOtt der HErr Seinen Freunden gebe etwas im Schlaff, das können Wier wohl mit Wahrheits-Grunde von Uns ſelber ſagen, indeme durch des Allerhöchſten ſonderbahre Güthe und alſo nicht durch Unſer eigenes Rennen und Lauffen, Uns eine gewiße Sache vor Siben virttel Jahren iſt in die Hände geſpielt worden, darvon Wier nun hoffen, den Seegen GOttes reichlich und überflüſſig zue empfahen. Dieweil aber der Güttige GOtt darumb Schätze außtheilet, andern auch davon mitzuetheilen, ſo wollen Wier auch Uns hierinne gegen GOtt danckbar erweiſen, wenn ſolches Werck der Getreuwe GOtt, wie bißanhero geſchehen, wird ferner ſegnen und zum erwünſchten Ende kommen laſſen. Zue dem Ende verſprechen Wier vor Uns und Unſere Erben und Nachkommen, dieſes reichlich geſegnete und nützliche Werck anzuewenden:

1. Zue Auffrichtung eines Stifftes, vor Fürſtliche, Gräffliche und Adelige Perſohnen, ſo ſich nicht verheirathen wollen.

2. Zue Unterhaltung Zwölff Geiſtlicher Perſohnen, ſo denen Widerſachern Jhre Schrifften Schrifftmeſſig ohn einziges Gezäncke widerlegen, und das thätige Chriſtenthum, wie auch die Information der Allten und Jungen, ſowohl in Stätten alß Törffern und auff dem Lande treiben ſollen.

3. Zue einem beſtändigen Capital, zue Erhaltung der Hoff-Capelle, eines Hoff-Predigers, eines Hoff-Diaconi, eines Hoff-Cantors, eines Hoff-Kirchners, und vier Sing-Knaben bey hieſiger Schloß-Kirchen.

4. Zue Aufferbauung eines Weyſſen-, Spinn- und Zucht-Hauſes, und zue Untterhaltung derer dazue benöthigten Geiſt- und Weldlichen Bedienten.

5. Zue einer Addition derer Geiſtlichen-Schul-Collegen und Schul-Meiſters Beſoldungen, und zur Untterhaltung dererſelben hinterlaſſenen Witwen und Unvermögenden Kindern.

6. Zue Anlegung eines gewißen Capitals vor Vertriebene, Verbrante und Conversos, ſo zue Uns kommen.

7. Soll davon eine Donation gegeben werden, alß 4000 Ducaten der Schloßkirchen,

500 Ducaten der Stadtkirchen zue Meiningen,
500 „ „ „ „ Saltzungen,
500 „ „ „ „ Waſungen,
500 „ der Kirche zue Frauenbreittung.
1000 „ } dem Meinungiſchen
500 „ } dem Saltzungiſchen
500 „ } dem Waſungiſchen } Ministerio in den Stätten und auff dem Lande.
500 „ denen Schulen und Schull-Meiſtern in den Aembtern Maßfeld und Meinungen.
200 „ der Meinungiſchen } Statt-Schule.
200 „ der Saltzungiſchen }
200 „ der Waſungiſchen Statt-Schule inclusive derer Schul-Collegen.
100 „ } den Schul-Collegen { zue Meinungen,
100 „ } { zue Saltzungen.
100 „ der Schule zue Frauenbreittungen.
100 „ }
100 „ } auff das Rath-Hauß { zue Meinungen,
100 „ } { zue Saltzungen,
100 „ } { zue Waſungen.
100 „ auff das Gemeinde-Hauß zue Frauenbreittungen.
200 „ dem Grimmenthal.
100 „ dem Hoſpitahl zue Meinungen.
100 „ der Jägerey.
400 „ dem Adeligen Stifft zue Waſungen.

8. Weilen es mit dem Evangeliſchen Weeſen je mehr und mehr gefährlicher ſich anläßet, ſo ſollen von dieſem Wercke auch angewendet werden, zue Untterhaltung gewißer trouppen, mit welchen mann ſich mit Andern Evangeliſchen Ständen Allijren Könne, umb dadurch ſich wieder die Machinationes der Wiederſacher zue Mainteniren, niemanden aber damit zue beleiden. Und damit auch die Untterthanen des Landes Keine Ueberlaſtung von dieſen trouppen haben mögen, ſo müſſen hier und wieder in denen Stätten und auff dem Lande Casernes gebaut werden, darinnen die Soldatesque Seine beſtändige Wohnung

haben möge. Jngleichen müſſen auch hinn und wieder auff dem Lande undt in denen Stätten Häußer gebauet werden, darinnen die Milice wo ſie ſtehet, ihren GOttes-Dienſt apartè verrichten kann.

Ueber dieſe Unſere Verordnung ſollen Unſere Fürſtliche Kinder und Nachkommen feſt und treulich halten, ſo lieb Jhnen allerſeyts GOttes Segen iſt. Wier haben zue der mehrerer Verſicherung deßen dieſes alles ſchrifftlich von Uns geſtellet, und ſolches Unſerm jetztmahligen General-Superintentenden und Hoff-Prediger, Ehrn Doctor Jacob Reichartten, wie auch Unſerm jetzigen Hof-Diacono, Ehrn Magister Johann Adam Crebßen, verſiegelt außgehendiget, ſo geſchehen in Unſerer Residentz Statt Meinungen zur Eliſabethenburg den 2. November Anno 1700.

(L. S.) Bernhard, Hertzog zue Sachſſen."

Als nun nach Angabe der Familie Straube die Tinktur fertig ſein und die Metallverwandlung vor ſich gehen ſollte, hielt der fromme Herzog mit dem ganzen Hof und der Dienerſchaft in der Schloßkirche eine Betſtunde ab. Nach derſelben begab er ſich mit dem Hof in das Laboratorium, um das gemachte Gold in Augenſchein zu nehmen; aber die Goldküche war leer, denn die betrügeriſchen Goldkäfer waren ausgeflogen.

So viel über die Alchymie an den deutſchen Höfen.

Vierzehntes Kapitel.

Sehfeld, James Price, Kortum usw.

Der merkwürdigste der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebenden Alchymisten, dessen in Rodaun bei Wien und in Halle a. d. S. bewirkten Metallverwandlungen von achtungswerten Chemikern der damaligen Zeit bezeugt werden, war ein gewisser Sehfeld, von dessen Antecedentien man nur weiß, daß er aus Oberösterreich stammte, als Laborant im Dienste einiger reicher Liebhaber der Alchymie gearbeitet und etwa zehn Jahre im Ausland gelebt hatte.

Nach seiner in das Jahr 1745 oder 1746 fallenden Rückkehr besuchte Sehfeld das Bad Rodaun bei Wien und fand in dem von dem dortigen Bademeister Friedrich unterhaltenen Gasthaus einen wie für seine Zwecke geschaffenen Aufenthalt. Die abgeschiedene Lage des Hauses in einem stillen romantischen Thal und der Umstand, daß dasselbe nur wenige Wochen des Jahres Gäste beherbergte, sonst aber nur von der Familie des Bademeisters bewohnt wurde, ließen es so recht geeignet erscheinen, hier im Stillen der hermetischen Kunst zu leben und die Produkte derselben — von geldbedürftigen, auf Adepten fahndenden Fürsten unbemerkt — an den Mann zu bringen. Endlich mochten auch die drei jugendfrischen Töchter des Bademeisters keine geringe Anziehungskraft auf den als sehr lebenslustig geschilderten Adepten ausüben.

Sehfeld entdeckte sich Friedrich und gewann dessen Vertrauen dadurch, daß er in seiner Gegenwart ein Pfund Zinn in Gold verwandelte, welches der Bademeister in die Münze verkaufte, wo es der Münzwardein für das feinste Gold erkannte und bezahlte. Sehfeld kam nun mit Friedrich dahin überein, daß er bei ihm blieb und seiner Goldkunst oblag, wohingegen Friedrich Stillschweigen geloben und gegen Bewilligung ansehnlicher Vorteile den Vertrieb des verfertigten Edelmetalls übernehmen mußte. Trotz aller angewandten Vorsicht waren die Frau und die Töchter Friedrichs nicht von der Mitwissenschaft auszuschließen und wurden gar bald Zeuginnen der Metallverwandlungen, welche sie — natürlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit — ihren Freundinnen kundgaben. Bald war die Goldmacherei Sehfelds ein öffentliches Geheimnis, die löbliche Polizei bekam Wind von der Sache und überlegte, wie sie sich des Adepten bemächtigen sollte nach der Lehre der alten italienischen Juristen, welche Alchymisten und alchymistisches Gold gefundenen Schätzen gleichstellte und dem Landesherrn zusprach.

Obgleich nun Sehfeld gegründete Ursache hatte, Rodaun den Rücken zu kehren, so scheinen doch die Töchter Friedrichs der Magnet gewesen zu sein, welcher ihn an den Ort fesselte. Er wandte sich an Kaiser Franz I. mit der Bitte um ein Privilegium und einen Schutzbrief für von ihm gefertigte und nach dem Ausland vertriebene Farben, wofür er jährlich 30000 Gulden zu zahlen sich erbot. Und wirklich hat auch Sehfeld, nachdem er das Privilegium erhalten hatte, dieses stipulierte Schutzgeld in monatlichen Raten so lange pünktlich bezahlt, als er von Seiten der Regierung unbehelligt blieb.

Unser Adept widmete sich vergnügt und sorgenfrei seinem einträglichen Geschäft und machte wöchentlich zweimal Gold, wobei die Friedrichsche Familie Handlangerdienste verrichtete. Sehfeld bediente sich bei seinen Metallverwandlungen nur des Zinns, auf welches er, wenn es geschmolzen war, ein rotes Pulver streute. Sofort erhob sich über dem Metall ein roter in allen Farben spielender Schaum, die Masse arbeitete etwa eine Viertelstunde lang mit Zischen, Poltern und Blasenwerfen, dann setzte sie sich zusammen und war zum besten Gold geworden.

Diese Operationen hatten die Töchter Friedrichs so oft mit

angesehen, daß sie überzeugt waren, das Kunststück auch ohne Sehfeld ausführen zu können. Sie schmeichelten dem Adepten etwas von seinem Pulver unter dem Vorgeben, dasselbe zur Arznei benutzen zu wollen ab und warfen es in seiner Abwesenheit auf geschmolzenes Zinn, wo es indessen harmlos liegen blieb und nicht einmal einen irisierenden Schaum, geschweige denn Gold erzeugte. Die Mädchen merkten, daß sie gefoppt worden waren, und suchten die Spuren ihres Thuns so gut als möglich zu beseitigen, allein der heimkehrende Sehfeld erriet dennoch das Vorgefallene, welches ihm die Mädchen auch endlich eingestanden. Scherzend behauptete er, daß sie das Experiment nicht recht gemacht hätten, und gab ihnen abermals eine Quantität Pulver mit dem Geheiß, dasselbe in der Küche auf geschmolzenes Zinn zu werfen, während er ruhig im Zimmer sitzen blieb. Jetzt gelang der Versuch nach Wunsch, und der Adept hatte durch die Vertauschung des falschen Pulvers mit dem echten seine Absicht erreicht, die Friedrichsche Familie glauben zu machen, daß die Wirkung der Tinktur nicht von dieser selbst, sondern von der magischen Kraft seiner Persönlichkeit abhängig sei, und glaubte sich infolgedessen vor einem etwaigen Diebstahl des kostbaren Pulvers gesichert.

Die Ruhe, welche sich Sehfeld durch sein Patent gesichert hatte, dauerte nur wenige Monate, denn die Menge des durch Friedrich an die Münze und verschiedene Juden verkauften Goldes erregte so großes Aufsehen, daß das Gerücht davon bis zu Maria Theresia drang. Die Kaiserin, welche bekanntlich in ihren Erblanden ein straffes Regiment führte, ohne sich allzuviel um den ihr etwa entgegenstehenden Willen ihres Gemahls zu kümmern, beschloß, den Schutzbrief Sehfelds nicht anzuerkennen, und ließ den Adepten eines Nachts von einem Kommando der Wiener Rumorwache aufheben und nach der Hauptstadt abführen. Bei seiner Verhaftung hatte Sehfeld nach der übereinstimmenden Aussage der Mitglieder der Friedrichschen Familie über acht Pfund Gold bei sich, welches spurlos verschwand und auch in den Untersuchungsakten keine Erwähnung findet. In Wien wurde der Adept scharf verhört, mit der Tortur bedroht und endlich scharf gegeißelt, um ihm sein Geheimnis zu entreißen; allein er blieb standhaft und erklärte, daß er nichts entdecken werde, selbst wenn man ihm das

Leben rauben würde. — Dieſe Angelegenheit blieb nicht verſchwiegen und erregte ſelbſt in dem Wien der thereſianiſchen Zeit ein ſolches Aufſehen, daß die Kaiſerin den Alchymiſten nach Temesvar bringen ließ, um ihn ſowohl den Leuten aus den Augen zu ſchaffen, als auch, wie ſie hoffte, durch ſtrenge Haft ſeinen Widerſtand zu brechen. Der Kommandant von Temesvar, General von Engelshofen, lernte den Gefangenen näher kennen und überzeugte ſich, daß ihm großes Unrecht geſchehe, weshalb er nach Jahresfriſt die Gelegenheit wahrnahm, ſich bei Maria Thereſia für ſeine Befreiung zu verwenden; allein die Kaiſerin ſchenkte den Vorſtellungen des Generals kein Gehör und machte die Freilaſſung Sehfelds allein von der Offenbarung ſeines Geheimniſſes abhängig.

Bei dieſer Gelegenheit erfuhr Kaiſer Franz; der ein großer Verehrer der Alchymie war und ſelbſt mit ſeinem Geheimſekretär Joliſief laborierte, welche Bewandtnis es eigentlich mit dem angeblichen Farbenfabrikanten habe, und veranſtaltete eine Schweinsjagd in dem Rodauner Forſt, während welcher er bei Bademeiſter Friedrich nähere Erkundigungen einzog. Friedrich beteuerte hoch und heilig, daß er mit den Seinen oft der Metallverwandlung beigewohnt habe, und brach auf einen zweifelnden Einwand des Kaiſers in die Worte aus: „Majeſtät! Und wenn der liebe Gott vom Himmel herabkäme und ſpräche: Friedrich, du irrſt, Sehfeld kann kein Gold machen! ſo wollte ich antworten: Du lieber Gott! Es iſt doch gleichwohl war; ich bin davon ſo gewiß überzeugt, als du mich erſchaffen haſt!“

Infolge der eingezogenen Erkundigungen ſetzte es Franz I. bei ſeiner Gemahlin durch, daß Sehfeld aus der Feſtungshaft entlaſſen wurde, um die Tinktur für den Kaiſer neu auszuarbeiten. Nur waren ihm zwei Offiziere als Wächter und beſtändige Begleiter beigegeben, welche, aus Lothringen ſtammend, dem Kaiſer von Kind an bekannt waren und ſeiner Gnade Alles verdankten, ſo daß er ſich ihrer Treue und Zuverläſſigkeit wohl verſichert halten konnte. Sehfeld ſtellte nun verſchiedene intereſſante chemiſche Verſuche an, deren Beſchreibung den Kaiſer amüſierte, und machte mit ſeinen Begleitern öftere Vergnügungsreiſen, auf deren einer alle drei ſpurlos verſchwanden. Alle Nachforſchungen, die bis nach der Schweiz, den Niederlanden und England ausgedehnt wurden, blieben

reſultatlos, welcher Umſtand nicht wenig dazu beitrug, die Gloriole der Adeptſchaft Sehfelds zu vergrößern, denn man ſchloß, daß dieſer unmöglich zwei dem Kaiſer von Kind an ergebene Cavaliere zum Aufgeben aller Pflichten der Ehre wie des Dienſtes, ihrer Stellung, Ausſichten und Familienbande hätte bewegen können, wenn es ihm nicht möglich geweſen wäre, ihnen eine unverhältnismäßig große Entſchädigung zu bieten.

Sehfeld blieb verſchollen, und — durch das allgemein verbreitete Gerücht angeregt — begab ſich Johann Heinrich Gottlob von Juſti, ein ſehr angeſehener Chemiker und Technologe der damaligen Zeit, nach Rodaun, wo er von der Friedrichſchen Familie und andern Beteiligten die obigen Begebenheiten erfuhr, die er im zweiten Band ſeiner „Chymiſchen Schriften“ mitteilt.[1]) Juſti fand in Sehfelds Nachlaß eine eingeſprengten Schwefelkies enthaltende zwölf Pfund ſchwere Stufe Kupferlaſur, welche die Friedrichſche Familie für den Grundſtoff der Sehfeldſchen Tinktur hielt; doch bezweifelt er dieſe Annahme mit Recht und glaubt, daß das goldgetüpfelte Blau dieſes Minerals dazu diente, die Neugierde der Friedrichſchen Familie abzulenken und unbequemen Fragern die Darſtellung einer koſtbaren Farbe begreiflich zu machen.

Bei dieſer Gelegenheit äußert ſich von Juſti an obiger Stelle folgendermaßen über Alchymie[2]):

„Ich leugne gar nicht, daß unzählige Betrügereien im Puncte des Goldmachens geſpielt worden ſind; allein wenn in irgend einer Sache ſtarke und unzweifelhafte Beweiſe vorhanden ſind, ſo iſt es hierin, und man müßte allen hiſtoriſchen Glauben verwerfen, wenn man leugnen wollte, daß es von Zeit zu Zeit einige Leute gegeben hat, welche das Geheimniß, Gold zu machen, beſeſſen haben.“

Als einen ſolchen „ſtarken und unzweifelhaften Beweis“ führt nun von Juſti die Geſchichte Sehfelds an.

Nach etwa zwei Jahren tauchte Sehfeld in Halle wieder auf, wo er zwar ſeinen Namen nicht nannte, aber doch an den Eigentümlichkeiten ſeiner Tinktur erkennbar iſt, die keine Verwechslung mit irgend einem in der Geſchichte der Alchymie bekannt gewordenen ſpagyriſchen Präparat zuläßt.

---

[1]) S. 435–454.

[2]) A. a O. S. 437.

In der Apotheke der Frankeſchen Stiftungen in Halle war 1750 ein Gehilfe Namens Reuſſing angeſtellt, welcher ſich nicht damit begnügte, ſeine pharmaceutiſchen Arbeiten handwerksmäßig zu machen, ſondern ſich in der Chemie theoretiſch und praktiſch fortzubilden ſuchte. Sein Eifer zog einen Fremden an, welcher in der Apotheke öfters Chemikalien einkaufte und ſich gern mit dem unterrichteten Reuſſing in ein Geſpräch über Chemie einließ. Der Fremde wiederholte ſeine Beſuche, und aus dem Umſtand, daß er beim Verlaſſen der Apotheke die gekauften Chemikalien fortwarf, war zu erſehen, daß es ihm mehr um die Unterhaltung als um den Einkauf zu thun war.

Eines Sonntags war Reuſſing ſo in die Lektüre eines Buches vertieft, daß er den Eintritt des Fremden gänzlich überhörte und auf deſſen ſcherzhaften Vorwurf entgegnete: es ſei kein Wunder, wenn er bei ſeiner Lektüre weder höre noch ſehe, denn er habe ſich in ein alchymiſtiſches Buch vertieft, welches ſo dunkel und verworren ſei, daß man trotz aller angewandten Mühe keinen Sinn darin finden könne. Wenn die Alchymiſten nicht verſtändlicher ſein wollten, ſo hätten ſie beſſer gethan, ihre Bücher ungeſchrieben zu laſſen. — Der Fremde lächelte und meinte, Reuſſing ſchmähe die Alchymiſten mit Unrecht; die guten Leute ſeien ſo aufrichtig geweſen, als die Sache nur irgend zulaſſe; ja Viele hätten mehr offenbart, als erlaubt ſei, es komme nur darauf an, daß dem Leſer die Augen geöffnet würden, denn die Arbeit ſei weder ſchwierig noch koſtbar. Damit empfahl ſich der Fremde und lud Reuſſing ein, ihn in ſeiner Wohnung zu beſuchen, wo man ungeſtört mehr über dieſe Sache ſprechen könne.

Noch am gleichen Sonntag ſuchte Reuſſing den Fremden in ſeiner Wohnung beim Sägeſchmied Wagner in der Clausſtraße auf und fand ihn in ſeinem Zimmer unter Retorten und Kolben hantierend, deren einige eine blutrote Flüſſigkeit enthielten. Unter dieſen Flüſſigkeiten befand ſich eine Büchſe von Elfenbein. Als Reuſſing dieſelbe in die Hand nahm, zeigte er ſich über ihr unerwartet ſchweres Gewicht ſehr betroffen, da, wie er ſagte, maſſives Blei nicht dieſe Schwere haben könnte. Der Fremde entgegnete Reuſſing: „Gut, daß Ihnen dieſe Büchſe in die Hände fällt. Sie enthält ein Gradirglas, mit welchem ich einen Verſuch anzuſtellen wünſchte;

aber ich habe, wie ſie ſehen, keine Gelegenheit dazu. Sie haben ja ein Laboratorium in der Apotheke und können mir die Gefälligkeit erweiſen, es zu prüfen. Gelegentlich geben ſie mir Nachricht von dem Ausfall.“ — Die Büchſe enthielt ein graues nicht glänzendes Pulver[1]), wovon der Fremde mit einem Löffelchen von der Größe eines Ohrlöffelchens etwa ſo viel herausnahm, als den dritten Teil der Höhlung desſelben ausmachte. Auf den Einwand Reuſſings, daß dies ja viel zu wenig Pulver ſei, um einen Verſuch zu machen, entgegnete der Fremde eifrig, es ſei noch vielzuviel, ſchüttete das Pulver wieder in die Büchſe und wiſchte die am Löffelchen hängenden Stäubchen mit Baumwolle ab, die er in ein Papier wickelte. Dieſes Papier gab er dem verblüfften Reuſſing mit der Anweiſung, es auf geſchmolzenes Silber zu werfen und das Metall hernach auszugießen.

Reuſſing ging nach Hauſe und machte, als er ſich allein befand noch an demſelben Abend Feuer unter dem Windofen des Laboratorium, ſchmolz einen etwa 2½ Loth ſchweren ſilbernen Löffel ein und warf das erhaltene Pulver auf das fließende Silber. Sofort wallte das geſchmolzene Metall in blutroten Schäumen auf, während das Feuer um den Tiegel in allen Farben des Regenbogens ſpielte. Nach einer Viertelſtunde verloren ſich dieſe Erſcheinungen, und das Metall trieb mit hellem Spiegel; Reuſſing goß es aus und erkannte ſchon bei Licht, daß es eine gelbe Farbe angenommen hatte. Am nächſten Morgen erwies es ſich als ein ſchweres, biegſames Metall von hoher Goldfarbe, auf deſſen Oberfläche ſternförmige Kryſtalle eines rubinroten Glaſes verſtreut waren. Ein auf dem Probierſtein mit dem Metall gemachter Strich wurde von Salpeterſäure nicht angegriffen, wohl aber von Königswaſſer hinweggenommen, was Reuſſing überzeugte, daß er nicht mehr Silber, ſondern Gold vor ſich habe.

Voll Freude eilte der junge Apotheker nach der Wohnung des Fremden, fand aber dieſelbe leer doch nicht verſchloſſen; die Gläſer und Retorten waren zerſchlagen. Der Adept hatte ſeine ſchuldige Miete auf den Tiſch gezählt und ſich ohne Abſchied entfernt. Niemand in Halle hatte ſeinen Namen gekannt, und Reuſſing wie

[1]) Vgl. das oben S. 96 über die Tinktur Kaiſer Rudolphs II. Geſagte.

Schmieder und der gleich zu nennende Dr. von Leyſſer vermuten wegen des roten Schaumes, daß der Adept Sehfeld war.

Reuſſing trug ſein Metall zu dem Goldarbeiter Lemmerich in der Großen Ulrichſtraße, welcher es nach kurzer Prüfung für das beſte Gold erklärte und für 36 Thaler kaufte. Er munterte den Verkäufer auf, bald wieder zu kommen, und muſterte mit beſonderem Wohlgefallen die roten Sternchen, welche dem Erfahrenen, der wohl ſchon mehrfach ſolches Gold aus erſter Hand gekauft hatte, bei nochmaligem Umſchmelzen mit Silber Zuwachs an Gold verſprachen.

Nach Beendigung ſeiner Dienſtzeit ließ ſich Reuſſing als Apotheker bei Löbejün in Halle nieder und verheiratete ſpäter ſeine Tochter an den Berg- und Salinendirektor Dr. von Leyſſer, Direktor der naturforſchenden Geſellſchaft in Halle, welcher dieſen Vorfall mit allen Nebenumſtänden im erſten Band ſeiner „Beiträge zur Beförderung der Naturkunde“ [1]) mitteilte und auch dem Profeſſor Schmieder mehrfach erzählte.[2]) — Der Adept aber blieb verſchollen.

Etwas ſpäter ſuchte der Freiberger Profeſſor der Hüttenkunde Carl Friedrich Wenzel der Alchymie eine wiſſenſchaftliche Geſtalt zu geben, indem er in ſeiner „Einleitung in die höhere Chemie“, Leipzig, 1773, 8°. vom Standpunkt der damaligen Chemie aus darthun wollte, daß die Metalle zuſammengeſetzte Körper und in ihre Grundbeſtandteile zerlegbar ſeien. So ſollten Gold, Platin, Queckſilber und Eiſen aus einem phosphoriſchen Schwefel, metalliſchen Salz, einer talgähnlichen Erde und der färbenden Erde des Kobalts beſtehen.

In ſeinem 1781 veröffentlichten Buche „Chymiſche Verſuche, die Metalle vermittelſt der Reverberation in ihre Beſtandteile zu zerlegen“, gedachte er den Beweis für ſeine Behauptungen zu erbringen, allein dies glückte ihm eben ſo wenig als die 1777 in ſeiner „Lehre von der Verwandſchaft der Körper“ angegebene Verwandlung des Arſeniks in Silber durch öftere Deſtillation mit Salmiakgeiſt und Zuſammenſchmelzen mit Bleiglas.

In ähnlicher Abſicht wie Wenzel ſuchte der Marburger Profeſſor der Medizin Friedrich Joſeph Wilhelm Schröder

---

[1]) Halle, 1774, 8°. S. 81—112.

[2]) Geſch. d. Alch. S. 540.

[illegible]

[illegible]

Ein zweiter Band [illegible] und ein dritter [illegible] unter dem Titel [illegible] der Physik und Chemie.

Interessant ist das Schreiben im zweiten Band worin [illegible] zu seiner Zeit auf dem Kunstraum zu Kassel ein vor Salomo aus Kupfer u. des Landgrafen Carls Gegenwart u. Gott ingleichen Metallzahn von [illegible]. Ein Gewicht und ein aus Quecksilber ingleichen 14 Lot schwerer Silberzain aufbewahrt wurden und daß er das eigenhändige Zeugnis des Landgrafen [illegible].

Gegen die angeführten Schriften wandte der Apotheker und Stadtkämmerer zu Langensalza Johann Christian Wiegleb seine

„Historisch-kritische Untersuchung der Alchymie oder der entgeheimten Goldmacherkunst, von ihrem Ursprunge sowohl als Fortgange, und was von ihr zu halten ist.“ Weimar 1777, 8°. Zweite Auflage: ebendas. 1795 8°.

Wiegleb ist kein objektiver Forscher, sondern ein fanatischer Feind der Alchymie; darum ist seine historische Darstellung nichts weniger als kritisch, sondern er verfährt wie ein heißsporniger Rabulist, welcher alles zu Ungunsten des Angeklagten Sprechende unter das Vergrößerungsglas bringt, während er die für ihn sprechenden Thatsachen unterdrückt und fälscht. Jedoch entsprach Wieglebs Streben dem Zeitgeist der Aufklärungsperiode, und so konnte es bei der geistigen Unselbständigkeit des Publikums kommen, daß Wieglebs Anschauungen über den in Mißkredit gekommenen Gegenstand auf lange hinaus die herrschenden blieben. Bemerkt werde, daß Wiegleb zuerst den noch gegen die Alchymie erhobenen Einwand geltend machte, daß historische Zeugnisse in keiner sich auf natürliche Kräfte stützenden Sache Geltung hätten, wenn die bezeugten Dinge der natürlichen Möglichkeit zuwider liefen. — Dieser neuzeitlich dem ganzen Occultismus gemachte Einwurf berührt bei Wiegleb in

[1]) II. Band, 2te Sammlung, Anhang.

Bezug auf Alchymie um so komischer, als dieser Mann noch Anhänger der Stahlschen Phlogistontheorie war, während, wie wir sahen und noch sehen werden, die modernste Chemie die Metalle nicht mehr als Elemente betrachtet.

Allgemein wurde damals der bekannte gelehrte Sonderling, Professor Christoph Gottfried Beireis (1730—1809) zu Helmstedt wegen seines fabelhaften Reichtums als Adept angesprochen; allein seine Reichtümer entstammten einer von ihm entdeckten vorteilhaften Darstellungsmethode des Mineralkermes und seine Beschäftigung mit Alchymie ist eine seiner bekannten Flunkereien.

Der Ritter von der traurigen Gestalt auf dem Gebiete der Alchymie in Deutschland war damals der bekannte Aufklärungstheologe Johann Salomo Semler in Halle (1725—1791), welcher mit Hilfe des sogenannten „Luftsalzes“ Gold machen wollte. Eine gewisse alchymistische Richtung suchte nämlich ein wahrscheinlich aus salpetersaurem Ammoniak bestehendes „Luftsalz“ darzustellen, welches als Universalmittel galt, und ein Baron Leopold von Hirschen in Dresden verkaufte gar ein solches aus Bittersalz, Glaubersalz und Urin bestehendes „Luftsalz“ zu dem Preise von einem Dukaten für sechzehn Lot Salz. Semler, welcher in seinem väterlichen Hause in Saalfeld durch einen Alchymisten Taubenschuß für die Alchymie interessiert worden war, hatte es sich in den Kopf gesetzt vermittelst beständiger Digestion aus diesem „Luftsalz“ Gold zu erzeugen, und ließ von einer armen Soldatenfamilie, die in seinem Gartenhaus gratis wohnte, beständig einige Gläser dieses Salzes auf gelinder Wärme erhalten. Und richtig, bald zeigten sich auch in den Gläsern kleine Goldblättchen, was Semler in einigen Abhandlungen und in der Berliner Monatsschrift von 1787 bekannt machte. Natürlich wurden diese Mitteilungen angezweifelt, worauf Semler sein Gold von den damals berühmten Chemikern Gren in Halle und Klapoth in Berlin prüfen ließ, die es zwar als echtes Blattgold erkannten, jedoch meinten, dasselbe sei augenscheinlich obigem mixtum compositum künstlich beigemengt. Semler behauptete jedoch, er beobachte, wie das Gold in den Gläsern wachse, und schrieb 1789 an Klaproth, der nach seiner Meinung etwas versehen hatte: „Ich bin viel weiter, 2 Gläser tragen Gold; alle 5 bis 6 Tage nehme ich es ab, immer über 12 bis 15 Gran; 2 bis 3 andere

Gläſer ſind ſchon wieder auf dem Wege und das Gold blühet unten durch; oben ſammelt ſich weißes Salz mit einzelnen blaßgrünen Stücken, worauf, nach ſtetem Imbibieren endlich Folia Solis emporwachſen.“ Von dieſem „auro physico, philosophico, aëreo oder aurae“, wovon ihn der Gran jedoch zwei bis vier Thaler koſte, ſchickte er Klaproth einige große Lappen zur Prüfung. Als Klaproth dieſes anſcheinende Gold vor Zeugen unterſuchte fand er, daß es unechtes Blattgold — Tomback — war. Der von Semler beherbergte Soldat hatte, um ſeinen Gönner zu vergnügen, echtes Blattgold in die Gläſer geworfen, was deſſen Frau, als ihr Gatte zum Manöver nach Magdeburg mußte, aus Billigkeitsrückſichten durch Goldſchaum erſetzte.

Eine andere Myſtifikation verübten in den Jahren von 1796 bis 1802 der Verfaſſer der Jobſiade Carl Arnold Kortum, Arzt zu Bochum, und der Pfarrer Bährens in Schwerte. Dieſelben veröffentlichten im Oktober 1796 in No. 234 des in Gotha erſcheinenden Reichsanzeigers einen „Höhere Chemie“ betitelten und von einer „Hermetiſchen Geſellſchaft“ unterzeichneten Aufſatz, worin geſagt wird, daß ſich eine Geſellſchaft von deutſchen Chemikern gebildet habe, welche die Probleme der Alchymie praktiſch prüfen wolle und alle hiſtoriſchen Beweiſe ausſcheide. Sie ſuche deshalb Korreſpondenten und Mitglieder, deren Namen geheim bleiben ſollten. Es entſpann ſich nun eine ſechs Jahre währende Korreſpondenz im Reichsanzeiger. Die „Hermetiſche Geſellſchaft“ beſtand jedoch nur aus den genannten beiden Männern, welche ohne Mühe und Koſten hinter die Geheimniſſe ihrer Zunftgenoſſen zu kommen ſuchten. Wiegleb und der Phyſiker Benzenberg machten ihrem Treiben ein Ende. Leſer, welche ſich über dieſe ſehr amüſante Narretei näher unterrichten wollen, ſeien auf den zweiten Band von Kopps „Alchemie“ verwieſen.

Natürlich thaten dieſe Myſtifikationen, das Treiben der jüngeren Roſenkreuzer und das Emporblühen der modernen Chemie der Alchymie großen Schaden. Dennoch ſprachen ſich gegen Ende des 18. Jahrhunderts ſehr hochgeachtete Chemiker zu Gunſten der mit dem wiſſenſchaftlichen Bann belegten Goldkunſt aus. So ſagt Johann Friedrich Gmelin, der Verfaſſer einer für die ältere

Chemie noch ausgezeichneten Geschichte dieser Wissenschaft in Lichtenbergs „Göttingschem Magazin der Wissenschaften“ [1]):

„Wenn auch die meisten Alchymisten die Welt betrogen und eine gerechte Zweifelsucht erregt haben, so sind doch Andere zu weit gegangen, wenn sie, was sich nie wird erweisen lassen, die Verwandlung für ganz unmöglich ausgeben und alle Erzählungen davon ohne Unterschied mit dem gehässigen Namen von Betrügerei gebrandmarkt haben. Einige, freilich der geringste Theil, haben offenbar so viel Glaubwürdigkeit, als nur irgend eine historische Thatsache haben kann.“

In ähnlichem Sinn äußerte sich der Chemiker Christoph Girtanner zu Göttingen (1760—1800) in Scherers „Allgemeinen Journal der Chemie“ [2]):

„So ist z. B. die Meinung von der Verwandlung der Metalle eine längst verworfene Meinung. Allein, welcher Chemiker dürfte heutzutage die Möglichkeit dieser Verwandlung leugnen? Die Verwandlung eines Metalles in ein anderes muß doch wahrlich weit weniger schwer erscheinen, als die Verwandlung des süßesten Körpers (des Zuckers) in den sauersten (Sauerkleesäure), als die Verwandlung des härtesten Körpers (des Diamants) in den weichsten (das kohlensaure Gas), als die Verwandlung des durchsichtigsten (des Diamants) in den undurchsichtigsten (die Kohle). Und welche erstaunenswürdige Entdeckung ist nicht die Verwandlung des Eisens in Stahl durch den Diamant! Im 19. Jahrhundert wird die Verwandlung der Metalle allgemein ausgeübt werden; jeder Chemiker] wird Gold machen; das Küchengeschirr wird von Silber, von Gold sein. Nichts so sehr als dieses würde dazu beitragen, uns vor mancher Krankheit zu bewahren und unser Leben zu verlängern. Ist erst das Gold- und Silbermachen eine gemeine Kunst, so giebt es keine andere Reichtümer mehr als die natürlichen, d. i. die Erzeugnisse des Bodens. Aller künstlicher Reichthum von Gold, Silber und Papier wird sich in den Händen seines Besitzers vernichten. Welch eine Revolution in der menschlichen Gesellschaft. Und dennoch ist diese Revolution, wie jeder aufgeklärte Chemiker zugeben wird, nicht nur wahrscheinlich, sondern in Kurzem bevorstehend.“

Soweit der sehr enthusiastische Girtanner, dessen Prophezeiungen sich allerdings noch nicht erfüllten.

Aus dem Ausland bleiben nun noch die alchymistischen Versuche des englischen Arztes Dr. James Price nachzutragen, welche zu den merkwürdigsten Vorgängen in der Geschichte der Alchymie, ja des Occultismus überhaupt, gehören, insofern sie nicht in einer längst entschwundenen Zeit von halbmythischen Persönlichkeiten unter

---

[1]) 1783, S. 410.

[2]) IV. Band. S. 247. Leipzig 1800.

unbekannten und unkontrollierbaren Umständen angestellt, sondern zur Zeit der Entwickelung der modernen Chemie von einem wissenschaftlich gebildeten Arzte in Gegenwart zahlreicher achtbarer, zum Teil fachgelehrter Zeugen unter Ausschluß von Gelegenheit zu Betrug exakt ausgeführt wurden und ein glänzendes Resultat ergaben.

Die Priceschen Versuche haben viele Analogien mit denen Zöllners[1]), wenn schon das Versuchsgebiet ein ganz verschiedenes ist und bei den ersteren kein Medium ins Spiel kommt. Hier wie dort stellte ein Fachgelehrter die Versuche an, welche von Fachgelehrten beglaubigt wurden. Hier wie dort bestritten Fachgelehrte die Vorgänge, ohne sie — so unbequem sie auch sind — aus der Welt schaffen zu können, und erklärten sie für Betrug, ohne aber das Wie? nachweisen zu können. Hier wie dort vergiftete das Eintreten für der offiziellen Wissenschaft unliebsame Thatsachen das fernere Leben der Betreffenden, und wenn Price auch thatsächlich durch Selbstmord endete, so ist er doch mit Zöllner insofern in Parallele zu setzen, als man diesem ein gleiches Ende wenigstens nachsagte.

Dr. James Price war Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, Arzt zu Guilford, ein gelehrter und sehr reicher Mann von 30 Jahren. Seit Jahren war die Alchymie sein Lieblingsstudium gewesen, und im Jahre 1781 hatte er nach seiner Angabe den Weg entdeckt, unedle Metalle in edle umzuwandeln. Indessen besaßen die von ihm hergestellten Tinkturen nur eine geringe Transmutationskraft, und das Verfahren ihrer Herstellung war ein so gesundheitsschädliches, daß er nicht willens war, dasselbe noch einmal zu wiederholen.

Von diesen alchymistischen Versuchen hatte Price seinen Freunden Kenntnis gegeben, und da diese begierig waren, sich mit eigenen Augen von der wunderbaren Metallverwandlung zu überzeugen, so lud der Adept eine Anzahl achtbarer Personen ein, Zeugen der alchymistischen Versuche zu sein, welche im Frühjahr 1782 in seinem Laboratorium stattfanden.

Anfänglich waren zugegen: der Pfarrer Anderson, ein eifriger

---

[1]) Vgl. meine „Geschichte des neueren Occultismus". S. 666 ff.

Naturforscher und erfahrener Chemiker, der Goldarbeiter Russel, Ratsherr zu Guilford, und der Hauptmann Grose, welcher als Historiker Ruf besaß. Als die Sache in weiteren Kreisen laut wurde, schlossen sich obigen Zeugen noch an: die Lords Anslow, King und Palmerstone, Sir Robert Parker, Sir Manning, Sir Polle, Hauptmann Auston, die Leutnants Grose und Hollamby, Dr. Spence und die Herren Gartwaide, Philipp Clarke, Philipp Norton, Fulham, Robinson, Godshal, Gregory und Smith. In Gegenwart dieser Personen fanden nun folgende zehn Versuche statt, welche — von allen beglaubigt — in der später zu nennenden Schrift von Price beschrieben sind:

Erster Versuch am 6. Mai. Russel hatte ein Stück Borax mitgebracht, Grose wählte ein Stück Kohle aus einem großen Haufen, und Anderson aus einem großen Vorrat ein Stück Salpeter. Diese drei Stück wurden in einem Mörser, den alle zuvor untersuchten, feingestoßen.[1]) Man drückte dann das Pulver, ohne daß Price Hand anlegte, in einen hessischen Schmelztiegel ein. Auf diese Grundlage goß Russel ein Lot Quecksilber, welches Große in der Stadtapotheke gekauft hatte. Dazu gab Price ein dunkelrotes Pulver, welches von Russel genau abgewogen und einen halben Gran schwer befunden wurde.

Nachdem das rote Pulver auf das Quecksilber geworfen worden war, wurde der Tiegel in eine mäßige Glut gesetzt. Nach einer Viertelstunde glühte der Tiegel, aber das Quecksilber rauchte nicht, wie es sonst unter diesen Umständen zu thun pflegt. Das Feuer wurde stufenweise verstärkt. Als der Tiegel weiß glühte, tauchte man die Spitze eines Eisenstäbchens einen Augenblick hinein und zog es wieder heraus. Nach dem Erkalten des Stäbchens wurde die anhängende Schlacke abgebrochen, unter welcher man kleine Kügelchen eines weißen Metalls fand, welches kein Quecksilber mehr war. Dr. Price nannte das den Übergang von Quecksilber zu edlem Metall.

Man warf noch etwas von Russels Borax zu und verstärkte das Feuer. Nachdem der Tiegel noch eine Viertelstunde im Weiß-

---

[1]) Es wurde ein sogenannter „Fluß“ zur Erleichterung des Schmelzens schwer flüssiger Metalle dargestellt.

glühen gestanden, nahm man ihn heraus und ließ ihn erkalten. Sodann wurde er zerbrochen. Man fand auf dem Boden desselben ein Kügelchen gelbes Metall nebst einigen kleineren Körnern. Sie wurden zusammen von Russel gewogen und zehn Gran schwer gefunden. Zur ferneren Prüfung wurden sie in einer Phiole aufbewahrt, deren Hals Anderson mit seinem Petschaft versiegelte.

Am Morgen des folgenden Tages wurde das Siegel erbrochen und das Metall hydrostatisch untersucht. Das größere Kügelchen welches sich allein dazu eignete, wog in der Luft $9^1/_4$ Gran, in destilliertem Wasser verlor es bei 50° F. etwas über $^7/_{16}$ Gran, wonach das spezifische Gewicht auf 20 festgestellt wurde. Darauf wurde das Kügelchen zu Blech geschlagen. Russel prüfte es nach Weise der Goldarbeiter[1]) und erklärte es für feines Gold, dergleichen mit dem höchsten Preise bezahlt werde.

Der zweite am 7. Mai angestellte Versuch ist nichts als die Fortsetzung des ersten, insofern nur das bei diesem erhaltene Resultat verschiedenen chemischen Proben unterworfen wurde. Zuerst wurde das kleine Goldblech in zwei Hälften geteilt, und die eine Hälfte dem Goldscheider Higgins übergeben, welcher sie für ganz feines Gold erkannte. Die zweite Hälfte wurde von obigen Personen zu chemischen Prüfungsversuchen verwendet; und zwar bereitete man zuerst aus Salpetersäure und Salmiak Königswasser, worin sich das Blech in vier Stunden löste. Die Lösung wurde in drei Teile geteilt.

Der erste Teil wurde mit destilliertem Wasser verdünnt und mit Ätzammoniak niedergeschlagen. Ein Gran des vorsichtig gewaschenen und getrockneten Niederschlags wurde auf eine Zinnplatte gelegt und erhitzt, worauf derselbe unter heftiger Detonation verpuffte. Derselbe Versuch wurde mit dem gleichen Erfolge noch einmal angestellt.

Der zweite Teil der Lösung wurde mit destillirtem Wasser verdünnt und mit einer Lösung von Zinn in Königswasser versetzt, worauf sich ein reichlicher purpurroter Niederschlag bildete. Fünf Gran dieses Niederschlags wurden mit einem halben Lot Glasfritte — bestehend aus Kieselpulver und dem gewöhnlichen Fluß zum

[1]) Also auf dem Probierstein.

Rubinglas — vermischt und geschmolzen. Man erhielt beim ersten Schmelzen ein durchsichtiges Glas, welches beim wiederholtem Erhitzen die schönste Rubinfarbe annahm.

Der dritte Teil der Lösung wurde mit Schwefeläther vermischt, welcher davon eine goldgelbe Farbe annahm und nach dem Verdunsten in einer flachen Schale ein gelbgeflecktes Purpurhäutchen hinterließ. Daran, daß das erhaltene Metallkügelchen wirklich Gold war, kann kein Zweifel sein, denn aus der aus ihm hergestellten Lösung wird mit den bekannten Reagentien im ersten Fall Knallgold und im zweiten Cassiusscher Goldpurpur und Kunkelsches Rubinglas erhalten; im dritten Fall geht das Goldchlorid aus der sauern Lösung in den Äther über, welcher beim Verdunsten eine dünne Schicht von aus Goldchlorid gebildeten kleinen Krystallen hinterläßt. Das bei der geringen Quantität wohl nicht haarscharf ermittelte spezifische Gewicht des erhaltenen Metalls — 20 — harmoniert mit dem spezifischen Gewicht des Goldes, welches zwischen 91,25 und 19,65 schwankt. Auf jeden Fall ist, und das ist wohl zu beachten, das spezifische Gewicht des erhaltenen Metalls eher größer als kleiner denn das des natürlichen Goldes.

Es bleibt die Frage: ist aber dieses Gold wirklich aus dem Quecksilber erzeugt worden, oder ist es betrügerisch zugesetzt? Der Erzählung nach wird der Versuch von zwei fachkundigen Männern, Russel und Anderson, gemacht, welche wie Grose kein eigenes Interesse am Gelingen desselben haben, sondern als ruhig prüfende Experimentatoren verfahren. Priece selbst wiegt nur einen halben Gran Tinktur ab, welchem natürlich nicht $9^1/_2$ Gran Gold betrügerisch beigemischt sein konnten. Wäre Gold betrügerisch zugesetzt worden, so hätte dies entweder dem Quecksilber, dem Borax, der Kohle oder dem Salpeter beigemengt gewesen sein können; es hätte im Tiegel — vielleicht mit Wachs angeklebt — enthalten sein oder endlich bei der Probe mit dem Eisenstäbchen eingetragen worden sein können. Im Quecksilber und Borax war das Gold wohl schwerlich enthalten, denn ersteres wird von Grose in der Apotheke gekauft, und letzteren liefert Russel aus eigenem Vorrat.

Die zur Bereitung des Flusses benutzten Stücke Kohle und Salpeter werden Price gehörigen großen Vorräten entnommen wobei es wohl unglaubhaft ist, daß, wenn diesen Vorräten ein

Stück Kohle und ein Stück Salpeter beigemiſcht geweſen wäre, worin Price Gold verborgen gehabt hätte, Groſe und Anderſon gerade dieſe Stücke erwiſcht hätten. Daß aber allen Kohlen- und Salpeterſtücken Gold beigemengt geweſen ſei, wird im Ernſt wohl niemand annehmen. Unter den Stücken Kohle und Salpeter haben wir endlich wohl gewöhnliche Schmiedekohlen — einige Zoll lang und dick — und derbe Druſen Salpeterkryſtalle zu verſtehen. Zu der kleinen Quantität Fluß brauchte man aber weder ein ganzes Stück Schmiedekohle noch einen Klumpen Salpeter, ſondern man zerſchlug wohl die großen Brocken, nahm von den erhaltenen kleineren Stücken ſo viel, als man brauchte, und rieb dieſe in einer Reibſchale fein. Wäre nun Kohle und Salpeter angebohrt und in dem Bohrloch Gold verborgen geweſen, ſo wäre dasſelbe bei dieſem Verfahren ſicher entdeckt worden, inſofern es herausfiel; oder aber, wenn es wirklich noch in einem der größeren erhaltenen Splitter verborgen geblieben wäre, ſo wäre es entweder garnicht in den den Tiegel gekommen, oder es wäre beim Anreiben des Fluſſes in der Schale entdeckt worden, denn — wenn in Stückchen zugeſetzt — mußte ſich das Gold durch ſeine Unzerreiblichkeit verraten, war es aber als Niederſchlag zugeſetzt, ſo verriet es ſich beim Reiben durch den dann zu Tage tretenden Metallglanz.

Daß das Gold im Tiegel verborgen geweſen wäre, iſt nicht wohl anzunehmen, denn derſelbe war ja, ohne daß Price Hand anlegte, durch die Hände von Ruſſel und Anderſon gegangen, welche wohl eben ſo gut wie unſere modernen Chemiker offene Augen und geſunden Menſchenverſtand beſaßen. Bei dieſer Gelegenheit will ich nochmals zu Nutz und Frommen moderner Chemiker betonen, daß man zu der Zeit, wo die praktiſche Übung der Alchymie gang und gäbe war, die gaunerischen Schliche betrügeriſcher Alchymiſten ſehr wohl kannte und ſehr genau hinſah. In den damals in aller Händen befindlichen Schriften von Kircher, Kunkel, Ettner von Eiteritz[1]) u. a. m. ſind, wie bei Kircher ſchon ausführlich dargethan, ganze Kapitel über die Art und Weiſe, wie gaunernde

[1]) Vgl. deſſen Buch: „Des getreuen Eckhards entlarffter Chymicus, in welchem vornemlich der Laboranten und Process-Krämer Boßheyt und Betrügerey, wie dieſelben zu erkennen und zu fliehen, — vorgeſtellet werden.“ Augsburg, 1696, 8°.

Goldköche gutherzige Liebhaber der Kunst betrogen, zur Warnung der letzteren enthalten. Darin ist nun so viel von Tiegeln mit doppelten Böden, Ankleben von Gold mit gefärbtem Wachs an die Tiegelwände, Beimengen von Gold in die Flußmittel, Verbergen von Gold in angebohrten Kohlen, hohlen eisernen oder hölzernen Rührstäben usw. die Rede, daß man an ein Außerachtlassen der genügenden Vorsichtsmaßregeln seitens kundiger Experimentatoren nicht glauben kann. Wenn moderne Chemiker, welche die Alchymie nur vom Hörensagen kennen, wohlweise das Abc der Vorsichtsmaßregeln gegen diesbezüglichen Betrug als der Weisheit letzten Schluß vortragen und „wissenschaftliche“ Erklärungen abgeben, die schlimmer als keine sind, so muß ich mich immer schmunzelnd des Gebahrens gewisser Leute gegenüber einem Crookes, Zöllner usw. erinnern.

Es ist nun ferner wohl zu beachten, daß das Quecksilber in der beginnenden Glühhitze nicht rauchte, während es für gewöhnlich bei 357° — also etwa bei dem Schmelzpunkt des Bleies — kocht; es mußte also eine chemische Veränderung mit demselben vorgegangen sein. Als man bei Weißglühhitze des Tiegels den Eisenstab eintauchte, zog man u. a. an demselben hängenden Kügelchen eines weißen Metalls heraus, welches kein Quecksilber sein konnte, weil dies erstens nicht an Eisen haftet und zweitens längst verdampft gewesen wäre. Aus diesem letzten Grund können die Kügelchen auch kein Goldamalgam gewesen sein, denn bei diesem ist das Quecksilber nur mechanisch gebunden und wäre ebenfalls längst verdampft gewesen. Gold aber waren die Kügelchen auch nicht, denn war im Tiegel aus abgerauchtem Amalgam erhaltenes noch ungeschmolzenes Gold, so war dasselbe ein lehmfarbenes Pulver nicht aber weiße Kügelchen; war es aber geschmolzenes Gold, so hätte die erkaltete Probe gelb oder rötlich ausgesehen. Was war nun das weiße Metall? Es ist zu bedauern, daß man dasselbe nicht untersucht hat; doch ist so viel gewiß, daß es kein mit dem Eisenstab eingebrachtes Gold war.

Nehmen wir nun nicht an, daß hier eine Metallverwandlung vorging, so kommen wir zu der Annahme, daß der reiche unabhängige Arzt Dr. Price, noch mehr aber die hauptsächlich Beteiligten: der Geistliche Anderson, der Offizier Grose und

der Goldarbeiter Ruſſel, Ratsherr zu Guilford, Betrüger ohne Sinn und Verſtand, Zweck und Ziel waren. Dieſen vielen Unbegreiflichkeiten ſteht die eine Unbegreiflichkeit der ſtattgefundenen Metallverwandlung gegenüber.

Wir wenden uns nun zu dem dritten Verſuch, welcher am 8. Mai ſtattfand. Man bereitete einen Fluß aus zwei Lot Kohlenſtaub, einem halben Lot Borax und einem Scrupel Salpeter. Nachdem dieſer Fluß in einen Schmelztiegel eingedrückt worden war, goß man ein Lot in der Stadtapotheke gekauftes Queckſilber darauf. Als das Queckſilber über dem Feuer warm geworden war, trug man darauf einen Gran eines weißen Pulvers, welches Dr. Price dazu hergegeben hatte.

Als der Tiegel ſchon glühte, ſah man, daß das Queckſilber weder kochte, noch rauchte. Nach dreiviertelſtündigem Weißglühen ſetzte man einen kleineren Tiegel, der wie alles Übrige zuvor genau unterſucht worden war, als Deckel umgeſtürzt auf und in den glühenden Tiegel, hob dieſen aus dem Feuer und ließ ihn erkalten. Beim Zerbrechen desſelben fand man in der Schlacke viele weiße Metallkügelchen zerſtreut. Sie wurden ausgeſucht, gewogen und dreizehn Gran ſchwer gefunden.

Dr. Price war mit dieſem Verſuch nicht zufrieden. Nach ſeinem Urteil war ein Teil des Pulvers auf die Seite neben das Queckſilber gefallen und hatte deshalb nicht ſeine volle Kraft auf dasſelbe ausgeübt, weshalb viel verraucht ſei. Es wurde beſchloſſen, den Verſuch am folgenden Tag zu wiederholen.

Am 9. Mai wurde ein Tiegel — wie Tags vorher — mit Fluß beſchickt und dann ein Lot Queckſilber hineingetragen. Ruſſel wog von der weißen Tinktur einen halben Gran ab und ſtreute dieſe Stäubchen auf das Queckſilber, welches wegen einer zufälligen Verzögerung ſchon angefangen hatte zu kochen. Augenblicklich hörte das Kochen auf, obwohl man das Feuer verſtärkte. Als der Tiegel zum Weißglühen gekommen war, hob man ihn aus und ließ ihn erkalten. Beim Zerſchlagen des Tiegels fand man auf dem Boden ein ſchönes Korn von ſehr weißem Metall, vierzehn Gran ſchwer.

Dies Metall konnte aus den beim erſten Verſuch ſchon angegebenen Gründen kein Amalgam ſein, wozu noch der Umſtand

kommt, daß ein Teil Metall mit dreizehn Teilen Queckſilber kein Amalgam in der Form eines feſten Kornes bildet, von der Feuerbeſtändigkeit ganz abgeſehen. — Das Queckſilber zeigt das gleiche Verhalten wie beim erſten Verſuch, wozu noch der auffallende Umſtand kommt, daß das kochende Queckſilber beim Anfwerfen der Tinktur geſteht. — Van Helmont hatte bei ſeinem Transmutationsverſuch ſchon 165 Jahre vorher die gleiche Erfahrung gemacht.[1])

Die innere Übereinſtimmung der beiden von einander ganz unabhängigen Berichte ſpricht für ihre Wahrheit. — Bei dieſem Verſuch wurde unterlaſſen feſtzuſtellen, aus welchem Metall das erhaltene Korn beſtand. Immerhin iſt dieſer Verſuch auch ohne den Nachweis erhaltenen Silbers für den Chemiker unbegreiflich, wenn er ſich nicht hinter die Betrugshypotheſe verkriecht, deren Anwendbarkeit er jedoch nicht beweiſen kann.

Vierter Verſuch: An eben demſelben Tag wurde von Ruſſel ein Quentchen feines Silber abgewogen, welches er bei einem Goldſcheider gekauft hatte. Man trug dieſes Silber in einen Tiegel, welcher mit dem ſchon bekannten Fluſſe beſchickt worden war. Als das Silber floß, warf man von der ſchon beim erſten Verſuch gebrauchten roten Tinktur einen kärglich abgewogenen halben Gran darauf, ſetzte den Tiegel wieder ins Feuer und ließ ihn eine halbe Stunde ſtehen. Dann wurde als Flußmittel ein Stück Borax in den Tiegel geworfen. Durch das Kryſtallwaſſer des Borax zu ſchnell abgekühlt, zerſprang der Tiegel, wurde aber ſogleich ausgehoben, ſodaß nichts vom Silber verloren ging.

Der ſo verunglückte Verſuch wurde noch einmal angeſtellt. Ruſſel wog dreißig Gran von ſeinem feinen Silber ab und brachte ſie wie zuvor in den mit Fluß beſchickten Tiegel. Als das Silber geſchmolzen war, warf Anderſon einen halben Gran von der roten Tinktur darauf. Fünf Minuten ſpäter ward etwas Boraxglas hinzugeworfen. Nachdem der Tiegel eine Viertelſtunde in der Weißglühhitze geſtanden hatte, wurde er ausgehoben und nach dem Erkalten zerſchlagen. Unter dem Fluſſe fand man ein Metallkorn, welches beinahe das volle Gewicht des eingeſetzten Silbers hatte.

Die beiden Produkte dieſes Verſuchs wurden von Ruſſel probiert

---

[1]) Vgl. Kap. 10.

und für goldhaltig erklärt; das zweite Produkt war goldhaltiger als das erste. Der Strich auf dem Probierstein ließ nach dem Benetzen mit Salpetersäure einen Goldstrich zurück, während der Strich vom Rest des bei dem Scheider gekauften Silbers hinweggenommen wurde.

Beide Metallkörner wurden nun zusammengeschmolzen. Dr. Price nahm 10 Gran davon in Untersuchung und fand darin den achten Teil Gold. Die übrigen achtzig Gran übergab Russel den Probierern Pratt und Deane zu gleichem Zweck, welche darin ebenfalls ein Achtel Goldgehalt fanden und diesen Gehalt bescheinigten.

Bei diesem Versuch ist nach dem oben Gesagten nur zu erwähnen, das diesmal die Projektion auf Silber geschah.

Fünfter Versuch am 15. Mai. Aus einem Troge, worin gegen 200 Pfund Quecksilber zu pneumatischen Versuchen vorrätig waren, wurden vier Lot dieses Metalls entnommen und in einem Mörser von Wedgewoodmasse mit einigen Tropfen Schwefeläther verrieben. Sodann wurde ein Gran von der weißen Tinktur darauf geworfen und drei Minuten lang mit dem Quecksilber zusammengerieben.

Als das so behandelte Quecksilber zehn Minuten gestanden hatte, war es nicht mehr so dünnflüssig wie im Anfang; nach einer Viertelstunde war es dick und klumpig, so daß man es kaum noch ausgießen konnte. Hierauf wurde es wiederholt durch ein Tuch gedrückt, in welchem ein steifes Amalgam zurückblieb.

Dieses Amalgam wurde auf eine Kohle gelegt und mit dem Lötrohr zum Glühen gebracht, wodurch das noch darin enthaltene Quecksilber verflüchtigt wurde. Zuletzt blieb ein schönes weißes, 29 Gran wiegendes Metallkorn zurück.

Um der Wißbegier später angekommener Zeugen zu genügen, wurden nochmals vier Lot Quecksilber auf die gleiche Weise behandelt; doch nahm man, um von den Quecksilberdämpfen weniger belästigt zu werden, diesmal nur die Hälfte des erhaltenen Amalgams zum Abtreiben und erhielt deshalb auch nur ein zwölf Gran schweres Metallkorn. Die Differenz von $2^1/_2$ Gran (denn eigentlich hätte das Korn $14^1/_2$ Gran wiegen müssen) erklärt sich durch den Umstand, daß das Quecksilber diesmal nicht so oft durch das Tuch

---

[1]) Eigentlich eine ganz überflüssige Operation.

gedrückt worden war und deshalb wohl noch einen Gehalt des betr. Metalls haben mochte. Das in beiden Arbeiten erhaltene Metall wurde chemisch untersucht und in allen Proben als feines Silber erkannt.

Dies ist der fünfte Versuch, welchen ich zugleich mit dem diesen analogen sechsten und siebenten Versuch besprechen werde.

Sechster Versuch. An eben demselben Tag wurden aus eben demselben Troge fünf Quentchen Queckſilber genommen und wie beim vorigen Versuche mit einigen Tropfen Äther gerieben. Sodann wurde der vierte Teil eines Grans von der roten Tinktur darauf getragen und durch Reiben im Mörser mit dem Queckſilber vereinigt.

Nach einer Viertelstunde wurde das unterdessen merklich verdickte Queckſilber durch ein Tuch gepreßt. Von dem darin zurückgebliebenen Amalgam wurde das Queckſilber wie beim vorigen Versuch mit dem Lötrohr abgetrieben. Es blieb ein gelbes Metallkorn von 4 Gran Gewicht zurück.

Nachdem das schon durchgepreßte Queckſilber noch einige Zeit gestanden und sich wiederum verdickt hatte, wurde es noch einmal durchgepreßt und der Rückstand abgetrieben, wodurch man ein gelbes Metallkorn von $2^1/_2$ Gran Gewicht erhielt. Das gelbe Metall wog also zusammen $6^1/_2$ Gran und verhielt sich zu dem Gewicht der angewendeten Tinktur wie 26 : 1.

Der Strich dieses gelben Metalls auf dem Probierstein ließ sich mit Salpetersäure nicht weglösen. Ein wenig dieses Metalls wurde in Königswasser aufgelöst. Die Lösung ergab bei der Vermischung mit Zinnlösung in Königswasser einen purpurroten und mit einer Lösung von Eisenvitriol in Wasser einen lehmfarbigen Niederschlag. Das gelbe Metall wurde demzufolge für Gold erkannt.

Derselbe Versuch wurde noch in einem andern Verhältnis wiederholt. Zwei Quentchen von dem gleichen Queckſilber wurden nach eben derselben Vorbereitung mit $^1/_6$ Gran der roten Tinktur zusammengerieben. Nachdem es einige Zeit gestanden hatte, wurde es durchgepreßt und das Amalgam abgetrieben. Man erhielt davon etwas über 1 Gran gelbes Metall, welches auf dem Probierstein angestrichen wurde. Der Strich wurde von Salpetersäure nicht weggenommen, und das Metall sonach für Gold erkannt.

Siebenter Versuch am 25. Mai. Vier Lot Quecksilber wurden aus dem genannten Trog genommen und im Mörser mit einigen Tropfen Äther angerieben. Man warf dann einen Gran von der weißen Tinktur darauf und rieb beide zusammen. Das zuvor sehr glänzende und dünnflüssige Quecksilber war nun matt und dickflüssig geworden. Man goß es in ein Glas und ließ es 45 Minuten stehen. In dieser Zeit wurde es so dick wie Grütze. Es wurde nun durch ein Tuch gepreßt. Von dem im Tuch zurückgebliebenen nahm man den vierten Teil und trieb ihn vor dem Lötrohr ab. Das zurückgebliebene Metallkügelchen ließ man noch einige Minuten in der Weißglühhitze stehen, worauf es gewogen und zehn Gran schwer gefunden wurde.

Demnach würde man bei vollständigem Abtreiben des Quecksilbers 40 Gran Metall erhalten haben, ohne das, was in dem abgepreßten flüssigen Quecksilber blieb. Ein Teil der Tinktur hatte also 39 Teile Quecksilber transmutiert.

Lord Palmerstone ließ dieses Metall durch einen Probierer prüfen, welcher es für hochfeines Silber erklärte.

Diese drei Versuche sind vom höchsten Interesse: Zunächst wird der Einwand, daß die Edelmetalle in dem Quecksilber der pneumatischen Wanne aufgelöst gewesen seien, gänzlich widerlegt; denn wäre dies der Fall gewesen, so hätte man nur Gold oder nur Silber, aber nicht bald Gold und bald Silber erhalten können. Zweitens sind diese Versuche höchst merkwürdig durch den Umstand, daß die Tinktur bei gewöhnlicher Temperatur äußerst stark auf das flüssige Quecksilber reagiert. Aber gerade dieser auffallende Umstand spricht für die innere Wahrheit des Berichtes: denn wenn eine alchymistische Tinktur überhaupt existiert, so muß sie ein Stoff von der größten — bisher unbekannten — chemischen Energie sein, insofern sie die bisher praktisch unzerlegbar erscheinenden scheinbar elementarischen Metalle[1]) in Einheiten höheren Grades zerlegt, welche alsdann andere Verbindungen eingehen, über deren Natur und Zustandekommen wir bisher kaum Vermutungen hegen können.

[1]) Theoretisch hat die moderne Chemie gar nichts mehr gegen die weitere Zerlegbarkeit der Metalle und seitherigen Elemente überhaupt einzuwenden. Die von Lothar Meyer und Mendelejew nachgewiesenen Beziehungen der Atomgewichte der Elemente zu einander scheinen darauf hinzudeuten, daß

Endlich aber ſtimmt das Reſultat des letzten Verſuchs mit der einſtimmigen Verſicherung aller alchymiſtiſchen Autoritäten überein, daß die leichteſt flüſſigen Metalle bei der Transmutation die größten Vorteile gewähren.

Wir gehen nun zum achten am gleichen Tag ſtattfindenden Verſuch über. Der Pfarrer Anderſon brachte ein Lot chemiſch reines, aus Zinnober reduziertes Queckſilber mit, worauf man einen Fluß aus vorher unterſuchter Kohle und Borax bereitete, welchen man in einen gleichfalls unterſuchten Tiegel eindrückte. Der Tiegel war aus einer großen Anzahl kleiner engliſcher Schmelztiegel ausgewählt worden. In eine dem Fluß eingedrückte Vertiefung goß man daß Queckſilber, und Lord Palmerſtone warf einen genau abgewogenen halben Gran von der roten Tinktur darauf. Der Tiegel wurde mit einem paſſenden, gleichfalls zuvor unterſuchten Tiegel bedeckt und in die glühenden Kohlen des Schmelzofens geſtellt.

Als der Tiegel in voller Glut ſtand, nahm man den Deckel ab und ſah, daß das Queckſilber ganz ruhig ſtand, und weder kochte noch rauchte. Man ſetzte den Deckel wieder auf und verſtärkte das Feuer, bis der Tiegel weiß glühte. In dieſer Glut ließ man ihn dreißig Minuten lang ruhig ſtehen, nahm ihn dann heraus und zerſchlug ihn nach dem Erkalten. Man fand unter der Schlacke ein kleines Metallkügelchen und viele zerſtreute Körner, welche unter die Anweſenden verteilt wurden.

Das größere Metallkorn wog zehn Gran. Lord Palmerſtone ließ dasſelbe — wie das beim ſiebenten Verſuch erhaltene Silber — kunſtgerecht probieren, und es wurde für vollkommen reines Gold erklärt. Eben dasſelbe Gold probierte ſpäter der Goldarbeiter Lock in Oxford, welcher es ebenfalls für vollkommen fein erkannte.

Neunter Verſuch. Einige Tage ſpäter unternahm Dr. Price auf den Wunſch der Geſellſchaft einen Verſuch mit der weißen

---

die Elemente, welche bisher nicht weiter zerlegt werden konnten, keineswegs unzerlegbar ſind, ſondern aus Einheiten höheren Grades beſtehen. Dieſe Annahme wird auch durch manche Experimentalunterſuchungen, welche die elementare Natur mancher der ſogenannten Elemente ſtark in Zweifel ſtellen, weſentlich unterſtützt. Vgl. Prof. Dr. Lothar Meyer: Die modernen Theorien der Chemie. Braunſchweig 1880.

Tinktur in größerer Menge, wobei er eine noch größere Wirkung zu demonstrieren versprach.

Sechzig Lot Quecksilber wurden — wie beim dritten Versuch — mit 12 Gran der weißen Tinktur im Feuer behandelt. Allerdings hatte diesmal Dr. Price die Arbeit am Tiegel selbst übernommen, aber er wurde desto aufmerksamer von den Anwesenden beobachtet.

Man erhielt nach dem bei Versuch 3 beschriebenen Verfahren einen Silberkönig von $2^1/_2$ Lot oder 600 Gran, welcher sich also dem Gewicht nach zu der angewandten Tinktur wie 50 zu 1 verhielt. Dieses Silber wurde von den anwesenden Lords dem König Georg III. von England vorgelegt, und derselbe „hatte die Gnade, seinen königlichen Beifall zu bezeugen".

Zehnter Versuch. An eben demselben Tage wurden zwei Lot Quecksilber — wie beim ersten Versuch — mit zwei Gran der roten Tinktur im Feuer bearbeitet. Man erhielt davon ein halbes Lot oder 120 Gran eines hochgefärbten und feuerbeständigen Goldes, welches gleichfalls dem König vorgelegt wurde.

Dies sind die Versuche von Dr. Price, welche, wenn schon öfter, anstatt daß die Namen der Experimentatoren genannt werden, nur im allgemeinen von „man" die Rede ist, doch von seiten der chemischen Kritik keine ernst zu nennenden Angriffspunkte und schwache Stellen aufweisen, so daß nur übrig bleibt, sie für Fakta oder für Betrug zu erklären. Für letzteren aber fehlt all und jeder Anhalt. Price und seine Assistenten haben überhaupt nach unsern Rechtsgrundsätzen nicht ihre Unschuld, wohl aber hat die gestrenge Richterin „moderne Chemie" den Betrug nachzuweisen. Bis dies aber geschehen ist, beantrage ich auf Grund des non liquet Freisprechung. So nach dem Grundsatz der Rechtswissenschaft.

Obschon die Versuche des Dr. Price, wenn man ihnen nicht prinzipiell Unglauben entgegenbringt, keinem berechtigten Zweifel Raum geben und gaben, und auch die genannten achtbaren und zum Teil sachkundigen Zeugen so von ihrer Wahrheit überzeugt waren, daß sie mit ihren Namen dafür eintraten, so wurde doch die Kunde von ihnen immer mehr entstellt, je weiter sie in das große Publikum drang. Dies bewog Price, den wahren Verlauf der Dinge mit Wissen und Willen der Teilnehmer an den Ver-

ſuchen in einer beſonderen Schrift bekannt zu machen, nämlich: „An account of some experiments on Mercury, Silver and Gold, made at Guilford in Mai 1782 in the Laboratory of James Price, M. D., F. R. S., Oxford, 1782. 4°.“ Eine zweite Auflage dieſer Schrift erſchien ebendaſelbſt 1783, und im gleichen Jahre zu Deſſau eine deutſche Überſetzung in Oktav.

Auch der obengenannte Geſchichtsſchreiber der Chemie, Johann Friedrich Gmelin, ſprach ſich günſtig über Price aus, indem er aus Anlaß von deſſen Verſuchen, die er im „Göttingſchen Magazin der Wiſſenſchaften und Litteratur“ veröffentlichte, den citierten Ausſpruch that.

So meldete auch G. Forſter, der großes Intereſſe an der Alchymie hatte, im September ſeinem Vater[1]):

„Lichtenberg ſchreibt mir mit der letzten Poſt, daß ein Dr. Price eine Verwandlung des Queckſilbers in Gold bewirkt hat, in Guilford, vor einer großen Anzahl kompetenter Richter, daß er nicht mehr an der Thatſache zweifelt. — Ein Gran rötliches Pulver verwandelt zwanzig Gran Queckſilber in Gold, welches die ſpezifiſche Schwere von 20 : 1 hat; mithin einen beſſern Gehalt hat als Gold. — Ich weiß nicht, was ich von der Geſchichte denken ſoll.“

Price legte ſeine Schrift und die erhaltenen Gold- und Silberproben der Royal Society[2]) in London, deren Mitglied er war, vor, welche ein anderes Mitglied, den damals berühmten Chemiker Kirwan, mit der Prüfung der Sache beauftragte. Dieſer Auftrag war nun freilich in gewiſſer Beziehung zwecklos, da Price in ſeiner Schrift erklärt hatte, daß ſein Tinkturvorrat bei den Verſuchen aufgegangen ſei und er von einer nochmaligen Darſtellung wegen der Langwierigkeit, Mühſeligkeit und Geſundheitsſchädlichkeit der Arbeit abſehen müſſe. Selbſtverſtändlich kam es Price auch nicht bei, ſein Verfahren zu veröffentlichen. Kirwan und noch einige andere mit der Prüfung beauftragte Chemiker wären alſo zunächſt auf eine chemiſche Unterſuchung der Metallproben und die Abhörung der bei den Verſuchen anweſenden Zeugen angewieſen geweſen. Sie ließen ſich jedoch nicht darauf ein, ſondern verlangten von Price eine Wiederholung ſeiner Verſuche in ihrer Gegenwart oder die Mitteilung ſeines Verfahrens.

---

[1]) Forſters Briefwechſel. I. S 291 ff.

[2]) Auf dieſe und nicht, wie Schmieder meint, auf den Roſenkreuzerorden beziehen ſich die Buchſtaben F. R. S.

Die Verſuche konnte Price nicht wiederholen, weil — wie geſagt — ſeine Tinktur verbraucht war, und eine Mitteilung ſeines Verfahrens lehnte er aus naheliegenden Gründen ab, begab ſich aber Ende 1782 auf längere Zeit nach London, um den dortigen Naturforſchern Rede zu ſtehen und obwaltende Zweifel aufzuklären.

Die Kommiſſion, namentlich ein Sir Joſeph Banks, drang ſehr in Price, ſein Verfahren offen darzulegen, denn ſeine Ehre erfordere dies. Price ſelber drückte ſein Erſtaunen darüber aus, daß man den vielen ſich in der Schrift nennenden Zeugen nicht glauben wolle; doch beunruhigte die Möglichkeit eines ſchimpflichen Verdachtes ſein Ehrgefühl, ſo daß er verſprach, die beiden Pulver nochmals auszuarbeiten und ſeine Verſuche in London zu wiederholen.

Er ging im Januar 1783 zu dieſem Zweck nach Guilford zurück und begann dort ſehr eifrig in großer Zurückgezogenheit zu arbeiten, nachdem er in ſechs Wochen ſeine Rückkehr nach London zugeſagt hatte. Allein die ſechs Wochen vergingen, ohne daß er ſein Reſultat erreichte und nach London zurückkehrte. Allenthalben rief man nun, der Adept habe betrogen, und die Gentlemen von Guilford zogen ſich von dem mit dem Banne der öffentlichen Meinung Belegten zurück. Zu Anfang des Auguſt 1783 lud Price alle Freunde zu ſich ein, und alle ſchlugen die Einladung aus.

An demſelben Tage forderte Price, welcher in der letzteren Zeit größere Mengen Kirſchlorbeerwaſſer hergeſtellt hatte, zur Theezeit von ſeiner Haushälterin die Flaſche mit dem konzentrierten Kirſchlorbeerwaſſer und ein Trinkglas. Bald brachte er beides ausgeſpült zurück, wobei er heftig taumelte. Man ſandte zum Arzt, aber dieſer kam zu ſpät, um die tödliche Wirkung der Blauſäure aufhalten zu können. Price war vor ſeiner Ankunft verſchieden. Er hinterließ ein Vermögen von über 10000 Pfund außer einer Jahresrente von 120 Pfund.[1])

Dieſer traurige Ausgang der Sache beſtimmte das engliſche Publikum vollends, die ganze Sache für eine feine Betrügerei zu

[1]) London Chronicle von 1783 No. 4093. Gentlemen Magazine von 1791, pag. 894. Göttingiſches Magazin von 1783. St. III. S. 580. S. 586 ff.

erklären und den Stab über Price zu brechen. Auch in Deutschland nahm Gmelin sein oben mitgeteiltes günstiges Urteil zurück und nannte Price einen unglücklichen Märtyrer seiner Eitelkeit.

Und doch dürfte Price großes Unrecht widerfahren sein. Es wäre fürwahr psychologisch unerklärlich, wenn ein in den besten Verhältnissen lebender junger Gelehrter um der lieben Eitelkeit willen, vor der Gentry in Guilford als Adept zu glänzen, ohne Sinn und Verstand in deroben geschilderten Weise mit offenen Augen ins Verderben gerannt wäre. Zudem ist auch nicht ein Schatten vom Beweis eines Betrugs vorhanden, und die Versuche sind so kunstgerecht, daß sich nichts oder doch nur unbedeutendes und bei den Haaren herbeigezogenes dagegen sagen läßt.

Im Gegenteil ist das Verfahren von Price, der bis zu seinem Mißerfolg überall als Ehrenmann galt, ein durchaus loyales, und sein Selbstmord ist als eine vorschnelle, in dem gekränkten Ehrgefühl eines hitzigen Temperaments wurzelnde That vollkommen psychologisch erklärlich, ohne daß man ihn als verzweifelten, in die Enge getriebenen Betrüger zu betrachten braucht. Ich schließe mich der Ansicht Professor Schmieders völlig an, welcher sagt:[1])

„Das eine, daß Price die zugesagte Wiederholung nicht leistete, das allein warf Verdacht auf ihn; aber diese Nichterfüllung konnte wohl unschuldige Ursachen haben, und wer des Mannes Würde fühlt, wird ihn lieber entschuldigen, als steinigen. Unter seinem Nachlaß hat man kein Tagebuch gefunden. Dieser Umstand dürfte unbedeutend erscheinen, und ist's doch nicht. Welcher Chemiker ohne Tagebuch arbeitet, dem widerfährt es leicht, daß er Umstände vergißt oder übersieht, deren Nichtbeachtung die Wiederholung eines Versuchs unmöglich macht. So war es Kunkel'n und Dippel'n schon gegangen, und wohl ist zu glauben, daß es dem Briten ebenso erging. Einmal war es ihm gelungen, aber er wußte nicht mehr recht, wie. Gedrängt und angetrieben, das Verlorene wieder aufzusuchen, verwickelte er sich in ein Labyrinth von Fehlgriffen, und in einem solchen Falle kann der Verdruß einen Hitzkopf wohl zum Lebensüberdruß führen.“ [2])

„Ein Märtyrer war Price gewiß, mehr aber fremder Eitelkeit als eigener, des Schulzwangs nämlich, welcher sich bei jedem Aufschwung einer neuen

---

[1]) Gesch. d. Alch. S. 584.

[2]) Zu der Unsicherheit der Resultate trug auch wohl der Umstand viel bei, daß die älteren Chemiker nicht mit chemisch reinen Chemikalien arbeiteten.

Lehre doppelt fühlbar macht.[1]) Man glaubte damals, mit der chemiſchen Theorie ſchon völlig im Reinen zu ſein. Die Eiferer verketzern dann jeden, der nicht im Modekleide auftritt. Seinem Ehrgefühl war die erfahrene Beſchimpfung unerträglich. Ein ſolches Gemüt iſt wohl nicht fähig zu betrügen, um einen vorübergehenden Ruhm zu erſchleichen. Die das vermögen, die nehmen ſich das Leben nicht, ſondern mäſten ſich in irgend einem Verſteck. Wohl ſah Price den Sturm voraus, als er ſchrieb; aber er traute ſich mehr Kaltblütigkeit zu, als er wirklich beſaß. Als der Sturm losbrach, war er doch zu reizbar, um ſich über die Klatſcherei der Groß- und Kleinſtädter wegzuſetzen und geduldig an die Nachwelt zu appellieren."

[1]) Damals war eben die Stahlſche Phlogiſtontheorie geſtürzt worden und die neuere, noch jetzt geltende, entwickelte ſich.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Alchymie im neunzehnten Jahrhundert.

Im neunzehnten Jahrhundert tritt die praktische Beschäftigung mit der infolge der geschilderten Umstände in Mißkredit gekommenen Alchymie sehr in den Hintergrund, obgleich, wie wir sehen werden, im Stillen immer noch eifrig laboriert wird. Rege ist jedoch die literarische Thätigkeit, namentlich auf dem geschichtlichen Gebiete der Alchymie.

Die erste litterarische Publikation in diesem Jahrhundert — von den schon erwähnten Aufsätzen im Reichsanzeiger sehe ich hier ab — waren die

„Literarischen Nachrichten zu der Geschichte des sogenannten Goldmachens.“ Leipzig 1805.

des bayrischen Zollamtmanns Christoph Gottlieb von Murr zu Nürnberg (1733—1811), worin derselbe höchst schätzbare, zum Teil erwähnte geschichtliche Beiträge liefert, aber durchaus inkonsequent ist, insofern er bald gegen die Alchymie eifert und bald von ihrer Realität überzeugt ist.

Auch die Kunde von einer gelungenen Transmutation verbreitete sich zu Anfang dieses Jahrhunderts. Im Jahre 1814 bat nämlich ein alter Araber Sir Colquhoun, den englischen Residenten zu Bassora, um Schutz gegen den Scheikh von Grane, der ihn verfolge, weil er Gold machen könne. Als sich der Araber erbot, dem

zweifelnden Colquhoun einen Beweis zu liefern, ſchmolz dieſer vier ſeiner Büchſenkugeln ein, worauf ihm der Alte vier in Papier gewickelte weiße Pulverchen gab, die Colquhoun in den Tiegel warf und das Blei noch zwanzig Minuten treiben ließ. Als der Reſident dann das Metall ausgoß war es gelb, und der herbeigerufene Goldarbeiter des Bazars erklärte es für gutes Gold, deſſen Wert er auf neunzig Piaſter ſchätzte. Colquhoun verſprach dem Araber zwar ſeinen Schutz, aber als letzterer dereinſt ausging, wurde er von den ihm auflauernden Leuten des Scheikhs entführt.

Der Reſident erzählte bald darauf dieſen Vorgang ſeinem Freund, dem Reiſenden Macdonald Kinneir, welcher ihn veröffentlichte.[1])

Doch auch angeſehene Chemiker erhoben ihre Stimme zu Gunſten der Alchymie. So der Profeſſor der Chemie und Medizin zu Köln, Bonn und Marburg, Ferdinand Wurzer (1765 bis 1844), welcher in ſeinem „Handbuch der populären Chemie“ ſich an Gmelin und Girtanner anlehnend, ſagt[2]):

„Ob ein Metall in ein anderes verwandelt werden könne, iſt eine Frage, welche man viele Jahrhunderte hindurch aus Leibeskräften mit Ja beantwortete. In neueren Zeiten hat man das Kind unleugbar mit dem Bade ausgeſchüttet. Man entdeckte eine zahlloſe Menge von Betrügern und Betrogenen; man entſchleierte der Grundloſigkeit vieler hundert Geſchichtchen, welche bald auf Erdichtung, bald auf Täuſchung hinausliefen, und dies beſtimmte die Mehrheit, dieſe Frage unbedingt mit Nein zu beantworten. Ich geſtehe freimüthig, daß ich es durchaus nicht begreife, wie man die Möglichkeit der Metallverwandlung beſtreiten könne. Die Metalle ſind Arten einer eigenen Klaſſe von Körpern, und es ſollte unmöglich ſein, eine Art in die andere umzuändern?[3]) Daß man den ſüßeſten Körper, den Zucker, in mehrere Säuren verwandeln, den durchſichtigſten Körper, den Demant, in den undurchſichtigſten, die Kohle, umändern kann; daß man Erden und Alcalien zu desoxydieren und aus ihnen Metalloide darzuſtellen vermag uſw., iſt nicht allein meines Erachtens nach bewundernswerther, ſondern war auch weniger vorher-

---

[1]) Bertuch: Neue Bibliothek der Reiſebeſchreibungen. Bd. 27, S. 348 ff.

[2]) S. 168 ff.

[3]) In ähnlichem Sinn behauptet ſchon die Alchymie in alter Zeit, daß die Natur das Beſtreben habe, nur das vollkommenſte aller Metalle, Gold, hervorzubringen, und daß alle andern ſcheinbar verſchiedenen Metalle nur Gold auf verſchiedenen Entwickelungsſtufen ſeien. — Alſo eine Art mineralogiſcher Darwinismus.

zuſehen, als die Verwandlung eines Metalls in ein anderes! Obſchon wir freilich noch kein Metall in ſeine Beſtandtheile zu zerlegen im Stande ſind: ſo iſt es dennoch nicht allein möglich, ſondern ſogar wahrſcheinlich, daß man aus andern Metallen ſchon Gold gemacht habe. Konnte nicht der Zufall (der ohne dies ſtets der Quell vieler Erfindungen war) Einzelne bei dem raſtloſen Beſtreben und den buntſcheckigſten Miſchungen, die ſie in den verſchiedenſten Temperaturen behandelten, begünſtigen? So thöricht das Beſtreben iſt, wirklich auf dieſen Zweck zu arbeiten, zu deſſen Erreichung man wirklich bis hiehin keine größere Hoffnung hat, als der etwa beſitzt, der ſeine ganze Habe in die Lotterie ſetzt, um das große Loos zu gewinnen: ſo thöricht iſt es, die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle zu leugnen. Bei den raſchen Fortſchritten der Scheidekunſt iſt es ſogar vorherzuſehen, daß der Zeitpunkt vielleicht nicht mehr ſehr entfernt iſt, wo Goldmachen nicht mehr das Monopol von Einzelnen iſt, ſondern wo dies bei den Chemikern eine allgemein bekannte Kunſt ſeyn wird. Offenbar wird dieß eine, wahrlich nicht wünſchenswerte Revolution in der menſchlichen Geſellſchaft hervorbringen. Aller Reichthum von Gold und Silber wird ſich in den Händen ſeiner Beſitzer vernichten. Es giebt dann keine andern Reichthümer mehr, als die natürlichen, nämlich die Erzeugniſſe des Bodens."

Die erſte brauchbare Geſchichte der Chemie ſchrieb Dr. Carl Chriſtoph Schmieder, Profeſſor in Kaſſel (1778—1850)[1]), auf welche ich ſo oft Bezug nahm. Schmieder fand gute Vorarbeiten bei Creiling, Lenglet du Fresnoy, Morhof u. A. m., welche er, da es ihm darauf ankam, alle angeblichen Adepten zu retten, wie Kopp richtig ſagt,[2]) mit großem Fleiß und weniger Kritik benutzte. Anderes Wichtige, wie die Kunkelſchen Berichte, übergeht er wieder unbegreiflicher Weiſe. So iſt ſein Buch für die bis etwa 1600 reichende ältere Periode der Alchymie nur mit großer Vorſicht zu benutzen. Kopp hat Schmieder an vielen Orten berichtigt, und wo dieſer es unterließ, wie z. B. bei der Kelleylegende uſw., habe ich ihn ergänzt.

Der Profeſſor der Chemie und Phyſik zu Bonn, Erlangen, Heidelberg uſw. Dr. Karl Wilhelm Gottlob Kaſtner (1783 bis 1857) beſchäftigte ſich ebenfalls viel mit der Alchymie und ſtand in ſeiner Jugend in Beziehungen zur ſog. Hermetiſchen Geſellſchaft. In ſeinen „Phyſikaliſch-chemiſchen Abhandlungen oder Beiträgen zur Begründung einer wiſſenſchaftlichen Chemie[3])" ver-

[1]) Halle 1832, 8°.

[2]) Alchemie, Bd. 2, S. 179.

[3]) Frankfurt und Heidelberg 1806/7. 2 Bde.

ficht er die Thatsache historischer Transmutationen und Degradationen; er schließt sich an die oben mitgeteilten Anschauungen Wenzels an und beschäftigt sich namentlich viel mit dem sog. Isaak Hollandus, dem er die Tendenz nachsagt, „das unedle Metall durch desoxydierende Behandlung mit Kohlenwasserstoff in Substanzen von ungleichem Brennwert zu zerlegen", eine Behauptung, die in sämtlichen Schriften des angeblichen Hollandus keine Begründung findet. Kastner behauptet noch, daß der Stickstoff bei der Bildung der Metalle eine große Rolle spiele und hält das Queckſilber für aus Stickstoff, Phosphor und Tierkohle zusammengesetzt.

Als Kuriosum sei mitgeteilt, daß am 5. August 1836 dem Joseph Anton Rotti in Mailand von der österreichischen Regierung ein fünfjähriges Privilegium auf die Erfindung, durch Verbindung mehrerer Metalle Gold naturgemäß nachzumachen, erteilt. Rottis Verfahren war rein alchymistischer Natur, was außer andern Angaben auch daraus hervorgeht, daß dazu 12 Teile Zinnober, 8 Teile Schwefelantimon, 6 Teile Eisenocker und 6 Teile Queckſilber erforderlich seien.[1])

Der Professor der Chemie zu Jena Heinrich Wilh. Ferd. Wackenroder (1798—1854) erzählt, daß in Thüringen zahlreiche Alchymisten lebten.[2]) Mir, der ich mich von meinen Knabenjahren an mit Alchymie beschäftigte, ist nichts davon bekannt, und hat Wackenroder wohl die Schwarzburger „Laboranten" oder „Balsamträger" für Alchymisten gehalten. Immerhin giebt es doch in Thüringen einzelne Alchymisten. So wurde Wackenroder eine aus basischem Eisenchlorid und Goldchlorid bestehende sogenannte Tinktur vorgelegt und ein nach Wackenroder gute chemische Kenntnisse besitzender Mann stellte in dessen Gegenwart aus Silber eine kleine Menge Gold dar, wobei es sich wohl um die Abscheidung eines verlarvten Goldgehaltes handelte.[3])

Daß es aber im Großen und Ganzen in der Gegenwart noch viele Alchymisten giebt, beweisen zahlreiche Zuschriften, die ich seit einer Reihe von Jahren aus ganz Deutschland, der Schweiz, Öster-

[1]) „Beschreibungen der Erfindungen und Verbesserungen" 2c. Wien 1842. 2. Band.

[2]) „Archiv der Pharmacie." Zweite Reihe, Bd. 15, S. 2.

[3]) A. a. O., Bd. 19, S. 44.

reich und Ungarn erhalte. Unter diesen Alchymisten sind alle Stände vertreten, von den höchsten bis zu den niedrigsten, und u. a. schickte mir ein Schweizer Friseur vor acht Jahren eine aus gefaultem Blut abdestillierte jammervoll stinkende Flüssigkeit und Scherben einer zerbrochenen Retorte mit einem opalisierenden Beschlag zur Prüfung. Ich mußte für den Quark auch noch Eingangszoll bezahlen.

In Frankreich beschäftigte sich der Chemiker Theodor Tiffereau um die Mitte unseres Jahrhunderts viel mit Alchymie, nachdem er 1842 in den Bergwerken von Mexiko und in Kalifornien seine Studien gemacht hatte. Er veröffentlichte 1857 zu Paris eine Abhandlung über seine Arbeiten unter dem Titel: „Les métaux sont des corps composés. La production artificielle des métaux precieux est possible et un fait avéré par Théodore Tiffereau.“ Dieselbe erschien in der „Illustrierten Zeitung“ No. 597 vom 9. Dezember 1854 in einer deutschen Übersetzung.

In seiner Abhandlung sagt nun Tiffereau, daß er durch die Beobachtung, unter welchen Umständen Metalle vorkommen, zu der Erkenntnis einer Thatsache gelangt sei, die ein helles Licht auf die Erzeugung der Metalle werfen könne.

„Das Vorhandensein von salpetersauren Salzen, von Jod-, Brom- und Chlorverbindungen, das Zusammensein von Schwefelkies und salpetersauern Salzen in Berührung unter einander und daß diese Körper unter dem Einfluß des Lichts und der Wärme elektrische Wirkungen veranlassen, durch welche eine Zersetzung des metallführenden Erdreichs und neue Verbindungen entstehen, aus denen die Metalle hervorgehen.“

„— Nach meiner Ansicht sind die Vorgänge, welche die Verwandlung der Metalle bewirken, von verwickelter Natur, und die Verbindungen des Stickstoffs mit Sauerstoff spielen dabei eine Hauptrolle. Wärme, Licht und Elektrizität mögen in gewissen Grenzen die Verbindungen des unbekannten Metallgrundstoffs mit jenen begünstigen und vermitteln. Alles führt mich zu dem Glauben, daß dieser Grundstoff der Wasserstoff sei[1]), den wir nur in gasförmigem Zustand kennen und dessen andere physikalischen Zustände uns bei unsern Untersuchungen entgehen. Der Stickstoff scheint bei diesen Verbindungen wie ein Ferment zu wirken, wie er dies bei der Gährung organischer Stoffe auch thut. Die Bindung des Sauerstoffs, seine mehr oder minder feste Kombination mit dem metallischen Grundstoff — unter dem Ein-

[1]) Davy betrachtet bekanntlich die Metalle als Hydrate.

fluß einer ſtickſtoffhaltigen Subſtanz. — Dies ſcheint mir der Schlüſſel zur Verwandlung der Metalle.“[1])

Tiffereau will nun — und zwar in ziemlich beträchtlichen Quantitäten — Eiſen in Kupfer, Kupfer in Silber und Silber in Gold umgewandelt haben.

Über die Verwandlung des Silbers in Gold ſpricht ſich nun Tiffereau folgendermaßen aus:

„1. Eine Thatſache, von der ich ausging und die ein Jeder leicht wiederholen kann, iſt folgende: Man übergießt Feilſpäne von chemiſch reinem Silber mit eben ſo reiner Salpeterſäure, und es werden einzelne Partikelchen des Silbers vor der Hand unaufgelöſt bleiben und erſt nach Verlauf mehrerer Tage verſchwinden. 2. Wirft man reines gefeiltes Silber in Glasröhren von 4—5 Millimeter Durchmeſſer und 10—15 Millimeter Höhe, die bis zum Drittel ihres Raumgehalts mit Salpeterſäure von 36 Grad gefüllt ſind, welche vorher eine gewiſſe Zeit der Einwirkung der Sonnenſtrahlen ausgeſetzt waren, ſo wird man finden, daß ein gewiſſer Antheil des Silbers trotz der entſtehenden Hitze völlig unlöslich bleibt. 3. Arbeitet man mit einer Legirung von 9 Zehntel Silber und 1 Zehntel Kupfer, ſo wird eine lebhaftere Reaction entſtehen, und ein gewiſſer Antheil der Legirung wird wie im vorigen Verſuch ungelöſt bleiben.“

„4. Dieſelbe Erſcheinung findet ſtatt, auch wenn man ohne Einfluß des Sonnenlichts operirt. 5. Bei allen dieſen Verſuchen läßt ſich außer dem ungelöſten Metall die Gegenwart eines leichten braunen und unlöslichen Niederſchlags nachweiſen. Durch verſchiedene Abänderungen in den Stärkegraden der Säure und durch längeres oder kürzeres Ausſetzen an die Sonne erhielt ich Metalltheile, welche in kochender Salpeterſäure vollkommen unlöslich, in der Chlorflüſſigkeit[2]) dagegen löslich waren. Durch vergleichende Verſuche fand ich ferner: 1. daß ein klein wenig Gold in der Löſung die Erzeugung des künſtlichen Goldes befördert; 2. daß ſich reines Silber ſchwerer als mit andern Metallen legirtes in Gold verwandeln läßt; 3. daß die katalytiſche Kraft bei der Metallverwandlung eine Rolle ſpielt; 4. daß Chlor, Brom, Jod und Schwefel in Gegenwart von Verbindungen des Stickſtoffs und Sauerſtoffs die Erzeugung befördern; 5. daß die ozoniſirte Luft günſtig einzuwirken ſcheint; 6. daß eine Temperatur von 25 Grad und darüber gut iſt zur Vollendung der Arbeit; 7. daß ein günſtiges Reſultat größtenteils von der Dauer der Arbeit abhängt.“

Dieſe Verſuche gelangen Tiffereau in Mexiko und mißlangen ihm in Frankreich, was er der intenſiveren Wirkung der Sonnenſtrahlen in Mexiko zuſchreibt.

---

[1]) Für einen inneren Wahrheitskern der Tiffereauſchen Theorie ſpricht die Bildung des Ammoniumamalgams.

[2]) Es iſt Königswaſſer gemeint.

Hingegen behauptet Tiffereau auf folgende Weise Gold ohne Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Salpetersäure hervorgebracht zu haben:

„Ich mischte 12 Theile concentrirte Schwefelsäure und 2 Theile Salpetersäure von 40 Grad zusammen und füllte damit Glaskolben bis zum vierten Theil ihres Gehaltes an. Hierzu brachte ich Feilspäne von reinem Silber und reinem Kupfer, das Kupfer zu ein Zehntel des Silbers. Nach der ersten Reaction nimmt die Lösung eine schöne violette Färbung an. Man bringt darauf die Lösung zum Sieden und unterhält dies mehrere Tage lang, indem man von Zeit zu Zeit reine concentrirte Schwefelsäure zusetzt, damit alle Salpetersäure ausgetrieben werde. Das lange Kochen ist notwendig, da die beiden Säuren eine sehr innige Verbindung eingehen; so lange die besteht, setzt sich kein Gold ab. Setzt man nach mehrtägigem Kochen etwas Wasser zu, so zeigt sich immer noch eine schwache Entwickelung von salpetersaurem Gas, was beweist, daß die sehr concentrirte Schwefelsäure mehr Verwandtschaft zum Wasser als zum Salpeter hat. Um einen etwaigen Rest von salpetrigen Dämpfen zu entfernen, muß man ein wenig schwefelsaures Ammoniak zusetzen und noch etwas kochen lassen. Bei diesem Versuche scheint das Gold durch das salpetrige Gas in der Lösung gehalten zu werden, denn im Maße, als dieses abnimmt, schlägt sich das Gold in äußerst feinen Schüppchen nieder, die sich beim Erkalten an die Wände des Kolbens ansetzen und die man sehr gut mit bloßen Augen sehen kann. Ist die Masse des erzeugten Goldes groß genug, so sammelt sie sich am Grund des Kolbens an. Ein anderes Mittel, das weniger langsam zum Ziele führt, besteht darin, daß man anstatt der Salpetersäure salpetersaures Kali anwendet."

„Ich habe diese Versuche bis ins Unendliche wiederholt und stets, außer wo zufällige Umstände störend einwirkten, die nämlichen Resultate erhalten."

Ich weiß nicht, ob jemand Tiffereaus Versuche nachgearbeitet hat. — Als er nach Paris zurückgekehrt war, legte Tiffereau der Akademie sein Gold und seine Versuche vor, aber die Akademie entschied, daß das Gold nicht als Beweis anzusehen sei, und eine aus den Chemikern Chevreul, Dumas und Thenard d. Ä. bestehende Kommission lehnte eine Vorlesung Tiffereaus über die Zerlegbarkeit der Metalle ab.[1])

Chevreul, der Nestor der französischen Chemiker schrieb mehrere kleinere Arbeiten über das geschichtliche Gebiet der Alchymie, und Louis Figuier ein sehr gutes Buch: „L'Alchimie et les Alchimistes, ou Essai historique sur la philosophie hermétique." Paris 1854. Ein elendes Machwerk ist Cambriels:

[1]) Figuier a. a. O. S. 183.

„Cours de la philosophie hermétique“ etc., Paris. 1843 und noch elender das von Eliphas Levi in ſeiner miſerabeln „Histoire de la Magie“ über Alchymie Gefaſelte.

England bot nur kleinere geſchichtliche Arbeiten über Alchymie von Thomas Thompſon, G. F. Rodwell und John Ferguſon.

In chronologiſcher Reihenfolge kommen wir nun zu Adolph Helfferich, welcher in ſeinem Buch: „Die neuere Naturwiſſenſchaft, ihre Ergebniſſe und ihre Ausſichten“, Trieſt 1857, ſagt[1]):

„Daß die Chemie als Wiſſenſchaft bei einer ſchlechthin zufälligen Vielheit ſogenannter einfacher Körper, von denen ſich morgen als zuſammengeſetzt herausſtellen kann, was heute noch für einfach galt, auf die Dauer ſich nicht beruhigen kann, muß Jedem einleuchten, der den durch die Vernunft ſelbſt gegebenen Einheitstrieb nur einigermaßen zu ſchätzen verſteht, und nicht geradezu taub iſt gegen die geſchichtlichen Lehren der chemiſchen Analyſe.“[2])

Indem Helfferich die Überlegenheit der modernen chemiſchen Hilfsmittel über die der Alchymiſten anerkennt, ſagt er weiter:

„Allein damit iſt noch keineswegs geſagt, daß mit den Hülfsmitteln, welche die jetzige Chemie darbietet, und in keinerlei Widerſpruch mit ihren Grundvorausſetzungen Gold ſich nicht machen ließe, ſobald Gold kein einfacher, ſondern ein zuſammengeſetzter Körper wäre. Darauf käme es ganz und gar nicht an, ob der Beweis direct durch chemiſche Zerlegung des Goldes oder indirect durch Darſtellung des Goldes oder eines andern beliebigen Metalls aus den dasſelbe zuſammenſetzenden Beſtandtheilen oder Körpern geführt werde.“

Carl von Heiſter ſagt in ſeinem Buch: „Nachrichten über Gottfried Chriſtoph Beireis.“ Berlin 1860:[3])

„Die Wiſſenſchaft vermochte nicht, die Verwandlung unedler Metalle in edle als unmöglich nachzuweiſen, was ſie auch heute noch nicht vermag.“

Ein wunderliches und ſchrullenhaftes, obgleich von großer Beleſenheit des Verfaſſers zeugendes Buch iſt:

„Die Alchemie, das iſt die Lehre von den großen Geheim-Mitteln der Alchemiſten und den Speculationen, welche man an ſie knüpfte; ein Buch, welches zunächſt für Aerzte geſchrieben iſt, zugleich aber auch jedem gebildeten Denker geboten wird.“ Bonn 1869.

---

[1]) S. 1 ff.

[2]) Ich erinnere an das ungeheuere Aufſehen, welches die Zerlegung der Luft und des Waſſers hervorriefen, die Jahrtauſende als Elemente galten.

[3]) S. 52.

Von Dr. med. Gottlieb Latz. Ganz im Widerspruch mit der Geschichte versucht der Verfasser den Nachweis, daß es der wahren Alchymie nur darum zu thun sei, medizinische Alcana zu entdecken. Solche sind ihm: Schwefelsäure, Ferrum pulverisatum, Soda, Natronsalpeter, Schwefelammoniumlösung, Quecksilberoxyd mit rotem und Quecksilberoxyd mit schwarzem Schwefelantimon. Dann läßt er die ganze Zahlenmystik des Septenars aufmarschieren und sieht, was seit Jakob Toll schon eine abgethane Sache ist, in allen möglichen Mythologien u. s. w. (selbst in Platos Timäus) alchymistische Geheimnisse.

Gustav Lewinstein fragt in seinem Vortrag: „Die Alchemie und die Alchemisten." Berlin 1870,[1]) ob wir mit unsern chemischen Forschungen an den äußersten Grenzen der Wissenschaft angelangt seien, ob das Gold und die andern als Elemente bezeichneten Körper wirklich einfache Stoffe seien. Man könne dies nicht mit Bestimmtheit behaupten, denn die Unmöglichkeit der Zerlegung des Goldes sei nicht bewiesen, und wenn dieselbe einmal gelinge, so könne man vielleicht zwei ganz gewöhnliche Stoffe als dessen Bestandteile nachweisen und vielleicht das Verfahren finden, sie wieder zusammenzusetzen. Vom Standpunkt der Wissenschaft aus sei also das Goldmachen durchaus nicht unmöglich.

Derjenige Chemiker, welcher sich in diesem Jahrhundert in Deutschland am meisten mit der Alchymie beschäftigte, ist der Heidelberger Professor Dr. Hermann Kopp. Derselbe gab in seiner berühmten „Geschichte der Chemie". Braunschweig 1843/7, 4 Bde. im zweiten Band eine ausführliche Übersicht über die Geschichte der Alchymie, worin er die Transmutationen des Helmont und Helvetius für historisch unanfechtbar erklärt. Ganz ausgezeichnet, leider nur für den Fachmann verständlich, sind seine von mir so oft citierten „Beiträge zur Geschichte der Chemie", worin er zuerst die Alchymie des Altertums und Mittelalters wissenschaftlich aufhellte, da Schmieder nur alle Traditionen gläubig nachbetete. Ich habe dieselben namentlich in den beiden ersten Kapiteln und bei Basilius Valentinus vielfach dankbar benutzt. Kopps „Alchemie", Heidelberg 1886, 2 Bde. ist das Ausführlichste, was bisher über die

[1]) Virchow-Holtzendorffsche Vorträge, Heft 115.

Alchymie geschrieben wurde. Leider ist sie aber wenig übersichtlich, auf sachlichem Gebiet vielfach zu wenig eingehend, während sie sich auf dem litteraturgeschichtlichen zu sehr in ermüdende und niemand interessierende Details verliert. Auch in seiner „Alchemie“ hält Kopp obige Transmutationen aufrecht, spricht aber sonst über die Alchymie ab. Dies ist — bei aller Ehrerbietung vor Kopp — inkonsequent. Sind die Transmutationen des Helmont und Helvetius historisch unanfechtbar, so sind sie eben Thatsachen, und eine Thatsache wirft eine ganze ihr entgegenstehende Theorie über den Haufen.

Einen ganz neuen wissenschaftlichen Standpunkt der Alchymie gegenüber nimmt Ernst Sasse ein, welcher in seiner Abhandlung „Die ellipsoidischen Schraubenbahnen der Atome und die Wiederauferstehung der Alchymie“ [1]) sagt:

„Sobald man die Atombahnen kennen lernt, drängt sich die Frage auf, ob die Atome, welche man bisher für absolut unveränderlich gehalten hat, nicht durch entsprechende Hülfsmittel umgewandelt werden können. Je mehr sich die Ueberzeugung Bahn brach, daß die verschiedenen Eigenschaften der Körper nur auf verschiedenen Bewegungen ihrer kleinsten Theile beruhen, um so weniger konnten sich die Forscher verhehlen, daß die alten Alchymisten wohl zu schnell verurtheilt wären. Die Aufgabe der Alchymie tritt jetzt nicht mehr in geheimnißvoller Weise, sondern klar und bestimmt als einfaches mechanisches Problem an die Wissenschaft und Industrie heran. Es fragt sich: 1. Ist es möglich, die Atommassen nach Belieben zu vermehren oder zu vermindern, also gleichsam Atomverbindungen zu bilden und zu lösen, während die Chemie bisher nur die Molekulverbindungen zu bilden und zu lösen vermag? 2. Ist es möglich, die Längen- und Breitengeschwindigkeiten der Atome nach Belieben zu vermehren und zu vermindern?“

Ähnlich spricht sich Sasse, der bewußt oder unbewußt Gleiches wie Boyle vor 230 Jahren sagt, in der Zeitschrift „Gäa“ aus, wo er sich äußert [2]):

„Hat doch die Wissenschaft auch den alten Alchymisten Unrecht gethan. Während noch vor Jahrzehnten die Alchymie ein Gegenstand des Spottes war, glauben heute wohl nur noch wenige Chemiker, daß die etwa 70 sogenannten Elemente wirklich verschiedene unwandelbare Stoffe sind. Nach der Entdeckung, daß die Atome aller Körper in rotirenden Ellipsen, also in ellipsoi-

[1]) In Dinglers „Polytechnischem Journal.“ Bd. 116. Augsburg 1875. S. 181 ff.

[2]) Jahrgang 1886. Maiheft.

diſchen Schraubenlinien ſchwingen, iſt die Aufgabe der Alchymie ein beſtimmt zu ſtellendes mechaniſches Problem.“

Saſſe weiſt auf die Arbeiten von J. N. Lockyer hin, welcher durch die Beobachtung der Metallſpektren bei verſchiedenen Temperaturen und dadurch, daß bei ſehr hoher Temperatur verſchiedene Metalle in ihren Spektren gemeinſame Linien zeigen, zu der Anſicht kam, daß nicht nur die Molekûle der ſog. Elemente bei angemeſſen hoher Temperatur in Atome geſpalten, ſondern auch in ungleichartige Atome, und daß aus den Molekülen verſchiedener ſog. Elemente auch Atome von derſelben Art frei werden können. Demnach ſeien die Metalle zuſammengeſetzte Körper und die verſchiedenen Metalle enthielten gemeinſame Beſtandteile.

Auch der von mir im erſten Teil meiner „Geſchichte des neueren Occultismus“ ausführlich behandelte[1]) Baron Lazar von Hellenbach (1827—1887) beſchäftigte ſich in den Jahren 1880 bis 1882 — allerdings ſehr dilettantiſch — mit der Alchymie. Er hatte von ſeinen Vorfahren eine alchymiſtiſche Bibliothek geerbt, behauptete, Gold gemacht zu haben, und war auf Grund ſeiner Experimente zu der Anſicht gekommen, daß die Tinkturen nur mit Hilfe der magiſch-mediumiſtiſchen Seelenkräfte der Adepten zu ſtande kämen. Ich brauche dieſe Phantaſie auf Grund der vorliegenden Arbeit wohl nicht ausführlich zu wiederlegen.

---

[1]) S. 702—748.

Zweites Buch.

Die Aſtrologie und das Divinationsweſen.

Erſte Abteilung.

Das Sachliche der Aſtrologie.

Die alltägliche Beobachtung der Aufeinanderfolge von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Mondphaſen uſw. mußte der Menſchheit ſchon in ihren Kindertagen die Thatſache des Geſtirneinfluſſes auf das Naturleben einprägen. Der Schluß vom Einfluß auf das Naturleben auf den auf das Menſchenleben ausgeübten lag um ſo näher, als der ungeſchulte Verſtand der Urvölker, welche von der Erkenntnis der den Geſtirnbewegungen zu Grund liegenden Geſetze weit entfernt waren, infolge der obigen Umſtände, der regelmäßigen oder periodiſchen, ſcheinbar willkürlichen und doch eine gewiſſe wiederkehrende Norm innehaltenden Bewegung der Geſtirne — beſonders der Planeten — dieſelben für beſeelt hielt, ja für Götter anſah. Man ſuchte dieſen Geſtirneinfluß zu ergründen, indem man fleißig aufzeichnete, welche auffallende politiſche, perſönliche und Natur-Ereigniſſe mit auffallenden Himmelserſcheinungen zuſammenfielen.[1]) So ſuchte man die Regeln zu finden, nach welchen man aus dem Laufe der Geſtirne auf irdiſche Veränderungen ſchließen könne.

In dieſer Weiſe entſtand die Aſtrologie, von welcher M. J. Schleiden in ſeiner Vorleſung über „Wallenſtein und die Aſtrologie“ mit Recht ſagt:[2])

[1]) Im nächſten Abſchnitt werde ich hierher gehörige akkadiſche Beobachtungen mitteilen.

[2]) „Studien.“ Leipzig 1855. S. 219 ff.

„Die Aſtrologie iſt ſo alt, wie die ihrer ſelbſt bewußte Menſchheit, kein Kampf gegen dieſelbe bis in die Neuzeit hinein hat ſie verdrängen können. Die Kirche in ihrer höchſten Machtentwickelung iſt machtlos gegen den Sterndeuter. Römiſche und deutſche Kaiſer verſuchten vergebens ſie zu unterdrücken. Immer weiter breitet ſie ſich aus und durchdringt im Mittelalter das ganze Leben; mit unzähligen Wurzeln ſich in die Theologie eindrängend, durch Horoſkop und Elektionen die Staatsmänner beſtimmend, den Kalender gründend, die Medizin beherrſchend, bringt ſie es dahin, daß zuletzt ihre Ausſprüche ganz Europa erzittern machen und Hoch und Niedrig in bleicher Furcht vor dem nahen Ende der Welt zagt.“

„Eine Täuſchung, ein Irrtum! — Ja, aber welch' ein Irrtum! Was ſo lange, ſo weit und ſo mächtig die Menſchheit beherrſcht, kann auch ein vollkommener Irrweg ſein, aber ein ſo großartiger Irrtum hat auch ſicher eine geiſtig bedeutſame und gewiſſermaßen ehrwürdige Grundlage. — Dieſe aufzuſuchen und dann auf ihrem ganzen Fortbildungsgange bis zu den Labyrinthen der verſchrobenſten, albernſten und leerſten Träumereien zu verfolgen, iſt gewiß eine höchſt intereſſante Aufgabe und ihre Löſung liefert einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geſchichte der Menſchheit.“

Der Aſtrologie liegt die alte Weltanſchauung zu Grund, nach welcher die Erde im Mittelpunkt des Weltalls ſich befindet, jene altehrwürdige Anſchauung, welche Claudius Ptolemäus folgendermaßen formuliert:

Das eine kugelförmige Weltall umfaßt Gott als die ewige vollendete Vernunft, die — an ſich ſelbſt unbeweglich — die Urſache jeder Bewegung iſt. Die Welt beſteht aus acht ſoliden Kryſtallſphären, in welche die Erde wie das Innere der Zwiebel von ihren Häuten eingeſchloſſen iſt. An der äußerſten der acht Sphären, dem „Erſten Beweglichen (Primum mobile)“ ſind die Fixſterne eingeheftet. Dieſe Sphäre bewegt ſich raſchen Schwunges in 24 Stunden um die Erde und teilt den Sphären der ſieben Planeten ihre Bewegung mit, indem ſie dieſe Planeten durch die einzelnen Bilder des Tierkreiſes hindurchführt. Die Planeten folgen von außen nach innen folgendermaßen aufeinander: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne[1]), Venus, Merkur und Mond. — Dieſe acht Sphären bilden

[1]) Eine billige Weisheit lehrt, daß mit der Aufſtellung des kopernikaniſchen Weltſyſtems die Nichtigkeit der Aſtrologie erwieſen ſei. Eine veränderte mechaniſche Weltanſchauung beweiſt für den Einfluß der Geſtirne gar nichts. Die Sonne übt jetzt ihren Einfluß ſo gut aus, als zur Zeit des Ptolemäus, und das Gravitationsgeſetz galt, auch als es die Akkader und Chaldäer und mittelalterlichen Aſtrologen noch nicht kannten.

die Welt des Unveränderlichen und gehören dem Element des Äthers an, welches am kräftigsten und lebendigsten durch die Sonnenstrahlen auf die sublunarische veränderliche Welt ausströmt.

Unter dem Mond folgen die Sphären der vier Elemente aufeinander: des Feuers, der Luft, des Wassers und die von diesen umschlossene Erde.

Den vier Elementen entsprechen die vier physikalischen Kräfte: die aktiven, Wärme und Kälte, und die passiven, Feuchtigkeit und Trockenheit. Die ersteren gehören dem Feuer und der Luft, die letzteren dem Wasser und der Erde an.

Die sublunarische veränderliche Welt ist aus diesen Elementen und deren Kräften und Eigenschaften zusammengesetzt. Die Mischung der Elemente wird durch die Bewegung der Sphären[1]) und die Seelen der Gestirne (Intelligenzen und Dämonen) bewirkt, erhalten und gelöst. So werden Körper, Leben, Eigenschaften, Temperamente usw. der Mineralien, Pflanzen, Tiere und Menschen geschaffen, und nur der göttliche Geist des Menschen ist dem Gestirneinfluß nicht unterworfen.

Wenn nun aber die Elemente mit ihren Kräften die Grundbedingungen der Eigenschaften, Temperamente usw. von Körper und Seele, wenn — im Geiste jener Zeit — unwiderleglich Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit vom Gestirneinfluß abhängig

---

[1]) Der Beoachtung, daß Bewegung und Ton zusammenhängen, entstammt die Lehre von der Sphärenmusik. Cornelius Agrippa sagt über dieselbe (Occulta Philosophia, Lib. II, cap. 26): „Die andern aber, welche die Zahl der Himmelskörper und ihre Eigenschaften berücksichtigen, teilen die dorische Weise der Sonne, die phrygische dem Mars, die lydische dem Jupiter, die mixolydische dem Saturn, die hypophrygische dem Merkur, die hypolydische der Venus, die hypodorische dem Mond und die hypomixolydische dem Sternenhimmel zu. Mit diesen Weisen brachten sie zugleich auch die Musen und die Saiten selbst in Verbindung mit dem Himmlischen. — Thalia hat nach ihrer Behauptung gar keine eigene Weise, sondern sie gehört dem Schweigen und der Erde an; Klio dagegen besitzt mit dem Monde die hypodorische Weise und die G Saite, Kalliope gleich dem Merkur die hypophrygische Weise und die A Saite, Therpsichore gleich der Venus die hypolydische und die H Saite, Melpomene gleich der Sonne die dorische und die C Saite, Erato gleich dem Mars die phrygische und die D Saite, Polyhymnia gleich dem Saturn die mixolodische und die E Saite, und Urania gleich dem Sternenhimmel die hypermixolydische Weise und die F Saite."

ſind und durch die verſchiedenen Konſtellationen verändert werden, ſo müſſen auch die Himmelskörper und ihre Bewegung bedingend und beſtimmend auf die Schickſale alles Irdiſchen einwirken.

In dieſem Sinne lehrt Ptolemäus,[1]) daß ſich vom Himmel aus ein gewiſſer Einfluß auf alles Irdiſche, namentlich auf Feuer und Luft geltend macht. Durch den Lauf der Sonne werden die Jahreszeiten hervorgebracht, von welchen die Erzeugung der Tiere, die Fruchtbarkeit der Pflanzen und überhaupt alle Veränderungen der Körper abhängig ſind. Auch wird der Einfluß des Mondes deutlich an Tieren und Pflanzen beobachtet;[2]) das Anſchwellen der Flüſſe, Ebbe und Flut ſind von ihm abhängig, und das Gedeihen

[1]) Tetrabiblos, Lib. I. cap. 1 ff.

[2]) Man denke an den alten Volksglauben, daß die bei zunehmendem Mond geſäeten Wurzelpflanzen ins Kraut ſchießen, während die bei abnehmendem Mond geſäeten kräftige Wurzeln treiben; daß ſich das bei abnehmendem Mond und in den ſog. luftigen Zeichen geſchlagene Holz beſſer vor Fäulnis und Wurmfraß hält, als bei zunehmendem Mond und in wäſſerigen Zeichen geſchlagenes. — Daß dieſer Glaube nicht ganz grundlos iſt, beweiſen folgende Erfahrungen der Mitglieder der deutſch-afrikaniſchen Schutztruppe: Wenn die Wallaba, ein harziger Baum, während der Nacht einige Tage vor dem Eintritt des Neumondes gefällt wird, ſo giebt er das dauerhafteſte Bauholz, und wenn man ihn in dieſem Zuſtand zu ſpalten verſucht, ſo teilt ſich der Stamm in jehr unebene gezackte Stücke. Wird er hingegen zur Zeit des Vollmondes gefällt, ſo kann er mit der größten Leichtigkeit in die ſchönſten und glatteſten Bohlen von jeder beliebigen Dicke oder zu Faßdauben geſpaltet werden; benutzt man ihn aber dann zu Bauholz, ſo iſt dieſes nicht dauerhaft. Wird Bambusrohr von Armsdicke während des Neumonds gefällt, ſo halten die davon gemachten Pfähle 10 bis 12 Jahre, zur Vollmondszeit gehauen aber nur 2 bis 3 Jahre. Ebenſo iſt es mit den andern Waldbäumen der Fall. — Europäer wurden, wenn ſie im Mondſchein ſchliefen, nachtblind und bekamen ein geſchwollenes Geſicht. Junge Hunde ſtarben an der Mutter Seite in wenigen Stunden, wenn ſie den Strahlen des Vollmonds ausgeſetzt wurden. Fiſche wurden unter gleichen Umſtänden ſchnell faul, und friſches Fleiſch verdarb dergeſtalt, daß es auch durch Einſalzen nicht mehr genießbar gemacht werden konnte. (Vgl. die Zeitſchrift „Zur guten Stunde". Jahrg. 1894, Heft 9, S. 288.) — Ich erinnere daran, daß Helmont behauptet (Formarum ortus § 50), ſelbſt im Winter werde ein getöteter und den Strahlen des Vollmonds ausgeſetzter Froſch in einer Nacht in eine weiße, ſchleimige Subſtanz verwandelt, obſchon dies gewiß eine ungenaue Beobachtung iſt. — Noch ſei der Einfluß des Mondes auf Nachtwandeln, Epilepſie uſw. erwähnt.

der Pflanzen hängt mit ihm zusammen. Die Wirkung der Fixsterne und Planeten zeigt sich in Bezug auf Hitze und Kälte, ihr Zusammentreffen bringt verschiedene Wirkungen hervor, obschon die Kraft der Sonne sich am meisten bemerkbar macht, während die Wirkung des Mondes bei seinen verschiedenen Phasen usw. nachweisbar ist. Die übrigen Gestirne haben größere Bahnen, weshalb auch ihre Wirkungen dunkler und schwieriger zu erkennen sind, da sie bald erscheinen und bald wieder verschwinden. Die Bewegungen der Gestirne sind für die Entwickelung und Vollendung wirksam, und aus diesem Grund richten sich die Landleute bei ihren Arbeiten nach ihnen. Aus dem gleichen Grund sind auch Gestirneinflüsse auf Temperamente und Sitten möglich. Die Berechnung des Laufes der Gestirne ist sehr schwierig, und es würde ungerecht sein, die in dieser Kunst begangenen Irrtümer der Kunst selbst und nicht ihren ungeschickten Pflegern zuzuschreiben. Mit der Kunst der Gestirndeutung wird viel Mißbrauch getrieben, weshalb viele geneigt sind, den Gestirnen allen Einfluß abzusprechen, was jedoch ungerecht ist, da sich selbst tüchtige Naturkundige oft täuschen und vieles in der Astrologie auf Vermutung beruht. Auch läßt sich zur Entschuldigung astrologischer Fehlschlüsse sagen, daß die Sterndeutung auf der empirischen Beobachtung gewisser Konstellationen beruht, die sich nie in ganz gleicher Weise wiederholen. Eine große Ähnlichkeit gegebener Konstellationen tritt nach gewisser Zeit wohl ein, völlige Übereinstimmung nie. In einer für die Menschen faßlichen Zeit kann die Stellung der Gestirne zueinander und mithin die Beschaffenheit der sublunarischen Dinge nie wieder genau die gleiche werden als wie in einer gegebenen Konstellation, weshalb die Unähnlichkeit der verglichenen Beispiele Irrtümer in die astrologischen Voraussagungen bringen muß.

Die Verschiedenheit der Menschen, ihrer Konstitutionen, Temperamente, Sitten, Fähigkeiten und Schicksale hängt zunächst von der Verschiedenheit des Samens, als der Haupttriebfeder ab;[1]) sodann von der Verschiedenheit der Geburtsorte und Klimata und von der Erziehung und den Gewohnheiten. Der größte Einfluß auf diese Verschiedenheit rührt jedoch von der Verschiedenheit

[1]) Hier also ist schon die Vererbungstheorie ausgesprochen.

der Konstellationen bei der Geburt der Menschen her; aber es wäre sehr irrig, wenn man alles und auch das mit ihnen nicht in Verbindung stehende von den Konstellationen herleiten wollte. Es ist nicht möglich, sich über alles aus dem Stand der Sterne Rats zu erholen; aus ihnen können nur ähnliche Schlüsse gezogen werden, wie sie der Arzt aus den Symptomen auf den Gang der Krankheit zieht.

Soweit Ptolemäus über die Begründung einer astrologischen Theorie, gegen welche übrigens schon das Altertum, — namentlich der im dritten Jahrhundert n. Chr. lebende Arzt Sextus Empiricus[1]) — folgendes einwendete:

Die Astrologie wird schon durch die Sitten der Völker und die Hautfarbe der verschiedenen Rassen widerlegt; denn wenn z. B. der Einfluß des Saturns schwarz, der des Mondes weiß und der des Mars rot mache, so sei nicht zu erklären, warum in Äthiopien alle Menschen schwarz, in Germanien weiß und in Thracien rot seien, da in den genannten Ländern alle Planeten — einer so gut, wie der andere, — und nicht blos einer allein ihren Einfluß ausübten.

Das Gleiche gelte hinsichtlich der Sitten und des Nationalcharakters der verschiedenen Völker, weil die Astrologie auch die Eigentümlichkeiten der Charaktere von den Planeten abhängig mache. Die Skythen gelten als roh und grausam, die Römer als eitel, die Gallier als thöricht, die Griechen als leichtsinnig, die Afrikaner als betrügerisch und die Syrer als habsüchtig. Wäre nun die Astrologie begründet, so würde z. B. der ernste Saturn nie seine Herrschaft auf einen leichtsinnigen Griechen ausüben können.

Durch die Astrologie werde jede Verpflichtung und jedes Verdienst, jede Tugend aufgehoben. Wenn Mäßigkeit, Tapferkeit, Klugheit, Gerechtigkeit, und andere Tugenden den Beschlüssen der Gestirne und nicht unserem eigenen Verdienst zugeschrieben werden, so werden wir nicht durch ein Streben nach Tugend, sondern durch den Einfluß der Gestirne geleitet, und mithin sind auch alle menschlichen Fehler, Laster und Verbrechen von den Sternen abhängig. Dann aber seien alle tugendhaften Bestrebungen der

[1]) In seinen zwei Büchern „Adversus mathematicos seu disciplinarum professores et contra philosophos.“ Ed. Joh. Alb. Fabricius. Lipsiae 1718. Fol.

Menſchen unnütz und fruchtlos, und Laſter wie Verbrechen verdienten keine Strafe. Für den an die Aſtrologie Gläubigen ſei alles Vertrauen auf die Götter und alles Gebet zu denſelben überflüſſig; dieſe und alle altehrwürdigen Religionsgebräuche ſeien alsdann zu verachten, weil man mit Hilfe geſchickter Auswahl der himmliſchen Konſtellationen alles erreichen könne.

Die Einwände ſucht der ſpäter näher zu beſprechende Julius Maternus Firmicus in ſeinen „Libri VIII. Matheseos, sive de vi et potestatibus stellarum“ zu widerlegen, indem er ſagt:

„Sind etwa in dem Volke, welchem wir angehören, alle Menſchen von gleicher Geſtalt, Farbe und Natur? Nein. Sie ſind alle verſchieden, und ſelbſt die größte Ähnlichkeit, welche wir zuweilen finden, kann nicht auf vollſtändige Übereinſtimmung Anſpruch machen.[1]) Keines Menſchen Geſicht iſt einem andern ſo gleich, daß nicht beide unterſchieden werden könnten. Der Körper iſt zwar von Gott geſchaffen, aber Farbe, Geſtalt und Sitten rühren bloß von den Geſtirnen her, denn dieſe, welche mit einem eigenen Sinn und göttlicher Kraft begabt ſind, dienen dem Schöpfer als Vollſtrecker der einmal von ihm feſtgeſetzten Ordnung der Dinge.“

Weiterhin macht Firmicus die Farben und Nationaleigentümlichkeiten der verſchiedenen Völker und Raſſen von fünf Zonen abhängig, indem er ſagt, daß die ſchwarze Farbe ſich unter der heißen Zone oder in deren nächſter Umgebung vorfinde; die dort lebenden Völker ſeien wegen des daſelbſt herrſchenden Sonnenbrandes ſchwarz gefärbt. Ebenſo macht er die andern Farben der Haut von den übrigen Zonen abhängig und deutet darauf hin, daß in den Zonen, welche ſchwarze, und in denen, welche weiße Menſchen mit verſchiedenen Farbennuancen der Haut hervorbringen, dennoch die verſchiedenen vorkommenden Abſtufungen der äußern Bildung, Geſtaltung, Farbe uſw. unter dem Einfluß der Geſtirne ſtänden. Dieſe durch die Geſtirne bewirkten Verſchiedenheiten ſeien an allen Teilen des Körpers ſichtbar, z. B. an den Haaren, den Augen, an der größeren oder kleineren Figur ꝛc., woraus deutlich hervorgehe, daß es zwar von der Zone abhänge, ob jemand ſchwarz oder weiß ſei; auf Geſtirneinfluß beruhe aber, daß innerhalb dieſer Verſchiedenheit der Farben noch ſo viele verſchiedene und ungleiche Nuancen und Formen gebildet würden. Das gleiche ſei auf den Volkscharakter

[1]) Das Gleiche behauptet Leibniz.

anwendbar, welcher ein bei den verschiedenen Völkern verschiedenes Nationaleigentum sei, innerhalb dessen Grenzen jedoch eine Menge verschiedener Abstufungen der Charaktere der Individuen nachweisbar sei, welche dem Gestirneinfluß zugeschrieben werden müßte.

Unter die Sterne als Vollstrecker der göttlichen Ratschlüsse ist gleichsam der göttliche Geist verteilt, welcher alles leitet und regiert. Die Planetenwelten sind göttliche Kräfte, welche einen Teil von ihrer Beseelung durch den göttlichen Geist auf die irdischen Körper übertragen. Deshalb besteht auch zwischen den Sternen und uns eine gewisse Verwandtschaft, infolge deren es den Menschen nicht zukommt, die himmlischen Einflüsse abzuleugnen. Aus der Astrologie darf daher keine Verachtung der Götter gefolgert werden, da sie ja alles leiten und mit den Gestirnen in der engsten Verbindung stehen. Wir müssen daher zu den Göttern flehen und beten, um uns gegen etwaige nachteilige Einflüsse der Gestirne zu schützen. Unsere Fehler und moralische Gebrechen werden durch den Gestirneinfluß verursacht und können durch das Göttliche in uns bekämpft werden nach dem Wort des Sokrates: „diese alle (die Fehler) sind von mir durch Klugheit und Tugend überwunden worden, und was infolge einer verderblichen Mischung von Lastern in mir war, hat die in mir wohnende Gottheit gemildert.“ — Darum sind auch nach Firmicus Gesetze notwendig und gegeben worden, damit durch ihre Hilfe der göttliche Geist die Lüste des Körpers überwinden könne. Aber auch die Gesetze stehen unter der Gewalt des Fatum und der Heimarmene, des Schicksals und der Notwendigkeit.

Firmicus ist völlig Fatalist und sucht die Gewalt des unbeugsamen Geschickes durch geschichtliche Beispiele vom Unglück der Gerechten und Blühen und Gedeihen der Übelthäter zu beweisen.[1]) Zu diesen Beispielen zählt er den Tod des Sokrates, der dem Alcibiades bewiesene Undank, die Sklaverei des Plato und den

[1]) Den Widersinn eines Fatum sucht die buddhistische Karmalehre mit Hilfe der Reincarnationstheorie zu lösen, indem sie das Fatum als die logische Folgerung aus den Thätigkeitsäußerungen der Menschen in früheren Existenzen ansieht. — Das scheint auf den ersten Blick plausibel, aber wir gelangen mit der Karmalehre aus der Dämmerung in die Nacht. Ich denke dabei stets an Bürgers Wort: „Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat sicher aus Häckerling Gold gemacht.“

Schiffbruch des Pythagoras. Ferner erklärt er die Schicksale von Miltiades, Themistokles, Marius und Sulla ꝛc. fatalistisch. So sagt er:

„In den durch Sulla an Censorinus, Sulpitius und dem jüngeren Marius verübten Grausamkeiten zeigt sich weder die Strafe der Gesetze, noch eine rächende Gottheit, sondern allein das Fatum. Und Sulla selbst blieb ungestraft. Wer wollte da noch leugnen, daß unsere Handlungen von dem zufälligen Lauf der Gestirne abhängen? Allerdings lassen einige die Gewalt des Fatum nur in Hinsicht auf den Tod gelten und behaupten, daß alles zum Leben Gehörende in unserer Macht stände. Gesteht man aber dem Fatum Gewalt über den Tod zu, so ist demselben alsdann auch das ganze Leben unterworfen, denn Beide sind auf das engste verbunden und von einander abhängig. Jeder kann schon vor der Geburt, am ersten Tage seines Lebens, als Kind, als Jüngling oder als Greis sterben, und so sind Tod und Leben auf das Genaueste miteinander verwachsen."

Die Widersprüche, in welche der fatalistische Charakter der antiken Astrologie mit dem Christentum geriet, suchten die späteren Astrologen durch folgende Theorie zu lösen:

Die Sterne machen nur geneigt, aber sie zwingen nicht.[1]) Wenn sie auch über die Materie und das ihr Verwandte herrschen, so hat der Geist das Vermögen, sich dieser Herrschaft zu entziehen, sie zu mäßigen und zu überwinden. Auch werden die Gestirneinflüsse durch dazwischen kommende natürliche Dinge verändert, gehemmt und aufgehoben.

Wie sich aus dem Vorigen ergiebt, beherrscht der Weise das Gestirn.[2]) Der Mensch kann also gute Gestirneinflüsse benutzen, um sich zu veredeln und den bösen durch Selbstzucht und festen Vorsatz entgegenarbeiten. Er besiegt den Einfluß der Gestirne durch den mit göttlichen, über die astrale Welt erhabenen Kräften ausgerüsteten christlichen Glauben. Während der christliche Weise der höchste und mächtigste Magus ist, so fällt jeder sich seinen natürlichen physischen Neigungen hingebende Mensch der astralen Influenz als Knecht anheim, welcher Adam durch den Sündenfall die ganze Menschheit unterwarf. Christus aber macht uns von allen Fesseln frei.

---

[1]) Gewöhnlich in der Form citiert: Astra inclinant, neque tamen necessitant.

[2]) Gewöhnlich in der Fassung citiert: Astra regunt fatuos, sapiens dominabitur astris.

Wie schon gesagt, greifen in die sich zur Hervorrufung irgend einer Erscheinung bildenden Influenzen, von welchen genau bestimmte Folgen zu erwarten wären, andere natürliche Umstände entweder fördernd und vollendend, oder schwächend, störend und aufhebend ein. Deshalb ist z. B. die als Einwand gegen die Astrologie aufgeworfene Frage unstatthaft, warum in einer Schlacht so viele unter verschiedenen Aspekten geborene Menschen umkommen. Diese Frage läßt sich astrologisch durch die Annahme beantworten, daß auch Kriege und Schlachten ihre sie hervorrufenden Konstellationen haben[1]), in welchen dann durch die Dazwischenkunft anderer Schicksale, welche ebenfalls in Beziehungen zu astralen Influenzen stehen und sich über Völker und Länder erstrecken, auch diejenigen verwickelt werden, deren Nativität an sich ihnen ein längeres Leben versprochen hätte. So fallen z. B. auch Kräftige und Schwache dem Tod anheim, wenn die astralen Influenzen pestbringend sind. Wenn z. B. ferner noch die Aspekten der Nativität einem Kinde langes Leben versprechen, und sie wären selbst durch keinen beleidigenden Gegensatz eingeschränkt, so würden sie doch erbliche Schwächen und Krankheiten nicht aufheben können.

Wenn fernerhin eine Konstellation große Fruchtbarkeit verheißen würde, und im Boden eines gewissen Landes läge eine — vielleicht in vorhergegangenen Aspekten gegründete — der jetzigen Influenz unüberwindliche Gegenwirkung verborgen, so würde die gegenwärtige Konstellation wirkungslos sein. Solche und ähnliche Verhältnisse beweisen nach astrologischer Lehre die Schwierigkeiten und die notwendige ungeheuere Umsicht bei der Deutung des Sternenstandes und geben klar kund, wie viel leichter dabei Irrtümer begangen als die Wahrheit getroffen wird, und wie leichtsinnig jemand handelt, welcher gerade den problematischsten Teil der Astrologie sich schnell und willkürlich glaubt zu eigen gemacht zu haben.

Den Annahmen des Firmicus über den Einfluß der Zonen und Klimata stimmt die neuere Astrologie bei.

Dieselbe lehrt ferner, daß eine geistige Welt durch die astrale in die elementarische einwirkt, und zwar ist die geistige Welt auch

---

[1]) Diese Frage würde auch aus den Direktionen zu beantworten sein, wenn man die Nativität eines jeden Gefallenen hätte.

in einem gewiſſen Grad an die aſtrale gebunden. Über alle Naturen aber herrſcht der unerforſchliche Wille Gottes, welcher in jede Äußerung einer aſtralen Influenz abändernd eingreifen kann, ob erbeten oder nicht erbeten, ob ſegnend oder züchtigend. In dieſer Hinſicht hat alle menſchliche Berechnung ein Ende. So wenig aber das Anzünden eines Feuers verwerflich iſt, weil Unvorſichtigkeit eine Feuersbrunſt verurſachen kann, ſo wenig iſt die Aſtrologie verwerflich und erdichtet, weil Gott in die aſtralen Geſetze eingreifen und dadurch die aſtrologiſchen Urteile zu nichte machen kann. Deshalb behaupten auch die chriſtlichen Aſtrologen, daß Gott ſeine Ratſchlüſſe durch den Lauf der Sterne ausrichte, welcher ſein Werkzeug und zeitigendes Feuer ſei, mittelſt deſſen er alles Untere unter Mitwirkung aller in der göttlichen Allwiſſenheit liegenden übrigen Urſachen als Grundlage des irdiſchen Geſchicks ordne, jedoch ſo, daß es infolge der göttlichen Allmacht jeden Augenblick Veränderungen erleiden kann.

Die ganze Natur iſt eine Stufenleiter, deren oberſte Sproſſe in die göttliche Urkraft hineinragt. Von dieſer, dem immateriellen Urlicht, gehen alle Kräfte aus, die ſich zuerſt in der geiſtigen, dann in der aſtralen und elementaren zu der unzähligen Mannigfaltigkeit der Formen teilt, ſcheidet und miſcht. Dieſe Teilung ſteht mit gewiſſen Zahlen, namentlich mit Zwei, Drei, Vier, Sieben und Zwölf in myſtiſchen Beziehungen, welche beſonders bei den Aſpekten zur Bedeutung gelangen. Jedoch haben auch noch andere Zahlen ihre myſtiſche Bedeutung.

In der Natur wirkt alles zum Teil nach der Vernunft begreiflichen Geſetzen, zum Teil durch eine Wechſelwirkung und Sympathie oder Antipathie, welche nur in geringem Umfang erkannt, der Vernunft faßlich und dem Experiment unterworfen, aber doch real iſt. Dieſe Wechſelwirkung iſt nicht an räumliche Grenzen gebunden. Dieſe verborgenen Wirkungen (auch qualitates occultae genannt), ſind von einer höheren Art als die gewöhnlichen phyſikaliſchen und chemiſchen; ſie deuten auf eine Stufenreihe von Kräften hin, auf welcher die Vernunft wohl einige Stufen emporklimmen kann, jedoch ihre Geſamtheit noch weniger nach ihren natürlichen Vorſtellungsformen und der äußeren Erfahrung zu erklären im ſtande iſt, als ſie die äußere Erfahrung ſelbſt zu erklären vermag. Die Begreif-

lichkeit der phyſikaliſchen und chemiſchen Geſetze beruht bloß darin, daß erfahrungsgemäß irgend etwas ſo und nicht anders iſt, warum es aber gerade ſo und nicht anders iſt, wiſſen wir nicht. Darum können wir wohl Erſcheinungen phyſikaliſcher Natur in gewiſſem Sinne begreifen und vorausbeſtimmen, aber nicht im eigentlichen Sinne erklären, denn unſere ſog. „Erklärungen“ ſind meiſt nur Umſchreibungen der Frage, während die wirklichen Erklärungen von noch unerkannten Faktoren abhängig ſind. Auch bei der Wirkung der Geſtirne giebt es äußere und innere — occulte — Geſetze, von denen die letzteren an ſich die mächtigeren ſind, die bisweilen von den erſteren unterſtützt, zuweilen aber im Falle eines gegenſeitigen Widerſpruchs überwältigt und neutraliſiert werden. Von dieſen äußeren Geſetzen iſt z. B. die Gravitation, der Wechſel der Jahres- und Tageszeiten ꝛc., und von den innern die Aſtrologie abhängig.

Das äußere Geſetz der Maſſenanziehung fällt jedoch auch hinſichtlich der Stärke und Schwäche der occulten Fernwirkung aſtraler Kräfte ins Gewicht. Deshalb haben die Sonne als der größte und der Mond als der nächſte Himmelskörper den größten Einfluß auf die Erde und die ſie umgebende Atmoſphäre, teils durch das äußere Geſetz der Anziehungskraft, teils als Ausſender occulter Kräfte nach dem innern Geſetz.

Die Alten zählten ſieben Planeten und nahmen nach dem das Weltall durchziehenden Einfluß des Septenars ſieben durch ſie wirkenden Hauptformen der aſtralen Kraft an. Sie kannten zwar die neuentdeckten Planeten und Aſteroiden nicht, aber dieſe ſind, weil die aſtrale Kraft in einem gewiſſen Grad im Zuſammenhang mit der Maſſenwirkung ſteht, wegen ihrer Entfernung oder Kleinheit für die Aſtrologie bedeutungslos. Ebenſo würde unſer Erdenmond für etwaige Bewohner der äußeren Planeten gerade ſo bedeutungslos ſein, als für uns die Monde des Mars, Jupiter uſw. Hingegen ſind für die Aſtrologie die Fixſterne als Sonnen bedeutungsvoll, obſchon dieſelbe nur auf Sterne erſter und zweiter und nur einige wenige dritter Größe Rückſicht nimmt.

Die Aſtrologie wurde als die vollkommenſte Divinationsgattung betrachtet, von welcher faſt alle andern abhängig ſeien. Deshalb betitelt auch Cornelius Agrippa ein Kapitel ſeiner Philo-

sophia occulta,[1]) „Daß es ohne die Aſtrologie keine vollkommene Weisſagung gebe", und ſagt in demſelben:

„Wir haben im Vorhergehenden von den verſchiedenen Wahrſagungsarten geſprochen; hier müſſen wir nur bemerken, daß zu aller Divination die Aſtrologie erforderlich iſt, gleichſam als ein höchſt notwendiger Schlüſſel zur Kenntnis ſämtlicher Geheimniſſe, denn alle Wahrſagungsarten haben in der Aſtrologie ihre Wurzeln und Grundlagen, ſo daß ſie ohne dieſelbe wenig oder gar keinen Wert zu beſitzen ſcheinen. Inſofern nämlich die Himmelskörper die Urſachen und Zeichen von Allem ſind, was in unſerer Welt iſt oder geſchieht, offenbart uns die aſtrologiſche Divination bloß aus der Stellung und Bewegung der Himmelskörper auf das Zuverläſſigſte alles Verborgene und Zukünftige, worüber hier weiteres anzuführen der Raum nicht geſtattet."

Agrippa macht ſogar das Hell- und Fernſehen, ſowie die Inſpiration in dieſem Kapitel vom Geſtirneinfluß abhängig und ſagt weiter:

„Selbſt die Geomantie, die genaueſte unter den Wahrſagekünſten, die durch zufällig oder mit einer gewiſſen Gewalt auf den Erdboden oder irgend eine andere Fläche gemachte Punkte weisſagt, führt dieſe Punkte zuerſt auf die himmliſchen Figuren zurück, nämlich auf jene ſechzehn, welche wir oben dargeſtellt haben,[2]) und bildet aus ihren Eigenſchaften und Verhältniſſen nach aſtrologiſcher Weiſe ein Urteil. Von dieſem Standpunkt aus muß man überhaupt alle natürlichen Wahrſagungskünſte[3]) betrachten, *inſofern ſie ihre Bedeutung nur vom Himmel und der Seele des Operierenden haben können*; denn was bei dieſen untern Dingen auf irgend eine Art bewegt, getrieben und geleitet wird, muß ſich notwendig nach den Bewegungen und Einflüſſen der oberen richten, als den Wurzeln und Urſachen, deren Bedeutung uns ſodann vermittelſt der aſtrologiſchen Regeln offenbar wird."

Wenden wir uns nun zu den Grundregeln, reſp. Grundelementen der Aſtrologie.

Die wichtigſten Himmelskörper, mit denen ſich dieſe Divinationsgabe befaßt, ſind die ſieben alten Planeten, zu denen auch Sonne und Mond gerechnet werden.

Jeder Planet — wie jeder Fixſtern — hat nach aſtrologiſcher Lehre ſeine eigentümliche Natur, wonach ſich ſeine Wirkung bei den verſchiedenen Konſtellationen richtet.

[1]) Lib. II. cap. 53

[2]) Ich komme auf dieſe Geomantie ausführlich zurück.

[3]) D. h. diejenigen Wahrſagungsarten, bei welchen keine Beſchwörungen, Konſekrationen, Opferungen uſw. angewendet werden.

Die Natur der Planeten wird von den Aſtrologen nach Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit beſtimmt. Dieſe doppelten Eigenſchaften ſind jedoch wieder verſchiedener Art, nämlich gut- oder bösartig, poſitiv oder negativ, kräftigend oder ſchwächend, belebend oder zerſtörend.

Es giebt mithin Planeten von guter, böſer und gemiſchter Natur.

Gut ſind Jupiter (Fortuna major) und Venus (Fortuna minor). Böſe ſind Saturn (Infortuna major) und Mars (Infortuna minor). Unter Umſtänden können aber an ſich gute Planeten ungünſtig und an ſich böſe günſtig wirken. — Von gemiſchter Natur, die von der Stellung an verſchiedenen Orten des Himmels und von der Vergeſellſchaftung mit andern Planeten abhängig iſt, ſind Sonne, Merkur und Mond.

Am überſichtlichſten ſtellt Graf Heinrich von Rantzau (1526—1598), auf welchen ich ſ. Z. näher zurückkommen werde, die Eigenſchaften der Planeten und die von dieſen beherrſchten Dinge zuſammen.[1]) So ſagt er über den Saturn:

„Ihm wird die ſchwarze, graue und braune Farbe zugeeignet."

„Er beſitzt eine kalte Natur, da er von der Sonne ſehr weit entfernt iſt; dieſelbe iſt mit Trockenheit vermiſcht."

„Er iſt männlich, melancholiſch, irdiſch, täglich,[2]) der menſchlichen Natur ſchädlich und feindlich und wird ‚das große Unglück' genannt."

„Er iſt langſam in ſeinen Wirkungen und ſchwerfällig, in jedem ſeiner Aſpekten unheilbringend."[3])

„Er ſteht den Greiſen, Vätern, Groß- und Urgroßvätern, Bauern, Bettlern, Juden, Bergleuten, Gerbern, Töpfern und Spintiſierern vor."

„Ihm ſind zugeeignet: gutes Gedächtnis (d. h. nämlich der Menſchen), Erfahrung und Wiſſenſchaft vieler Dinge, die Gewohnheiten, der Nutzen, Gründungen, Beſitz, Erbſchaften, Ackerbau und alle ſchmutzigen Beſchäftigungen."

„Er bringt Gefängnis, lange Krankheiten und verborgene Feinde."

„Er macht Leute mit dunkler oder gelber Hautfarbe mit kleinen zur Erde niedergeſchlagenen Augen, magere, krumme Figuren mit ſpärlichem Bart;

---

[1]) In ſeinem „Tractatus de genetheiacorum thematum judiciis". Francof. 1633. 8°. S. 46—55.

[2]) D. h. vorzugsweiſe bei Tage herrſchend. — Die aſtrologiſchen Kunſtausdrücke ſind ſchwer überſetzbar.

[3]) Dies gilt mit obiger Einſchränkung.

furchtſame, ſchweigſame, abergläubiſche, liſtige, geizige, traurige, arbeitſame, arme, verachtete, unglückliche, melancholiſche, neidiſche, hartnäckige, einſame, lauernde, bartloſe, gefräßige und habgierige Menſchen."

„Unter den Gliedern werden ihm das rechte Ohr, die Milz, die Blaſe, die Knochen und Zähne zugeſchrieben. Desgleichen die Krankheiten dieſer Glieder, Podagra, Ausſatz, Krätze, Lähmung, Schwindſucht, Gelb- und Schwarzſucht, Quartanfieber, Kolik, Waſſerſucht, Katarrhe, Lungenkrankheiten, Huſten und ähnliche von kalten Feuchtigkeiten entſtehende Leiden."

„Ihm werden alle dunkeln, ſchwarzen und brüchigen Steine zugeſchrieben, ſowie das Blei."

„Unter den Zahlen gehört ihm die Acht zu."

„Unter den Bäumen werden ihm zugeſchrieben: der Hollunder, die Eiche, die Platane und alle Bäume mit harter, rauher Rinde, unter den Kräutern und Wurzeln: die Raute, Zwiebel, Koloquinte, alle derben Wurzeln, die Myrrhe, Caſſia, Aloe, Palme und Mispel."

„Unter den Tieren: die Kamele, Schweine, Bären, Katzen und alle nächtlichen Tiere, die Kraniche, Strauße und alle ſich langſam bewegenden Tiere, ferner die Eulen, Maulwürfe, Skorpionen und Käfer."

„Er beherrſcht das erſte rechte öſtliche Klima[1]), Bayern, Sachſen, Steiermark, Romandiola, Ravenna, Konſtanz und Ingolſtadt."

„Ihm wird der Sonnabend zugeeignet, welcher von ihm dies Saturni heißt; er beherrſcht die von Sonnenaufgang an gerechnete erſte und achte Stunde dieſes Tages ſowie die dritte und zehnte Stunde der darauffolgenden, mit Sonnenuntergang beginnenden Nacht."

Vom Jupiter heißt es:

„Seine Natur iſt mäßig warm und feucht, ſanguiniſch, luftig."

„Er ſteht in der Mitte zwiſchen dem erkältenden Saturn und dem brennenden Mars und iſt in allen ſeinen Aſpekten glückbringend, männlich, täglich, der menſchlichen Natur freundlich und wird ‚das große Glück' genannt."

„Unter den Farben wird ihm die blaue, gelbe und purpurrote zugeſchrieben."

„Er macht Menſchen von weißer Hautfarbe, ſchöner Figur, gutem Gemüt, die klug handeln und gerecht, freigebig, reich, geehrt, treu und glücklich ſind."

„Er iſt der Bedeuter des Stolzes, der Religion, des Reichtums, der Geſetze, des Ruhms und Lobes, der Söhne, der Geiſtlichen, Biſchöfe, Kardinäle, Glaubenszeugen und Richter."

„Er beherrſcht die Lunge, die Rippen, die Knorpel, die Leber, die Arterien, den Puls und den Samen. Desgleichen die Krankheiten dieſer Teile, Lungenentzündung, Schlagfluß, Rippenfellentzündung, Herzleiden, Bräune, Krämpfe, Starrkrampf, Leberentzündung, Kopfſchmerzen, Rückenmarksleiden,

---

[1]) Hier iſt Klima nicht in unſerem Sinn, ſondern im Sinne des Ptolemäus zu verſtehen, welcher die Erde in gewiſſe Klimata oder Zonen einteilte.

Blähungen und die von ihnen, von Geſtank oder Fäulnis herkommenden Krankheiten. — In guter Stellung vermehrt er den Samen."

„Er beherrſcht den Smaragd, Saphir, Amethyſt, Türkis und das Zinn."

„Unter den Pflanzen: die Roſe, den Lorbeer, Krokus, das Sandelholz, Ambra[1]), Kampfer, Zucker, Moſchus[2])."

„Im gehört die Dreizahl zu."

„Unter den Tieren beſitzt er: die Elephanten, Hirſche und Damhirſche, Stiere, Ochſen, Elſtern, Tauben, Turteltauben, Krähen, Adler, Pfauen und Falken."

„Er beſitzt das zweite weſtliche Klima, ferner Babylonien, Perſien, Ungarn, Spanien und Köln."

„Sein Tag iſt der Donnerstag, welcher nach ihm Dies Jovis heißt, die erſte und achte Stunde dieſes Tages von Sonnenaufgang an und die dritte und zehnte Stunde der darauffolgenden Nacht."

Vom Mars ſagt Rantzau:

„Er beſitzt die roten, gelben und feurigen Farben."

„Seine Natur iſt ungemäßigt heiß und trocken, gallig."

„Er iſt männlich, nächtlich[3]), das „kleine Unglück", ein Feind der menſchlichen Natur, der leidige Urheber der Kriege, ſchädlich durch ſeine Konjunktion, Quadratur und Oppoſition."[4])

„Er bezeichnet jähzornige, rothaarige, heftige, choleriſche, kühne, verwegene, geſchwätzige, wilde, verſchwenderiſche, ſtreitſüchtige, verleumderiſche, hinterliſtige, heimtückiſche, räuberiſche, grauſame, verlogene Menſchen, Chirurgen, Schergen, Feldherren, Offiziere, Soldaten, Werkleute, Schmiede, Feuerarbeiter, Artilleriſten, Waffenſchmiede, Metallgießer."

„Er beherrſcht die Streitigkeiten, das Kriegsweſen, Sieg, Heldenthaten, das Schmiedehandwerk, die Alchymie und alle Feuerkünſte, Tyrannei und Gewalthätigkeit."

„Er beſitzt das linke Ohr, die Galle, die Nieren, Venen, Geſchlechtsteile und Hoden. Ferner die Krankheiten derſelben, Peſt, Apoſtem, akute Fieber und Krankheiten, Tertian-, beſtändiges und intermittierendes Fieber, Wunden — namentlich im Geſicht —, Gelbſucht, Roſe, Karbunkel, Fiſteln, Epilepſie, Dyſenterie und ähnliche hitzige Krankheiten.

„Unter den Steinen beſitzt er den Diamant, Jaspis, Rubin und Magneten. Unter den Zahlen die Neun. Unter den Kräutern und Wurzeln den Pfeffer, Ingwer, Senf, Rettig, das Skammonium- und Euphorbiumharz. Unter den Tieren die Maultiere, Eber, Wölfe, Pferde, Löwen, Habichte, Geier, Hähne und die giftigen Tiere."

„Er beherrſcht den Norden, die Sarmaten, Goten, Longobarden, Holland und Ferrara."

---

[1]) u. [2]) Dieſe Stoffe galten für pflanzliche Erzeugniſſe.

[3]) D. h. vorzugsweiſe bei Nacht herrſchend.

[4]) Über die Aſpekten ſ. unten.

„Sein Tag ist der Dienstag, welcher von ihm dies Martis genannt wird, und seine Stunden die erste und achte dieses Tages nach Sonnenaufgang, sowie die dritte und zehnte der darauffolgenden Nacht."

Über die Sonne heißt es:

„Sie besitzt die goldene, gelbe und Purpurfarbe und wirkt durch gemäßigte Wärme und Trockenheit."

„Sie ist männlich, täglich, mäßig warm und trocken, gut mit guten Aspekten anderer Planeten und böse mit bösen Aspekten. Ihr Sextilschein und Trigon ist glücklich, ihre Konjunktion, Quadratur und Opposition ist unheilbringend, namentlich wenn sie „fremd" (peregrinus)[1]) ist."

„Sie macht Leute von schöner Hautfarbe, blonden krausen Haaren und Neigung zur Kahlköpfigkeit; tapfere, verschwiegene, brave, wohlthätge, großmütige, tiefdenkende, ruhige Leute. Sie giebt langes Leben, wetterfeste Konstitution, Aufrichtigkeit, guten Verstand, königliche Würden, Ehren und mehr Glücksgüter als irgend ein anderer Planet."

„Sie bedeutet Könige, Fürsten, Grafen, Hofleute, Magistratspersonen, freigebige, berühmte, vorsichtige, verliebte, ehrgeizige Leute, Staaten, Republiken, Adel, Ämter, Großmut, Tapferkeit, Glanz, Herrschaft, Ehren usw."

„Unter ihrer Herrschaft steht das Gehirn, die Nerven, das Herz, das rechte Auge der Männer, das linke der Frauen, der Sehnerv und die rechte Seite. Ferner die Krankeiten dieser Teile, Ohnmachten, Herzleiden, Krampf, Katarrh, Leiden der Leber, des Magens, der Gebärmutter und aller untern Körperteile."

„Unter den Mineralien besitzt sie den Hyacinth, Chrysolith und das Gold. Unter den Zahlen die Eins und die Vier. Unter den Bäumen die Weiden, Oliven, Kirschbäume, Palmen, ferner den Rosmarin und das Getreide. Unter den Tieren die Löwen, Hähne[2]), Falken und Adler. Sie steht den aromatischen Stoffen vor und beherrscht das vierte Klima sowie den Orient. Ihr Tag ist der Sonntag, welcher nach ihr dies Solis genannt ist, ihre Stunden, die erste und achte dieses Tages nach Sonnenaufgang sowie die dritte und zehnte der darauffolgenden Nacht."

Bezüglich der Venus sagt Rantzau:

„Sie besitzt die grünen, braunen und luftigen Farben, sie ist von Natur phlegmatisch und mäßig kalt und feucht; weiblich, nächtlich, das ‚kleine Glück'; sie ist von gemäßigter Eigenschaft und in allen Aspekten glückbringend."

„Sie macht schöne Frauen mit langen Haaren und runden Augen und Gesichtern, überhaupt ähnliche Leute, wie sie Jupiter influiert, die jedoch zur Wollust und allen Ausschweifungen geneigt sind."

---

[1]) Über diesen und andere astrologische Kunstausdrücke s. unten.

[2]) Der Leser wird bemerkt haben, daß verschiedene Naturkörper bei mehreren Planeten genannt sind; dies bedeutet, daß nach astrologischer Lehre die betr. Planeten die Naturkörper gemeinsam beherrschen.

„Sie bedeutet Ehefrauen, Mütter, Mädchen, Konkubinen, junge Leute, Köche, Muſiker, weibliche Verwandte, ſanftmütige Leute, Schmuck, Tänzer, Dickthuer, weibiſche, gelüſtige, vergnügungsſüchtige Leute; Sticker, Dichter, Maler; Liebe, Barmherzigkeit, Zuneigung, Zierlichkeit, Urbanität, Schönheit, Geſchenke von Frauen und Freunden, Ehe, Mitgift, Schmuck, Pretioſen, Wolluſt, Ausſchweifung."

„Sie ſteht der Gebärmutter, den Nieren, Genitalien, Samengefäßen, Brüſten, der Gurgel, den Lenden, Hinterbacken, der Leber, dem Samen und dem Geruch vor. Ferner den Krankheiten dieſer Teile. Allerlei Leiden der Gebärmutter, Hyſterie, Tripper, Priapismus, Diabetes, Schwäche des Magens und der Leber, Syphilis, Schanker, Milzſucht."

„Unter den Steinen beherrſcht ſie den Saphir, Karfunkel, die Korallen und Perlen.[1]) Unter den Zahlen die Sechs. Unter den Vegetabilien den Balſam, die Lilien, den Weihrauch, die Roſen, den Ambra, Moſchus[2]), Krokus, die Datteln. Unter den Tieren die Ziegen, Faſanen, Rebhühner und Tauben."

„Sie beherrſcht das fünfte Klima, Öſterreich, Arabien, die Kampagna, Polen, die Schweiz, Siena, Wien, Augsburg."

„Ihr Tag iſt der Freitag, welcher nach ihr dies Veneris heißt; ihre Stunden ſind die erſte und achte nach Sonnenaufgang dieſes Tages und die dritte und zehnte der darauffolgenden Nacht."

Bezüglich des Merkur ſagt Rantzau:

„Er beſitzt die graue und die bunten Farben, iſt veränderlich und von wechſelnder Natur, mit dem guten gut, mit den böſen Planeten böſe, mit den männlichen männlich, mit den weiblichen weiblich, mit den Glücksplaneten glück- und mit den Unglücksplaneten unglückbringend, mit den feuchten feucht und mit den warmen warm; er iſt in Wahrheit von zwitterhafter Natur und an ſich kalt und trocken."

„Er macht Leute mit langen Fingern und hohen Stirnen, die immer auf neues ſpekulieren und nie Ruhe haben, verſchmitzte, liſtige und heimliche Menſchen."

„Er bedeutet jüngere Brüder, Diener, geniale Leute, Philoſophen, Mathematiker, Rechner, Schreiber, Kanzler, Kaufleute, Bildhauer, geniale Künſtler aller Art, weiſe, liſtige, verſchlagene, unbeſtändige Leute. Verträge, Geſchäfte, Künſte aller Art, geniale Gedankenarbeit, ehrenhafte Studien, Erfindungen, Wißbegierde, Fleiß, Weisſagung, Reiſen; er giebt Reichtümer, durch Kunſt, Wiſſenſchaft, Induſtrie und Handel."

„Er ſteht dem Gehirn, Lebensgeiſt, Gedächtnis, der Imagination, der Zunge, den Händen und Fingern, der Galle, den Knochen, den Schenkeln und den Gehirnfiebern vor. Ferner beherrſcht er die Krankheiten dieſer Teile, Manie, Bewußtloſigkeit, Lethargie, die Delirien, das Stammeln und alle Ge-

---

[1]) u. [2]) Man hielt dieſelben für Mineralien reſp. Pflanzenſtoffe.

brechen der Sprache, Heiſerkeit, Epilepſie, Huſten, Speichelfluß, Verſtopfung der Galle, Erbrechen, Katarrhe und alle melancholiſchen Krankheiten."

„Unter den Mineralien beſitzt er den Alektorius, Kornelius, Kalkedon und das Queckſilber. Unter den Zahlen die Fünf. Unter den Pflanzen die Peterſilie, die Haſelnußſtaude und das Bingelkraut. Unter den Tieren die Füchſe, Bienen, Affen und Schlangen."

„Er beherrſcht das ſechſte Klima, Ägypten, Griechenland, England, Schleſien; Paris, Erfurt, Wien." [1])

„Sein Tag iſt der Mittwoch, welcher nach ihm dies Mercurii heißt; ſeine Stunden ſind die erſte und achte nach Sonnenaufgang dieſes Tages ſowie die dritte und zehnte der darauffolgenden Nacht."

In Hinſicht auf den Mond heißt es endlich:

„Er beſitzt die blaſſen, gelblichen, weißen und ſilbergrauen Farben, iſt weiblich, nächtlich und meiſt glücklich und zwar im Sextilſchein oder Trigon, in ſeinem Hauſe oder ſeiner Exaltation [2]), unglücklich dagegen in der Konjunktion, Quadratur und Oppoſition."

„Er macht unbeſtändige, fleißige Leute, Schiffer, Reiſende und Menſchen mit ſehr wechſelvollem Schickſal."

„Er bedeutet Königinnen, Witwen, Mütter, Ehefrauen; Pöbel und Menſchen die beſtändig in Bewegung ſind, wie Läufer, Geſandte, Boten, Fiſcher, Vagabunden; Kleinmütige, an überſchüſſigen Feuchtigkeiten leidende Leute, das Meer, die Flüſſe, Ebbe und Flut; das Studium der Geſchichte, Geſandtſchaften, Schiffahrt, Reiſen und die Eigenſchaften des Körpers wie des Geiſtes."

„Er regiert das Hirn, das linke Auge der Männer und das rechte der Frauen, den Magen, den Bauch, die linke Seite, die Eingeweide, den Geſchmack, die Blaſe, die Geſchlechtsteile und die Leber der Frauen. Ferner die Krankheiten dieſer Teile, Epilepſie, Lähmung, Kolik, Katarrhe, die Menſtruation, Milz- und Waſſerſucht, Apoſteme und alle Leiden, die von Verſtopfung der Adern herkommen."

„Unter den Mineralien beherrſcht er den Kryſtall, die Perlen, den Beryll, das Silber. Unter den Zahlen die Zwei und die Sieben. Unter den Pflanzen die Kürbiſſe, Gurken, Melonen, die Endivien und den Lattig. Unter den Tieren die Haſen, Kaninchen, Papageien, Nachtigallen, Schwäne, Fröſche, Krebſe und Schaltiere."

„Er beherrſcht das ſiebente Klima, Flandern, Holland, Seeland, Dänemark, Norwegen."

„Sein Tag iſt der Montag, welcher von ihm dies Lunae heißt; ſeine Stunden ſind die erſte und achte nach Sonnenaufgang dieſes Tages und die dritte und zehnte der darauffolgenden Nacht."

---

[1]) Dies nahmen die mittelalterlichen Aſtrologen vermutlich an, weil ſich dort berühmte Univerſitäten befanden. Derartige Kleinlichkeiten wirken komiſch.

[2]) Hiervon ſpäter.

Von großer Bedeutung für die Aſtrologie ſind auch die Fixſterne an gewiſſen Orten der Nativität und in gewiſſer Entfernung (nicht über 5°) von gewiſſen Planeten. So bringen nach aſtrologiſcher Lehre Regulus und Spica in dieſer Entfernung von einem guten Planeten großes Glück, während Algol in gleicher von einem böſen ein Unheilſtifter iſt. Außer den genannten Fixſternen kommen noch beſonders in Betracht Aldebaran, die Plejaden, Pollux, der Gürtel des Orion, Bellatrix, Betigeuze, Rigel, Sirius, Procyon, Präſepe, α Hydrae, Denebola, α Librae, Antares, Arcturus, Deneb, Wega, Atair, α Coronae, Fomahaud.

Von ebenſo großer Wichtigkeit wie die Planeten ſind die zwölf Zeichen des Tierkreiſes, welche allgemein angenommen wurden, während die ältere Einteilung des Himmels in 28 Mondſtationen (die Nakhſatras der Indier) nur in ſehr beſchränktem Maß angewendet wurde. Ich werde darauf zurückkommen.

Auch die Zeichen des Tierkreiſes beherrſchen nach aſtrologiſcher Lehre die menſchlichen Körperteile, ſo nach Rantzau[1]):

Der Widder: den Kopf, das Geſicht, die Augen, die Ohren und die Krankheiten dieſer Teile.

Der Stier: den Hals, den Nacken, die Kehle und die melancholiſchen Feuchtigkeiten.[2])

Die Zwillinge: die Schultern, Arme, Schulterblätter, Hände, Brüſte und das Blut.

Der Krebs: die Lunge, Bruſt, Leber, die Hüften und ſalzigen phlegmatiſchen Feuchtigkeiten.

Der Löwe: den Magen und Bauch, das Herz, den Rücken, die Seiten, das Zwergfell und die choleriſchen Feuchtigkeiten.

Die Jungfrau: die Baucheingeweiden und ihre Leiden.

Die Wage: die Weichen, den Nabel, die Nieren, die Blaſe, die Schenkel und ſanguiniſchen Feuchtigkeiten.

Der Skorpion: die Geſchlechtsteile und den Hintern.

Der Schütze: die Oberſchenkel und Hinterbacken.

Der Steinbock: die Kniee und Schienbeine.

---

[1]) Andere Aſtrologen haben dieſe und ähnliche Angaben weit ausführlicher; doch genügt obiges.

[2]) Hier liegen die mediziniſchen Anſchauungen Galens zu Grund.

Der Waſſermann: die Arm- und Beinröhren.

Die Fiſche: die Knöchel und die Füße.

Die Himmelszeichen werden nun noch betrachtet als:

Nördliche und ſüdliche Zeichen. Erſtere ſind: ♈ ♉, ♊, ♋, ♌, ♍; letztere: ♎, ♏, ♐, ♑, ♒, ♓.[1])

In Bezug auf gewiſſe Trigone, welche durch Zeichen gebildet werden, die um 120° auseinanderliegen. Solcher Trigone giebt es vier, nämlich: das feurige, ♈ ♌, ♐; das luftige, ♊, ♎, ♒; das wäſſerige: ♋, ♏, ♓; das irdiſche: ♉, ♍ ♑.

Als fixe, bewegliche und gemeinſchaftliche Zeichen. Bewegliche Zeichen ſind: ♈, ♋, ♎, ♑. Sie werden ſo genannt, weil die Sonne in ihnen in den Aequinoktial- und Solſtitialpunkten ſteht, nach aſtrologiſcher Lehre ſollen ſie Schnelligkeit, Beweglichkeit, und Unbeſtändigkeit hervorrufen. Fixe Zeichen ſind: ♉, ♌, ♏ ♒; die unter ihrem Einfluß Geborenen ſollen einen feſten und beſtändigen Charakter beſitzen. Gemeinſchaftliche Zeichen ſind: ♊, ♍, ♐, ♓; ſie bringen gemäßigte, mittelmäßige und gemiſchte Wirkungen hervor.

Als direkt und ſchräg aufſteigende Zeichen oder als Zeichen mit langer und kurzer Aufſteigung. Der mit den der Ekliptik zugehörigen Zeichen aufſteigende Bogen des Aequators iſt nämlich bei den direkten Zeichen größer und bei den ſchief aufſteigenden kleiner als 30°.[2])

Direkt ſteigen auf: ♋, ♌, ♍, ♎, ♏, ♐.

Schräg ſteigen auf: ♑, ♒, ♓, ♈, ♉, ♊.

Als männliche und weibliche Zeichen.

Als männliche und tägliche Zeichen ſind: ♈, ♊ ♌, ♎ ♐, ♒; weibliche und nächtliche Zeichen dagegen: ♉, ♋, ♍, ♏, ♑, ♓.

Als herrſchende und gehorchende Zeichen. Erſtere ſind die nördlichen, als: ♈, ♉ ♊, ♋, ♌, ♍; letztere die ſüdlichen, nämlich: ♎, ♏, ♐, ♑, ♒, ♓.

In Bezug auf ihren Einfluß auf Schönheit und Häßlichkeit

---

[1]) Ich bediene mich der Kürze halber der bekannten aſtronomiſchen Zeichen.

[2]) Der Tierkreis wird bekanntlich in 360° geteilt, und jedes Zeichen der Ekliptik enthält 30°.

in ſchöne Zeichen, als: ♊, ♍, ♎ und die erſte Hälfte des ♐; in Zeichen mittlerer Schönheit, als: ♏, ♒, ♓; in häßliche Zeichen, als: ♉, ♋, ♑

In Bezug auf Fruchtbarkeit in fruchtbare Zeichen, als: ♋, ♏, ♓; in Zeichen weniger Kinder, als: ♉, ♎, ♐, ♑; in unfruchtbare Zeichen, als: ♈, ♊, ♌, ♍.

In Bezug auf die Stimme: in Zeichen einer guten Stimme, als: ♊, ♍, ♎, ♒ und die erſten 15° des ♐; in Zeichen einer mittelmäßigen Stimme, als: ♈, ♉, ♌, ♑; in ſtumme Zeichen: die letzte Hälfte des Schützen,[1]) ♋, ♏, ♓.

In Bezug auf ihre körperlichen Wirkungen: als fette Zeichen, wie: die erſten 15° von ♈, ♉ und ♌; in magere Zeichen, welche von den letzten 15° dieſer Zeichen beſtehen. Die erſten 15° von ♊, ♏ und ♐ machen graziöſe und ſchwächliche Geſtalten, die letzten 15° dieſer Zeichen dagegen derbe und robuſte Geſtalten. ♍, ♎ und ♒ bringen nach Ptolemäus fleiſchige und gut proportionierte Geſtalten hervor; krankmachende Zeichen ſind: ♉, ♋, ♏, ♑, ♒.

Als Zeichen guter Geiſtesgaben, als ♊, ♎, ♑, ♒. Die vorzüglichſten dieſer Zeichen ſind: ♑ und ♒, welche deshalb philoſophiſche Zeichen heißen. Alle Genies haben ſie als Aſcendenten[2]), jedoch macht der ♑ mehr ſtreitbare und der ♒ mehr friedfertige Charaktere. ♎ und ♍ als aufſteigende Zeichen machen Lehrer. Talent zu Muſik geben: ♉, ♊, ♎ und ♐.

In Bezug auf moraliſche Eigenſchaften heißen laſterhafte Zeichen: ♈, ♉, ♋, ♑; ausſchweifende Zeichen: ♈, ♉, ♌, ♑; zornmütige Zeichen: ♈, ♌, ♑.

Je nachdem nun die Naturen der Tierkreiszeichen den Naturen der Planeten entſprechen, haben letztere in erſteren verſchiedene „Würden“ (Dignitates), deren höchſte das „Haus“ (Domus) iſt. So ſpendet die Sonne ihre größte Wärme, wenn ſie im Löwen ſteht, folglich iſt der Löwe das Haus der Sonne, und Steinbock nebſt Waſſermann ſind die Häuſer des kalten Saturn, weil in den

[1]) Das Sternbild des Schützen beſteht nämlich aus dem Vorderleib eines Menſchen und dem Hinterleib eines Pferdes.

[2]) Aſcendent heißt das am Oſthorizont bei der Geburt aufſteigende Zeichen des Tierkreiſes.

von dieſen Zeichen beherrſchten Monaten die größte Kälte eintritt. Der Schütze und die Fiſche ſind die Häuſer des Jupiter, der Widder und Skorpion die Häuſer des Mars, der Stier und die Wage die Häuſer der Venus, die Zwillinge und die Jungfrau die Häuſer des Merkur, und der Krebs das Haus des Mondes.

Die zweite Würde iſt die „Erhöhung“ (Exaltatio), die dann vor ſich geht, wenn ein Planet nach vorausgegangener Schwächung in das erſte ſeiner Natur entſprechende Zeichen tritt. Die „Erhöhung“ des Saturn iſt in der Wage, des Jupiter im Krebs, des Mars im Steinbock, der Sonne im Widder, der Venus in den Fiſchen, des Merkur in der Jungfrau und des Mondes im Stier. Die dritte Würde iſt die eng mit den Trigonen zuſammenhängende „Triplicität“ (Triplicitas) der Planeten, deren aſtrologiſche Theorie auseinanderzuſetzen hier zu weit führen würde. Im feurigen Trigon herrſchen bei Tag die Sonne und bei Nacht Jupiter, denen Mars vergeſellſchaftet (socius) iſt. Im irdiſchen Trigon herrſchen bei Tag Venus, bei Nacht der Mond, und Saturn iſt Socius; im luftigen bei Tag Saturn, bei Nacht Merkur, Socius iſt Jupiter; im wäſſerigen bei Tage und Nacht Mars, Socius bei Tag iſt Venus und bei Nacht der Mond.

Weitere Würden ſind die „Grenzen“ (Termini), d. h. gewiſſe Grade der Himmelszeichen, in denen die Planeten eine beſondere Kraft entfalten. Die Entwickelung der hierher gehörenden Theorie wäre zu kompliziert zur Mitteilung.

Einfach zu begreifen iſt die Einteilung der Zeichen in die Hauptwürde der „Geſichter“ (Facies), welche je zehn Grade eines Zeichens umfaſſen und am Frühlingspunkt beginnen. Der Widder iſt das Haus des Mars, woraus die Aſtrologie folgert, daß die erſten zehn Grade desſelben das „Geſicht“ desMars ſind, die zweiten zehn ſind ein „Geſicht“ der Sonne, und die dritten zehn der Venus; und ſo geht es von zehn zu zehn Grad nach Ordnung der Planeten durch den Tierkreis. Der Herr eines „Geſichts“ heißt „Dekan“.

Die letzte Hauptwürde eines Planeten iſt die „Freude“ (Gaudium), nämlich dasjenige Himmelszeichen, welches diametral dem Zeichen ſeiner „Vernichtung“ entgegengeſetzt iſt.

Die „Vernichtung“ führt uns hinüber zu den „Schwächen“ (Debilitates) der Planeten, deren größte die „Vernichtung“

De trimentum) ist. In ihr befindet sich ein Planet, wenn er in dem seiner Natur am feindlichsten Zeichen steht. So ist der kalte Saturn im heißen Löwen vernichtet, ebenso im Krebs als in den seinen beiden Häusern entgegengesetzten Zeichen. Jupiter ist vernichtet in den Zwillingen und der Jungfrau, Mars in der Wage und dem Stier, die Sonne im Wassermann, Venus im Widder und Skorpion, Merkur im Schützen und den Fischen, der Mond endlich im Steinbock.

Die zweite „Schwäche" ist der „Fall" (Casus), welcher diametral der „Erhöhung" entgegengesetzt ist. So ist der „Fall" des Saturn im 21.° ♈, des Jupiter im 15.° ♑, des Mars im 28.° ♋, der Sonne im 19.° ♎, der Venus im 24.° ♍, des Merkur im 15.° ♓ und des Mondes im 3.° ♏.

Eine sehr wichtige „Schwäche eines Planeten tritt ferner ein, wenn er „fremd" (peregrinus) ist, d. h. in einem Zeichen und Grad sich befindet, worin er keine Würde besitzt.

Nach den „Würden" und „Schwächen" werden die Einflüsse der Planeten sehr sorgfältig berechnet. So zählt z. B. ein nicht „verbrannter" oder „unter den Strahlen" (der Sonne) befindlicher Planet 5 „Stärken"; „verbrannt" (combustus) ist ein Planet, wenn er 1°—5° von der Sonne und „sub radiis", wenn er 5°—15° von ihr absteht. Ist er „in corde Solis", d. h. nicht über 16′ von der Sonne entfernt, so zählt er ebenfalls 5 „Stärken", die „Rechtläufigkeit", welche jedoch bei Sonne und Mond nicht in Betracht kommt, zählt 4 „Stärken", ist ein oberer Planet „östlich"[1] (orientalis), so zählt er 2 und ein unterer[2] „westlicher" (occidentalis) Planet ebenfalls zwei Stärken. Ein Planet in seinem Hause oder in „Rezeption"[3] zählt 5 „Stärken", in seiner „Exaltation" zählt er 4, in der „Triplizität" 3, im „Termin" 2, ebenso, wenn er „schnell", d, h. in schnellerer als mittlerer Bewegung ist; im „Gesicht" 1 Stärke. Steht ein Planet im ersten oder zehnten

[1]) Östlich sind die Planeten im 1., 2., 3., 10., 11. u. 12. Haus, in den übrigen „westlich".

[2]) ♄, ♃, ♂ sind obere, ♀ ☿ und ☾ untere Planeten.

[3]) Eine „Rezeption" findet statt, wenn zwei oder mehrere Planeten in irgend einem Aspekt und einer im Hause oder Exaltation des andern stehen. So wenn ☉ in ♋ und ☾ in ♈.

Haus der Nativität,[1]) ſo zählt er 5, im vierten, ſiebenten, elften Haus 4, im zweiten und fünften 3, im neunten Haus 2 und im dritten Haus 1 Stärke.

Die Zuſammenkunft mit Jupiter oder Venus giebt 5, der Trigon mit dieſen Planeten 4 und der Sextilſchein 3 Stärken, und die Konjunktion eines Planeten mit Regulus oder Spica bis zu einer Entfernung von 5° fünf Stärken.

Iſt ein Planet „verbrannt", ſo zählt er 5, „sub radiis" 4, rückläufig 5, von den oberen „weſtlich" und von den untern „öſtlich" 2, und der Mond im Abnehmen 1 „Schwäche".

Die „Vernichtung" gibt 5, der langſame, hinter der mittleren Bewegung zurückbleibende Lauf 2, der „Fall" 4, und das „Fremdſein" (peregrinus) 5 „Schwächen". Ein Planet im zwölften Haus der Nativität hat 5, im achten und ſechſten 4, in Konjunktion mit Saturn oder Mars 5, in Oppoſition mit denſelben 4 und in der Quadatur 3 „Schwächen". Die Konjunktion innerhalb 5° mit Algol gibt 4 „Schwächen".

Befindet ſich ein männlicher Planet in einem männlichen Zeichen und Grad und ein weiblicher in einem weiblichen, ſo hat ein jeder 3 „Stärken", im umgekehrten Fall eben ſo viele „Schwächen". Befindet ſich ein Tagesplanet bei einer Tagesgeburt über der Erde, ſo zählt er 2 „Stärken", ebenſo ein Nachtplanet bei einer Nachtgeburt. Dieſen Zugang an Stärke nannten die arabiſchen Aſtrologen „Hayz". Iſt ein Planet „feralis", d. h. ohne Aſpekt irgend eines andern, ſo hat er 3 „Schwächen"; iſt er „cursu vacuus", d. h. trifft er auf ſeiner weiteren Bahn innerhalb 180° auf keinen andern langſameren Planeten, ſo hat er 2, auf dem „verbrannten Weg" (via combusta, die ſich von 13° ♎ — 13° ♏ erſtreckt,) 5, in Gegenwart des „Drachenſchwanzes" 2 und in Applikation[2]) zu einem böſen Planeten 2 „Schwächen".

Weniger ins Gewicht fallende „Stärken" und „Schwächen" ſind die „gradus Azemenae, puteales, masculini et feminini, vacui et pleni, clari et tenebrosi und augmentantes fortunam", welche ich hier übergehe.

---

[1]) S. weiter unten.
[2]) S. unten.

Einen ähnlichen Charakter wie Planeten beſitzen der „Drachenkopf“ und der „Drachenſchwanz“ (der auf- und abſteigende Knoten des Mondes) und das „Glücksrad“, d. h. derjenige Punkt der Ekliptik, welcher ſich zum aufgehenden Punkt derſelben verhält, wie die Länge[1]) des Mondes zur Länge Sonne. Ihre Bedeutung iſt je nach ihrer Stellung verſchieden.

Eine Hauptrolle in der Aſtrologie ſpielen die Aſpekten, d. h. Beziehungen, in welche die Planeten zueinander treten, wenn ſie Winkel von 0, 60, 90, 120 und 180° bilden und danach Konjunktion, Sextilſchein, Quadratur, Trigon und Oppoſition genannt und mit folgenden Charakteren bezeichnet werden: ☌, ⚹, □, △ und ☍. Es iſt auffallend, daß das Sechseck, der ſechsſtrahlige Stern, das Quadrat und das Dreieck eine ſo große Rolle bei den Kryſtallen aller Art ſpielen.

Kepler verſuchte noch andere Aſpekten in die Aſtrologie einzuführen, wie den Decilis, Tridecilis, Biquintilis, Octilis, Trioctilis, Quincunx ꝛc., drang aber damit nicht durch.

Außer in Beziehungen der Aſpekten können die Planeten infolge ihres Laufes in folgenden Verhältniſſen ſtehen: in der „Applikation“; dieſe tritt ein, wenn ein ſchnellerer Planet einen langſameren innerhalb eines Zeichens einholt; in der „Separation“; wenn ſich nämlich nach einer Zuſammenkunft der ſchnellere Planet vom langſameren entfernt; in der „Überbringung des Lichtes“ (Translatio), welche ſtattfindet, wenn ein ſich ſeparierender Planet einen andern langſameren erreicht; in der „Sammlung des Lichts“ (Collectio Luminis), welche ſtattfindet, wenn ein Planet zu mehreren andern in gleichen oder verſchiedenen Aſpekten ſteht; in der „Rückgabe des Lichts“ (Redditus Luminis), wobei zwei durch Konjunktion verbundene Planeten zu einem dritten in irgend einem Aſpekt ſtehen; in der „Verhinderung des Lichts“ (Prohibitio); wenn nämlich drei Planeten in einem Zeichen ſtehen, ſo ſind die beiden äußern durch den mittlern verhindert ſich ihr Licht zuzuſenden; wenn alſo z. B. ☿ 3°, ♂ 17° und ♃ 24° ♈ ſtehen, ſo ſind Merkur und Jupiter durch Mars „verhindert“; die „Pulſation“

[1]) Die Kenntnis der Elemente der Aſtronomie muß ich ſchon bei den Leſern vorausſetzen.

(Pulsatio) findet ſtatt, wenn zwei in demſelben Zeichen ſtehende Planeten mit deſſen „Herrn“[1]) Oekodeſpoten) verbunden ſind. Die „Refraenatio“ findet ſtatt, wenn ein ſchnellerer Planet auf einen langſameren ſich zubewegt, aber rückläufig wird, bevor er ihn erreicht; die „Evasio“ dagegen, wenn der langſamere Planet in ein anderes Zeichen tritt, bevor der ſchnellere ihn erreicht. Die „Abſchneidung des Lichts“ (Abscissio Luminis) tritt ein, wenn ein ſchnellerer Planet auf die Zuſammenkunft mit einem langſameren zugeht, und ein rückläufiger Planet tritt rückwärts ſchreitend an dem langſameren Planeten vorbei zwiſchen beide. Die „Largitio“ findet endlich ſtatt, wenn zwei oder mehrere Planeten in der „Vernichtung“ eines derſelben zuſammenkommen.

Dieſe Verhältniſſe müſſen bei den einzelnen Nativitäten genau ſtudiert werden, weil von ihrer Deutung viel abhängt.

Von ebenſo großer Wichtigkeit wie die zwölf Zeichen als Häuſer der Planeten ſind die zwölf Häuſer des für den Augenblick der Geburt berechneten Sternenſtands, das Himmelsſchema (Thema coeli oder genethliacorum) Nativität oder Horoſkop, über deſſen Berechnung weiter unten das Nötige geſagt wird.

Dieſe Häuſer beginnen mit dem eben aufgehenden Punkt der Ekliptik (Ascendens) und ziehen ſich unter der Erde der Reihenfolge nach herum durch den untern Meridian, den eben untergehenden Punkt der Ekliptik (Descendes), den obern Meridian (Cor Coeli) bis wieder zum Aſcendenten; und zwar fallen das erſte, zweite und dritte Haus zwiſchen den Aſcendenten und den Fußpunkt der Ekliptik, das vierte, fünfte und ſechſte Haus zwiſchen den letzteren und den untergehenden Punkt der Ekliptik, das ſiebente, achte und neunte zwiſchen den Deſcendenten und den kulminierenden Punkt der Ekliptik, das zehnte, elfte und zwölfte endlich zwiſchen das „Himmelsherz“ und den Aſcendenten.

Dieſe Häuſer werden eingeteilt in Eckhäuſer (Anguli, Cardines), nachfolgende Häuſer (succedentes, anaphora) und fallende Häuſer (cadentes, cataphora). Das erſte, vierte, ſiebente und zehnte Haus ſind Eckhäuſer, das zweite, fünfte, achte

[1]) „Herr“ eines Zeichens iſt der Planet, welchem es zugehört.

und elfte nachfolgende Häuſer, und das dritte, ſechſte, neunte und zwölfte Haus fallende Häuſer genannt. Ferner werden die Häuſer nach ihrer Lage zum Horizont in obere und untere, und zum Meridian in aufſteigende und abſteigende geteilt. Die Häuſer vom ſiebenten bis zum zwölften ſind obere, und die vom erſten bis zum ſechſten untere Häuſer; die vom zehnten bis zum dritten ſind aufſteigende, und die vom vierten bis zum neunten fallende Häuſer. Außerdem teilt man die Häuſer noch nach den vom Horizont und Meridian gebildeten Quadranten ein, was uns hier zu weit führen würde.

Das erſte Haus heißt Horoscopus, und aus ihm wird auf Leben, Geſundheit und Gemütsart geſchloſſen.

Das zweite Haus heißt Anaphora, und aus ihm ſchließt man auf die beweglichen Güter, ſeien ſie nun erworben oder ererbt.

Das dritte Haus heißt Thea. Aus ihm urteilt man über Geſchwiſter, Verwandte, kleine Reiſen und Gaſtfreundſchaft.

Das vierte Haus heißt Hypocheum. Aus ihm urteilt man über den Vater, die Häuſer und Liegenſchaften, Berg- und Ackerbau, und ob der Geborene reich oder arm ſterben werde.

Das fünfte Haus heißt Agathitychi. Aus ihm urteilt man über die Kinder, Glück, Kleidung und Schmuck, Vergnügungen ꝛc. des Geborenen.

Das ſechſte Haus heißt Kakitychi. Aus ihm ſchließt man auf die Beſchaffenheit, Gebrechen und Krankheiten des Leibes; es wird auch mala fortuna genannt.

Das ſiebente Haus heißt Dysis. Aus ihm weisſagt man über eine oder mehrere oder keine etwaige Verheiratung, über Leben und Tod, Handel und Wandel, ſowie über Feindſchaften.

Das achte Haus heißt Epikataphora. Aus ihm beurteilt man die Art des Todes und Begräbniſſes des Geborenen ſowie dieſem zufallende etwaige Erbſchaften; man nennt es auch superna porta.

Das neunte Haus heißt Theos. Man beurteilt aus ihm die intellektuellen, moraliſchen und religiöſen Eigenſchaften eines Menſchen und ſchließt auf deſſen etwaige größere Reiſen.

Das zehnte Haus heißt Mesurania und läßt auf Stand und

Würden, Ehrenſtellen, Studien und die Mutter des Geborenen ſchließen.

Das elfte Haus heißt Agathodaemon. Aus ihm ſchließt man auf die Freunde, Erfolge und überhaupt das Glück des Geborenen. Es wird auch Eudaemon oder bonus genius genannt.

Das zwölfte Buch heißt Kakodaemon, und aus ihm ſchließt man auf die Feinde, Unglücksfälle und etwaigen Kerkerſtrafen des Geborenen.

Die Bedeutung der zwölf Häuſer wird in folgenden Gedenkvers zuſammengefaßt:

Vita, lucrum, fratres, genitor, nati, valetudo,
Uxor, mors, sapiens, regnans, benefactaque, daemon.

Die Häuſer wurden in der ältern Zeit auf die „gleiche Manier“ (modus aequalis) abgeteilt, indem man für den Augenblick der Geburt den aufgehenden Punkt der Ekliptik berechnete und von da für jedes Haus 30 Grad weiter zählte.

Johann Regiomontanus führte eine andere, die „ungleiche Manier“ (modus inaequalis) ein, indem er für den Augenblick der Geburt den kulminierenden Punkt des Äquators berechnete — oder, beſſer geſagt, beobachtete, denn die Aſtrologen waren wegen der Mangelhaftigkeit der alten aſtronomiſchen Tafeln hauptſächlich auf die Beoachtung angewieſen, — und jedem Haus 30 Grad des Äquators zulegte. Dann berechnete er die auf die betreffenden Stellen des Äquators entfallenden Orte der Ekliptik und erhielt ſo die Anfänge oder „Spitzen“ der zwölf Häuſer.

Es giebt noch einige andere Methoden, die Spitzen der Häuſer zu berechnen, welche ich übergehen kann, da ſie nicht zur allgemeinen Geltung kamen.

Die Herſtellung einer Nativität nach Regiomontanus vollzieht ſich nun folgendermaßen:

Es ſei jemand am 14. April 1854 nachts 2 Uhr und etwa 15 Minuten geboren unter einer nördlichen Polhöhe von 50° 35′ und 10° 24′ öſtlicher Länge von Greenwich.

Zunächſt wird die Rektaſcenſion der Sonne für den vergangenen Mittag berechnet, die von dieſem bis zur Geburt vergangene Zeit wird in Grade ꝛc. verwandelt und zu obiger Rektaſcenſion

gezählt, worauf man die Rektaſcenſion des im Moment der Geburt kulminierenden Teils der Ekliptik, hier 235° 14′, erhält. Zu dieſem Wert zählt man fünfmal 30° und erhält ſo indirekt die Anfänge der Häuſer vom elften bis zum dritten. Alſo:

235° 14′
30° —′
265° 14′ = 11tes Haus.
30° —′
295° 14′ = 12tes Haus.
30° —′
325° 14′ = 1tes Haus.
30° —′
355° 14′ = 2tes Haus.
30° —′
25° 14′ = 3tes Haus.

Der Rektaſcenſion des zehnten Hauſes entſpricht 27° 31′ ♏ als Anfang des zehnten Hauſes, während 325° 14′ die ſchiefe Aufſteigung des erſten Hauſes für obige Polhöhe bildet, welcher 25° 11′ ♐ entſpricht. Die Anfänge des elften, zwölften, zweiten und dritten Hauſes werden auf eine hier nicht zu erörternde ſphäriſch-trigonometriſche Weiſe gefunden. Der Anfang des vierten Hauſes iſt dem des zehnten diametral entgegengeſetzt, der des fünften dem elften ꝛc. Dann berechnet man die geocentriſchen Orte der Planeten, des Drachenkopfes und Drachenſchwanzes und des Glücksrades und trägt dieſe nebſt den Anfängen der Häuſer in die Himmelsfigur ein, welche dann je nach der angewandten Methode nebenſtehendes Anſehen erhält.

Alsdann wird der Herr des Tages, der Nacht, der Stunde und der Geburt, der Hyleg oder Lebensbedeuter, der Alkochoden oder Geber der Jahre, die fünf hylegialiſchen Orte, die Antiſcien ꝛc. berechnet, die Stärken und Schwächen der Planeten werden beſtimmt, worauf die Deutung der Nativität nach tauſenden von Regeln erfolgen kann.

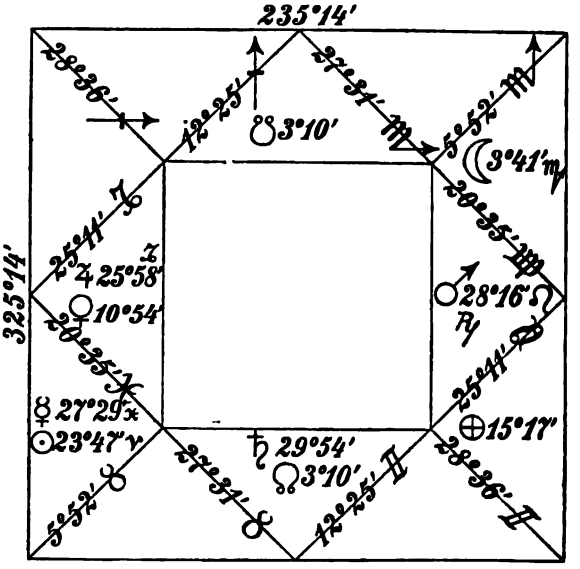
Um die Zeit der eintretenden Ereigniſſe zu beſtimmen, müſſen die ſphäriſchen Koordinaten der geraden und ſchiefen Aufſteigung,

der Deklination, Aſcenſionaldifferenz, ſchiefen Abſteigung und Meridionaldiſtanz beſtimmt werden, worauf die Zeit aus den zwiſchen den ‚Signifikatoren‘ und ‚Promiſſoren‘ befindlichen Äquatorbogen beſtimmt wird.

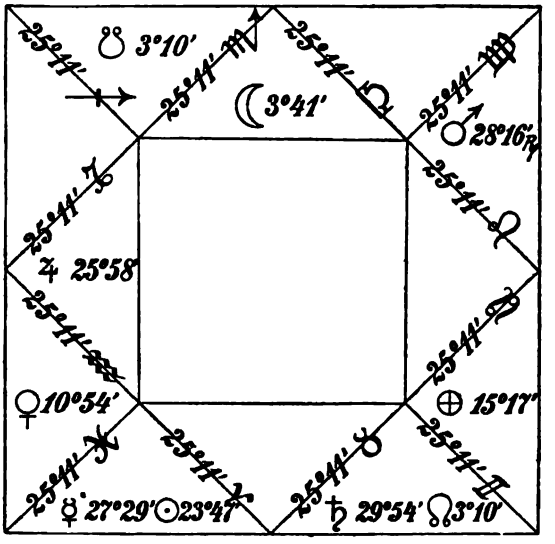
Für jedes einzelne Lebensjahr berechnet man in ähnlicher Weiſe die ſogenannten „Revolutionen“. Für Kalenderjahre, Staaten, Städte, politiſche Ereigniſſe ꝛc. können ähnliche Nativitäten geſtellt und allerlei Fragen (Elektionen) aſtrologiſch beantwortet werden.

——

Nativität nach Manier des Regiomontanus.



Nativität nach äqualer Manier.



Zweite Abteilung.

Geſchichte der Aſtrologie.

Erſtes Kapitel.

Die Aſtrologie des Altertums.

Der Kultus des älteſten bekannten Kulturvolkes der Erde, der Akkader, war Geſtirndienſt, und ihrer Anſchauung nach waren die ſieben Planeten durch Gottheiten beſeelt. Der Gott des Saturns war Nin-dara, der des Jupiter Amar-utuki, der des Mars Nirgal, der der Sonne Utu, der Gott der Venus Sukus, des Merkur Ak und des Mondes Uru-ki. Dieſen Göttern der Planeten entſprachen in gleicher Reihenfolge bei den Erben der Akkader, den Babyloniern, Aſſyrern und Chaldäern: Adar, Maruduk, Nergal, Samas, Iſtar Nebo und Sin. — Den Göttern der Planeten entſprachen ihre Dämonen, die ſieben Maskim, eine Zweiteilung, die ſich, wie ich in meinem Fauſtbuch nachgewieſen, durch die ganze Geſchichte der Magie und Aſtrologie zieht.[1])

Den ſieben hohen Göttern der Planeten entſprachen nach Diodorus Siculus die zwölf Götter der Monate oder der Zeichen des Tierkreiſes, deren Namen man neuerdings entziffert hat.[2])

---

[1]) Fauſt in der Geſchichte und Tradition. Leipzig 1893. S. 152 ff.

[2]) Ich folge hier Lenormants klaſſiſchem Werk: „Die Geheimwiſſenſchaften Aſiens“. Jena 1878.

Sie heißen: Anu, Bel, Ea, Sin, Bin, Samas, Maruduk, Adar-Samtar, Nergal, Nebo, Belit, Jſtar.

Dieſem höheren Cyklus von Gottheiten reihen ſich viele Perſonifikationen von Sternen, die „himmliſchen Wächter und Heerſcharen“, einzelne Sterne und Sternbilder an. Sie entſprachen den aſtrologiſchen Vorſtellungen, von denen die akkadiſch-babyloniſch-chaldäiſche Religion mehr als jedes andere religiöſe Syſtem des Altertums durchdrungen war; ſie waren in Klaſſen eingeteilt und je nach ihrer Macht und Bedeutung in Verzeichniſſe eingetragen. Sie bildeten als Genien die Verbindung zwiſchen den oberen Göttern und den Menſchen.

Hiermit waren die Elemente der Aſtrologie gegeben, welche länger als ſechzehn Jahrhunderte, von König Sargon I. bis zu Alexander dem Großen, den Hauptruhm der „Chaldäer“ ausmachte, wie das Altertum übereinſtimmend die Prieſter der genannten Völker nannte, die im Beſitz der Geheimniſſe der Sterndeutung waren.

Philo ſagt[1]):

„Die Chaldäer ſcheinen die Sternkunde und Wahrſagerei vor allen andern Völkern gepflegt und befördert zu haben. Sie brachten die irdiſchen Dinge mit den himmliſchen, mit andern Worten den Himmel mit der Erde in Verbindung und ſuchten dann aus den wechſelſeitigen Beziehungen, dieſer nur räumlich, nicht weſentlich geſchiedenen Teile des Weltalls auch den harmoniſchen Einklang derſelben nachzuweiſen. Sie ſtellten die Vermutung auf, daß die ſinnliche Welt an ſich oder doch wenigſtens durch die ſie belebende Kraft Gott ſei, und riefen, indem ſie dieſe Kraft unter dem Namen Verhängnis oder Notwendigkeit vergöttlichten, den reinen Atheismus hervor, denn ſie erweckten den Glauben, daß alle Naturerſcheinungen nur eine ſichtbare Urſache hätten, und daß von der Sonne, dem Mond und dem Lauf der Geſtirne das „Glück oder Unglück eines jeden Menſchen abhänge.“

Philo charakteriſiert den Kern der chaldäiſchen Lehre ſehr richtig, nur darf der Atheismus und der von Philo daraus gefolgerte Materialismus der Chaldäer ebenſowenig wörtlich genommen werden, als folgender Ausſpruch des Diodorus Siculus[2]):

---

[1]) De migrat. Abrah. 32. De Abraham. 15. Quis rerum divin. heres. sit. 20.

[2]) Bibl. hist. II. 30.

„Die Chaldäer behaupten, daß die Welt ihrem Weſen nach ewig ſei, daß ſie keinen Anfang gehabt habe und kein Ende haben werde. Die Schönheit und Ordnung des Weltalls ſchreiben ſie einer göttlichen Vorſehung zu und behaupten demnach, daß auf Erden keine Erſcheinung, kein Vorkommnis zufällig oder ſpontan, ſondern ſchon im voraus von den Göttern beſtimmt ſei."

Dieſe Vorſehung der Chaldäer iſt jedoch nicht die ſchaffende, ſondern die ordnende Urkraft, welche mit der Einigkeit der Welt Hand in Hand geht und andererſeits nach einem höheren Willen oder Geſetz den Lauf der Geſtirne leitet und regelt. Dieſes Geſetz iſt das Verhängnis oder die Notwendigkeit des Philo und die von Sanchuniathon perſonifizierte Harmonie. Die Chaldäer nehmen ein göttliches Urweſen, nämlich den allgemeinen Weltgeiſt an, welchem alle niederen Gottheiten abſtammen. Dasſelbe hängt jedoch nach chaldäiſcher Lehre mit der ewigen Materie zuſammen, von welcher es nie getrennt werden kann; deshalb iſt es auch nicht rein geiſtig, nicht unbeſchränkt, kein Weſen an ſich. Es iſt zwar der Ordner der Welt und die leitende Vorſehung, aber doch durch das unabänderliche Geſetz der Notwendigkeit gebunden, nach deſſen Beſtimmungen es durch ſeine Emanationen die Welt erſchuf, erhält und regiert.

Die Neigung zur Aſtrologie erhielten die Chaldäo-Babylonier ſchon ſehr früh mit ihren religiöſen Anſchauungen von den ihnen nördlich benachbarten ſemitiſchen Völkern.

Durch die Beobachtung des harmoniſchen Laufes der Geſtirne und der Einwirkung der Sonne auf das Naturleben kamen ſie zu dem Schluß, alle Naturerſcheinungen mit den Geſtirnen, beſonders den Planeten, in Verbindung zu bringen; ſie gaben ſich dem Geſtirndienſt hin, der den ihnen verwandten Hebräern ſtreng verboten war. Die Chaldäer hielten die Sterne nicht nur für Emanationen des göttlichen Allgeiſtes, ſondern für göttliche Individualitäten. Sie waren die erſten, welche ſyſtematiſche Beobachtungen zum Zweck der Zeiteinteilung und Feſtſtellung der religiöſen Feſte machten und glaubten, die Geſetze der Beziehungen des Laufes der Sterne zu irdiſchen Vorgängen erfaſſen und feſtſtellen zu können, indem ſie einen geheimnisvollen Einfluß der himmliſchen Konſtellationen auf das Naturleben und die menſchlichen Schickſale annahmen. Man zeichnete das Zuſammenfallen gewiſſer Himmelserſcheinungen, Kon-

ſtellationen, Mondphaſen uſw. mit irdiſchen Ereigniſſen auf und glaubte, indem man von der Ähnlichkeit und Gleichheit der Erſcheinungen auf den Parallelismus der Geſchicke ſchloß, den Schlüſſel zu den Rätſeln der Zukunft gefunden zu haben.

„Die unabänderliche Regelmäßigkeit des Laufes der Sterne und ihr Einfluß auf den Wechſel der Jahreszeiten rief die Vorſtellung vom Walten eines ewigen und unveränderlichen Geſetzes hervor, welches durch ein feſtes, ſolidariſches Verhältnis alle Erſcheinungen und Ereigniſſe verbinde und die irdiſchen Dinge von den himmliſchen abhängig mache. Und darauf hin wurde angenommen, daß alle beobachteten Koincidenzen ſich mit notwendiger Gleichheit wiederholen müßten.“ [1])

„Die Aſtrologie nahm allmählich eine immer beſtimmtere Form an, ja ſie machte ſogar auf wiſſenſchaftliche Genauigkeit Anſpruch, da ſie mittelſt der fortgeſetzten alltäglichen Beobachtungen eine Reihe aſtronomiſcher Wahrheiten erhärtet hatte. Die menſchlichen Geſchicke und geſchichtlichen Begebenheiten wurden lediglich in die Kategorie der gewöhnlichen Naturereigniſſe gerechnet, und daher ſuchte man denn auch das Geheimnis derſelben in den komplizierten und doch ſo regelmäßigen Bewegungen der Himmelskörper ſowie in den wechſelnden Stellungen derſelben, ſowohl untereinander als in Bezug auf Sonne und Mond, zu ergründen. Die Geſtirne waren nicht allein Lenker des Weltalls, die beſtimmende Urſache aller Vorkommniſſe und Begebenheiten, ſondern auch die Verkünder derſelben. Denn ihre Stellungen und Erſcheinungsphaſen hatten ſämtlich eine beſtimmte Bedeutung, und wie die erſteren die Ereigniſſe beſtimmten, ſo waren die letzteren auch ſichere Vorzeichen derſelben. Man reihte deshalb alle wahrgenommenen Koincidenzen der verſchiedenen Begebenheiten mit den Erſcheinungen der Sonne, des Mondes, der Planeten und Fixſterne in ein beſtimmtes Syſtem ein, unterließ aber gleichzeitig nicht, aus den allgemeinen Beziehungen der wechſelnden Erſcheinungen zur Atmoſphäre neben den politiſchen und hiſtoriſchen Prophezeiungen auch manche ſich nicht ſelten als richtig erweiſende Vermutungen über das Wetter abzuleiten. Endlich wurden derartige Beobachtungen und Erfahrungen tabellariſch verzeichnet, um eben in allen vorkommenden Fällen befragt und als Richtſchnur beobachtet zu werden.“

Hier einige Proben derartiger Aufzeichnungen der Keilſchriftlitteratur:

„Erſcheint der Mond auffällig groß, ſo wird eine Finſternis eintreten. — Erſcheint er dagegen ſehr klein, ſo wird die Ernte des Landes geſegnet ſein.“ [2])

„Zeigt der Mond am 1. und 28. des Monats das gleiche Ausſehen, ſo iſt dies ein verhängnisvolles Zeichen für Syrien. — Iſt der Mond am

---

[1]) Lenormant, a. a. O.

[2]) Western Asia Inscriptions. III. 51. 6.

50. sichtbar, so ist dies ein gutes Zeichen für das Land Akkad und ein böses für Syrien."[1])

„Zeigt der Mond am 1. und 27. des Monats das gleiche Ansehen, so ist dies ein verhängnisvolles Zeichen für Elam."[2])

„Jupiter geht auf, und sein Licht ist hell wie der Tag; in seinem Glanze bildet er hinter sich einen Schweif, ähnlich dem Stachel der Skorpione. Es ist dies ein günstiges Vorzeichen, welches Glück verkündet dem Herrn des Hauses und dem ganzen ihm unterthänigen Lande."[3])

„Leuchtet im Monat Duz der Stern Entemaslum (Aldebaran) bei seinem Aufgang sehr hell, so wird die Ernte dieses Landes sehr gut und der Ertrag ein reichlicher sein. — Ist dagegen dieser Stern bei seinem Aufgang verhüllt, so wird die Ernte des Landes mißraten."[4])

„Wird der Mond von dichtem Gewölk verhüllt, so stehen Überschwemmungen bevor. — Trinkt der Mond in den Wolken, so wird es regnen."[5])

Man sieht, daß diese Aufzeichnungen der frühesten Kindheit der Beobachtung entstammen und mit Ausnahme der letzten Schlüsse vom Prügel auf den Winkel sind.

Noch ist das Inhaltsverzeichnis eines Werkes über das Divinationswesen aus der Bibliothek des Statthalters von Ninive erhalten, welches 25 Tafeln mit eben so viel Kapiteln umfaßte, von welchen 14 über günstige und ungünstige tellurische Erscheinungen und 11 über Astrologie handelten. Der Text selbst ist verloren gegangen, weshalb die Feststellung des Inhalts der einzelnen Abschnitte nicht leicht ist, umsomehr, als dieselben nur nach ihren Anfangsworten citiert sind.

Die Überschriften der ersten drei Kapitel lauten:

„Also: die Prophezeiungen von Glück, und ihr Gegenteil, — die Anzeichen von Freude oder Trübsal für das Menschenherz."

„Also: der Herr des Geldes, der Erklärer der Regengüsse."

„Von den Sternwarten der Stadt."

Die Kapitel von 4 bis 14 behandeln Träume, Angänge, und Omina. Daran schließen sich die astrologischen Kapitel, von denen ich folgende Überschriften hervorhebe:[6])

„Der Venusstern erhebt sich bei Tagesanbruch . . . ."

---

[1]) A. a. O. 51, 2.
[2]) A. a. O. 54, 7. Zeile 57.
[3]) A. a. O. III. 57, 1.
[4]) A. a. O. III. 57, 1.
[5]) A. a. O. III. 58, 7.
[6]) W. A. J. III. 52. 3

„Der Marsſtern mit ſieben Namen in . . . .“

„Das gleichzeitige Anſehen von Sonne und Mond . . . .“

„Der gleichmäßige Anblick von Sonne und Mond . . . .“

„Vom 1. zum 5. des Monats, der Mond . . . .“

„Der Stern, welcher vorn einen Kern und hinten einen Schweif hat, . . .“

„Der Stern ikû . . . .“[1])

„Der Polarſtern, der am Scheitelpunkt (des Himmels) ſich um ſich ſelbſt dreht . . . .“[2])

„Elf Tafeln betreffend Himmelserſcheinungen, unter ihnen der Stern, der vorn einen Kern und hinten einen Schweif hat, — die Himmelserſcheinungen . . . . Die Erſcheinungen auf Erden und am Himmel . . . . Himmel und Erde . . . .“

Die Schlußzeilen der Vorderſeite der Tafel ſind nur fragmentariſch erhalten und geſtatten deshalb keine zuſammenhängende Überſetzung. Sie betreffen jedoch eine Himmelserſcheinung, deren verhängnißvolle Vorbedeutung in den erſten Zeilen der Rückſeite der Tafel mitgeteilt wird:

„Dieſe Erſcheinung lehrt, daß die Stadt des Landesfürſten ſamt ihren Einwohnern in die Gewalt des Feindes geraten wird; Sterblichkeit und Hungersnot . . . . auf der Tafel die Zahl, welche du genannt, dir verkünden wird, und wie . . . .“

„Dieſe Sammlung von 25 Tafeln betrifft die Erſcheinungen im Himmel und auf Erden, ſowie ihre günſtigen und ungünſtigen Vorbedeutungen . . . . alle Erſcheinungen am Himmel und auf Erden . . . . hierin iſt ihre Deutung verzeichnet.“

König Sargon I. legte dieſe Sammlung ſowie ein großes Werk von 70 Tafeln an, auf denen alle bis auf ſeine Zeit gemachten aſtrologiſchen Beobachtungen verzeichnet waren, und das wahrſcheinlich erſt zur Regierungszeit ſeines Sohnes Naram-Sin vollendet wurde und das Hauptwerk der chaldäiſchen Aſtrologen blieb, unerachtet der Fortſchritte, welche ihre Aſtronomie noch machte. Dieſes Werk hat Beroſus vermutlich ins Griechiſche überſetzt oder genau excerpiert, worauf die Worte des Seneca hindeuten: „Berosus, qui Belum interpretatus est,“ weil man aus den Überſchriften mehrerer Tafeln erfährt, daß das Geſamtwerk den Titel Namar-Bel, „die Erleuchtung des Bel“ führte.

---

[1]) akkadiſch: dil-gan, der „Vorbote des Lichts“, α Arietis.

[2]) damals α Draconis, akk. tir-ana.

Berosus, ein Priester des Bel zu Babylon und Zeitgenosse Alexanders d. G., galt im klassischen Altertum als der älteste astrologische Schriftsteller. Er schrieb in griechischer Sprache drei Bücher babylonisch-chaldäischer Geschichten (Chaldaica), wozu er das uralte babylonische Tempelarchiv benutzte. Die Arbeit stand im Altertum im höchsten Ansehen; leider sind nur Bruchstücke derselben bei Josephus, Eusebius, Syncellus usw. erhalten, welche von C. Müller in dessen „Fragmenta historicorum graecorum", Paris 1848, gesammelt wurden.

Der babylonische Sternkultus ging in den medischen Magismus über, wenn er auch in den älteren Zendschriften weniger hervortritt und erst gegen das Ende der persischen Herrschaft hin große Bedeutung erlangt.

Daß dieser von den Magiern herrührende Kultus bei den Medern eine große Rolle spielte, wird auch von Herodot bei seiner Beschreibung der sieben Mauern Ekbatanas bezeugt,[1]) die in den sieben Farben der Planeten prangten. Das Gleiche erzählt zur Zeit der Sassaniden Moses von Khorene von den Mauern Gazakas, welches er „das zweite Ekbatana, die Stadt mit den sieben Ringmauern", nennt; auch der Dichter Nizami erzählt eben dasselbe von dem Palaste Baram-Gûrs (Varahrans V.). Dieser Brauch war unmittelbar den Babyloniern entlehnt, denn der berühmte Orakelturm zu Borsippa hatte nach seiner Wiederherstellung durch Nabukuduriussur ebenfalls sieben mit den Farben der Planeten geschmückte Stockwerke, gerade wie der Zigurrat, der heilige Turm des Palastes zu Khorsabad.

Die genaue Berührung, in welche die Juden mit den Ägyptern, Babyloniern usw. kamen, führte sie auch zu der von ihnen „Monen" genannten Astrologie hinüber, obschon sie — von einigen wenigen mittelalterlichen Astrologen abgesehen — in ihr wie in allen Wissenschaften Stümper blieben[2]) und nur in grillenhaft und geschmacklos verzerrter Weise Überliefertes weiterdiftelten und dabei — wie Hassan bei Alphons X. — ihren Rebbach zu machen suchten.

---

[1]) I. 88.

[2]) So sagt Paracelsus in der Philosophia sagax: „Die Jüden haben je nichts gewüst in der Natur und sind allwegs die gröbsten Püffel gewest."

Die Zahl der Stellen, an welchen das alte Teſtament von Stern- und Zeichendeutern, Tagewählern uſw. ſpricht, iſt Legion, und bekannt iſt, daß Moſes das Befragen derſelben verbot. Auch heißt es:[1]) „Daß du deine Augen nicht aufhebeſt gen Himmel und ſeheſt die Sonne und den Mond und die Sterne, das ganze Heer des Himmels, und falleſt ab und beteſt ſie an und dieneſt ihnen, welche der Herr, dein Gott, verordnet hat allen Völkern unter dem ganzen Himmel.“

Dieſe Stelle bezieht ſich ſowohl auf Aſtrologie als auf den Geſtirndienſt. Im gleichen Buch wird die mit Aſtrologie ſo eng verbundene Aſtrolatrie noch einmal verboten.[2])

Duldſamer waren Talmud und Kabbala, welche ſich dem geiſtigen Einfluß ihrer Zeit nicht entziehen können. Ihnen zufolge haben die Sterne einen großen Einfluß auf den Menſchen, denn die Konſtellation beſtimmt bei der Zeugung und Geburt die phyſiſchen und moraliſch-intellektuellen Anlagen eines Kindes. Deshalb heißt es im Talmud[3]):

„Kinder, Leben und Nahrung hängen nicht ab von der Frömmigkeit eines Menſchen, ſondern von ſeinem Geſtirn. Allein der Einfluß der Geſtirne erzeugt bloß die guten und böſen Anlagen, beſitzt jedoch keine zwingende Gewalt über den Willen, der durchaus frei iſt, und von dem es immer abhängt, den innern Neigungen ſeiner Natur zu folgen oder zu widerſtreben. Wenn nun der Menſch ernſthaft ſeinem böſen Temperament zu widerſtreben ſucht und Gott um Beiſtand bittet, ſo wird das Böſe, das er durch die niedrige Konſtellation in ſich trägt, zerſtört und in Gutes verwandelt.“

Jedoch heißt es weiter, daß jeder Jude — wie überhaupt jeder Menſch — infolge der Erbſünde unter dem Einfluß der Geſtirne ſtehe; jedoch ſollte er nicht unter dieſer Botmäßigkeit bleiben, und die göttliche Barmherzigkeit war gleich bereit, ihn aus der Gewalt der Natur und der finſtern Mächte zu entreißen; aber der größte Teil der Menſchen, die Gojim, ließ ſich nicht emporziehen, ſondern nur Abraham mit ſeinem gebenedeiten Samen.

Die göttliche Führung hört auf, wenn der Menſch die Wege des Herrn verläßt; dann fällt er der Keri, der Gewalt der Natur,

---

[1]) 5. B. Moſ. Kap. 4, 19.

[2]) Kap. 17, 3.

[3]) Nach Ennemoſers Geſchichte der Magie, S. 93.

anheim. Darum, ſagt der Talmud, ſoll ſich der Jude auch nicht zu den Sterndeutern wenden, ſoll aber auch nicht die Aſtrologie verachten und gefliſſentlich gegen ihre Ausſprüche handeln. Der Menſch ſoll ſich nicht auf Wunder verlaſſen; er ſoll ſich wohl die Sache merken, aber nicht dem unbedingten Glauben an die unabänderlichen Wirkungen der Geſtirne Raum geben, ſondern hoffen, daß Gott alles zum guten lenken wird. Die Aſtrologie gehört zwar zur Naturweisheit, wer aber Prophezeiungen auf ſie gründet, iſt des Todes ſchuldig. Die aſtrologiſche Tagewählerei iſt verboten, doch iſt das Tragen aſtrologiſcher Amulete zur Heilung von Krankheiten und Anziehung planetarer Influenzen erlaubt.

Eifrige Aſtrologen waren und ſind bis auf den heutigen Tag die Inder[1]) obſchon ſie keinen einzigen namhaften Aſtronomen oder Aſtrologen hervorgebracht haben und gefliſſentlich die einfachſten Dinge in ein myſtiſches Gewand hüllen. So ſagen ſie z. B. von dem Wiederaustritt eines Sternes bei Bedeckungen, der Mond habe ihn aus ſich erzeugt. Nach Laplace mögen ihre erhaltenen Beobachtungen großer Konjunktionen 3000 Jahre vor unſere Zeitrechnung zurückgehen.

Das Wichtigſte, was aus der Aſtrologie der Inder anzuführen iſt, iſt der Umſtand, daß ſie den Tierkreis nicht in zwölf Zeichen ſondern in 28 Mondſtationen, Nakſhatras, teilten, auf welche wir ſpäter mehrfach zurückkommen werden. Dieſe Einteilung erhielten die Inder von den Chineſen, welche, mit 1. Mao (η Plejadum) anfangend und mit 28 Oey (35 Arietis) endigend, den Zodiacus in 28 Konſtellationen von ungleicher Größe einteilen. Auch die indiſchen Nakſhatras waren urſprünglich von beſonders hellen Sternen beherrſchte ſehr ungleich große Abteilungen des Tierkreiſes und erhielten erſt ſpäter die konſtante Größe von $12^0\ 51'\ 25''$.

Die Namen der indiſchen Mondſtationen ſind:

1. Açvini, 2. Bharani, 3. Crittica, 4. Rohini, 5. Mrigaçiras,

---

[1]) Gegenwärtig ſcheint der Stand der Aſtrologie in Indien ein ſehr niedriger zu ſein. So zeigte mir einer der drei alten Vorſtände der „theoſophiſchen Geſellſchaft" ſein von einem Indier berechnetes Horoſkop, in welchem ich ſofort unmögliche Elongationen von Venus und Merkur ſah. Er nahm es mir aber ſehr übel, als ich ihn darauf aufmerkſam machte. Als ich ſpäter nachrechnete, fand ich alle Planetenorte ꝛc. des Inders falſch.

6. Ardia, 7. Punarvasu, 8. Pushya, 9. Acisha, 10. Magha, 11. Purva-Phalguni, 12. Uttura-Phalguni, 13. Hasta, 14. Tschitra, 15. Svati, 16. Vicakha, 17. Anuradha, 18. Djyeshtha, 19. Mula, 20. Apya, 21. Vaiçva, 22. Abhidjit, 23. Çravana, 24. Dhanishtha, 25. Catabisha, 26. Purva-Bhadrapada, 27. Uttara-Bhadrapata, 28. Revati.

Bei den Ägyptern war die Ausübung der Aſtronomie und Aſtrologie wohl eben ſo alt, aber höher entwickelt als bei den Völkern Meſopotamiens. Das hohe Alter der ägptiſchen Aſtronomie ergiebt ſich ſchon aus dem Umſtand, daß die jährlichen Nilüberſchwemmungen mit dem damaligen heliakiſchen Aufgang des Sirius (Sothis) zuſammenhingen, während jetzt infolge der Präceſſion zwiſchen dem Eintritt der Nilüberſchwemmungen und dem heliakiſchen Aufgang des Sirius ein Zeitraum von zwei Monaten beſteht und mithin ſeit jener Zeit über viertauſend Jahre verfloſſen ſind. Man hat zwar dem Tierkreis von Denderah ein Alter von 12000 bis 16000 Jahren beilegen wollen; da jedoch in demſelben das Sternbild der Wage vorkommt, welches in früherer Zeit bekanntlich die Scheren des Skorpions bildete, ſo kann ſein Alter nicht vor die alexandriniſche Zeit zurückgehen. Die höhere Entwickelung der Aſtronomie der Ägypter ergiebt ſich ſchon aus der Orientierung der Pyramiden, welche bei den Ägyptern bis auf wenige Minuten genau iſt, während ſie bei den Mexikanern bis 53 Minuten und bei den aſiatiſchen Völkern und Äthiopiern ſogar bis zu einigen Graden von den vier Kardinalpunkten des Himmels abweicht. — Die ägyptiſchen Pyramiden ſind nach den Seiten, die aſiatiſchen und die Teokalli nach den Diagonalen orientiert.

Als Begründer der ägyptiſchen Aſtronomie und Aſtrologie wird natürlich bis auf unſer Jahrhundert der fabelhafte Hermes Trismegiſtos oder Taauth, in welchem Joſephus das Seth des alten Teſtamentes und andere den Merkur, Theut oder einen König Siphoas ſehen wollen, betrachtet. Er ſoll den Tag in zwölf Stunden und den Tierkreis in zwölf Zeichen geteilt, die Säulen des Hermes errichtet und die hermetiſchen Bücher geſchrieben haben, über welche ſo viel gefabelt wurde. Nach Clemens von Alexandria[1]) ſoll Hermes vierzehn Bücher über Kosmologie

[1]) Stromata, Lib. VI.

allgemeine Aſtronomie, Planeten-, Sonnen- und Mondlauf, Konſtellationen uſw. geſchrieben haben; auch werden ihm Aphorismi astrologici und Libri de revolutionibus nativitatum beigelegt, ſowie endlich ein von Junctinus abgedrucktes Centiloquium, d. h. eine Sammlung von hundert aſtrologiſchen Aphorismen. Die berühmte Trutina Hermetis war die Regel, nach welcher man aus dem Himmelsſchema der Nativität den Sternenſtand bei der Empfängnis berechnete. Lenglet du Fresnoy ſetzt Hermes in das Jahr 1900 und Junctinus in das Jahr 1488 vor Chriſtus.[1])

Als zwei andere große ägyptiſche Aſtrolgen werden der angeblich ca. 450 Jahre nach Salomo lebende König Necepſo oder Nechepſo und ſein Leibarzt Petoſiris genannt. Letzterer führte die Aſtrologie in die Medizin ein, indem er gebot, die Arzneien unter gewiſſen Konſtellationen zu nehmen, welcher Gebrauch von Krinas von Maſſalia nach Rom verpflanzt wurde. Er ſchrieb ein *Ὄργανον ἀστρονομικὸν* oder *ψῆφον σεληνιακήν*, über die aſtrologiſche Krankheitsprognoſe, wovon ſich eine Handſchrift auf der Wiener Bibliothek befindet. Von Necepſo ſind Fragmente bei Aetius erhalten.

Bemerkt ſei noch, daß ſich nach dem ſogenannten ägyptiſchen Weltſyſtem Merkur und Venus um die Sonne und mit dieſer um die Erde bewegen.

Die Beſchäftigung mit Aſtrologie war ſchon durch die ganze Naturanſchauung der Ägypter gegeben, deren Geiſt ſich mit keinem andern Gegenſtand ſoviell beſchäftigte als mit dem Los, welches die Seele im künftigen Leben erwartet. Sie ſahen in unzähligen Naturerſcheinungen Bilder und Symbole dieſes und des künftigen Lebens, und ganz beſonders war es der Lauf der Sonne, an welchen dieſe Symbolik geknüpft wurde. Schon der tägliche Umlauf der Sonne ſchien die der menſchlichen Seele bevorſtehende Wandlungen zu verſinnbildlichen. Die Sonne, Ra, verweilt abwechſelnd an der Stätte der Finſternis und Todes, wie an der des Lichtes und Lebens. Sie ſpielt dem Weltall gegenüber die Rolle des Erzeugers und Erhalters alles Seins und Lebens uſw.

---

[1]) Hermes werden auch Bücher von den 24 Figuren der Stunden zugeſchrieben.

Als dieſe Symboliſierung feſten Fuß gefaßt hatte, gewann ſie eine immer größere Ausdehnung, und die Ägypter erblickten in der Aufeinanderfolge des Sonnenlaufs Anzeichen der verſchiedenen Phaſen des menſchlichen Daſeins, was, da Mond und Planeten unter ähnlichen Geſichtspunkten betrachtet wurden, ganz von ſelbſt zur Aſtrologie führen mußte.

Die Ägypter teilten die Ekliptik in zwölf Zeichen, ohne daß man jedoch — ſelbſt bei Ptolemäus — genau ſagen könnte, ob ſie darunter die ſichtbaren Sternbilder oder die Dodekatemorien verſtanden. Dieſe Einteilung übertrugen ſie auf die Inder, von denen ſie die 28 Mondſtationen annahmen, und teilten die Zeichen noch in Geſichter, Dekanate, Aſſeſſorate, Grenzen ꝛc. Endlich teilten ſie die natürlichen mit Sonnenaufgang beginnenden Tage und mit Sonnenuntergang beginnenden Nächte in zwölf gleiche Teile, die Planetenſtunden, welche natürlich je nach der Jahreszeit von verſchiedener Länge waren.

Dieſe Planetenſtunden begannen am Sonnabend bei Sonnenaufgang mit der dem Saturn geweihten Tagesſtunde, worauf die Planeten der Reihe nach fortzählten, indem die Zählung mit der achten, fünfzehnten ꝛc. Stunde ſtets wieder von vorn begann. In dieſer Weiſe wurde die erſte Stunde des Sonntags die der Sonne, des Montags des Mondes, des Dienstags des Mars, des Mittwoch des Merkur, des Donnerstags des Jupiter, des Freitags der Venus. Der Planet, welcher die erſte Stunde eines Tages oder einer Nacht beherrſchte war der Herr derſelben. Auf dieſe Weiſe gehörte die auf den Sonnabend folgende Nacht dem Merkur, die Nacht des Sonntags dem Jupiter, des Montags der Venus, des Dienstags dem Saturn, des Mittwochs der Sonne, des Donnerstags dem Mond und des Freitags dem Mars.

Dieſe Stunden hatten ihre beſonderen Namen. So hießen die Tagesſtunden der Reihe nach: 1. Hayn, 2. Janor, 3. Naſnia, 4. Salla, 5. Sadedali, 6. Thamur, 7. Ourer, 8. Tamic, 9. Neron, 10. Jayon, 11. Abai, 12. Natolon; und die Nachtſtunden: 1. Beron, 2. Barol, 3. Thami, 4. Athir, 5. Mathon, 6. Rana, 7. Netos, 8., Tafrak, 9. Saſſur, 10. Aglo, 11. Calerna, 12. Salam.[1])

[1]) Nach dem Heptameron des Petrus von Abano.

Den einzelnen Planetenſtunden waren die Intelligenzen der entſprechenden Planeten vorgeſetzt, welche verſchieden, jedoch meiſt Araton, Bethor, Phaleg, Og, Hagith, Ophiel und Phul genannt wurden.

Die Ägypter legten beſonders den Nachtſtunden große Wichtigkeit für magiſch-aſtrologiſches Thun bei und verteilten ſie folgendermaßen unter gewiſſe Genien[1]):

In der Nacht des Sonnabend regierten: 1. Papus, Genius der Arzneimittel; 2. Siſera, d. G. der Liebe und des Verlangens; 3. Hahabi, der Aneignung; 4. Phalgus, des Urteils; 5. Zeiazua, der Krankheit; 6. Tabris, der Entſcheidung zwiſchen Gut und Böſe; 7. Sialul, des Nutzens, Erfolgs und Friedens; 8. Nantur, der Schrift; 9. Rifnug, des Säens und Pflanzens; 10. Seſarbil, der Wiederwärtigkeit; 11. Aeglun, der Feuersbrünſte; 12. Tarab, der Zerſchmetterung.

In der Sonntagsnacht regieren: Sinbuk, der Engel des Urteils; 2. Coruatus, der Zwietracht; 3. Phlogabitus, des Schmucks; 4. Thacrinus, der Verwirrung; 5. Tabtibik, der Fascination; 6. Suſabo, der Reiſen; 7. Sabrus, des Lebensunterhalts; 8. Toglas, der verborgenen Schätze; 9. Suclagus, des Feuers; 10. Azcuph, des Knabenraubes; 11. Zuphlas, der Jagd; 12. Mizran, der Verfolgung.

In der Montagsnacht regieren: 1. Raſphuia, der Genius der Nekromantie; 2. Nitibus, der Sterne; 3. Eirucus, der Zerſtörung der Götzenbilder; 4. Eiſtibus, der Wahrſagung; 5. Tacritan, der magiſchen Operationen; 6. Eiruilus, der Früchte; 7. Libtabis, des verborgenen Goldes und Silbers; 8. Zalburis, der mediziniſchen Ratſchläge; 9. Kilabus, der Erlernung fremder Sprachen; 10. Armilos, der Reichtümer; 11. Phaldorus, der Fragen nach Verborgenem; 12. Labus, der Erforſchung der Wahrheit.

In der Dienstagnacht regieren: 1. Zahun, der Genius von Zank und Streit; 2. Hizarbin, der zur Seefahrt gehörigen Dinge; 3. Mascarun, der Verwüſtung; 4. Pharzuph, der Hurerei; 5. Suphlatus, des Staubes der Erde; 6. Nitika, der Edelſteine; 7. Miz-

[1]) Vgl. Athanaſius Kircher: Oedipus aegyptiacus. Romae, 1653. Fol. Tom. II. pag. 238 ff.

gitari, der Raubvögel; 8. Alphun, der Ziervögel; 9. Sablil, der Diebe; 10. Kataris, der Hunde; 11. Kolabis, der Steine; 12. Kalab, der Gefäße.

In der Mittwochnacht regieren: 1. Heiglus, der Genius des Schnees; 2. Sachluph, der Kräuter; 3. Zarobi, der Unfälle; 4. Sizlau, der Gifte; 5. Sair, des Antimons[1]); 6. Haaran, des magischen Festbannens der Diebe; 7. Cauzub, der Schlangenbeschwörung; 8. Cukiphat, des Steines Samir (?); 9. Schaclil, der Kastration der Pferde; 10. Razanil, des Onyx; 11. Adiuchas, der Steinbrecher; 12. Hanhad, der königlichen Speisen.

In der Donnerstagnacht regieren: 1. Mizkun, der Genius der Amulete; 2. Baglis, des Gewichts; 3. Butatas, des Rechnungswesens; 4. Schickron, der Haustiere; 5. Barcus, der Obrigkeiten; 6. Hatiphas, der Kleidung; 7. Salilus, der Öffnung des Verschlossenen; 8. Zizuph, des Verschlusses[2]); 9. Colopatrion, der Gefängnisse; 10. Buchaphi, der Zauberinnen; 11. Zopharis, der Einschließung des Python; 12. Marnes, der Gedanken der Geister.

In der Freitagnacht endlich regieren: 1. Hauen, der Genius der Würde; 2. Labezerin, der guten Wirkungen; 3. Cahor, des Betrugs; 4. Aclahayr, des Spiels und Scherzes; 5. Camayfar, des Beischlafs; 6. Zaren, der Rache; 7. Jafer, der Verwandtenliebe; 8. Cuniali, der Bündnisse; 9. Zeffar, der Auswahl der Dinge und Elektionen; 10. Maftho, der Aspekten; 11. Halacho, der Freundschaft; 12. Sellen, der fürstlichen Gnade.

Nach Kircher acceptierten die Juden und Araber diese bizarre Verteilung der Planetenstunden von den Ägyptern. Mir scheint jedoch dieselbe überhaupt nicht ägyptischen Ursprungs, da die Namen arabisch klingen und z. B. der Genius des Steins Samir ein Mißverständnis der talmudistischen Legende von dem die Steine zu Salomos Tempelbau spaltenden Wurm Schamir zu sein scheint.

Immerhin mußte ich diese Einteilung ausführlich beibringen, weil sie in der mittelalterlichen Magie insofern eine bedeutende Rolle spielte, als man in den einzelnen Stunden gewisse Amulete, Cha-

[1]) Das Antimon spielte im Orient als Schönheitsmittel eine große Rolle und wird u. a. im hohen Lied Salomons erwähnt.

[2]) Es ist hier das magische Öffnen der Schlösser und Verschließen der reifen Geburt in den Mutterleib gemeint.

raktere oder Bilder verfertigte, die zu den genannten Dingen dienlich sein sollten.

Ähnliche Bilder fertigte man für die 28 auch von den Arabern angenommenen Mondstationen[1]), die Planeten, Sternbilder, Gesichter und Grade des Tierkreises, einzelne Fixsterne und Mondknoten, denen Agrippa eine ganze Anzahl von Kapiteln seiner Occulta Philosophia widmet.[2]) Hier einige Proben daraus:

„Die fünfte Mondstation heißt Alchataya oder Albachaya; sie beginnt mit 21° 25′ 43″ des Stiers und ist günstig für die Rückkehr von einer Reise und für den Unterricht von Zöglingen; auch verschafft sie den Gebäuden Dauer und verleiht Gesundheit und Wohlwollen."

„Im ersten Gesicht des Widders steigt das Bild eines schwarzen Mannes auf, welcher steht, mit einem weißen Kleid angethan und gegürtet ist, einen großen Körperbau, rote Augen, starke Kräfte und das Aussehen eines Zornigen hat. Dieses Bild bedeutet und erweckt Kühnheit, Tapferkeit und Unverschämtheit."

„Das Bild des Pegasus ist wirksam bei den Pferdekrankheiten und schützt die Reiter im Kriege."

„Ein anderes Bild des Mondes für das Wachstum der Feldfrüchte und gegen Gifte und Kinderkrankheiten machten sie in der Stunde des Mondes, wenn dieser im ersten Gesicht des Krebses aufsteigt[3]); es war dies die Figur einer Frau, die auf einem Stier oder siebenköpfigen Drachen oder einem Krebse ritt, einen Pfeil in der rechten Hand und in der linken einen Spiegel hatte und weiße und grüne Kleider trug; auf ihrem Kopf befanden sich zwei um ihre Hörner gewickelte Schlangen, und um jeden Arm hatte sie ebenfalls eine Schlange gewickelt, desgleichen um jeden Fuß."

Als Bild des aufsteigenden Mondknotens zeichnete man in zwei excentrisch verschlungene Kreise in das in deren Mitte entstandene Oval eine geflügelte Schlange mit Habichtskopf, wenn sich Jupiter mit dem Drachenkopf im zehnten Haus des Himmels befand; dieses Bild sollte Bittgesuche erfolgreich machen.[4]) Welchen Köhlerglauben

---

[1]) Die Mondstationen heißen bei den Arabern: Alnath, Albothaim, Athoraye, Aldelamen, Alchataya, Alchaya, Aldimiach, Alnaza, Alcharph, Algeliache, Azobra, Alzarpha, Alhayre, Azimeth, Algarpha, Azubene, Alchil, Alchas, Allatha, Abnahaya, Albeldach, Sadabecha, Sebadola, Sadabath, Sadalachia, Alpharg, Alchayra, Albothaim.

[2]) Lib. II. cap. 33 und 37 bis 48.

[3]) D. h. wenn der in seiner Planetenstunde eben aufgehende Mond sich in den ersten zehn Graden des Krebses befand.

[4]) Occ. Phil. Lib. II. cap. 45.

man an die Wirksamkeit dieser Bilder hatte, davon giebt Agrippa von Nettesheim im gleichen Kapitel bei Beschreibung des Bildes des Drachenschwanzes, wobei er sagt:

„Ein solches Bild hatte ein Jude in einen goldenen und mit Edelsteinen besetzten Gürtel eingeschlossen, den Blanca, Tochter des Herzogs von Bourbon, ihrem Gemahl, Peter I. König von Spanien[1]), wissentlich oder unwissentlich zum Geschenk gab. Als dieser den Gürtel anlegte, glaubte er sich von einer Schlange umwunden, und nachdem er von der darin eingeschlossenen magischen Kraft Kenntnis erhalten hatte, trennte er sich aus diesem Grunde von seiner Gemahlin."

Ich gebe noch einige weitere Beispiele nach Agrippa:

„Für die achte Mondstation, um im Kriege den Sieg zu erlangen, machten sie ein zinnernes Siegel mit dem Bilde eines Adlers mit einem menschlichen Gesicht und räucherten es mit Schwefel."

„Für den Rabenflügel (♂ Aquilae) machten sie das Bild eines Raben oder einer Schlange oder eines schwarzen Menschen in einem schwarzen Kleid. Es macht den Menschen jähzornig, mutvoll, nachsinnend und schmähsüchtig; auch bewirkt er böse Träume, verleiht die Macht Dämonen zu vertreiben und herbeizurufen, es dient gegen die Bosheit der Menschen und bösen Geister sowie auch gegen verderbliche Winde."

Weiterhin[2]) beschreibt Agrippa alle astrologischen Verhältnisse ausführlich, welche bei der Verfertigung dieser Bilder zu beobachten sind; er sagt, daß man sie in gewisse Steine und Metalle graben, beräuchern und weihen und durch Hinzufügung mystischer Namen Gottes, guter und böser Geister ꝛc. in ihren Wirkungen kräftiger machen solle.[3]) Die Wirkung dieser Amulete macht Agrippa außer von der Gestirnwirkung, vom festen Glauben und Willen, also von der Autosuggestion, abhängig.

Es kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß die bisher so rätselhaften Abraxasgemmen solche astrologische Bilder sind, über welche die Philologen nicht so viel dummes Zeug geschrieben hätten, wenn sie ihre gelehrten Nasen in die astrologischen Schriften von Albumassar, Petrus von Abano, Agrippa von Nettesheim u. a. m. gesteckt hätten.

Derartige Talismane waren besonders bei den Mauren und

---

[1]) Es ist Peter I. von Arragonien gemeint, welcher von 1093—1108 regierte.

[2]) Occ. Phil. Lib. II. cap. 50.

[3]) Vgl. das unten von Albertus Magnus Gesagte.

Juden im Gebrauch, weshalb auch die Abraxasgemmen vorwiegend im Orient, in Nordafrika und Spanien gefunden werden. So ließ z. B. der Kalif Almansor (754—775) drei solcher Talismane zur Vertreibung der Ratten, Skorpione und Schlangen in einer Moschee zu Fez anbringen.[1]) — Über solche Talismane heißt es in einer alten Übersetzung von Anton Mizauds († 1578) Memorabilium, sive arcanorum omnis generis — centuriae IX. Colon. 1574, 12°:

„Wer die Fliegen von einem Ort vertreiben will, daß keine mehr dahin kommen soll, der grabe das Bild einer Fliege in den Stein eines Ringes, oder auf ein Kupffer-Blatt, oder auch auf Zinn, grabe man, wenn secunda facies, das ist, die mittleren Grad vom 11. bis 20. des Zeichens der Fische, über den Horizont auffsteiget, die Figur einer Fliege, Spinne oder Schlange, so man vertreiben will. Und unter dem Stechen oder Graben soll man die Worte sagen: Dis ist das Bild, welches alle Fliegen vertreibet in Ewigkeit. Darnach vergrabe es mitten im Hause oder hänge es darinnen auf. Wenn man aber 4 solche Bilder hat, und dieselben in die 4 Winckel eines Hauses vergräbet, oder aufhänget, oder in die Wände verstecket, daß es nicht weggenommen werden kan, so wird es desto besser seyn. Aber diese Vergrabung oder Aufhängung muß geschehen, wenn prima facies Tauri aufsteiget, alsdenn wird in solch Haus keine Fliege kommen, auch nicht darinnen bleiben können. Ptolemaeus saget,[2]) er hätte das Experiment gesehen in dem Haus Adebari, eines weisen und in Magia naturali sehr erfahrenen Königs, in dessen Pallast keine Fliege, auch sonsten kein schädlicher Wurm gewesen: Ja, er habe lebendige Fliegen hinein gebracht, welche alsobald gestorben wären." — „Wer aus seinem Hause die Diebe verbannen und vertreiben will, der mache aus Ertz ein Manns-Bild, wenn prima facies Arietis aufsteiget und Luna darinnen befindlich ist. Er muß aber, indem er das Bild machet, dabey sagen: Durch dieses Bild verbanne und vertreibe ich alle Diebe und Mörder in Ewigkeit. Alsdenn wickle er das gemachte Bild in ein schwartz Tuch und vergrabe es mitten in das Hauß, so wird, so lange es allda vergraben lieget, kein Dieb oder Mörder in dasselbe Haus kommen."

Derartige astrologische Bilder spielten in der mittelalterlichen Magie eine ungeheuere Rolle, weshalb ich auch länger bei diesem Gegenstand verweilte. Auch die magischen Siegel und Charaktere, deren Zahl Legion ist, sind entweder ähnliche Bilder oder Begriffssymbole oder gewissermaßen Wappen von Geistern.

Wie tief diese Bilder in das Volksbewußtsein des Mittelalters

---

[1]) Wachsmuth: Europäische Sittengeschichte.

[2]) Ich habe im Ptolemäus nichts davon gefunden.

eingriffen, beweiſt folgende von Gervaſius von Tilbury in den Otiis imperialibus vom Zauberer Virgil erzählte Sage:

„Es iſt auch in derſelben Stadt[1]) das Herrenthor, das nach der einſt berühmten campaniſchen Stadt Nola zu gerichtet iſt. Am Eingang desſelben iſt ein künſtlich gebauter Steinweg, unter den Virgil ein Siegel mit allen Arten ſchädlichen Gewürms verſchloß, woher es kommt, daß, da die in ihrem Umfang höchſt geräumige Stadt ganz auf unterirdiſche Säulen ſich ſtützt, in den innern Höhlen oder Ritzen oder in den Gärten, welche innerhalb der Stadtmauern eingezäunt ſind, keine Mücke und kein ſchädlicher Wurm gefunden wird."

Auf ähnliche Art ſoll Virgil auch die Mücken aus den Fleiſchbänken von Neapel vertrieben haben.

So viel über die von den Ägyptern herſtammenden aſtrologiſch-magiſchen Bilder.

Die ägyptiſche Aſtronomie und Aſtrologie nahmen die Griechen auf, deren älteſte Aſtronomen wie Thales, Pythagoras, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Plato uſw. nach Ägypten gingen und ſich dort von den Prieſtern in ihre Tempelgeheimniſſe einweihen ließen, wozu in erſter Linie Aſtronomie und Aſtrologie gehörten. — Von der Sphärenmuſik des Pythagoras habe ich bereits geſprochen, und wenn Plinius den Anaximander ein fünfzig Jahre nach deſſen Tod eintretendes Erdbeben vorausſagen läßt, ſo hat er wohl eine (vielleicht auf Mondbeobachtungen beruhende) aſtrologiſche Prophezeiung im Sinn.

Die Geſchichte der griechiſchen Aſtronomie iſt hinreichend dargeſtellt und bekannt, weshalb ich nur eine kurze Schilderung des Wirkens griechiſcher, reſp. alexandriniſcher Aſtrologen, welche jedoch auch meiſt und ſogar oft mehr Aſtronomen ſind, zu geben brauche.

So z. B. ſogar der hier zuerſt zu nennende Eudoxus von Knidos (408—355 v. Chr.), welcher ein Schüler des Archytas von Tarent und Platos war und mit Empfehlungsbriefen des Königs Ageſilaus an den König Nektanebus[2]) nach Ägypten ging. Nach dreizehn Jahren kehrte er nach Griechenland zurück, wo er, da die alte griechiſche Sphäre ſehr arm an Sternbildern war, die ſämt-

[1]) Neapel.

[2]) Dieſer König war der Sage nach ein gewaltiger Zauberer und verſenkte die feindliche Flotte dadurch, daß er wächſerne Schifflein in einem Becken untertauchte.

lichen 48 Aſterismen des Altertums einführte und eine kompliziertere Theorie homocentriſcher Sphären einführte, anderer aſtronomiſcher Verdienſte nicht zu gedenken. Er ſoll ein berühmter Aſtrolog geweſen ſein. Seine Schriften ſind verloren.

Der vermutlich nicht lange nach Eudoxus lebende Geminus von Rhodus führte gar 34 Sphären ein und ſchrieb eine von Hipparch kommentierte Einleitung in die Aſtrologie (*Εισαγωγὴ εἰς τὰ φαινόμενα*). Seine erhaltenen Schriften wurden von Halma mit denen des Ptolemäus herausgegeben. Vgl. auch: Blaß: De Gemino et Posidonio, Kiel 1883.

Der um 270 v. Chr. lebende griechiſche Dichter Aratus von Soli, ein Freund Theokrits und Zenos, ſtellte in einem Phaenomena betitelten Gedicht das Syſtem des Eudoxus dar und fügte ein Diosemea genanntes Gedicht hinzu, worin er aſtrologiſche, auf den Auf- und Untergang der Geſtirne ꝛc. gegründete Witterungsregeln giebt. Beide wurden von Cicero, Cäſar Germanicus und Rufus Feſtus Avienus ins Lateiniſche überſetzt und blieben nur in dieſer Sprache erhalten. — Beſte lateiniſche Ausgabe: von Buhle, Leipzig 1793—1801. Deutſch: metriſch von Voß, Heidelberg 1824.

Die etwa gleichzeitigen Aſtronomen Ariſtyllus und Timocharis beobachteten Fixſternorte, und Ariſtyllus kommentierte den Aratus, welcher Kommentar jedoch verloren ging. Ptolemäus bediente ſich wie Hipparch der Beobachtungen dieſer Aſtronomen.

Conon von Samos, welcher das Haar der Berenice an den Himmel verſetzte, lebte um 250 v. Chr. am Hofe des Ptolemäus Soter und Philadelphus. Er beobachtete Fixſternorte, ſammelte alte Beobachtungen von Sonnen- und Mondfinſterniſſen und ſchrieb über Aſtrologie. Seine Schriften ſind verloren gegangen, jedoch führt Apollonius von Perga ihre Titel an.

Ein ähnlicher aſtrologiſcher Dichter oder dichtender Aſtrolog war der um 48 v. Chr. in Rom lebende, vermutlich aus Aſien gebürtige Marcus Manilius, welcher ſein in fünf Bücher geteiltes Gedicht „Astronomicῶn“ dem Auguſtus widmete. Es iſt herausgegeben von Poggius 1474 zu Bologna in Folio, von Scaliger 1579 zu Paris und 1600 zu Leyden in Quart, von Richard

Bentley 1739 in London und von dem Jeſuiten Elias Stöber 1767 zu Straßburg in Oktav.

Hervorgehoben muß werden, daß Manilius in ſeinem in ſehr dunkler Sprache abgefaßten Gedicht die Aſtrologie völlig von den Fixſternen abhängig macht und die Planeten durchaus vernachläſſigt. Das erſte Buch des Gedichtes handelt: De sphaera mundi, das zweite und dritte: De stellis fixis et eorum imaginibus, das vierte: De apotelesmatibus, und das fünfte: De sphaera barbarica.

Um einen Begriff davon zu geben, wie die Aſtrologie des Manilius geſtaltet iſt, führe ich die Verſe an, in welchen er den Einfluß der Bilder des Tierkreiſes ſchildert[1]):

‚Nec te perceptis signorum cura relinquat
Partibus: in tempus quaedam mutantur, et ortu
Accipiunt proprias vires, ultraque remittunt.
Namque ubi se summis aries extollit ab undis,
Et cervice prior flexa, quam cornibus ibit;
Non contenta suo generabit pectora censu,
Et dabit in praedas animos, solvetque pudorem
Tantum audere juvat; sic ipse in cornua fertur,
Ut ruat aut vincat; non illos sedibus isdem
Mollia per placidam delectant otia vitam;
Sed juvat ignotas semper transire per urbes,
Scrutarique novum pelagus, totius et esse
Orbis in hospitio; testis sibi laniger ipse,
Cum vitreum findens tranavit pectore pontum;
Orbatumque sua Phrixum per fata sorore
Phasidos ad ripas et Colchida tergore vexit.
At quos prima creant nascentis sidera tauri,
Feminei incedunt, nec longe causa petenda est,
Si modo per causas naturam quaerere fas est.
Aversus venit in caelum, divesque puellis,
Plejadum parvo referens glomeramine sidus.
Accedunt et ruris opes, propriaque juvencum
Dote per inversos exercent vomere campos.
Sed geminos aequa cum profert unda tegitque
Parte, dabit studia, et doctas producet ad artes.
Nec triste ingenium, sed dulci tincta lepore

[1]) Lib. IV. v. 503—585.

Corda creat: vocisque bonis citharaeque sonantis
Instruit, et dotem cantus cum pectine jungit.
At niger obscura cancer cum nube feretur,
Quae velut extinctus Phoebeis ignibus ignis
Deficit, et multa fuscat caligine sidus;
Lumina deficient partus, geminamque creatis
Mortem fata dabunt: se quisque et vivit et effert.
Sed cui per summas avidus produxerit undas
Ora leo, et scandat malis sciscentibus orbem;
Ille patri natisque reus, quas ceperit ipse,
Non legabit opes, censumque immerget in ipso:
Tanta fames animumque cibi tam dira cupido
Corripit, ut capiat semet, neque compleat unquam,
Inque epulas funus rediget pretiumque sepulcri.
Erigone[1]) surgens, quae rexit saecula prisca
Justitia, rursusque eadem labentia fugit;
Alta per imperium tribuit fastigia summum:
Rectoremque dabit legum jurisque sacrati,
Sancta pudicitia divorum templum colentem.
Sed cum autumnales coeperunt surgere chelae,
Felix aequato genitus sub pondere librae,
Judex examen sistet vitaeque necisque;
Imponetque jugum terris legesque rogabit.
Illum urbes et regna trement nutuque regentur
Unius et coeli post terras jure manebunt.
Scorpios extremae cum tollit lumina caudae
Si quis erit stellis tum suffragantibus ortus,
Urbibus augebit terras, junctisque juvencis
Moenia subcinctus curvo describet aratro:
Aut sternet positas urbes, inque arva reducet
Oppida et in domibus maturas reddet aristas.
Tanta erit et virtus et cum virtute potestas.
Nec non arcitenens prima cum veste resurgit,
Pectora clara dabit bello, magnisque triumphis
Conspicuum patrias victorem ducet ad arces:
Altaque nunc statuet, nunc idem moenia vertet.
Sed nimium indulgens rebus fortuna secundis,
Invidet in facie, saevitque asperrima fronti.

---

[1]) Beiname der Jungfrau. Die Sternbilder haben bei den alten Völkern ſehr viele Namen und ſind bei den verſchiedenen Völkern nicht immer dieſelben. In neuerer Zeit wollte Bruno ſymboliſche Bilder der Tugenden, Schickhard bibliſche Perſonen und Weigel fürſtliche Wappen daraus machen.

Horrendus bello Trebiam, Cannasque Lacumque
Ante fugam tali pensabat imagine ductor.
Ultimus in caudae capricornus acumine summo
Militiam ponto dictat, puppisque colendae
Dura ministeria et vitae discrimen inertis.
Quod si quem sanctumque velis castumque probumque.
Hic tibi nascatur cum primus aquarius exit.
Ne vero sit te primos producere pisces.
Garrulitas odiosa datur linguaeque venenum
Verba maligna novas mussantis semper ad aures,
Crimina per populum populi seret ore bilingui.
Nulla fides inerit natis, sed summa libido
Ardentem medios animum jubet ire per ignes
Scilicet in piscem sese Cytherea novavit,
Cum Babyloniacas submersa profugit in undas,
Anguipedem alatis humeris Typhona furentem,
Inseruitque suos squamosis piscibus ignes.
Nec solus fuerit, geminis sub piscibus ortus:
Frater erit, dulcisve soror, materve duorum."

Columella ſchrieb um 45 v. Chr. einen aſtrologiſchen Kalender mit Wetterprognoſen.

Cajus Julius Hyginus, ein Freund Ovids, ſchrieb (ziemlich gleichzeitig mit Manilius) einen Kommentar zum Aratus, welcher in den Handſchriften De astronomia betitelt iſt und unter dem Titel Poeticon astronomicon zuerſt 1482 zu Venedig und zuletzt von Bunte 1875 zu Leipzig herausgegeben wurde.

Zur Zeit des Tiberius und Nero lebten die beiden Aſtrologen Thraſyllus, Vater und Sohn. Erſterem ſcheint die Gabe des zeit- und räumlichen Fernſehens, reſp. des Gedankenleſens eigen geweſen zu ſein. Als Tiberius von Auguſtus von Rom nach Rhodus verbannt worden war und einſtmals traurig an der Küſte ſtand, ſah Thraſyllus ein Schiff auf die Küſte zukommen und ſagte ſofort von demſelben, daß es gute Nachrichten für Tiberius bringe. Wirklich hatte daſſelbe Briefe von Auguſtus und der Livia an Bord, welche denſelben nach Rom zurückriefen. — Bekannt iſt die von Tacitus, Sueton, Plutarch, Dio Caſſius ꝛc. erzählte Anekdote, nach welcher Tiberius wegen der ihm läſtig gewordenen Gabe des Gedankenleſens des Thraſyllus dieſen zu töten beſchloß. Er führte ihn zu dieſem Zweck auf eine hohe Mauer, um ihn meuchlings

herabzuſtürzen. Vorher aber fragte er höhniſch den Aſtrologen, ob er denn ſein nächſtes Schickſal vorauswiſſe, worauf Thraſyllus ſchlagfertig entgegnete, er befinde ſich in höchſter Lebensgefahr, aber Tiberius werde ihn nur um 24 Stunden überleben. — Der Kaiſer unterließ den Meuchelmord des Aſtrologen.

Thraſyllus der Jüngere weisſagte dem Nero die Kaiſerwürde; ſeine aſtrologiſchen Schriften ſind verloren.

Der alexandriniſche Mathematiker Menelaos machte um 98 n. Chr. zu Rom viele aſtrologiſche Beobachtungen und ſchrieb Libri tres sphaericorum.

Aquila Ponticus, ein berühmter Mathematiker in Sinope, wurde um 120 aus der chriſtlichen Kirche wegen ſeiner aſtrologiſchen Prophezeiungen ausgeſtoßen, entfloh nach Paläſtina, wurde Jude und verfertigte eine lange, von den in der Zerſtreuung lebenden Juden gebrauchte griechiſche Überſetzung des alten Teſtaments, welche von Kaiſer Juſtinian verboten wurde.

Wir kommen jetzt zu Claudius Ptolemäus aus Peluſium, der unter den Antoninen lebte und nächſt Hipparch und Eratoſthenes der größte Aſtronom[1]) des Altertums, aber auch deſſen bedeutendſter Aſtrolog iſt. Er zuerſt ſuchte ſeine Kunſt zu einer Wiſſenſchaft zu erheben und zwar zu einer ſtreng phyſikaliſchen. Er verwarf dabei die aſtrologiſchen Deutungen auf beſtimmte Einzelheiten und Zeiten und meinte, nur die Verhältniſſe des Erdenlebens im allgemeinen von den Sternen ableiten zu können, wobei er völlig mit dem anderthalbtauſend Jahre ſpäter lebenden Keppler übereinſtimmt. Seine Opus quadripartitum seu de apotelesmatibus et judiciis astrorum libri quatuor betitelte urſprünglich griechiſch geſchriebene Aſtrologie iſt erhalten und wurde Cardanus, Junctinus u. a. m. überſetzt und kommentiert. Ich laſſe hier eine Inhaltsangabe derſelben nach der von Junctinus 1581 zu Lyon veranſtalteten Ausgabe folgen:

Im erſten Buch ſucht Ptolemäus zunächſt die Möglichkeit der aſtrologiſchen Vorausſagungen dazuthun, wobei er die bereits angegebenen Gründe entwickelt. Dann beſchäftigt er ſich mit den

[1]) Ich übergehe hier das wenige über das Leben des P. und das viele über ſeine aſtronomiſche Thätigkeit zu Sagende, weil man dies in allen Lehrbüchern, Geſchichten der Aſtronomie uſw. nachleſen kann.

Eigenſchaften der Planeten, ihren glücklichen und unglücklichen Einflüſſen, ſowie ihrer Stellung zur Sonne. Dann geht er zu den Zeichen des Zodiacus und den übrigen Sternbildern über, worauf er ſich mit den Einflüſſen der verſchiedenen Jahreszeiten und Gegenden des Himmels beſchäftigt. Dann beſpricht er ausführlich die aſtrologiſchen Einteilungen der Tierkreiszeichen, die Häuſer der Planeten, ſowie endlich deren verſchiedene Würden.

Im zweiten Buch beſchäftigt er ſich zunächſt mit einer aſtrologiſchen Geographie, wobei er die Verſchiedenheiten der Nationen nach ihrer Organiſation, Nationalcharakter und Lebensgewohnheiten von den phyſikaliſchen Verhältniſſen abzuleiten ſucht, unter deren Einfluß ſie ſich entwickelt haben.

Schleiden ſagt über dieſes Unternehmen:[1])

„Die aſtrologiſche Geographie des Ptolemäus iſt ihrem Grundgedanken nach eine der bedeutendſten Erſcheinungen der damaligen Zeit. Ptolemäus ſtellt ſich die Aufgabe, die Eigentümlichkeiten im Charakter und in der Lebensweiſe der verſchiedenen Menſchenſtämme aus rein phyſikaliſchen Grundlagen zu erklären. Erſt Jahrtauſende ſpäter konnte ein Humboldt in ſeiner Auffaſſung der phyſikaliſchen Geographie einem ſolchen Gedanken Bedeutung verleihen; aber das erſte Mißlingen lag bei Ptolemäus wahrlich nicht an dem Mangel ſeiner geiſtigen Befähigung und ſeines genialen Überblicks, ſondern nur daran, daß ihm nur die ariſtoteliſche Weltanſicht und Phyſik zu Gebot ſtanden. So ging der große Grundgedanke für lange Zeit verloren, und was er in Ausführung derſelben verſucht, wurde nur von den Aſtrologen als hergebrachte Beziehung gewiſſer Völkerſtämme und Länder auf die denſelben vorzugsweiſe vorgeſetzten Zeichen und Planeten aufgenommen. Wie überhaupt das Anſehen des Ptolemäus ſich ein Jahrtauſend unerſchüttert erhielt, ſo wurde auch in dieſer Beziehung der Ptolemäus von den ſpäteren Aſtrologen nur abgeſchrieben und höchſtens durch einzelne Beiträge für die dem Ptolemäus noch nicht bekannten Orte vermehrt.“

Darauf geht Ptolemäus zur Beſtimmung der Zeit und Art der künftigen Ereigniſſe und Wetterprognoſe über, welcher er den gleichen Gedanken ſeiner aſtrologiſchen Geographie unterlegt, und wie namentlich auch auf atmoſphäriſche Indiktionen achtet.

Das dritte und vierte Buch der ptolemäiſchen Aſtrologie behandelt in ausführlicher Weiſe die Nativitätsſtellung.

Auf den Schultern des Ptolemäus ruhte nicht nur die ganze ſpätere Aſtrologie, ſondern auch die Aſtronomie bis zu Kopernikus,

[1]) Studien, S. 251 ff.

und Schleiden wendet auf den großen Peluſioten deſſen eigenes Wort an:

„Der iſt nicht tot, der eine Wiſſenſchaft belebt hat, und der war nicht arm, deſſen Eigentum das geiſtige war.“

Hinter Ptolemäus will ich denjenigen alexandriniſchen Aſtrologen einſchalten, welcher nach ihm das größte Anſehen beſaß, nämlich den aus Diospolis gebürtigen Prieſter Manetho. Seine Zeit iſt ungewiß. Man nahm früher an, daß Manetho zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus gelebt habe, allein dies iſt unmöglich, weil ein Vers ſeines in ſechs Bücher geteilten aſtrologiſchen, Ἀποτελεσματικὰ betitelten Lehrgedichtes heißt:[1] „Die Scheren des Skorpions, welche heilige Männer getrennt und als Wage bezeichnet haben.“ Da nun dieſe Trennung zur Zeit Hipparchs — ca. 150 Jahre v. Chr. — noch nicht ſtattgefunden hatte, und man in obiger Weiſe nur von längſt Verſtorbenen ſpricht, ſo muß Manetho, welcher ſeine Aſtrologie wie Manilius auf die Fixſterne gründet, in eine bedeutend ſpätere Zeit geſetzt werden.

Der Arzt Sextus Empiricus (ca. 200 n. Chr.), von deſſen Lebensumſtänden ſo gut wie nichts bekannt iſt, ſchrieb zwei Bücher „Adversus mathematicos seu disciplinarum professores et contra philosophus,“ ed. Fabricius, Lipsiae 1718, welche ſehr viel wichtiges Material für die Kenntnis der damaligen Aſtrologie enthalten.

Dagegen war Kaiſer Alexander Severus (222—235) wie ſein Vorläufer Septimius Severus (193—211) ein warmer Verehrer der Aſtrologie und ſtellte ſogar öffentliche Lehrer derſelben in Rom an.[2]

Zahlreich ſind dagegen die Geſetze, welche zu Rom — namentlich in der Kaiſerzeit — gegen die „Chaldäer“ und „Mathematiker“ genannten Aſtrologen erlaſſen wurden. Da dieſelben jedoch in der Regel mit Verordnungen gegen Ausübung des Veneficium in Verbindung ſtehen, ſo werde ich dieſelben im nächſten Abſchnitt beibringen.

Für die nächſte Zeit nennt Junctinus in dem ſeinem

[1] Lib. II. v. 136.

[2] Lampridius, in Severo, cap. 14, 27, 62.

Speculum Astrologiae vorausgeschickten chronologischem Verzeichnis berühmter Astrologen die sonst unbekannten Thrasibulus für das Jahr 225, Andruzagar für 230 und Vuelius für 250 ohne nähere Angaben. Ich habe über diese Leute nirgends etwas finden können, nur Riccioli nennt in seinem Almagestum novum Andruzagar für das gleiche Jahr, ebenfalls ohne weiteres beizufügen. Um 238 schrieb Censorius in Rom über Astrologie und Sphärenmusik.

Schon erwähnt wurde der am Hofe Konstantins d. Gr. lebende Sachwalter Julius Firmicus Maternus, welcher um 320 „Libri VIII. Mathescos sive de vi et potestatibus stellarum" schrieb, die ihr Ansehen bis zum Fall der Astrologie bewahrten. In späterem Alter wurde Firmicus Christ.

Erwähnung verdient auch Kaiser Julian Apostata, welcher ein großer Liebhaber der Astrologie wie aller Wahrsagekünste und der Magie überhaupt war.

Weiterhin ist der alexandrinische um 365 lebende Mathematiker Theon, der Vater der Hypatia, zu nennen. Außer rein astronomischen Schriften schrieb er einen erhaltenen Kommentar zum Aratus und einen verlorenen zur Astrologie des Ptolemäus. Hypatias Canon astronomicus ist verloren.

Um 390 schrieb der alexandrinische Mathematiker Pappus acht Bücher collectiones mathematicae und kommentierte den Ptolemäus.

Unter den Astrologen des Altertums nennt Junctinus ferner den um 431 lebenden Bischof Theodoretus. Mit welchem Recht ist nicht ersichtlich.

Der Neuplatoniker Proklos (411—485) schrieb u. a. Hypotyposis astronomicorum positionum. Libellus de Sphaera seu de circulis coelestibus. Paraphrasis in Ptolemaeum de siderum effectibus und De effectibus eclipsium Solis et Lunae.

Der letzte berühmte Astrolog des Altertums, von welchem jedoch keine Schriften auf uns gekommen sind, war Johannes Laurentius aus Philadelphia am Tmolus in Lydien, welcher daher auch Lydus genannt wird. Er lebte von 490—565.

Zweites Kapitel.

Die Aſtrologie des Mittelalters.

Wie die Alchymie übernahmen die Araber auch die Aſtrologie von den Alexandrinern und bildeten ſie in ihrer Weiſe fort. Sie ſind gleich allen Semiten keine ſelbſtändigen Schöpfer, wohl aber gute Beobachter und ſpitzfindige, wenn auch vielfach verſchrobene Diftler. Aber gerade dieſe Eigenſchaften waren es, durch welche ſie den größten Einfluß auf die ſo oft ſchrullenhafte Aſtrologie des Mittelalters gewannen.

Als älteſter arabiſcher Aſtrolog wird Albupater, auch Albubater, genannt, welcher um 500 gelebt haben ſoll. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts bekannt. Er ſchrieb ein

Liber genethliacus sive de nativitatibus Cap. CCVI. Norimb. 1540. 4°.

Ihm zunächſt, in das Jahr 568, ſetzt Junctinus einen ſonſt unbekannten Abalachius. Da er ihn aber einen Sohn Abumaſſars nennt, ſo hat er wohl über drei Jahrhunderte ſpäter gelebt. Er ſchrieb ein Introductorium in Astronomiam. Venet. Sessa. 1506. 4°.

Ein großer Freund der Aſtrologie war, wie ſchon erwähnt, der Khalif Almanſor, welcher ſich auch um die reine Aſtronomie große Verdienſte erwarb und von 754—775 regierte. Er ſchrieb Propositiones, welche mit dem Introductorium des Abalachius und mit Junctinus Ptolemäusausgabe erſchienen.

Der bedeutendſte Aſtrolog der Muhammedaner war Abu-

maſſar, auch Albumaſſar, Apomazor oder Apomaſor, Aboazar und Japhar genannt, eigentlich Giafar al Maaſcher. Er wurde 805 zu Balkh in Khoraſſan geboren, wo ſich eine großartige Sternwarte und Aſtrologenſchule befand. Er war ein Schüler des perſiſchen Leibarztes und faßte, als er den Hofaſtrologen Alkendi in einem Vortrag ſeinen Lehrer angreifen hörte, den Vorſatz, dieſen zu ermorden. Heimlich mit einem Dolch bewaffnet trat er wieder in den Hörſaal; allein Alkendi ſah ihn durchdringend an und rief: „Du biſt Abumaſſar von Balkh und wirſt der größte Aſtrologe deiner Zeit werden; aber zu dieſem Ende mußt du dein böſes Vorhaben aufgeben. Wirf daher deinen verborgenen Dolch von dir und horche meiner Lehre!“ — Abumaſſar ſtürzte Alkendi zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und wurde fortan ſein beſter Schüler. Er ſchrieb:

De magnis conjunctionibus annorum ac revolutionibus eorum. Venet. Sessa 1515,

welches mit ſeiner

Introductio ad Astronomiam. Norimb. 1488. 4°.

gedruckt wurde. Ferner:

Flores Astrologiae. Venet. E. J. B. Sessa. s. a.

Abumaſſar war auch ein erfahrener Traumdeuter und ſchrieb als ſolcher:

Apotelesmata, sive de significatis et eventis insomniorum, ex Indorum, Persarum, Aegyptiorumque disciplina. Francof. 1577. Auch deutſch.

Der genannte Lehrer des Abumaſſar, Alkendi, auch Alchindi, Alchindus ꝛc., eigentlich Abu Juſſuf Jacub Ebn Eshak Alkendi, war ein aus Basra gebürtiger und lange zu Bagdad lehrender ariſtoteliſcher Philoſoph und eifriger Occultiſt, der im Rufe eines Zauberers ſtand, ſo daß dereinſt ein Volksaufſtand gegen ihn losbrach. Seine aſtrologiſchen Schriften ſind:

De temporum mutationibus; de electione dierum; introductio ad judicia astrologiae, de radiis stellicis. Intereſſant ſcheint ſeine Schrift: De theoria magicarum artium zu ſein. Jedoch müſſen Alkendis Bücher ſehr ſelten vorkommen, da mir keine Ausgaben noch Ort und Jahr bekannt ſind, und ich nach Jöchers Gelehrtenlexikon citiere.

Meſſahala, nach Mädler Jude, nach Riccioli um 860

lebend, nach Jöcher Stephan Meſſalahus und unbekannt wann? lebender engliſcher Mathematiker, ſchrieb:

Flores judiciorum ex stellis; de revolutionibus annorum mundi; de ratione circuli et stellarum. Basil. 1551. Fol.

Thebit, eigentlich Thabet ben Korrah, 860—901, ein getaufter Jude aus Babylon, ſchrieb:

De significatione planetarum; de capite et cauda draconis; de motu octavae sphaerae; de imaginibus; de magia naturali.

Er war übrigens einer der bedeutendſten Aſtronomen jener Zeit

Albategni, eigentlich Muhammed ben Giaber mit dem Beinamen nach ſeiner Vaterſtadt al Batani, auch Mahumetus Aractensis, weil er meiſt zu Aracte lebte, 877—928, war ebenfalls einer der größten Aſtronomen jener Zeit. Er ſchrieb eine von Regiomontanus mit Noten herausgegebene Scientia stellarum.

Ein ſonſt unbekannter Aſtrolog Bethen wird von Junctinus als um das Jahr 910 lebend angenommen. Er ſchrieb ein Centiloquium und eine Abhandlung De horis planetarum, welche 1551 in Baſel mit Meſſahalas und Almanſors Schriften erſchienen. Mit ihnen wurde auch eine Schrift De electionibus eines der Zeit und ſeinen Lebensverhältniſſen nach unbekannten Arabers Zahel gedruckt, welcher außerdem noch De temporum significationibus in judiciis. Basil. 1553. Fol. ſchrieb.

Um 926 ſetzt Riccioli einen ſonſt unbekannten Aſtrologen Hali ebn Ragl.

Der berühmte Arzt Abu Naſſr al Farabi, gewöhnlich Alpharabius genannt, 9919—998, ſchrieb ebenfalls über Aſtrologie.

Arzachel, eigentlich Abraham Eizaraahel, von Eben Esra der beſte Beobachter ſeiner Zeit genannt, beſchäftigte ſich ebenfalls mit Aſtrologie um das Jahr 1020. Ebenſo um die gleiche Zeit der ägyptiſche Arzt Hali ebn Rodvan. Desgleichen um 1062 der Berechner der ſogenannten perſiſchen Tafeln, Azophi, eigentlich Ibn Nezophim.

Auch der berühmte Ebn Esra, als Aſtronom, Theologe, Philologe und Reiſender gleichbedeutend, war Aſtrolog. Er wurde in Spanien 1093 geboren, bereiſte die Provence, Frankreich, England, Italien, Rhodus, Ägypten, Paläſtina und Indien, war ein

Freund von Jehuda Halevi und Jacob Tam und ſtarb zu Rom 1168. Er wird gewöhnlich Avenares, Avenare oder Abenare genannt und hieß mit vollem Namen Abraham ben Meïr ibn Esra. Er ſchrieb:

De nativitatibus. Venet. Liechtenstein 1485. 4°.

De diebus criticis. Lyon 1496 4°.

Opera astrologica: Principium sapientiae; Liber rationum; Liber nativitatum et revolutionum earum; Liber interrogationum; Liber conjunctionum planetarum. Venet. Liechtenstein. 1507. 4°.

Um 1100 ſetzt Junctinus einen angeblichen arabiſchen Aſtrologen Adelandus. Es iſt dies wohl eine Verwechſelung mit dem um 1120 lebenden engliſchen Benediktiner Athelhardus, welcher nach Jöcher mehreres über Aſtrologie ſchrieb.

Um 1150 ſetzt Junctinus einen arabiſchen Aſtrologen Almeon, welcher nach Jöcher mit Almanſor identiſch iſt. Es iſt dies offenbar eine Verwechſelung mit Almeon, dem Sohne des jüngeren Abumaſſar, welcher nach Riccioli 1130 die Schiefe der Ekliptik zu 23° 33′ 30″ beſtimmte.

Um 1154 ſetzen Junctinus und Riccioli den marokkitaniſchen Aſtrologen Alpetragius.

Um 1200 ſetzt Junctinus den ſonſt unbekannten arabiſchen Aſtrologen Omar Tiberinus. Dieſer ſchrieb:

De nativitatibus libri III. Basil. 1551. Fol.

Aſtrologen waren auch die Mitglieder der zur Berechnung der Alphonſiniſchen Tafeln eingeſetzten Kommiſſion, Alcabitius und Albohali, auch Abohali und Abohazen Hali genannt.

Alcabitius ſchrieb:

Libellus isagagicus abdilazi . . . . ad magisterium judiciorum astrorum. Venet. Sessa 1512 u. 1521. 4°.

Albohali, der von Jöcher irrtümlich ins dritte Jahrhundert geſetzt wird, ſchrieb:

De judiciis astrorum. Venet. Ratdolt. 1485. Fol. Norimb. 1546. 4°. Basil. 1551 u. 1571. Fol.

Von den arabiſchen und jüdiſchen Aſtrologen wende ich mich zu den chriſtlichen, als deren älteſten Junctinus einen gewiſſen, ſonſt unbekannten, um 846 lebenden Engländer Egmundus ſetzt.

Ein gewiſſer Paulus, mit dem Beinamen Philoſophus, ſchrieb um 850 aſtrologiſche *Ἀποτελεσματικά*.

Papſt Sylveſter II. (999—1002), von welchem, wie ich in meinem Fauſtbuch ausführlich mitteilte, die Zauberſage ſo viel zu erzählen weiß, neigte als Aſtronom jener Zeit ebenfalls zur Aſtrologie. Über ihn ſagt Wilhelm von Malmesbury:[1])

„Et sicut Christiani Toletum, ita ipsi (Saraceni) Hispalim, quam Sibiliam vulgariter vocant, caput regni habent, divinationibus et incantationibus more gentis familiari studentes. Ad hoc igitur, ut dixi, Gerbertus[2]) perveniens, desiderio satisfecit. Ibi vicit scientia Ptolemaeum in Astolabio, Alcandraeum in astrorum interstitio, Julium Firmicum in fato. Ibi quid cantus et volatus avium portendit, didicit. Ibi excire ex inferno figuras[3]) ibi postremo quicquid vel noxium vel salubre curiositas humana deprehendit.“

Auch die Päpſte Johann XX. (1024—1033) und Johann XXI. (1277) waren eifrige Aſtrologen.

Jedoch finden wir auch einen hohen Geiſtlichen jener Zeit unter den Gegnern der Aſtrologie, nämlich den Erzbiſchof Hildebert von Tours (1057—1136, Erzbiſchof ſeit 1125), welcher ein Mathematicus betiteltes Buch von der Nichtigkeit der Aſtrologie ſchrieb.

Als Aſtrolog wie als Arzt, Philoſoph und Mathematiker gleich berühmt war Gerhard von Carmona in Andaluſien und nicht, wie man gewöhnlich annimmt, von Cremona (1114—1187), welcher zu Toledo lehrte. Er war ein ausgezeichneter Orientaliſt, überſetzte die arabiſchen Aſtronomen und Ärzte, ſowie den Almageſt des Ptolemäus und führte die arabiſchen Ziffern in Europa ein. Er macht in ſeiner Geomantia et practica planetarum den unglücklichen Verſuch, die Geomantie mit der Aſtrologie zu verbinden weil die Ausübung der letzteren für den nicht der aſtronomiſchen Rechnung Mächtigen unmöglich iſt. Das nicht ganz erhaltene Werkchen wurde mit den Schriften des Cornelius Agrippa in deren Lyoner Oktavausgabe gedruckt.

Johann Campanus von Novara ſchrieb außer mehreren aſtronomiſchen Schriften um 1130 ein Breviloquium XII signo-

---

[1]) De Gestis regum Anglorum, II. pag. 64 sq.

[2]) Es ſind die oben beſprochenen aſtrologiſchen Bilder gemeint.

[3]) Sylveſter hieß, bevor er Papſt wurde, Gerbert.

rum Zodiaci und berechnete Tafeln zur Einteilung der himmlischen Häuser, welche in England und Nordamerika noch heutigen Tags benutzt werden.

Johann Hispalensis, ein spanischer Mathematiker, schrieb um 1142 ein Epitome totius Astrologiae und kommentierte den Alkendi.

Ein griechischer Astronom Paulus schrieb um 1150 eine von Heinrich von Rantzau in lateinischer Übersetzung herausgegebene Introductio in doctrinam de viribus et effectibus astrorum.

Im Jahre 1179 sandten, wie Scaliger in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Manilius sagt, sämtliche Astrologen Briefe in alle Länder, worin sie auf das Jahr 1186 wegen der großen Zusammenkunft des Saturn und Jupiter im Anfang der Wage den Weltuntergang weissagten und dadurch einen panischen Schrecken hervorriefen.

Albertus Magnus, mit welchem wir uns schon im ersten Buch beschäftigten, war auch der berühmteste Astrolog seiner Zeit. In seinem Speculum Astronomiae[1]) teilt er die Sternkunde in eine theoretische, die Astronomie, und eine praktische, die Astrologie. Die Astrologie zerfällt wieder in einen theoretischen und einen praktischen Teil, und der letztere wieder in vier Abteilungen, von denen die erste von den Nativitäten, die zweite von deren Revolutionen, die dritte von den Fragen und die vierte von den Elektionen und Bildern, „dem Gipfel der Astrologie", handelt. Die spätere Zeit behielt diese Einteilung bei, wenn auch seit dem 16. Jahrhundert die astrologischen Bilder in Mißkredit kamen. Alberts Quellen sind Ptolemäus und die Araber, und seine Tendenz ist die apologetische. Er sagt:

„Die erhabene Wissenschaft, die Schicksale der Menschen und andere zukünftige Begebenheiten aus dem Stand und den Bewegungen der himmlischen Körper vorauszusagen, ist am meisten durch zweierlei Arten von magischen oder nekromantischen Bildern verdächtig gemacht worden, die man mit ihr verbunden hat, welche aber dieser lobenswürdigen Wissenschaft nicht angehören. Die erste Art dieser Bilder besteht aus denjenigen, welche der Grieche Toz (wohl korrumpiert aus Thot?) und der Babylonier Germath (?) zu ver-

[1]) Opp. omn. Tom. V.

fertigen gelernt haben. Diese Bilder werden bei den Namen der 54 Engel, welche dem Monde dienen, exorciſiert[1]) und mit ſieben Namen in natürlicher Ordnung beſchrieben, wenn man dadurch eine gute Sache erreichen will, hingegen mit ſieben Namen in verkehrter Ordnung, wenn man die Abſicht hat, Schaden zu thun. Nicht ſo gefährlich, aber gleichfalls verabſcheuungswürdig ſind diejenigen Bilder, die mit gewiſſen Charakteren und unter gewiſſen Beſchwörungen beſchrieben werden, wie die vier Ringe des Salomo, die neun candariae (?), die drei Figuren der Geiſter, welche die Fürſten in den vier Weltgegenden ſein ſollen, das Almadel Salomonis und die ſieben Namen aus dem Buch Vraharum. Es iſt ſchon lange, daß ich Schriften geleſen habe, in welchen von dieſen Bildern gehandelt wird. Ich las ſie, um diejenigen widerlegen zu können, welche ſich auf dieſelben berufen. Ich las ſie, aber mit Furcht und Zittern, und mein Geiſt fand keine Ruhe darin. So viel ich mich deren erinnern kann, will ich ihre Titel hierherſetzen."

Albertus führt nun im elften Kapitel eine große Reihe ſolcher Titel an, deren Wiederholung jedoch keinen Zweck hätte, da dieſe Bücher ſämtlich verloren gegangen ſind. Dann ſagt Albertus weiter:

„Von dieſen beiden Arten von Bildern unterſcheiden ſich die echten aſtrologiſchen gänzlich. Dieſe verlangen weder Beſchwörungen noch Räucherungen noch Inſchriften von Namen und Charakteren, ſondern ſie erhalten ihre ganze Kraft von den Einflüſſen der himmliſchen Körper. Wohlthätige Bilder werden unter glücklichen, ſchädliche unter unglücklichen Konſtellationen gegoſſen, wie es im Buche Thebit und in einem Werk des Ptolemäus[2]) hinterlaſſen iſt. Wenn man beim Gießen eines ſolchen Bildes auch ſagt: dies iſt ein Bild der Zerſtörung von Skorpionen an einem gewiſſen Ort, ſo lange das Bild daſelbſt aufbewahrt liegt, ſo ſcheint dies keine Beſchwörung oder Exorcismus zu ſein. Ebenſowenig kann man es Zauberei nennen, wenn man auf beide Seiten dieſes Bildes die Worte ſchreibt: „Zerſtörung" oder „Skorpion", oder wenn man auf ein Bild, das Liebe erwecken ſoll, das Wort ſchreibt: „Liebe". Ich empfehle ſolche aſtrologiſche Bilder nicht geradezu, allein es erſcheint mir auch nicht recht, daß ſie die Schuld der verwerflichen Bilder tragen ſollen."

Am Ende des Speculum rät Albertus, die nekromantiſchen Schriften eher beizubehalten als zu zerſtören, denn es könne bald die Zeit kommen, wo es aus wichtigen Gründen, die er nicht nennen

---

[1]) Es ſcheint hier die urälteſte indiſche Einteilung der Ekliptik in 27 Mondſtationen zu Grund zu liegen, die bald in die von 28 Stationen überging. Jede der 27 Stationen iſt in zwei Hälften geteilt.

[2]) Es iſt dies wahrſcheinlich das auch von Mizaud erwähnte untergeſchobene und verloren gegangene Buch.

wolle, vom größten Nutzen sein würde, solche Schriften einzusehen.[1]) Es gebe übrigens einige Erfahrungsbücher oder Sammlungen von Versuchen, deren Titel denen der nekromantischen Werke ähnlich seien, so z. B. Geomantie, Hydromantie, Aeromantie, Pyromantie. Er verwirft die Pyromantie, Aeromantie und Hydromantie als trügerisch oder wenigstens bedenklich; hingegen sind ihm die Geomantie und Chiromantie die Töchter der Astrologie. — Der spätere Occultismus hielt an diesem Grundsatz Alberts fest.

Noch bestimmter äußert sich Albertus in seinem Werk De mineralibus über die Kräfte der astrologischen Bilder, indem er sagt:

„Alles, was Natur und Kunst hervorbringt, wird von den himmlischen Kräften bewegt. Die Figuren der Himmel und himmlischen Körper waren vor allen übrigen erschaffenen Dingen da, und eben deshalb haben sie einen Einfluß auf Alles, was nach ihnen entstanden ist. Hieraus folgt notwendig, daß, wenn man eine himmlische Figur gehörig beobachtet, und das Bild derselben irgend einem Werke der Natur oder Kunst aufdrückt, alsdann ein Teil der Kräfte der ersteren in das letztere einfließt. Aus diesem Grund befahlen die ersten Lehrer der Naturkunde, daß man edle Steine oder Bilder von Metall erst dann graben solle, wenn die denselben entsprechenden himmlischen Körper oder Sternbilder ihre größte Macht äußerten; und durch solche Bilder brachten sie außerordentliche Dinge hervor.“

Einen derartigen bestimmenden Einfluß üben nach Albertus besonders die himmlischen Triplizitäten oder Trigone aus. So teilt nach Albertus die feurige Triplizität den unter ihrem Einfluß gefertigten Bildern eine abtreibende Kraft gegen Fieber, Wassersucht, Lähmung ꝛc. mit; sie machen geistreich, beredt und schaffen hohe Ehren. Die Bilder der luftigen Triplizität mäßigen die feuchte Hitze und machen geneigt zur Eintracht, Freundschaft und sorgfältigen Beobachtung der Gesetze der Billigkeit und Gerechtigkeit. Die Bilder des wässerigen Trigons mildern heiße, austrocknende Fieber, geben einen Hang zum Lügen, Unbeständigkeit, Ungerechtigkeit und Üppigkeit. Die Bilder des irdischen Dreiecks endlich sind in ihrer Wirkung kalt und trocken, heilen hitzige Krankheiten und ziehen zum religiösen und Landleben hin.

---

[1]) Man sieht also, daß der ihm gemachte Vorwurf der Magie nicht unbegründet ist.

[2]) Opp. omn. Tom. II.

Soviel über die Aſtrologie des Albertus Magnus.

Ein als Aſtrolog hochberühmter Zeitgenoſſe Alberts war der Erzherzog Leopold von Öſterreich, Biſchof von Freiſingen, welcher um 1200 Tractatus decem de astrorum scientia ſchrieb, die 1489 zu Augsburg in Quart gedruckt wurden.

Im dreizehnten Jahrhundert kann die Aſtrologie recht eigentlich eine fürſtliche Wiſſenſchaft genannt werden, denn ſie wurde nicht nur von Kirchenfürſten, ſondern auch von Kaiſern und Königen betrieben und hochgeſchätzt.

In erſter Linie iſt Kaiſer Friedrich II. als fürſtlicher Verehrer der Aſtrologie zu nennen. Von demſelben erzählt Matthäus Paris in ſeiner Historia major, ad annum 1235, folgende auf die Vermählung des Kaiſers mit Iſabella von England bezügliche, heutzutag faſt unglaubliche Anekdote:

„Nocte vero, qua concubuit cum ea, noluit eam carnaliter cognoscere, donec competens hora ab Astrologis ei nunciaretur. Consumata autem carnali commixtione summo mane, deputavit eam quasi praegnantem diligenti custodiae, dicens ei: custodi te diligenter, quia habes in utero puerum.“

Ein berühmter Aſtrolog war auch der Leibarzt Friedrichs II. Michael Scotus. Er wurde um 1214 zu Balwiric in der Grafſchaft Fife in Schottland geboren, bildete ſich in Frankreich aus und wurde Leibarzt Kaiſer Friedrichs, dem er den Ort von deſſen Tod und die Art ſeines eigenen Todes vorher ſagte.[1]) Er ſtarb nämlich, indem er nach ſeiner Rückkehr nach England im Jahre 1291 in einer Kirche von einem zufällig herabfallenden Stein erſchlagen wurde. Er überſetzte die Werke des Ariſtoteles und Avicenna ins Lateiniſche und ſchrieb im Auftrag des Kaiſers u. a.

Physiognomia, seu de hominis procreatione. s. l. e a. 1520 auch unter dem Titel:

De secretis naturae. Francof. 1615. 12°.

De chiromantia. s. l. e. a. 1508. 4°.

Imagines astronomicae. ibid.

De somno et vigilia. ibid.

Compendium magiae nigrae, ibid., welches der geſchichtliche Johann Fauſt unter dem Titel „Fauſti Höllenzwang oder Mi-

---

[1]) Jöcher: Gelehrtenlexikon. Bd. III. Col. 507. Ed. 1751.

[2]) Inferno. Geſ. 20. V. 115—118.

rackul-Kunſt- und Wunderbuch“ ꝛc. ins Deutſche überſetzte. Ich habe im vorigen Herbſt einen Originaldruck desſelben, wohl Unikum, auf 28 Pergamentblättern in Kleinoktav, Wittenberg 1540, auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha durch gütige Vermittelung des Herrn Oberbibliothekars Geh. Hofrat Prof. Dr. Pertſch entdeckt.

Dante gedenkt des Scotus und ſpäter zu erwähnenden Guido Bonati mit folgenden Verſen:

„Sieh Michael Scotto auch, den magern, dünnen,
Der jeden Trug des Zaubers klug gelenkt,
Und ſolches Spiel verſtanden zu gewinnen.
Bonati ſieh.“

Ein zweiter königlicher Beſchützer der Aſtrologie war Heinrich III. von England, welcher ſich nach dem gleichzeitigen Matthäus Paris[1]) in ſeinen Feldzügen von dem Aſtrologen Wilhelm von Pergum begleiten ließ und keine Schlacht ohne deſſen vorher eingeholten Rat lieferte.

Alphons X. von Kaſtilien hat ſich durch die in ſeinem Auftrag berechneten alphonſiniſchen, im Jahre 1252 vollendeten Tafeln einen unſterblichen Namen erworben. Der Hauptzweck aber, den er mit dieſen Tafeln zu erreichen hoffte, war der, daß er durch ſie den aſtrologiſchen Berechnungen größere Sicherheit geben wollte. Von ſeiner Leidenſchaft erhielt den Beinamen Astrologus. Er war ſo ſcharfſinnig, daß er, das Unhaltbare der übermäßig kompliziert gewordenen Sphärentheorie einſehend, den berühmten Ausſpruch that: „Wenn mich Gott bei der Erſchaffung der Welt um Rat gefragt hätte, ſo würde ich vieles beſſer eingerichtet haben.“

Aſtrolog war auch der große Roger Baco, den wir ſchon als Alchymiſten kennen lernten. In ſeinem Opus majus[2]) ſpricht er ſich u. a. folgendermaßen über Aſtrologie aus:

„Averrhoes behauptet in ſeiner Methaphyſik, daß die Kraft des Himmels in faulenden Materien eben das bewirke, was die Kraft des Vaters im Samen hervorbringe, und daß alſo alles, ſelbſt die durch die Fäulnis entſtandenen Tiere und noch vielmehr lebloſe Dinge unmittelbar durch den Himmel erzeugt werden. Ebendies gilt von den Pflanzen und Gewächſen, indem die Sonne der Vater, und der Mond die Mutter derſelben iſt. Der Himmel iſt daher

[1]) Historia major. ad ann. 1226.
[2]) Ed. Jebb. Londin. 1732. Fol.

die Urſache der Organiſation aller Dinge, und durch die Einflüſſe desſelben werden nicht nur die verſchiedenen Erdſtriche und Länder, ſondern auch die verſchiedenen Gegenſtände desſelben Landes und die verſchiedenen Teile desſelben Gegenſtandes mannigfaltig und verſchieden gebildet. Jeder Punkt auf der Erde wird von der Spitze einer beſonderen Pyramide berührt, wodurch die himmliſchen Kräfte zu der Unterwelt hingeleitet werden, und daher ſind oft die einander zunächſt begrenzenden Pflanzen und Bäume, ſelbſt die Zwillingsbrüder, gänzlich von einanderverſchieden.“ [1])

Dem großen Kirchenlicht und kleinen Schüler des Albertus Magnus, Thomas von Aquino, (1224—1274) iſt die Aſtrologie natürlich Teufelswerk. Er ſagt in ſeiner Summa Theologiae[2]):

„Jedes Wahrſagen ſetzt notwendig den Rat oder Beiſtand böſer Geiſter voraus. Dieſer Beiſtand wird entweder ausdrücklich von den böſen Geiſtern verlangt, oder der böſe Geiſt überſchleicht und berückt den Menſchen wider ihre Abſicht, indem er ihnen Dinge bekannt macht, welche zwar ihm, aber nicht den Sterblichen zu erkennen vergönnt ſind. — Das Wahrſagen iſt ſtets eine Sünde. — Wahrſagen beſteht nicht im Vorherſehen von Begebenheiten, die aus nothwendigen oder gleichförmigen Naturgeſetzen erfolgen ſollen und durch die Vernunft erkannt werden können; nicht in dem Vorherſehen künftiger zufälliger Begebenheiten, die dem Menſchen von Gott offenbar werden; wer durch göttliche Offenbarung die Zukunft vorherſieht, der thut nicht ſowohl das, was Gottes iſt, als daß er das Göttliche aufnimmt. Nur alsdann kann man jemanden einen Wahrſager nennen, wenn er ſich vermißt, auf eine ungebührliche Art das Zukünftige vorherzuſagen, und dies geſchieht, wenn ein Menſch es wagt, künftige Begebenheiten vorherzuſagen, welche wir nicht aus ihren beſtimmten Urſachen erkennen können, und welche nur allein die Gottheit wiſſen kann. — Wenn böſe Geiſter ausdrücklich angerufen werden, ſo kündigen ſie die Zukunft auf mancherlei Art durch ſichtbare Erſcheinungen, hörbare Reden, oder durch Träume, oder durch die Erſcheinungen und Antworten abgeſchiedener Geiſter[3]) oder durch die Weisſagungen verzückter und beſeſſener Perſonen,[4]) oder durch Zeichen an, die ſie in Tieren, Elemenetn oder natürlichen Gegenſtänden hervorbringen.[5]) Hieraus entſpringen alſo die Vorzeichen, die Divination durch Wahrſagegeiſter, die Hydromantie, Aeromantie, Pyromantie und das Haruſpicium. — Das Wahrſagen ohne ausdrückliche Anrufung böſer Geiſter zerfällt wieder in zwei Unterarten, nämlich: 1. in die Aſtrologie, die Auſpicien und Omina, die Chiromantie und Spatulomantie; 2. in die Loſe, mögen dieſe nun im Werfen der Würfel, Ziehen von Stäbchen und beſchriebenen Blättern, Bleigießen oder Aufſchlagen von Büchern geſchehen.“

[1]) Opus major, pag. 239.

[2]) Opp. Tom. XXII. Quaest. 95. Art. I, III, V, VIII. Quaest. 96. Art. II.

[3]) Alſo Materialiſationen.

[4]) Alſo Trancereden.

[5]) Klopflaute? Bewegungsphänomene?

„Wenn man aus den Gestirnen die Zukunft vorherzusagen im stande ist, so kann man dies nur deswegen, weil sie die Ursachen der später erfolgenden Begebenheiten sind. Nun aber sind außer andern zufälligen Dingen die Entschließungen des freien menschlichen Willens den Einwirkungen den Gestirne nicht unterworfen, weil kein Körper auf ein unkörperliches Wesen wie unsere Seele wirken kann. Wenn also jemand die Gestirne betrachtet, um daraus zufällige Ereignisse und menschliche Handlungen vorherzusagen, so ist er in einem falschen Wahn, es mischt sich die Einwirkung des Teufels in sein Unternehmen, und das Wahrsagen wird abergläubisch und unerlaubt. Daß aber die Astrologen häufig die Zukunft richtig vorhersagen, geschieht aus einem doppelten Grund. Zuerst, weil die meisten Menschen nur ihren Leidenschaften folgen, und infolgedessen ihre Handlungen durch den Einfluß der himmlischen Körper bestimmt werden, weshalb die Astrologen die gewöhnlichen von der Menge abhängenden Vorfälle im ganzen richtig voraussehen können. Ein anderer Grund des Vorausſagens künftiger Begebenheiten aus den Gestirnen ist die Einmischung böser Geister, wodurch die Wahrsager berückt werden."

Thomas untersagt den Gebrauch von magischen und nekromantischen Bildern, weil die ersteren mit magischen Charakteren beschrieben, und die anderen unter Anrufungen böser Geister angefertigt werden; allein er erlaubt das Tragen von Amuleten, welche Bibelsprüche und Kreuzeszeichen enthalten, das Tragen von geweihten Kräutern und Reliquien, insofern kein Aberglaube damit getrieben wird.

Guido Bonati, einer der berühmtesten Astrologen des 13. Jahrhunderts wurde 1230 in dem Dorfe Cascia bei Florenz von angesehenen Eltern geboren; da er sich aber von Forli, wo er sich den größten Teil seines Lebens aufhielt, Foroliviensis schrieb, so entstand der Irrtum, als stamme er von diesem Ort. Er studierte ursprünglich die Rechte, bald aber Astronomie und Astrologie, worin er so berühmt wurde, daß er den Beinamen Siderabilissimus erhielt und Kaiser Friedrich II. den noch nicht Zwanzigjährigen als Hofastrologen anstellte. Später lehrte er zu Paris und Bologna und trat endlich in die Dienste des Grafen Guido von Montefeltro, eines mächtigen in Forli residierenden Kriegsmannes. Ehe derselbe zu einer Fehde oder selbst einem kriegerischen Unternehmen ausritt, mußte, wie der ein Jahrhundert später schreibende Philipp Villani erzählt[1]), Bonati vom Thurm des heiligen Merkurialis den Ster-

[1]) Vite de Uomini illustr. Fiorent.

nenſtand beobachten. War dieſer günſtig, ſo gab Bonati ein Glockenzeichen, worauf ſich der Graf mit ſeinen Leuten rüſtete; auf ein zweites gegebenes Zeichen ſaßen ſie auf, und auf ein drittes ritten ſie aus und kehrten meiſt ſiegreich zurück.

Bei Bonati begegnen wir auch der ſich vielfach, ſo bei Virgil, Albertus Magnus, Rabbi Löw ꝛc., wiederholenden Sage von ſprechenden und weisſagenden Automaten. Er ſoll aus Kupfer einen geharniſchten Reiter gegoſſen haben, welcher dem Grafen von Montefeltro die Eroberung der Romagna und Bezwingung der aufſtändiſchen Forlivenſer vorausgeſagt habe. — Derartiges glaubte man damals alles Ernſtes, denn der berühmte Theologe Wilhelm von Paris[1]) erzählt in ſeinem Buche De Daemonibus[2]) von einem bei Aufgang des Saturns gegoſſenen ehernen Kopf, welcher mit Menſchenſtimme geſprochen habe.

Alle Schriftſteller der damaligen Zeit ſtimmen darin überein, daß, als das Heer Papſt Martins IV. Forli hart bedrängte, Bonati dem Grafen von Montefeltro aſtrologiſch die Stunde eines glücklichen Ausfalls vorausbeſtimmte. Der Graf that den Ausfall und ſchlug die Päpſtlichen gründlich. Dieſe Anekdote beweiſt, ſelbſt wenn ſie auf Thatſachen beruht, jedoch nichts für die Aſtrologie, da ſie in jener gläubigen Zeit ſehr natürliche pſychologiſche Gründe haben konnte.

In ſeinem Alter trat Bonati nach dem Beiſpiel ſeines Gebieters in den Franziskanerorden und ſtarb 1300 im Kloſter zu Ancona.

Er ſchrieb nur eine aber berühmte aſtrologiſche Schrift:

„Opus Guido Bonati de Forolivio continens X Tractatus astronomicos," mit der Nachſchrift: „Liber Astronomicus Guidonis Bonati de Forolivio explicit feliciter, Magister Joannis Angeli, viri peritissimi, diligenti correctione, Erhardique Ratdolt arte. August. Vindob. 1491, 4^0. 405 fol.

Neuere Ausgaben ſind: Venet. 1506, Fol. Basil. 1530, 1536, und 1550. Fol. August Vind. 1581. Deutſch unter dem Titel: Auslegungen der menſchlichen Geburtsſtunden. Baſel 1572. Engliſch

---

[1]) Biſchof 1223, geſtorben 1248.

[2]) In Opera omnia. Orleans 1674. Fol. 2 Tom.

unter dem Titel: Anima Astrologiae, or a Guide for Astrologers being the considerations of the famous G. Bonatus, rendered into English, by Will. Lilly, student in Astrology. London 1676. 8°.

Bonatus ſelbſt macht folgende Inhaltsangabe ſeines Werkes

„Divisi hoc opus in sex partes, quarum I. est Introductorium generale; II. sunt Interrogationes; III. Electiones; IV. Annorum et Mundi revolutiones, et includuntur etiam Conjunctiones; V. de Nativitatibus; VI de Pluviis et Imbribus. In Indroductorio tractabo de utilitate Astronomiae, de Judiciis Astrorum, et eorum confirmatione, et obviabo quibusdam volentibus Astrorum Judiciis contradicere. Secundo de Divisione orbis Signorum. Tertio de septem Planetis, et quid accidat uni eorum ab altero, et de his, quae ad octavam Sphaeram spectant. Quarto innuam de quibusdam Conjunctionibus. Quinto de quibusdam considerationibus quae cadunt in Judiciis. Sexto ponam partem Judiciorum. Septimo electiones. Octavo revolutiones. Nono nativitates. Decimo temporum revolutiones, seu Pluvias et Imbres.“

Die italieniſchen Geſchichtsſchreiber Bandini und Mazzuchelli loben Bonati ſehr, Pico von Mirandola ſagt dagegen in ſeinem ſpäter zu erwähnenden gegen die Aſtrologie gerichteten Buch: [1])

„Ad juniores non descendo homines plebeos et idiotas ad quos quasi ad justos possessores tota fere professio devoluta est. Est Bonatus inter eos primae autoritatis; is non ignarus modo est Philosophiae, sed furi. plane et delira. Lege ejus primum librum de Judiciis in quo super opere ipse praemiatur; mentio nisi helleboro dignum hominem judicaveris. Struit, ubi desipit minus, rationes quasdam, quibus Astrologiam probet esse veram, illas quid dicam falsas, imo supra quam dici possit, pueriles atque ridiculas“ etc.

Ein in magiſchen und aſtrologiſchen Büchern ſehr viel genannter Mann iſt der Spanier Picatrix, nach welchem ich bisher ſelbſt Bibliotheken wie die Münchener vergeblich abſuchte. Durch Zufall fand ich in einem alten, aus einigen dreißig mächtigen Foliobänden beſtehenden encyklopädiſchen Werk „Univerſal-Lexikon“ folgenden Artikel: [2])

„Picatrix oder Picatris, ein berühmter Spanier, verfertigte um das Jahr 1256 aus 224 alten Büchern eine Magiſche Schrifft, welche hernach ins Lateiniſche iſt überſetzet worden. Es lieget aber dieſes Werck noch in Handſchrifft, und hat ſich Agrippa deſſen bedienet.“

---

[1]) Lib. I.

[2]) Bd. 28. Leipzig u. Halle 1741. Fol. S. 26.

Junctinus führt einen ſonſt unbekannten „Frater Britannicus“ als einen um 1245 lebenden Aſtrologen an, den man häufig als „Frater“ citiert findet.

Als Philoſoph, Arzt, Aſtrolog und Magier hochberühmt war Petrus von Abano, der Fauſt der Italiener. Er wurde 1250 zu Abano bei Padua geboren, ſtudierte in Paris Medizin und Philoſophie und erhielt daſelbſt in beiden Fakultäten die Doktorwürde. Darauf ging er nach Konſtantinopel, um das Griechiſche zu erlernen und die Neuplatoniker wie die alexandriniſchen und byzantiniſchen Occultiſten zu ſtudieren. Alsdann ließ er ſich als Arzt in Padua nieder und wurde der erſte Profeſſor der Medizin daſelbſt. Er ließ ſich ſeine Kuren horrend bezahlen und machte keinen Krankenbeſuch außerhalb ſeines Wohnortes unter einem Honorar von 30 Kronen. Als er den Papſt Honorius IV. behandelte, erhielt er täglich 400 Kronen. Schließlich kam er wegen anſtößiger Lehren und der Ausübung ſeiner magiſchen und aſtrologiſchen Künſte in den Geruch eines Teufelsbündners und wurde ins Gefängnis geworfen, in welchem er ſich 1316 vergiftete. Später aber kam ſein Andenken wieder zu Ehren, und man errichtete ihm nach Freher[1]) vor dem Rathauſe in Padua eine Bildſäule mit folgender Inſchrift: „Petrus Aponus, Patavinus, Philosophiae Medininaeque Scientissimus, ob idque Conciliatoris cognomen adeptus. Astrologiae vero adeo peritus, ut in Magiae suspicionem incederit, falsoque de Haeresi Postulatus absolutus fuit.“

Seine hierhergehörigen Werke ſind:

Conciliator differentiarum CCX. philosophorum et praecipue medicorum. Mant. 1472. Fol. und öfter.

Astrolabium planum. In dieſem Buch lehrt er die Planetenorte anſtatt durch Rechnung mit annähernder Genauigkeit mittelſt graphiſcher Darſtellung zu finden.

Heptameron. Elucidarium necromanticum. Elementa magica. Liber experimentum memorabilium de annulis secundum XXVIII mansiones Lunae; ſämtlich in der Geſamtausgabe ſeiner Werke. Venedig 1496. Folio.

---

[1]) Theatrum virorum eruditione clarorum. Norimb. 1683. Fol. pag. 1209.

Johann von Sacrobosco, aus Halifax gebürtig, ſtudierte zu Oxford und lehrte zu Paris, wo er 1256 ſtarb. Er ſchrieb einen mit aſtrologiſchen Elementen durchſetzten Kommentar De Sphaera, welcher trotz ſeiner Dürftigkeit über drei Jahrhunderte im höchſten Anſehen ſtand und eine Menge Auflagen erlebte.

Nach Riccioli lebte um 1289 zu Padua ein ſonſt unbekannter Aſtrolog Vitellio, der Sohn eines Polen und einer Thüringerin.

Eine ähnliche Berühmtheit wie Peter von Abano als Aſtrolog, Arzt und Mathematiker genoß Cichus Asculus oder, wie er eigentlich hieß, Francesco della Stabili; er ſelbſt nannte ſich nach dem Diminutiv ſeines Vornamens und ſeiner Vaterſtadt Cecco d'Ascoli. Er wurde 1250 geboren, ſtudierte Philoſophie, Theologie, Medizin, Mathematik und Poeſie, war ein Freund Dantes und Leibarzt Papſt Johanns XXII. Allein dieſe Stelle hatte er nicht lange inne, weil der Papſt ein erklärter Gegner alles Occultismus war. Cecco ging deshalb als Lehrer der Mathematik und Aſtrologie an die Univerſität Bologna, wo er von 1322—1325 lehrte und einen Kommentar über die Sphäre des Johann von Sacrobosco ſchrieb. Da er aber in demſelben das Leben Chriſti aſtrologiſch zu deuten verſucht hatte,[1]) wurde er von dem Generalinquiſitor der Lombardei, Thomas de Gardo, der Ketzerei angeklagt. Er ſchwur ſeine Lehren ab und that Kirchenbuße. Im Jahre 1326 berief ihn Herzog Carl ohne Land von Calabrien als Leibarzt und Aſtrolog an ſeinen Hof nach Florenz. Als er aber der Gemahlin des Herzogs, Marie von Valois, nebſt deren zweijährigen Tochter die Nativität ſtellen mußte und ſagte, daß beide einen unſittlichen Lebenswandel führen würden, fiel er in Ungnade. Seine Feinde zeigten ihn als rückfälligen Ketzer der Inquiſition an, worauf er am 15. September 1327 zu Florenz lebendig verbrannt wurde.

Als Zeitgenoſſe Ceccos lebte in Bologna in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts Johann de Luna, welchem der Rat eine lebenslängliche jährliche Penſion ausſetzte, weil er ſchon lange als Arzt und Aſtrolog das Wohl der Stadt mit großer Treue und Mühe befördert habe.[2])

[1]) Ich werde auf die verſchiedenen Nativitäten Chriſti zurückkommen.

[2]) Fattorini, I. S. 494.

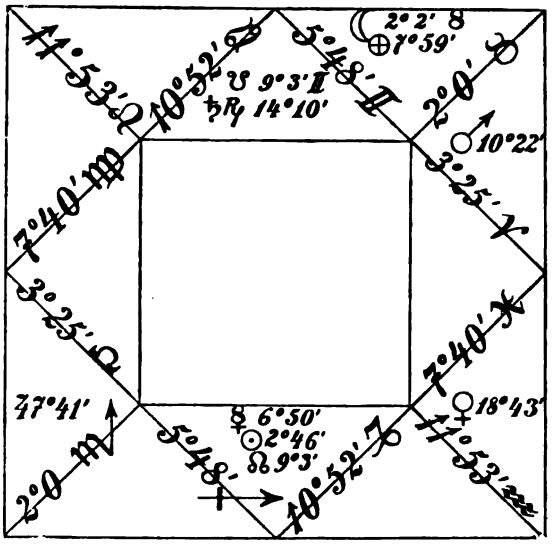
In das Jahr 1348 ſetzt Junctinus einen ſonſt unbekannten Aſtrologen Johannes Eſhcuid.

Leidenſchaftlicher Aſtronom war auch der als Theologe hochberühmte Kardinal Peter von Ailly (1350—1425), deſſen in jedem Konverſationslexikon zu findenden Lebenslauf ich hier übergehen kann.

Auch Peter von Ailly ſtellte die Nativität Chriſti, welcher er die Mitternacht vom 24. auf den 25. Dezember des Jahres zu Grund legte, in welchem nach der Annahme des Dionyſius Exiguus Chriſtus geboren wurde.

Dem hohen Kirchenfürſten ging natürlich ein Unterfangen ſtraflos hin, welches der Florentiner Aſtrolog mit dem Leben bezahlte.

Die erhaltene Nativität Chriſti des Peter von Ailly hat folgende Geſtalt.[1])



Aus der Stellung der Sonne und des Drachenkopf im vierten Hauſe will Peter von Ailly darthun, daß Chriſtus Gottes Sohn ſei, weil nach aſtrologiſcher Lehre dieſe Konſtellation die Abſtammung von Königen und Fürſten bedeute. Chriſtus ſtamme daher ebenſowohl von David ab, als er der Sohn des allmächtigen Himmelskönigs ſei. — Mars im achten Hauſe verkündige ſeine Kreuzigung und Saturn mit dem Drachenſchwanz im zehnten Hauſe ſeine niedere Lebensſtellung und

[1]) Die von dem ſpäter zu erwähnenden Lucas Gauricus geſtellte Nativität Chriſti ſtimmt faſt vollkommen mit dieſen überein.

Verurteilung durch Kaiphas und Pilatus. Die Jungfrau als Aſcendent bezeichne ſeine jungfräuliche Geburt.

Es iſt merkwürdig, daß ſich bei dem Saracenen Abohali in deſſen Buch de judiciis nativitatum ohne alle und jede Beziehungen zu Chriſtus folgende Ausſprüche finden: „Mars in octava domo — plerunque malam mortem significat.“ — „Saturnus in decima domo in nocturna genitura ingentia et manifesta damna a regibus et potentibus significat.“ — „Cauda in decima, oppressionem, damna.“ Um ſo ſonderbarer iſt dieſer Zufall, als Dionyſius bekanntlich die Geburt Chriſti vier Jahre zu ſpät ſetzt.

Überhaupt bedeutet bei allen Aſtrologen Mars im achten Hauſe, welche Konſtellation, wie wir ſehen werden, auch Wallenſtein hatte, einen gewaltſamen Tod.

Noch ſei bemerkt, daß Peter von Ailly für das Jahr 1789 gewaltige Umwälzungen in ſeinem 1414 geſchriebenen Tractatus de concordantia astronomicae veritatis cum narratione historica mit folgenden Worten vorausſagt:[1])

„Anno Christi MDCCLXXXIX. — si mundus usque ad illa tempora duraverit, quod solus Deus novit, multa tunc et magnae et mirabiles alterationes mundi et mulctationes futurae sunt et maxime circa leges.“ — Iſt dieſe Berechnung auch, wie dies bei den Hilfsmitteln der Aſtronomie nicht anders ſein konnte, auf eine nicht ganz genaue Berechnung der Saturnumläufe gegründete Prophezeiung, ſo iſt ſie doch eine nicht aus der Welt zu ſchaffende Thatſache, und wir werden bei Johann Carion einer ähnlichen Weisſagung für das Jahr 1789 begegnen.

Peter ſchrieb außerdem noch folgende aſtrologiſche Schriften:

Elucidarium astronomicae concordiae cum theologia et cum historica narratione.

Apologetica defensio duplex astronomicae veritatis.

De concordia discordantium astronomorum.

Vigintiloquium de concordantia astronomicae veritatis et narrationis historicae.

---

[1]) Opp. omn. Lovan. 1489. Fol. fol. 118 b.

Ein großer Gegner der Aſtrologie war aber Peters nicht minder berühmter Zeitgenoſſe, der Kanzler der Sorbonne Johannes Charlier, nach ſeinem Geburtsort Gerſon genannt (1363—1429). Er griff ſie in ſeinem Buch de erroribus circa artem magicam heftig an und gab Anlaß zu einer Verordnung der Sorbonne vom 19. September 1398, worin in 28 Sätzen eine Anzahl magiſcher und aſtrologiſcher Lehren als ketzeriſche Irrtümer verdammt werden.

Der 26. und 27. Satz lauten:

„Quod intelligentia motrix coeli influit in animam rationalem, sicut corpus coeli influit in corpus humanum. Error.“

„Quod cogitationes nostrae intellectuales et volitiones nostrae interiores immediate causentur a coelo, et quod per aliquam traditionem magicam tales possunt sciri, et quod per illam de eis certidutinaliter judicare sit licitum. Error.“

Ein anderer franzöſiſcher Theologe jener Zeit, der Minorit und Profeſſor der Theologie zu Vienne Jaques Ganivet, ſchrieb 1425 einen 1496 in Quart zu Lyon gedruckten Amicus medicorum, worin er alle Krankheiten von den Sternen ableitet.

Dagegen verurteilte zu dieſer Zeit die Sorbonne einen Aſtrologen Pharès zu Paris zum Feuertod.[1])

Unter den Fürſten des fünfzehnten Jahrhunderts waren namentlich Heinrich VI. von England, Ludwig XI. von Frankreich, die Visconti in Mailand und Kaiſer Friedrich III. eifrige Anhänger der Aſtrologie, und im Auftrag des letzteren wurden eine große Anzahl aſtrologiſcher Schriften geſchrieben, überſetzt oder herausgegeben.

Aus dem vierzehnten Jahrhundert ſind hier noch die ſonſt nicht näher bekannten Aſtrologen Dorochius, um 1360, Ludwig de Regiis, um 1369, Johann de Lineriis und Johann von Sachſen, um 1380, nachzutragen.

Eine große Neigung zur Aſtrologie zeigte auch der berühmte Theologe und Philoſoph Nicolaus von Cuſa (1401—1464), wie aus ſeinem Buch de Conjecturis erſichtlich iſt.[2]) Im übrigen hat das 15. Jahrhundert mit Ausnahme des Regiomontanus nur unbedeutende Aſtrologen hervorgebracht.

---

[1]) Fleury, Histoire de l'eglise. vol. 24.

[2]) Abgedruckt in Opera omnia, Paris 1514. Fol. u. öfter.

Zuerſt iſt der Florentiner Jacob Angelus zu nennen, welcher 1410 die Aſtrologie des Ptolemäus kommentierte.

Um 1415 ſetzt Junctinus einen gewöhnlich als Eboracensis citierten Ciſtercienſermönches der Abtei Eberbach, welcher nach Agrippa und Wier einen großen Ruf als Aſtrolog und Magier genoß und ein — verlorenes — berühmtes Zauberbuch ſchrieb.

Der italieniſche Polyhiſtor Johann Jovianus Pontanus (1426—1503) ſchrieb eine „Urania, sive de stellis libri quinque und ein Liber Meteorum.

Der berühmte Rabbi Iſaak Abarbanel (1437—1508) muß inſofern hier genannt werden, als er durch ſeine Notiz über den Umſtand, daß die Juden den Zuſammenkünften des Saturn und Jupiter im Zeichen der Fiſche großen Wert beilegten, weil Paläſtina unter dem Zeichen der Fiſche ſtehe,[1]) zu den bald zu erwähnenden Spekulationen Kepplers über den Stern der Magier und das wahre Geburtsjahr Chriſti Anlaß gab.

Um 1438 ſetzt Junctinus den nur durch eine Tafel zur Berechnung der himmliſchen Häuſer bekannten Gazulus, und die ſonſt unbekannten Jacob Faber Stapulenſis (1440), Johannes Blanchinus (1450) und Antonius Syrigatus (1460).

Einen großen Ruf auf lange Zeit hatte der elſäſſer Eremit Johann von Lichtenberg, auch de clara monte, welchen Jöcher um das Jahr 1488 ſetzt. Er ſchrieb:

„Practica von der großen Conjunctio Saturni und Jovis im Jahre 1484.“

„Eclipsis der Sonne im Jahre 1485 währende bis man ſchrieb 1567 oder 1576 aller Stände der Welt böſe und gute Zufäll verkündende.“

Dieſe Schriften wurden vielfach gedruckt und auch von Paracelſus kommentiert. — Wie Gräſſe in ſeinem Handbuch der Litterärgeſchichte ſagt, ſoll Lichtenberg die Schlacht von Jena prognoſtiziert haben. Gräſſe, dem man unbedingt trauen kann, bezieht ſich damit auf den „Europäiſchen Staatswahrſager“, Berlin 1748. Ich habe das Buch nicht auftreiben können.

[1]) Ptolemäus und alle andern alten und neuen Aſtrologen teilen Paläſtina dem Widder und Scorpion zu.

Chriſtian Molitoris, welcher 1495 zu Wien an der Peſt ſtarb, ſchrieb nach Riccioli einiges über Aſtrologie; dann nennt er für dieſe Periode ohne nähere Angaben noch einen Aſtrologen Bartholomäus Peſſpucci.

Johann Angelus aus Aichem in Bayern war Profeſſor der Aſtronomie in Wien, wo er am 29. September 1512 ſtarb. Er ſchrieb:

Astrolabium planum cum aequationibus domorum coeli, mit Tractatus de nativitatibus. Venet. 1494. Fol.

Ephemerides u. prognostica, die er mit Albumaſars acht Büchern de magnis conjunctionibus 1489 in Augsburg herausgab.

Drittes Kapitel.

Die Aſtrologie der neueren Zeit.

Die bisher angeführten Aſtrologen waren ſklaviſche Anhänger des Ptolemäus, von deſſen Autorität ſich Johann Müller von Königsberg in Franken, gewöhnlich Regiomontanus, auch J. de Monte Regio und „maiſter künigsperger“ genannt, zuerſt befreite. Er führte eine auf die durch die Achſenumdrehung der Erde verurſachte Zeit gegründete Einteilung der himmliſchen Häuſer und eine auf eben dergleichen gegründete Methode der aſtrologiſchen Direktionen ein, welche die alte aſtrologiſche Technik des Ptolemäus faſt völlig verdrängte.

Regiomontanus wurde am 6. Juni 1436 zu Königsberg bei Koburg geboren und ſtudierte ſchon von ſeinem zwölften Jahr an in Leipzig Dialektik, ſphäriſche Aſtronomie, Arithmetik und Geometrie. Um die Theorie der Aſtronomie zu erlernen, ging er nach Wien zu Purbach, welcher den Knaben, ganz erſtaunt über deſſen Kenntniſſe, freundlich aufnahm und mit ihm den Archimedes, Apollonius und Diophantus in der Überſetzung des Gerhard von Cremona las. Schon mit zwanzig Jahren bemerkte Regiomontanus die Fehler der alphonſiniſchen Tafeln, als er den Mars zwei Grade von dem berechneten Ort beobachtete. Deshalb ſann er mit ſeinem Lehrer auf eine Verbeſſerung der Planetentheorie, ſtudierte mit ihm eifrig das Griechiſche und begann mit Purbach eine Überſetzung des Almageſts unter dem Titel Epitome Almagesti.

Als 1461 Purbach kaum 38 Jahr alt gestorben war, ging Regiomontanus mit dem Kardinal Bessarion nach Rom, Ferrara und Padua, wo er überall eifrig beobachtete und Griechisch studierte, sodaß er bald die griechischen Astronomen und Mathematiker in der Ursprache lesen und in der von Georg von Trapezunt gefertigten Übersetzung des Ptolemäus viele Fehler nachweisen konnte.

Im Oktober 1464 kehrte er nach Wien zurück und erhielt bald einen Ruf von Matthias Corvinus nach Ofen, den er mit Freuden annahm, um die berühmten griechischen Manuskripte der Corvina zu studieren. Corvinus stellte Regiomontanus mit einem Jahresgehalt von 200 Dukaten an, und dieser befreite den König von einer Gemütskrankheit, in welche derselbe aus Furcht vor einer Sonnenfinsternis gefallen war, indem er ihm deren natürlichen Ursachen erklärte.[1])

In Ofen berechnete Regiomontanus seine berühmten Direktionstafeln, wobei er die erwähnte Einteilung der himmlischen Häuser traf, indem er durch die Durchschnittspunkte des Meridians und Horizonts sechs große Kreise legte, welche je 30 Grade des Äquators abschnitten. Diese Tafeln enthalten die Lösung der für die Ausübung der Astrologie nötigen Probleme der sphärischen Astronomie nebst den dazu nötigen Tafeln.

Matthias Corvinus zahlte dem Regiomontanus für diese Tafeln 800 Dukaten Honorar, und das Exemplar derselben wurde zu dem bei dem damaligen Geldwert ganz unerhörten Preis von 12 Dukaten verkauft.[2]) Dies wird glaubhaft, wenn wir den allgemeinen Hang jener Zeit zur Astrologie betrachten und die Tafeln des Regiomontanus mit ähnlichen vergleichen.

Die ausgebrochenen kriegerischen Wirren nötigten Regiomontanus im Frühling 1471 nach Nürnberg zu gehen, wo er die besten Mechaniker zur Fertigung astronomischer Instrumente zu finden

---

[1]) Bei der Sonnenfinsternis von 1654 wurde in Meiningen eine Betstunde gehalten und Magister S. Link ließ seine darin gethane Bußpredigt drucken. Die Leute waren angewiesen, wegen der schädlichen Wirkungen der verdunkelten Sonnenstrahlen nicht ins Freie zu gehen und die Brunnen zuzudecken. Derartige Fälle giebt es zu Dutzenden.

[2]) Ein Sammelband ähnlicher Tafeln von Cardanus, der 1543 in Nürnberg erschien, kostete zehn Groschen.

hoffte. Hier assoziierte er sich mit dem Patricier Bernhard Walter,[1]) berechnete eine Sinustafel und Ephemeriden für die Jahre von 1475—1506. Man hat dieselben lange für die ältesten gehalten, aber mit Unrecht, denn Cardanus spricht, daß er 1414 gefertigte Ephemeriden gesehen habe, und Jacob Puteanus, Custos der Pariser Bibliothek, zeigte Gassendi[2]) und Bulliaud Ephemeriden aus den Jahren 1442—1472, in denen jedoch häufig die Aspekten, immer aber die Finsternisse und die Breiten der Planeten fehlen.

Diese Arbeiten machten Regiomontanus so berühmt, daß ihn Papst Sixtus IV. zum Bischof von Regensburg machte und 1475 zu einer geplanten Kalenderreform nach Rom berief. Hier starb Regiomontanus am 6. Juli 1476 an Gift, welches ihm die Söhne Georgs von Trapezunt beigebracht hatten. Er war der größte Astronom zwischen Ptolemäus und Copernicus und der Vater der deutschen Astronomie.

Regiomontanus schrieb eine große Anzahl rein astronomischer Bücher und außer den für die neuere Astrologie klassischen, auch Lusus pannonicus genannten Direktionstafeln noch Tabulae revolutionum und De directionibus contra archidiaconum parmensem, die sämtlich viele Auflagen erlebten.

Auch der berühmte platonische Philosoph sowie auch als Arzt und Theologe bekannte Marsilius Ficinus (1433—1499), dessen ich schon im ersten Teil und in der Alchymie gedachte, war ein Anhänger der Astrologie, obschon er sie nur von ihrer philosophischen Seite aus und in ihrem Zusammenhang mit der Medizin betrachtete. In diesem Sinn ist seine Schrift De vita coelitus comparanda gehalten. Von seinen vielen Schriften ist noch die Abhandlung De stella magorum astrologischer Natur. Seine Werke erschienen gesammelt: Venet. 1516, Basil. 1561 und 1576, Paris. 1641, je zwei Foliobände.

Auch Hieronymus de Manfredi aus Capua, Professor der Medizin zu Bologna zu Ende des 15. Jahrhunderts, suchte

---

[1]) Mit Walter errichtete Regiomontanus in der Rosengasse in Nürnberg die erste Sternwarte Deutschlands wie des neueren Europa überhaupt.

[2]) In desselben Vita Joh. Regiomontani.

die Aſtrologie mit der Medizin zu verbinden. Er war der Erſte, welcher Kalender mit mediziniſchen Elektionen, d. h. Angaben derjenigen Tage des Jahres, an denen es gut oder nicht gut ſei Arznei zu nehmen, Ader zu laſſen, zu ſchröpfen ꝛc., ſchrieb. Er ſchrieb ein Centiloquium de medicis et infirmis, Bonon. 1489. 4°. Mit Zuſätzen Joh. Schoners: Norimb. 1530, 8°.

Um das Jahr 1490 ſetzt Junctinus einen ſonſt unbekannten Aſtrologen Johann von Cremona.

Ein eifriger Gegner der Aſtrologie, welcher den Aſtrologen viel zu ſchaffen machte, war der gelehrte Fürſt Johann Pico von Mirandola (1463—1494). Er ſchrieb gegen die Sterndeutung Disputationes in Astrologiam und Versio et Confutatio centiloquii Ptolemaei, welche mit ſeinen übrigen Schriften in Bologna, Venedig, Straßburg und Baſel vielfach aufgelegt wurden.

Gegen Pico wendete ſich der Mediziner Lucius Bellantius von Siena, welcher im Jahre 1498 ein Buch De veritate astrologica und ein Apologia contra Johannem Picum ſchrieb.

Im gleichen Sinn war der Theologe, Philoſoph und Mathematiker Petrus Cirvelo zu Alcala um die Wende des 15. Jahrhunderts thätig.

Ein Gegner der Aſtrologie war auch der bei der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken nach Italien geflüchtete griechiſche Philologe Georg von Trapezunt (1395—1483). Er ſchrieb De antisciis und eine Abhandlung Cur astrologorum judicia ut plurimum sint falsa.

Ein berühmter Aſtrolog war der am 14. Dezember 1452 zu Juſtingen von niedern Eltern geborene Profeſſor der Mathematik zu Tübingen Johann Stöfler, der Lehrer des Kosmographen Sebaſtian Münſter. Er ſchrieb mehreres über den Gebrauch des Aſtrolabium, über Kalendariographie und die Sphäre. Sein Hauptwerk war die Berechnung bis zum Jahre 1551 gehender Ephemeriden. In einer derſelben ſagte er für Ende Februar 1524 eine zweite Sintflut voraus, weil um dieſe Zeit ſämtliche Planeten im Zeichen der Fiſche zuſammenkamen. Dieſe Prophezeiung erregte in ganz Europa einen Todesſchrecken; alles flüchtete auf die Hausböden und Berge und Karl V. konzentrierte ſeine Landsknechtheere auf den Höhen der Alpen, wo er große Proviantmagazine anlegen

ließ. — Der Pfarrer Stiefel in einem Dorfe bei Wittenberg hatte seine Bauern ermahnt, ihre Habe zu verteilen und singend und betend in der Kirche den Anbruch des jüngsten Tages zu erwarten. Der gefürchtete Augenblick der Sintflut kam, und das Wetter blieb schöner denn je. Stiefel wurde deshalb von seinen Bauern verjagt und von Luther zur Rechenschaft gezogen.[1]) Bei dieser Gelegenheit entstand unter den Wittenberger Studenten das noch heute bekannte Lied: „Stiefel muß sterben und ist doch so jung, jung, jung" ꝛc.

Besseren Erfolg hatte Stöfler mit der Prophezeiung seines Todes, den er sich für den 16. Februar 1531 prognosticiert hatte. Wie der Chronolog Seth Calvisius erzählt, wollte Stöfler für diesen Tag thunlichst alle Gefahr vermeiden, weshalb er nicht auszugehen beschloß und einige Freunde zu sich lud. Zur Begleichung einer entstandenen Meinungsverschiedenheit wollte Stöfler einen schweren Folianten von der Höhe eines Bücherbrettes herabholen. Allein dasselbe schlug um und brachte dem Greis eine tödliche Kopfwunde bei.

Gegen Stöfler schrieb der Mathematiker, Philosoph und Arzt Augustin Niphus aus Jopoli bei Neapel (1473—1546) die Schrift: De falsa prognosticatione, quae exconventu omnium planetarum, qui in piscibus contingit anno 1524, divulgata est.

Auch der Astronom Georg Tannstetter in Wien schrieb 1523 ein Liber consolatorius contra opiniones de diluvio et aliis horrendis periculis anni 1524.

Der Schüler des Niphus, Tiberius Russilianus, be-

---

[1]) Weß' astronomischen Geistes Kind übrigens Luther war, geht aus folgender Stelle seiner Tischreden hervor (Ed. Förstemann, Bd. IV. S. 575): „Es ward gedacht eines neuen Astrologi, (Copernicus ist gemeint) der wolle beweisen, daß die Erde beweget würde und umginge, nicht der Himmel oder das Firmament, Sonne und Mond; gleich als wenn Einer auf einem Wagen oder Schiff sitzt und bewegt wird, meinte, er säße still und ruhete, das Erdreich aber und die Bäume gingen um und bewegten sich. Aber es gehet jetzt also, wer da will klug sein, der soll ihm nichts lassen gefallen, was Andere machen, er muß ihm etwas Eigenes machen, (das that doch Luther in allererster Linie!) das muß das Allerbeste sein, wie er es macht. Der Narr will die ganze Kunst Astronomiae umkehren. Aber wie die heilige Schrift anzeiget, so hieß Josua die Sonne stillstehen und nicht das Erdreich."

hauptete bei dieſer Gelegenheit, Sintfluten ſeien nichts Beſonderes und müßten bei jeder Zuſammenkunft des Saturn und Jupiters im wäſſerigen Trigon eintreten. Die Inquiſition verdammte deshalb ſeine Schriften.

Einer der berühmteſten Aſtrologen jener Zeit war Lukas Gauricus, welcher am 12. März 1476 zu Giſoni im Königreich Neapel geboren wurde, und ſich ſchon in frühen Jahren auf die Mathematik und Aſtrologie legte. Seine Jugend verbrachte er an mehreren Orten Italiens. Im Jahre 1506 ſtellte er die Nativität des damaligen Beherrſchers von Bologna Johann Bentivoglio, eines rohen Wüterichs, und riet dieſem, ſich mit Papſt Julius II. zu vertragen, andernfalls ihn dieſer noch in demſelben Jahr vertreiben und ſeinen Palaſt der Erde gleichmachen werde. Bentivoglio wurde über dieſe Prophezeiung ſo wütend, daß er Gauricus viermal foltern und 25 Tage einkerkern ließ. Die Prophezeiung traf jedoch ein.

Gauricus ſelbſt erzählt den Vorfall mit folgenden Worten[1]):

„Quoniam Gauricus in quodam vaticinio impresso, ut se reciperet ad pedes Julii II. Pont. Max persuasit, alioqui ipse profligabitur cum omnibus suis et aedes suae solo aequarentur. Ipse persuasus a Christophore Poggio jussit, ut Gauricus quater brachiorum torturas experiretur. Dein hora quinta noctis fuit infelix, tunc vates 25 diebus in carceres atros detrusus. Itaque misello vati veritas nocuit. Non multo tempore post Julius II Pont. Max. intrepidus cum uno exercitu prope Imolam, et altero in Mutinensium municipio singulos illos tyrannos et sequaces profligavit, et palatium ejus fuit solo aequatum, uti omnes norunt, et tyranni omnes illi vitam cum morte commutarunt et ante obitum atroces poenas dederunt.“

Später lebte Gauricus als Günſtling der Päpſte Leo X., Clemens VII. und Paul III., welche große Verehrer der Aſtrologie waren, in Rom, lehrte eine Zeit lang Mathematik in Ferrara, war der Lehrer des großen Julius Cäſar Scaliger und erhielt durch Vermittelung des Kardinals Alexander Farneſe am 14. Dezember das Bistum Civitavecchia. Im Jahre 1550 legte er jedoch ſeine Biſchofswürde freiwillig nieder und ging wieder nach Rom, wo er am 6. März 1558 ſtarb.

In nicht näher zu beſtimmender Zeit hielt ſich Gauricus in Deutſchland und Frankreich auf. Nach Deutſchland ſcheint er, wie

[1]) Tractatus astrologicus bei der Beſchreibung der Nativität des Bentivoglio.

Widmann in der Einleitung seines Faustbuches und Luther in seinen Tischreden wahrscheinlich machen, gekommen zu sein, um Faust in Magdeburg kennen zu lernen. Am französischen Hofe stand er bei Katharina von Medici in großer Gunst, und er soll der Magier gewesen sein, welcher derselben die Nachfolger ihrer Söhne bis zu Ludwig XIV., nach andern bis zu Ludwig XVI., im magischen Spiegel zeigte.

Er prognosticierte auch den Tod Heinrichs II. in dem bekannten Turnier. Der berühmte französische Historiker de Thou (Thuanus) sagt hierüber[1])

„Genus ac tempus mortis a Luca Gaurico, Mathematico Pauli III. perfamiliari, praedictum constat, cum Catharina uxor, futuri auxia femina, eum super viri ac filiorum fato consuleret; fore nimirum ut in duello caderet, vulnere in oculo accepto."

Gauricus selbst sagt darüber in seinem Tractatus astrologicus[2]):

„Gauricus observata quinquennio ante ipsius genitura, monuerat eum per litteras, ut circiter unum et quadragesimum aetatis annum vitaret duellum, astra minari vulnus in capite, quod vel coecitatem, vel mortem continuo afferet.

Von Gauricus als Teufelsbündner sind ähnliche Zauberſagen wie von Faust im Schwang.

Gauricus schrieb zahlreiche astronomische Bücher und gab den Ptolemäus, Abenragel und Omar heraus.

Seine astrologischen Schriften sind:

Tractatus isagogicus in totam Astrologiam praedictivam. Romae 1546. Fol.

Tabulae de primo mobili, quas directionum vocitant etc. Romae 1560. 4°.

Directiones, progressiones, — ascensoria tempora Hilegiorum etc. Ibid.

Tractatus judicandi conversiones annuas, sive revolutiones nativitatum. Romae 1560. 4°.

Prognosticon ab a. Chr. 1503 usque ad 1535 valiturum. Basil. 1540. 4°.

Tractatus astrologicus in quo agitur de praeteritis mul-

[1]) Histor. sui. temp. Tom. 22.

[2]) In der Baseler Gesamtausgabe der Opp. des G.

torum hominum accidentibus, per proprias eorum genituras examinatis. Venet. 1552. 4°.

De Ecclipsi Solis miraculosa in Passione Domini observata. Item de anno, mense, die et hora conceptionis, nativitatis, passionis et resurrectionis ejus. Romae 1539, 4°. Paris 1553. 4°.

Die in dieſer Schrift gegebene Figur hat die gleichen Planetenorte wie die des Peter von Ailly, nur ſind die Anfänge der Häuſer etwas anders.

Super diebus decretoriis, quos etiam criticos vocant, axiomata sive aphorismi. Romae 1546. 4°.

Trattato l'Astrologia judiciaria sopra la nativita degli huomini e donne. Roma 1539. 4°. Lateiniſch: Norimb. 1540. 4°.

Johann Schoner, ein berühmter deutſcher Mathematiker, Aſtronom und Aſtrolog, wurde am 16. Januar 1477 zu Karlſtadt in Franken geboren, ſtudierte in Erfurt Theologie, Philoſophie und Mathematik, worauf er Prieſter an der St. Jacobskirche in Bamberg wurde. Er trat zum Proteſtantismus über und wurde, ſeiner Neigung folgend, der erſte Profeſſor der Mathematik am Gymnaſium zu Nürnberg, in welcher Stellung er 1547 an ſeinem Geburtstage ſtarb.

Schoner berechnete für die damalige Zeit vorzügliche aſtronomiſche und trigonometriſche Tafeln. Er war einer der erſten Anhänger des Copernicus, deſſen berühmtes Werk De revolutionibus orbium coelestium er zum Druck beförderte; Copernicus erhielt bekanntlich das erſte Exemplar auf dem Sterbelager. Schoner liefert mit den andern beiden erſten Anhängern des Copernicus Erasmus Reinhold und Georg Joachim Rhäticus, die ebenfalls eifrige Aſtrologen waren, den geſchichtlichen Beweis, daß die Ausübung der Aſtrologie mit der Kenntnis des copernicaniſchen Syſtems vereinbar iſt. Schoner ſchrieb eine Anzahl rein aſtronomiſcher Schriften und Isagoge astrologiae judiciariae Opusculum astrologicum. Norimb. 1539. 4°. Melanchthon ſchrieb zu dieſem Buche eine Vorrede. Außerdem verfaßte Schoner noch: De judiciis nativitatum libri tres. Norimb. 1545. Fol.

Melanchthon, welcher ein heftiger Gegner des Copernicus war, ſchrieb auch noch eine Vorrede zu der von Rhäticus 1531 veran-

ſtalteten Ausgabe der Sphäre des Johann von Sacrobosco, worin er die Einwände gegen die Bedeutung der Finſterniſſe mit der Übereinſtimmung ſo vieler Jahrhunderte zu widerlegen ſucht und ſagt, es zieme ſich nicht für einen wohlunterrichteten Menſchen, von dieſer traditionellen Übereinſtimmnng abzuweichen. Und das ſagt ein Mann, welcher geholfen hat, die anderthalbtauſendjährige Tradition der Kirche zu ſtürzen! — Wir erleben überhaupt das für die Aufklärer keineswegs erfreuliche Schauſpiel, daß Aſtrologen die erſten Anhänger des Copernicus ſind, während die Reformatoren den großen Mann grimmig befehden. — Bekannt iſt die Anekdote, nach welcher Melanchthon einem Kind die Nativität ſtellte und dem Vater ſagte, dasſelbe werde ein großer Kriegsheld werden. Domine Philippe, entgegnete der Vater, es iſt ja ein Mädchen!

Auch Paracelſus iſt in gewiſſem Sinn unter die Aſtrologen zu zählen, obſchon bei ihm von aſtronomiſchen Beobachtungen und Berechnungen oder gar von einer ſchulgerechten Ausübung der Aſtrologie keine Rede iſt. Aſtronomie und Aſtrologie bedeuten bei Paracelſus in der Regel den Parallelismus der großen und kleinen Welt. Doch ſchrieb er: „Allerley Prognoſtika oder Figurae magicae“, Zürich 1531, und Augsburg 1536, 4°, ſowie „Auslegung der Figuren, welche man im Karthäuſerkloſter zu Nürnberg gefunden.“ Deutſch: 1569, 8°; Lateiniſch: 1570, 8°, beide ohne Ort. Dieſe beiden Schriften erſchienen unter dem Titel: Astronomica et Astrologica, Colon. 1567, 4° und wurden nebſt noch andern Prognoſticis des Paracelſus und deſſen „Auslegung etlicher Figuren Lichtenbergers“ in den Huſerſchen Ausgaben abgedruckt.

In den erſten dieſer Schriften findet ſich folgende merkwürdige Prophezeiung:

„Es iſt in der Figur des Himmels offenbar, daß aus Frankreich Einer in das Römiſch-teutſche Kayſerthumb fallen werde. Derſelbe wird einen Streif thun und dadurch ſich den Adler zueignen, alſo ſich einen Kayſer nennen, mit Pomp nach Frankreich zurückkehren, großen Schaden thun, aber nichts Namhaftes behalten. Daraus folgt aber nicht, daß er Herr von Europa, noch ein Reformator der Kirchen ſeyn werde, ſondern durch die Sterne wird er dazu gereizt. — Die Geſellſchaft der Gilgen (Lilien) mit dem großen Adler, d. i. des franzöſiſchen Kayſers mit dem rechten römiſchen Kayſer wird ſich endigen, und der Leo von dem jungen Adler betrogen werden und dadurch ablöſchen das

Lob der Franzoſen in teutſcher Nation. — Ein Adler wird dann ſchwach werden, der andere aber zunehmen und die Geſellſchaft deſſen zwingen. — Frankreich wird ſeinen Herrn verlieren, und obwohl der Himmel ſeinen Effect klar anzeigt und verbringt, wird ihm doch das Reich nicht zugeſprochen, denn es werden andere auferſtehen, die dem Himmel ſeine Streiter niederlegen werden, nicht allein in Gallia, ſondern auch in Germania. Aus dieſer Rotte wird entſpringen der Fels teutſcher Nation von dem Sibylla geredt hat."

Soweit Paracelſus.

Vor Napoleon gab es keinen franzöſiſchen Kaiſer, folglich muß der erſte Satz auf ihn, deſſen Glück und Ende deutlich charakteriſiert ſind, gehen. Über die Deutung des erſten Satzes kann kein Zweifel walten. Der zweite Satz iſt weniger leicht zu deuten; doch möchte ich den erſten Teil desſelben bis „wird ſich endigen" entweder auf den Sturz der Bourbonen, deren Wappenbild die Lilien ſind, den Sturz des römiſch-deutſchen Reichs und Napoleons ſelbſt, oder auf die im Spätſommer 1813 eintretende Entzweiung mit ſeinem Schwiegervater Franz II. beziehen. — In dem Satz: „der Leo wird von dem jungen Adler betrogen werden", wird der junge Adler offenbar dem obigen, welchen ſich der franzöſiſche Kaiſer zugeeignet, entgegengeſetzt, und wir hätten ſomit in ihm Napoleon III. zu ſehen, deſſen zweideutige Haltung dem Papſt gegenüber vielleicht nicht am wenigſten zur patriotiſchen Haltung des katholiſchen Süddeutſchland beitrug. Unter Leo verſteht nämlich Paracelſus ſtets den Papſt; wie er denn z. B. in ſeiner mindeſtens zehn Jahre nach dem Tod Leos X. geſchriebenen Tinctura Physica den ſchon im erſten Buch citierten Ausſpruch thut: „Denn meines Schatzes liegt noch zu Weyden in Fryaul ein Kleinath im Hoſpital, das weder du, römiſcher Leo, noch du deutſcher Carol mit all ewrem Gewalt nit bezahlen möcht."

Der nächſte Satz iſt wieder klar: der franzöſiſche Adler wird von dem deutſchen bezwungen und Napoleon geſtürzt. Bekanntlich waren nach Sedan Unterhandlungen im Gange, welche dahin gingen, daß Napoleon gegen verſchiedene Deutſchland zu machende Konzeſſionen mit Hilfe der Deutſchen wieder auf den Thron gelangen ſollte, und man war im Hauptquartier zu Verſailles dieſem Projekt gar nicht abgeneigt; aber die Sache zerſchlug ſich, und

Napoleon „wurde das Reich nicht zugesprochen“. Es traten „Andere“, die Favre, Gambetta, Thiers usw., auf, wurden aber von den „Streitern des Himmels[1]) niedergelegt in Gallien und Germanien“, d. h. ihre Heere wurden in Frankreich geschlagen und nach Deutschland geschafft. In diesen Kämpfen „entsprang der Fels teutscher Nation, von dem Sibylla geredt hat“, das deutsche Reich.

Eine andere interessante Prophezeiung aus jener Zeit machten der berühmte Philosoph Christian Wolf[2]) (1679—1754) und nach ihm Steinbeck bekannt.[3]) Es ist dies eine ursprünglich in gereimten lateinischen Hexametern abgefaßte Prophezeiung des Astrologen und Rektors zu Dijon Pierre Turrel (1498—1547), welcher wegen seiner Weissagungen vor das Tribunal der Inquisition gezogen, aber von seinem Schüler du Chatel siegreich verteidigt wurde. Diese Prophezeiung lautet in Steinbecks Übersetzung:

„Ich, Sterndeuter, verkünde euch, Enkel die leidige Botschaft:
Jener Mann, an Körper stark und der dritte der Brüder,
Wird selbst Schlächter der Seinen, blutgreuliche Thaten erwecken;
Deshalb wird sich erheben zum Bürgerkriege ganz Frankreich,
Ach, und hinsinken in Staub in diesem Kampfe der Großen.
Nicht ein Glaub', ein Gesetz und ein einziger König wird dann sein,
Sondern der Könige, Gesetze und Religionen gar viele!
So in Theile zerrissen wird's fröhnen den drohenden Rechten.
Ach, von verschiedenen Tribunen unbarmherzig zerfleischet,
Stürzt Frankreich durch seine Bürgerkönige ins Unglück,
Glücklich durch Könige sonst entsproffen der göttlichen Gnade.“

Der Sinn dieser Hexameter ist bis auf den der beiden letzten klar: Es ist die Revolution mit ihren Wirren gemeint. Der „starke“ Mann „und der dritte seiner Brüder“ ist der dicke Ludwig XVI., welcher als dritter Sohn des Dauphins Ludwig und seiner Gemahlin Marie Josepha von Sachsen am 23. August 1754 geboren wurde, und dessen zwei ältere Brüder, Ludwig Joseph Xaver und Xaver, in früher Kindheit starben. Er fand bei seiner Thronbesteigung alle Vorbedingungen der Revolution fertig vor und

---

[1]) Ich fasse den Artikel „die“ in obigem Text als Accusativ Pluralis auf: des Himmels Streiter werden die andern niederlegen.

[2]) Lection. memorab. et recondit. Tom. III. p. 237.

[3]) „Der Dichter ein Seher.“ Leipzig 1836, S. 587.

brachte durch ſeine Trägheit und Unklugheit die Lawine ins Rollen. Deshalb heißt er „ein Schlächter der Seinen“, und es wird von ihm im Original das Futurum „edet — er wird zum Vorſchein bringen, zeitigen, erwecken“, gebraucht. Es folgen dann die Wirren der Revolution und die Schreckensmänner (Tribunen).

Minder klar ſind die letzten beiden Hexameter, welche im Original lauten:

Sic ruet infelix per reges Francia cives,
Antea quae felix per reges Francia dives.

Zunächſt bezieht Steinbeck dieſelben auf den Bürgerkönig Louis Philipp. Er überſetzt reges cives mit „Bürgerkönige“ und reges dives mit „Könige entſproſſen der göttlichen Gnade“; beides wie mich dünkt, mit Unrecht. Wenigſtens regierten in Frankreich nicht mehrere Bürgerkönige, ſondern nur einer, Louis Philipp von Orleans. Ferner aber iſt es unbegreiflich, wie Steinbeck reges dives in angegebener Weiſe überſetzen konnte; ja, wenn noch reges divos daſtände! Dieſe Überſetzung iſt alſo bei den Haaren herbeigezogen. Meines Erachtens iſt der Knoten am beſten durch die Einſchiebung eines et hinter Francia in beiden Hexametern zu löſen, ſo daß es alſo hieße:

„So ſtürzt Frankreich durch die Kön'ge und Bürger ins Unglück
Während die Könige ſonſt und Reiche glücklich es machten.“

Heinrich IV. wollte, daß jeder Bauer ſein Huhn im Topfe hätte, während ſeine Nachkommen den Wohlſtand der Nation ruinierten, bis die Revolution losbrach, und Frankreich durch ſeine Könige und Bürger ins Unglück geſtürzt wurde.

In Deutſchland machten damals die in myſtiſcher Sprache abgefaßten Prognoſtika des Johann Cario, Hofaſtrolog von Kurfürſt Joachim I. von Brandenburg, großes Aufſehen. Cario wurde am 22. März 1499 zu Bietigheim in Württemberg geboren, ſtudierte in Wittenberg und war ſchon 1522 Hofaſtrolog Joachims. Deshalb kann er nicht, wie Adami und Jöcher angeben, vorher Profeſſor der Mathematik zu Frankfurt a/O. geweſen ſein, ganz abgeſehen davon, daß ſich in Beckmanns Notitia Univers. Francof., worin ſämtliche Profeſſoren von der Stiftung der Frankfurter Univerſität an aufgezählt ſind, kein Wort von Cario findet. Auch iſt er wohl nicht Mönch geweſen, wie man behauptet hat,

denn in seiner Zuschrift zu der von ihm 1529 herausgegebenen „Weisſagung und Offenbarung aus himmlischer Influenz“ schimpft er darüber, daß man seine Prognostika „mit Anhang etlicher loser Fratzen, Lolharts, Brigite, Methodii ꝛc.“ nachgedruckt habe, und setzt hinzu, daß man nicht nötig gehabt hätte, „Münch-Nolbrüder- oder Nonnenträume“ in seine Praktik hineinzuschreiben. Katholik war er jedoch offenbar, denn Kurfürst Joachim würde sicher keinen Protestanten in dem wichtigsten Hofamt, dieses repräsentierte damals das Amt des Hofastrologen thatsächlich, geduldet haben.

Cario prophezeite thatsächlich die französische Revolution, und daß ein Mitglied der brandenburgischen Kurfürstenfamilie die Königs-, ja sogar die Kaiserkrone erhalten werde. Wenn ich auch die betr. ungemein selten gewordene Originalschrift Carios nicht auftreiben konnte, so beweisen es doch folgende Stellen ante eventum gedruckter Bücher zur Evidenz.

Nach Adelungs „Geschichte der menschlichen Narrheit“,[1]) (in welche der seichte Aufklärungsphilister selbst einen Giordano Bruno und Jakob Böhme sperrt, die aber gute Materialien liefert,) sagt der Verfasser, daß Cario für das Jahr 1693 wegen einem beendeten großen Umlauf Saturns große Wirren prognostiziert habe. Nun heißt es bei Adelung weiter:[2])

„Noch unbarmherziger sollte es in dem Jahre 1789 hergehen; es sollte das schrecklichste unter allen seyn, indem in demselben große und wunderbare Geschichten, Veränderungen und Zerstörungen vorfallen würden. Allein so sehr sich der Narr in Ansehung des 1693sten Jahres betrogen hat, so sehr wird er vermuthlich auch 1789 zum Lügner werden.“

Der Humor bei der Sache ist, daß der betr. Band Adelungs 1787 erschien, und daß 1789 die französische Revolution ausbrach.

Hinsichtlich des Umstandes, daß Mitglieder des brandenburgischen Hauses Kaiser und König werden sollen, heißt es in Nicolaus Leutingers (1547—1612) Commentariorum de Marchia brandenburgensi libri XXX. Ed. G. G. Küster, Leipzig 1729, über Joachim I. und Cario: „Astrologiae vero ita se dederat, ut cum doctissimis illius artis comparetur. In his magistro

---

[1]) Bd. III.

[2]) A. a. O. S. 118.

utebatur Johanne Carione, qui auctor est Chronicorum,[1]) quae a Phil. Melanchthone postea sunt locupletata. Exstant illius vaticinia et prognostica, quae partim eventum suum sortita sunt, partim in potestate Dei posita. Inter alia spondet principi Familiae Brandburgicae regiam et summam inter Christianos dignitatem."

Allerdings weisſagte Carion wie Stöfler auch die Sintflut für den Februar 1524 wegen der ſechszehn verſchiedenen Konjunktionen der ſämtlichen Planeten im Zeichen der Fiſche, weshalb der Hof nach Spandau flüchtete, aber das ſchafft immer obige Thatſache nicht aus der Welt, die auch von Hofrat Louis Schneider beſtätigt wird. Derſelbe erzählt:[2])

„Am 31. März (1849) hatte ich einen hiſtoriſchen Aufſatz auf das Programm geſetzt, welcher die Prophezeiung behandelte, die dem Kurfürſten Joachim I. im Jahre 1506[3]) für das Haus Hohenzollern nicht allein die Erlangung der Königswürde, ſondern der höchſten Würde der Chriſtenheit verhieß. Es war die Zeit, wo das Eintreffen der Deputation erwartet wurde, welche dem König die deutſche Kaiſerkrone als ein Geſchenk der Paulskirche anbieten ſollte. Bei der hohen Bedeutung des Augenblicks fragte ich aber vor Beginn der Vorleſung den Generaladjutanten von Rauch um Rat. Dieſer ließ ſich den Aufſatz vorleſen, erſchrak über den jedenfalls merkwürdigen Inhalt jener alten Prophezeiung und hielt es für beſſer, daß der König gerade jetzt nichts davon erführe. Ich mußte ſofort in Charlottenburg ein anderes Programm ſchreiben, und jener Aufſatz iſt dem König nie vorgeleſen worden. Er befindet ſich noch unter meinen Papieren."

Wie Regierungsrat von Meding (Gregor Samarow) in ſeinem Roman „Held und Kaiſer" ſagt, habe Schneider dieſen Aufſatz und die Lehninſche Prophezeiung, welche übrigens die Jeſuiten um 1700 fabrizierten, Wilhelm I. am Tage der Kaiſerkrönung in Verſailles mitgeteilt. Möglich iſt dies ſchon.

Carion ſchrieb Prognoſtika, welche von 1522—1550 gehen, und ſein bekanntes, ſpäter von Melanchthon und deſſen Schwiegerſohn Caſpar Peucer fortgeſetztes, auch mehrfach überſetztes Chronikon. Er ſcheint zu Berlin 1538 geſtorben zu ſein.

Das Leben des Hieronymus Cardanus (24. Sept.

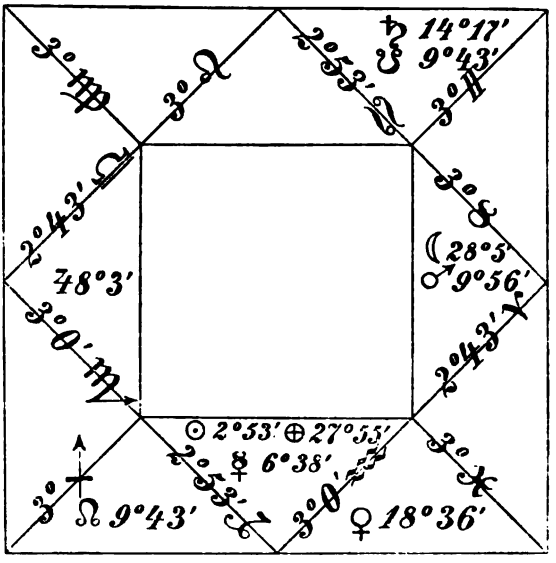
---

[1]) Davon weiter unten.

[2]) „Aus meinem Leben." Berlin 1879. Bd. II. S. 287.

[3]) Iſt wohl ein Druckfehler oder ein Lapsus calami Schneiders.

1501 bis 21. Sept. 1575) habe ich im ersten Teil ausführlich beschrieben. Hier will ich noch seine Beziehungen zur Astrologie nachtragen. Auch Cardanus war eifriger Astrolog. Er übersetzte und kommentierte die Astrologie des Ptolemäus, auf welche mehrfach aufgelegte Arbeit er sehr stolz war, und schrieb noch folgende astrologische Schriften, die ebenfalls mehrfache Auflagen erlebten: De providentia ex anni constitutione; De supplemento Almanach; Geniturarum libri XII; De exemplis C geniturarum; De revolutionibus, encomium astrologiae; Segmenta septem aphorismorum astronomicorum. Er versuchte, anstatt der Einteilung des Himmels in zwölf Häuser eine Einteilung desselben in acht Häuser durch den Horizont, Meridian und zwei größte Kreise einzuführen, ohne jedoch damit durchzudringen. Ja, er selbst wendet diese seine Methode nicht einmal bei seinem eigenen von ihm gestellten Horoskop an, sondern er folgt ruhig der Methode des Ptolemäus. Cardanus stellte auch die Nativität Christi, deren Figur ich hier beifüge.



In seinem großen Werk De varietate Rerum, dem Kosmos des 16. Jahrhunderts, verkündet Cardanus für die Zeit um 1800 große Umwälzungen, weil alsdann alle sichtbaren Sternbilder des Tierkreises aus ihren in die folgenden Dodekatemorien getreten seien. Er sagt:[1])

„Necesse est, Anno Christi 1800 magnum mutationem facturam in Christi lege, quoniam capita motuum octavi urbis in contrariis signis."

[1]) Lib. II. cap. 11.

Diese von der Präcession herrührende Ortsveränderung trat allerdings früher ein,[1]) die „mutatio“ aber auch, selbst wenn man diese nur auf die Religion beziehen und die Einführung des Kultus der Göttin der Vernunft in Frankreich darin sehen wollte.

Es muß bemerkt werden, daß Cardanus in diesem Buche fast dreißig Jahre vor Tycho sagt, die Kometen seien keine sublunarischen Körper,[2]) denn Tycho machte diese Entdeckung erst 1577, während das Buch De varietate rerum zuerst 1554 gedruckt wurde, nachdem Cardanus jahrelang daran gearbeitet hatte.

Cardanus hatte sich prognosticiert, daß er sein 74. Lebensjahr nicht vollenden würde, und soll sich totgehungert haben, um die Prophezeiung wahr zu machen.

Mit Unrecht wird Michael Nostradamus (1503—1566) als großer Astrolog und Seher gefeiert. Ich selbst habe ihn früher für einen ähnlichen Mann gehalten und in zwei Aufsätzen in der Zeitschrift „Sphinx“ in diesem Sinne dargestellt.[3]) Seitdem habe ich mich aber überzeugt, daß man viele seiner angeblichen Quatrains post eventum in neuere Ausgaben seiner Centurien setzte, die in älteren nicht zu finden sind. Ferner haben Adelung[4]) und J. M. Schleiden[5]) nachgewiesen, daß Nostradamus Prophezeiungen älterer Astrologen in seine Quatrains umgoß und vergangene geschichtliche Ereignisse als Prophezeiungen künftiger aufstutzte. Endlich aber ist nirgends ein zwingender Grund vorhanden, die in schauderhafter und fast unverständlicher Sprache geschriebenen Quatrains gerade auf die Ereignisse zu beziehen, die man in ihnen prophezeit sehen will. Zudem ist es absolut unmöglich, die Quatrains wörtlich zu übersetzen.

In dem gleichen Jahre wie Cardanus, am 21. Januar 1501, wurd zu Freiburg i. B. Jacob Milich geboren, welcher in Wien Mathematik und Medizin studierte und 1524 nach Wittenberg als Professor der Mathematik berufen wurde. Später lehrte er daselbst Medizin, wobei er zu Hippokrates und den Griechen zurück-

[1]) Der Grund der nicht ganz richtigen Berechnung lag an dem fehlerhaften Wert des damals angenommenen jährlichen Betrags der Präcession!

[2]) Lib. I. cap. 1.

[3]) Jahrg. 1887, Januar- u. Februarheft.

[4]) „Gesch. d. mensch. Narrheit.“ Bd. VII. S. 105 ff.

[5]) „Studien.“ S. 267.

kehrte und die Lateiner wie die Araber verwarf. Enge Freundschaft verband ihn mit Melanchthon, Camerarius und Eoban Heſſe. Er ſtarb am 10. November 1559.

Milich arbeitete auf eine enge Verbindung der Medizin mit der Aſtrologie hin und bildete beſonders die Lehre von den mediziniſchen Prognoſticis und Elektionen aus, worin ihm beſonders die Ärzte Valentin Trudinger in Altbrandenburg, der ſpäter näher zu beſprechende David Herlicius in Anklam und Peter Capitеyn in Roſtock nachfolgten. Milichs Schüler waren auch der bald eingehend anzuführende Graf Heinrich von Rantzau und der Breslauer Arzt Johann Moibanus, welcher ſich ſeinen im 35. Jahr erfolgten Tod aus der Direktion des erſten Hauſes an die Oppoſition des Mars richtig vorausſagte. In Frankreich wirkte in Milichs Sinn der ſchon genannte Anton Mizaud (Mizaldus) und in Italien Johann Carvin aus Montauban und Thomas Gianozzi von Ravenna.

In das Jahr 1506 ſetzt Junctinus die ſonſt unbekannten Aſtrologen Robert Linconienſis, Tricaſſus von Mantua und Gerhard Ruffus. Um dieſelbe Zeit war Johann Wirdung pfälziſcher Hofaſtrolog, deſſen Korreſpondenz mit Trithemius wir die erſte Nachricht von dem geſchichtlichen Fauſt verdanken.

Über die aſtrologiſche Thätigkeit des Zauberers Johann Fauſt (ca. 1490—1541) hat ſich die Notiz in einem im Herbſte vorigen Jahres auf der Goetheausſtellung in Frankfurt ausgeſtellten Haushaltungsbuche des erzbiſchöflichen Hofes zu Bamberg vom Jahre 1519/20 erhalten, daß „doctori Fausto philosopho“ für die Stellung der Nativität des von 1505—1522 regierenden Biſchofs Georg III. zehn Gulden ausbezahlt wurden.

Ein weiterer Schüler Milichs war Erasmus Reinhold, welcher 1511 in Saalfeld geboren wurde. Er war Profeſſor der Mathematik in Wittenberg und der erſte Kommentator des Copernicus. Kurz vor ſeinem 1553 erfolgtem Tode gab er Direktionstafeln in der Weiſe des Regiomontanus heraus.

Noch ein zweiter Leibarzt der Katharina von Medici war ein berühmter Aſtrolog, nämlich der 1513 in Toulon geborene und 1588 in Toulouſe geſtorbene Mediziner und Mathematiker Jean

Ferrer, gewöhnlich Joh. Ferrerius genannt. Außer mehreren, medizinischen Büchern schrieb er: De diebus decretoriis; Traité des jugements astronomiques und gab die Libri de insomniis des Synesius heraus.

Johann Werner in Nürnberg (1468—1547) schrieb Observationes über die Astrologie des Ptolemäus.

Georg Joachim, gewöhnlich nach seinem Geburtsort Veltkirchen in Graubünden, Rhaeticus genannt, war einer der ersten Anhänger des Copernicus. Er wurde am 15. Februar 1514 geboren, war Professor der Mathematik zu Wittenberg, legte jedoch 1539 seine Professur nieder und ging zu Copernicus nach Frauenstadt. In einem vom 23. September 1539 datierten, an Schoner gerichteten Brief giebt er die erste Nachricht vom copernicanischen System, von dessen Urheber er sagt:[1])

„Principio autem sic statuas velim, doctissime Domine Schonere, hunc virum, cujus nunc opera utor, in omni doctrinarum genere et Astronomiae peritia Regiomontano non esse minorem. Libentius autem eum cum Ptolemaeo confero non quod minorem Regiomontanum Ptolemaeo aestimem sed quia hanc felicitatem cum Ptolemaeo praeceptor meus communem habet, ut institutam Astronomiae emendationem, divina adjuvante clementia, absolveret, eum Regiomontanus, heu crudelia fata! ante columnas suas positas e vita migravit."

Rhäticus besorgte durch Schoner den Druck der Revolutiones orbium coelestium des Copernicus und liefert den abermaligen geschichtlichen Beweis, daß die geschmähten Astrologen die Bedeutung des Copernicus eher einsahen und anerkannten als die Schulfüchse und Bibelhusaren. Erklärte doch noch der Pastor primarius L. G. Kohlreiff zu Ratzeburg in seiner 1744 gedruckten „Himmelsschau der Babylonier" die Astronomie für Teufelswerk, und haben wir doch noch Ende der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts erlebt, daß der Berliner Hofprediger Knaak dekretierte, die Sonne bewege sich um die Erde. Da kann es uns freilich nicht wundern, wenn der um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebende Tübinger Theologe Joh. Jac. Hainlein gelassen das große Wort ausspricht, ihn habe nichts anderes von der Wahrheit des copernicanischen Systems überzeugen können, als daß dasselbe vom

---

[1]) Gassendi: Vita Nic. Copernici. Hagae. Vlacq. s. a. 4°.

Papſt, dem Antichriſt, verdammt worden ſei; und daß ſich noch 1728 proteſtantiſche Theologen gegen Kopernikus ausſprachen.[1]) —

Rhäticus kehrte nach Wittenberg zurück und ging dann nach Leipzig, wo er von 1550 an nach den Grundſätzen des Copernicus berechnete Ephemeriden herausgab, welche wegen ihres aſtrologiſchen Inhaltes und wohl auch, weil ſie nach Copernicus berechnet waren, auf den Index kamen.

In den ſpäteren Jahren beſchäftigte ſich Rhäticus hauptſächlich, aber vergeblich, mit der Ergründung der Störungen des Mars, worüber er nach Keppler[2]) wahnſinnig wurde und ſich in der Raſerei am 4. Dezember 1576 den Schädel an der Wand einrannte. Nach Jöcher ſtarb er am Schlagfluß. Riccioli erzählt in ſeinem Almagestum novum, daß Rhäticus infolge ſeiner vergeblichen Bemühungen den Teufel citiert habe, um von ihm die Geſetze der Bewegung des Mars zu erfahren. Der Teufel erſchien, packte Rhäticus beim Haar, wirbelte ihn im Kreis herum mit den Worten: Sic est motus Martis! und warf ihn auf den Fußboden, daß der Schädel ſprang.

Den ſonſt unbekannten Aſtrologen Jodocus Chlychtoveus ſetzt Junctinus in das Jahr 1515 und den ebenfalls unbekannten Johann Scoper in das Jahr 1522.

Franz Junctinus wurde am 7. März 1523 zu Florenz geboren, ſtudierte Mathematik, Philoſophie und Theologie und trat, nachdem er eine Zeitlang Korrektor geweſen war, in den Karmeliterorden. Als Karmelit wurde er Ordensprovinzial, berühmter Prediger, Doktor der Theologie und Almoſenier des jüngſten Sohnes der Katharina von Medici, Franz von Alençon. Auch er wurde — wie Stöfler — durch das Umfallen eines Bücherbrettes 1580 zu Lyon erſchlagen. In demſelben und dem nächſten Jahre wurde ſein Speculum Astrologiae zu Lyon in zwei mächtigen Foliobänden gedruckt. Dieſes Speculum iſt das umfaſſendſte Lehrbuch der Aſtrologie und enthält im erſten Band die von Junctinus gefertigte Überſetzung der Aſtrologie des Ptolemäus mit griechiſchem Urtext

---

[1]) J. M. Schleiden: „Studien." S. 272.

[2]) In der Einleitung zu ſeinem Commentarius seu Physica coelestis de Stella Martis ex observationibus Tych. Brahaei.

ſowie einer ausführlichen Einleitung und einem Kommentar von Junctinus nebſt der Lehre von den Direktionen und Revolutionen, dem Centiloquium des Ptolemäus und Hermes nebſt den Sententzen des Almanſor und Ludwig de Regiis. Der zweite Teil enthält einen Kommentar des Junctinus zur alten Planetentheorie, die alphonſiniſchen Tafeln und die prutheniſchen des Copernicus, die Finſternistafeln Purbachs, Junctinus Kommentar zur Sphäre des Sacrobosco, die Reiſen des Amerigo Vespucci, noch eine Abhandlung über die Sphäre, eine Schrift des Junctinus über Kalenderverbeſſerung (Synopsis de restitutione calendarii), einen von Junctinus auf 1560 reduzierten Fixſternkatalog, eine Abhandlung De diebus decretoriis, eine weitere über Sonnen- und Mondfinſterniſſe, ſowie über die Kometen und endlich ein Calendarium Astrologicum et poeticum.

Ich will hier bemerken, daß das in meinem Beſitz befindliche Exemplar Adelung gehört hatte. Als ich dasſelbe kaufte, fand ich in demſelben Zettel mit Horoſkopen, Bemerkungen und Namensunterſchriften Adelungs, aus denen ſich ergab, daß der große Aufklärungsphiliſter ſelbſt die Aſtrologie betrieb.

Außer einer Anzahl rein aſtronomiſcher Schriften verfaßte Junctinus noch einen Tractatus judicandi resolutiones nativitatum, einen „Discours sur ce que menace devoir advenir le comete apparu 1577“ und mehrere poetiſche Schriften.

Cyprian Leovitius, 1524 am 8. Juli zu Leobſchütz in Böhmen geboren, war Hofaſtrolog des Kurfürſten Otto Heinrich von der Pfalz. Er erregte einen paniſchen Schrecken in ganz Deutſchland durch ſeine Prophezeiung des Weltuntergangs für das Jahr 1584 infolge einer ſogenannten größten Zuſammenkunft des Saturn und Jupiters in der Nähe des Frühlingspunktes. Er berechnete Ephemeriden und die Sonnen- und Mondfinſterniſſe von 1556 bis 1606 und ſchrieb: Expedita ratio constituendi thematis coelestis; Doctrina de judiciis nativitatum, von Aegidius Strauch mit deſſen Aphorismi astrologici herausgegeben; Tabulae positionum pro variis poli elevationibus; Tabulae variae diversorum autorum; Opus de magnis superiorum

planetarum conjunctionibus, solis defectibus et cometis in quarta Monarchia.[1]) Er ſtarb 1574 zu Lauingen.

Am 11. März 1526 wurde Graf Heinrich von Rantzau, „der Gelehrte“, Herr zu Bredenberg, Drachenburg, Rantzowsholm, Ritter des Elephantenorden und königl. däniſcher Statthalter von Schleswig-Holſtein und Dithmarſen geboren. Er brachte mit Herzog Adolph von Holſtein ſieben Jahre am Hofe Carls V. zu, wohnte der Belagerung von Metz mit bei und zeichnete ſich in den Kriegen der Dänen gegen die Dithmarſen und Schweden aus, weshalb er von Chriſtian III. zum Statthalter mit der Reſidenz Segeberg ernannt wurde. In derſelben Stellung that er unter Friedrich II. und Chriſtian IV. wichtige diplomatiſche Dienſte und ſchloß u. a. 1570 den Frieden von Lübeck ab. Er erwarb von einem Verwandten das Stammſchloß Rantzau für 69000 Thaler, und ließ es auf das herrlichſte reſtaurieren und war infolge ſeiner guten Finanzwirtſchaft in der Lage, Carl V., den Königen von England und Dänemark ſowie den Städten Antwerpen, Lübeck, Hamburg und Danzig große Summen vorzuſchießen. Dabei war er ein bedeutender Gelehrter und ſchrieb mehrere für ihre Zeit ausgezeichnete geſchichtliche und kriegswiſſenſchaftliche Werke, gab die Chronik des Adam von Bremen heraus und ſtand mit Kaiſer Rudolph II. und Heinrich IV. von Frankreich in noch erhaltener Korreſpondenz.

Dabei war er der eifrigſte Liebhaber der Aſtronomie und Aſtrologie, in welcher Eigenſchaft er John Dee[2]) nach ſeiner Flucht aus England und Tycho nach ſeiner Vertreibung aus Dänemark auf ſeinen Beſitzungen Zuflucht und Obdach gewährte. Seine aſtrologiſchen Schriften ſind: der mehrfach gedruckte Tractatus astrologicus de genethliacorum thematum judiciis; eine Astrologia et certitudo hujus scientiae; magia philosophica; Catalogus imperatorum, regum ac principum, qui astrologicam artem ornarunt et exercuerunt.

Er ſtarb am 1. Januar 1598. Seinem noch erhaltenen Bild nach war er ein ſchöner Mann mit lockigem Haar und Vollbart.

---

[1]) In der älteren Geſchichtsſchreibung rechnete man nach vier Monarchien, nach der babyloniſchen, perſiſchen, griechiſchen und römiſchen.

[2]) Dee war leidenſchaftlicher Aſtrolog, doch ohne etwas über ſeine Kunſt zu ſchreiben.

Johann Stadius wurde am 1. Januar 1527 zu Loenhut in Brabant geboren, ſtudierte zu Löwen Mathematik, die er dann daſelbſt auch lehrte. Er berechnete für den Biſchof von Lüttich Ephemeriden von 1544—1606, lebte eine Zeit lang in Brügge und Savoyen und ging endlich nach Paris, wo er in hohem Anſehen ſtand, weil er nach Jöcher vielen Hofleuten kommende Ereigniſſe richtig vorausgeſagt hatte. Stadius ſtarb zu Paris im Jahre 1579. Er ſchrieb Tabulae aequabilis et apparentis motus coelestium corporum und Commentatio de coeli figuris sive domibus.

Am 13. Dezember 1530 wurde Johann Garcäus zu Wittenberg geboren. Er ſtudierte daſelbſt Theologie und Mathematik, wurde 1557 Profeſſor und Pfarrer zu St. Jacob in Hamburg, 1562 Superintendent zu Neubrandenburg, 1570 Doktor der Theologie zu Wittenberg, wo er am 22. Januar 1575 ſtarb. Er war ein berühmter Aſtrolog, deſſen Werke auf den Index kamen.

Seine aſtrologiſchen Schriften ſind: Tractatus de erigendis figuris coeli; Speculum firmamenti; Methodus eclipsium: Methodus astrologiae.

In das Jahr 1531 ſetzt Junctinus die ſonſt unbekannten Aſtrologen Orontius Delphinas und Julianus Riſtorus.

Um 1535 lebte der Mathematiker und Aſtrolog Johannes Lucidus, genannt Samotheus, zu Venedig. Er ſchrieb: De emendatione temporum.

Der Arzt Michael Angelus Blondus ſchrieb nach Riccioli 1544 De diebus criticis an Papſt Paul III.

Tycho de Brahe (1546—1601), deſſen Leben und Wirken allgemein bekannt iſt, hielt nach ſeinem Biographen Gaſſendi viel auf Aſtrologie, obſchon er den mit ihr getriebenen Mißbrauch völlig einſah. Er trug ſich mit dem Gedanken eine neue Aſtrologie zu begründen und that u. a. den Ausſpruch:

„Praeterquam (stellae fixae) per se varios satisque evidenteis sortiantur effectus: Planetarum insuper vireis plurimum stimulant, utque in actum deducunt; cum sint tanquam matres ab his veluti Patribus impraegnatae atque foecundatae foetusque suos versus terram, centrum universi, perpetuo edant.“[1])

[1]) Tycho wie Keppler wurden hauptſächlich deshalb von Rudolph II. angeſtellt, weil derſelbe mit Hilfe ihrer Rechnungen genauere aſtrologiſche Reſultate zu erhalten hoffte.

Um 1550 setzt Junctinus den sonst unbekannten Astrologen Johann Guido Villarienſis und Riccioli den friesischen Astrologen Sixtus von Memmingen.

Am 13. Juni 1555 wurde Johann Antonius Maginus zu Padua geboren. Er studierte daselbst Medizin und Mathematik, erwarb sich den Doktorgrad, machte große Reisen und wurde als Professor der Mathematik nach Bologna berufen. Auf die Einladung Gregors XIII. nahm er an der in Rom zu der bekannten Kalenderverbesserung eingesetzten Kommission teil. Rudolph II. bot ihm eine Professur in Wien an, die er ausschlug, aber trotzdem vom Kaiser lebenslänglich eine große Pension ausbezahlt erhielt. Fast alle Fürsten Europas ließen ihre Nativität von ihm stellen, und nach Jöcher hatte er sich seinen am 11. Februar 1617 infolge eines Schlagflusses erfolgten Tod genau vorausbestimmt.

Maginus schrieb Ephemeriden von 1580—1630, einen Commentarius in librum III. Galeni de diebus decretoriis und einen Tractatus de legitimo usu astrologiae in medicina. Die beiden letzteren Werke erschienen zusammen unter dem Titel: De astrologica ratione et usu dierum criticorum, nec non de cognoscendis et medendis morbis ex corporum coelestium cognitione. Francof. 1608. 4°. Außer diesen astrologischen Schriften schrieb Maginus noch: De metoposcopia libri III.

Der als Chronolog s. Z. hochberühmte Seth Calviſius wurde am 21. Februar 1556 zu Groschleben in Thüringen geboren, studierte in Leipzig und Helmstädt, wobei er durch Ausübung der Musik seinen Lebensunterhalt verdiente. Später wurde er Kantor und Lehrer in Schulpforta, worauf er in gleicher Eigenschaft an die Thomasschule nach Leipzig kam, wo er am 23. November 1617 starb. Er schrieb zahlreiche chronologische Werke und war auch ein eifriger Astrolog. Bei Ausarbeitung seiner Nativität hatte er durch die Direktionen gefunden, daß ihm an einem bestimmten Tag des Jahres 1602 ein körperlicher Unfall treffen werde. Obschon er sich an diesem Tag besonders vorsah, brach er doch ein Bein und blieb für sein übriges Leben hinkend.[1])

David Herlich oder Herlicius wurde am 28. Dezember

---

[1]) Jöcher: Gelehrten-Lexikon, Bd. I. Col. 1583.

1557 in Zeitz geboren und ſtudierte in Wittenberg, wo ihm Caſpar Peucer Neigung zur Aſtrologie beibrachte, Mathematik und Medizin. Darauf ſtudierte er in Leipzig Philoſophie und Phyſik, wurde in Roſtock Magiſter und hielt daſelbſt Vorleſungen, bis ihn der Herzog von Mecklenburg 1580 als Konrektor an die Schule nach Güſtrow berief, woſelbſt er die erſten ſeiner damals weitberühmten Nativitäten ſtellte. Als unruhiger Geiſt ging er 1582 als Stadtphyſikus nach Prenzlau und ſchon ein Jahr ſpäter in gleicher Eigenſchaft nach Anklam, von wo aus er als Aſtrolog und Arzt in ganz Pommern beliebt wurde. Zu Anklam gab er 1584 ſeinen erſten aſtrologiſchen Kalender heraus, ein Unternehmen, welches er bis zum Jahre 1636 fortſetzte. Dieſe Kalender fanden ſolchen Beifall, daß ſie ins Lateiniſche, Böhmiſche, Däniſche, Schwediſche und Polniſche überſetzt wurden.

Im Jahre 1585 berief Herzog Ernſt Ludwig von Wolgaſt Herlicius als Profeſſor der Mathematik nach Greifswald, woſelbſt er dreizehn Jahre lang mit großem Beifall Vorleſungen über Mathematik, Aſtrologie, Rhetorik, Logik uſw. hielt und ſich 1591 den Doktorgrad der Medizin erwarb. Hierauf nahm er 1598 einen Ruf als Stadtphyſikus nach Stargard an und ging 1606 nach Lübeck, wo er eine ungeheuere Praxis als Arzt erwarb. Von den Anſtrengungen derſelben ermattet, ging er 1614 nach Stargard zurück und erwarb ſich ſeinen Lebensunterhalt durch die Berechnung ſeiner Kalender und Nativitäten. Dabei hatte er ein großes vierbändiges aſtrologiſches Werk ausgearbeitet, deſſen druckfertiges Manuſkript er ſammt ſeiner ganzen Bibliothek durch den großen Brand am 7. Oktober 1635 verlor. Er überlebte dieſen Unglücksfall nicht lange und ſtarb am 15. Auguſt 1636 am Schlagfluß. Wie ſein Freund und Biograph Eichſtädt verſichert, hatte er ſich ſeinen Todestag aus der Direktion des Saturn an den Aſcendenten vorausgeſagt. Er hinterließ über fünfzig kleine aſtrologiſche Schriften.

David Origanus, eigentlich Doſt, war ein ähnlicher Mann wie Herlicius. Er wurde am 9. Juli 1558 zu Glatz geboren, ſtudierte zu Breslau und Frankfurt a. O., an welch' letzterem Ort er Profeſſor der Mathematik und griechiſchen Sprache wurde. Er ſtellte viele Nativitäten, berechnete Ephemeriden von 1595—1630 und ſtarb am 11. Juli 1628.

Selbſt der große Francis Baco von Verulam (1656 bis 1626) war ein Anhänger der Aſtrologie. Er billigt dieſelbe[1]) nach dem Satz Astra inclinant neque necessitant und ſagt, daß beſonders die großen Revolutionen oder Umläufe des Saturn und Jupiter zu berückſichtigen ſeien; daß die Sterne beſonders auf die Luft, Lebensgeiſter und Feuchtigkeiten wirkten und mehr im allgemeinen diſponierten, als daß ſie im beſondern das Individuum beſtimmten. Das wirkende Agens ſei beſonders Licht und Wärme, weshalb namentlich Apogäen und Perigäen, Kombuſtionen, Eklipſen, Ab- und Zunahmen des Lichtes uſw. zu beobachten ſeien. Die Sympathien und Antipathien der Sterne ſind nicht zu verwerfen. Die Aſtrologie iſt nach Baco beſonders auf Witterungs-, Ernte- und Geſundheitsverhältniſſe anzuwenden, wobei die Elektionen, wie die Erfahrung beim Land- und Feldbau lehre, nicht zu verwerfen ſeien.

Der Neſtor der Aſtrologen iſt Thomas Fink, welcher am 6. Januar 1561 zu Flensburg geboren wurde, zu Straßburg, Paris und Baſel ſtudierte, an welch letzterem Ort er Doktor der Medizin wurde. Er bereiſte Ungarn, Böhmen und faſt ganz Deutſchland, worauf er Leibarzt des Herzogs von Holſtein-Gottorp wurde. Im Jahre 1591 erhielt er einen Ruf als Profeſſor der Mathematik nach Kopenhagen, woſelbſt er als ſolcher bis zu ſeinem am 24. April 1656 erfolgten Tode thätig war. Als der faſt Hundertjährige die Augen ſchloß, beweinten ihn 79 Kinder, Enkel, Urenkel und Ur-Urenkel. Außer zahlreichen aſtronomiſchen und mediziniſchen Schriften berechnete er Ephemeriden und ſchrieb eine dem ihm befreundeten Heinrich von Rantzau gewidmete Horoscopographia, Slesvic. 1592, 4°.

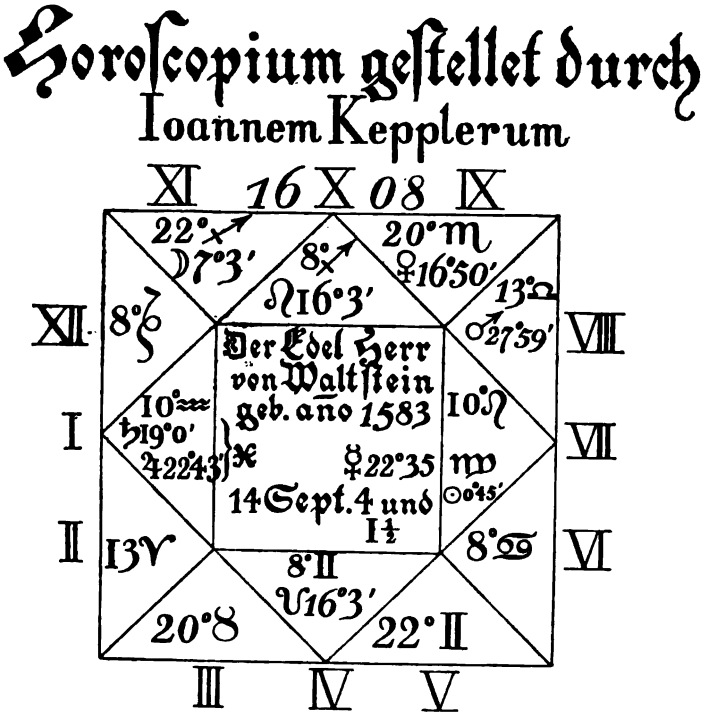
Andreas Argoli wurde 1568 zu Tagliocozzo in den Abruzzen geboren, ſtudierte Mathematik unter Maginus und ging, weil er wegen ſeiner geſtellten Nativitäten Verdrießlichkeiten in ſeiner Heimat hatte, nach Padua, wo ihn der venetianiſche Senat als Profeſſor der Mathematik mit einem Gehalt von 500 Goldgülden, welcher 1651 auf 1100 Goldgülden erhöht wurde, anſtellte. Auch wurde er Ritter von San Marco. Er ſtarb 89 Jahre alt,

[1]) De augmentis Scientiarum, Lib. III. cap. 4.

1657. Er ſchrieb zahlreiche aſtronomiſche Werke und einen Ptolemaeus parvus in Genethliacis junctus Arabibus; auch berechnete er Ephemeriden von 1630—1700. — Argoli war der Lehrer Wallenſteins in der Aſtrologie.

Wallenſtein wurde durch ſeinen Hauslehrer und Reiſebegleiter, den Mathematiker Peter Wirdung, in die Aſtrologie eingeführt und ſtudierte dieſelbe in Padua unter Argoli.

Durch Wirdung wurde Wallenſtein auch mit Johann Kepler bekannt, welcher dem 25jährigen jungen unbedeutenden Edelmann im Jahre 1608 die noch im Original erhaltene und mit Wallenſteins eigenhändigen Randbemerkungen verſehene Nativität ſtellte. Dieſelbe liegt auf der Dresdener Bibliothek und wurde 1852 von Hofrat Helbig veröffentlicht.[1]) Die Nativität hat folgende Geſtalt:



[1]) In „Wallenſtein und Kaiſer Ferdinand im Winter 1633/34." Dresden 1852.

Hochintereſſant ſind folgende von Keppler 1608, in welchem Jahre noch an Wallenſteins ſpätere Bedeutung nicht zu denken war, gemachte Deutungen:

„Domus I: Vnd weill Mercurius ſo genau in oppositu Jovis ſtehet, will es das Anſehen gewinnen, als werd er einen beſondern Aberglauben haben und durch mittel desſelbigen eine groſſe mennighe Volckhs an ſich ziehen[1]) oder ſich etwa einsmal von einer Rotte ſo malcontent, zu einem Haubt- oder Rädtlführer aufwerfen laſſen."

Domus VIII: Daher würd der Gebohrene Unbarmhertzig, ohne eheliche und brüderliche Liebe, niemand achtend, nur ihme und ſeinen Wohllüſten ergeben, hart beträglich vngeſtümm vnd ſtreitbar."

„Domus IX: Weill aber der Mond verworffen ſtehet, ſo würdt ihme dieſe ſeine Natur zu einem mercklichen Nachtail vnd Verachtung bey denen, mit denen er converſiret hat gedeyen, das er für einen lichtſchewen, einſamen Vnmenſchen würdt gehalten werden."

Keppler war überhaupt kein Gegner, ſondern ein Anhänger der Aſtrologie im Sinne Bacons und Tychos. Er hielt die Himmelskörper für beſeelt von Intelligenzen uſw.

Wallenſteins Aſtrolog Giambattiſta Zenno, gewöhnlich Seni genannt, wurde im Jahre 1600 zu Genua geboren und ſtudierte ebenfalls unter Argoli. Wie bekannt, behauptete er noch kurz vor Wallenſteins Ermordung, daß die vom Sternenſtand der Stunde abhängige Gefahr noch nicht vorüber ſei.[2]) Nach Wallenſteins Tod wurde Seni am 9. März verhaftet, am 11. März verhört und am 3. Mai 1634 mit den andern Gefangenen nach Wien gebracht, wo man ihn als gänzlich unſchuldig freigab. Er ging nach Genua zurück und ſtarb daſelbſt 1656 an der Peſt. Er ſchrieb einige ungedruckt gebliebene kabbaliſtiſche Bücher.

Seni iſt alſo zur Zeit von Wallenſteins Ermordung ein junger Mann von 33 Jahren und nicht der traditionelle Meergreis der Bühnen. Dennoch wurde er bei den Meiningern als ſolcher dargeſtellt, und auf die Tafel, welche nach Schillers Vorſchrift zu Anfang des erſten Aktes von Wallenſteins Tod das Himmelsſchema der Stunde enthalten ſoll, war ein ganz unmöglicher Sextant

[1]) Wallenſtein galt bei ſeinen Soldaten bekanntlich als Teufelsbündner, kugelfeſt uſw.

[2]) Ich habe dieſes Himmelsſchema berechnet; es iſt wirklich für Kundige der Aſtrologie hochintereſſant.

mit Goldbronze gemalt, den Wallenstein alsdann apostrophiert: „Glückseliger Aspekt!“ 2c. Die wegen ihrer historischen Treue berühmte Meininger Regie hätte sich mit leichter Mühe über diese Dinge unterrichten können, umsomehr, als Wallensteins Nativität erhalten und die Meininger Bibliothek an astrologischen Werken nicht arm ist. — Ebenso war auch Isolani nicht als ganz kahler, bartloser, dicker Mann dargestellt, wie er im Theatrum Europaeum von 1640 abgebildet ist, sondern mit großem Schnurrbart. Macht man aber historische Wallenstein- und Octaviomasken, so muß man auch eine historische Isolanimaske machen. Dies nebenbei.

Den Marburger Professor der Medizin Rudolph Goclenius (1572—1621) habe ich schon im ersten Teil besprochen.[1]) Er schrieb zwei astrologische Bücher, nämlich eine Astrologia generalis und ein Acroteleution astrologicum, welch letzteres er mit des Leovitius Tractatus de conjunctionibus magnis superiorum planetarum, solis defectionibus et cometis herausgab.

Auch Robert Fludd (1574—1637) habe ich daselbst ausführlich behandelt.[2]) Er schrieb eine sehr oberflächliche Astrologia, die sich im ersten Band seiner Opp. omn. befindet.

Um 1580 lebte der Mathematiker und Astrolog Johann Naiboda aus Köln zu Padua. Der auf die Astrologie nichts haltende Jöcher sagt von ihm in seinem Gelehrtenlexikon:[3]) „Seine Nativität stellte er sich selbst, und propezeyete, daß er plötzlich sterben würde, so auch eingetroffen, sintemal er, als man ihn lange vermisset, und endlich den 3. Mertz 1593 seine Kammer aufgebrochen, zwischen seinen Büchern todt und halb verwesel, auch hin und wieder verwundet gefunden worden.“

Naiboda kommentierte den Ptolemäus, Alcabitius und Sacrobasco.

Nach Junctinus lebte um 1581 der Arzt Joh. Ant. Roffenus, welcher De laudibus Astrologiae schrieb.

Um diese Zeit rief die übermäßige und im höchsten Grad mißbräuchliche Anwendung der Astrologie Verbote hervor. Die Stände

[1]) Gesch. d. n. Occultismus. 1891. S. 109 ff.

[2]) A. a. O. S. 230 ff.

[3]) Bd. III. col. 806.

von Orleans verordneten 1560, und die von Blois 1579 außergerichtliche Unterſuchungen und Körperſtrafen gegen die Verfaſſer aſtrologiſcher Almanache und verboten Druck und Verlag derſelben aufs ſtrengſte. Auch das Provinzialkonzil von Bordeaux verbot 1583 die Almanache, und Sixtus V. erließ 1586 eine Bulle gegen die Aſtrologen, Chiromanten und Magier aller Art. In Deutſchland wurden die Prognoſtika durch den Reichstagsabſchied von 1699 verboten; aber erſt Friedrich d. Gr. gelang die Einführung eines Kalenders ohne aſtrologiſche Elemente, und noch heute findet man Kalender, in denen eine „aſtronomiſch-aſtrologiſche Jahrespraktika“ enthalten iſt.

Heinrich IV. dagegen war wie Rudolph II. eifriger Aſtrolog und zwang ſeinen Leibarzt La Rivière mit Drohungen, dem neugeborenen Ludwig XIII. die Nativität zu ſtellen. Der Briefwechſel, welchen beide Monarchen mit Heinrich von Rantzau führten, war aſtrologiſcher Natur.

Einer der bedeutendſten Aſtrologen der ſpätern Zeit war der königliche Leibarzt und Profeſſor der Mathematik zu Paris Jean Baptiſte Morin, welcher am 23. Februar zu Villefranche in Beaujolais geboren wurde, von 1609 an zu Aix Medizin und von 1611 an Mathematik ſtudierte. Im Jahre 1614 wurde er Doktor der Medizin und ging dann nach Deutſchland, um das Bergweſen kennen zu lernen. Hierauf erlernte er die Aſtrologie und Jöcher ſagt,[1]) daß ſeine Prophezeiungen oft eingetroffen ſeien. 1621 wurde er Leibarzt des Herzogs von Luxemburg, ſpäter Ludwigs VIII. und 1630 Profeſſor der Mathematik. Richelieu fragte ſeine aſtrologiſche Kunſt bei ſchwierigen Lagen oft um Rat, beehrte ihn aber mit ſeiner Ungnade, als die Antworten nicht nach Wunſch ausfielen. Mazarin dagegen ſetzte ihm eine jährliche Penſion von 2000 Livres aus. Morin ſtarb am 6. November 1656 und erlebte nicht mehr das Erſcheinen ſeiner 1660 im Haag in Folio gedruckten Astrologia gallica, eines ähnlichen Werkes wie das Speculum astrologiae des Junctinus. Er war ein großer Kampfhahn und in Streitigkeiten mit Gaſſendi, Bernier, Longomontanus und Carteſius verwickelt, der übrigens die von Morin gegen ſein

[1]) Gel.-Lex. Bd. III. col. 677.

Syſtem erhobenen Einwände für die gründlichſten aller ſeiner Gegner hält. Morin war ein ausgezeichneter Beobachter und der erſte, der die Sterne bei Tage obſervierte.

Zu Ende des 16. Jahrhunderts lebte zu Hamburg der von Brüſſel gebürtige Heinrich van Lindhout als berühmter Arzt und Aſtrolog. Er ſchrieb ein Speculum astrologiae, in quo vera astrologiae fundamenta et genethliacae Arabum vanitates demonstrantur, und eine Introductio in physicam judiciariam.

Abdias Trew, welcher ebenfalls eine Reformation der Aſtrologie unternahm, wurde am 29. Juli 1597 zu Ansbach geboren. Er beſuchte das Gymnaſium zu Heilbronn und ſtudierte zu Wittenberg Theologie, Philoſophie und Mathematik. Nachdem er an verſchiedenen Orten Pfarrer geweſen war, wurde er 1625 Rektor des Gymnaſium zu Ansbach, welche Stellung er zehn Jahre lang bekleidete. Im Jahre 1636 wurde er Profeſſor der Mathematik und Phyſik zu Altorf, als welcher er am zweiten Oſterfeiertag 1669 ſtarb. Er ſuchte das Studium der Aſtronomie eifrig zu fördern, und auf ſeinen Betrieb wurde zu Altorf eine Sternwarte erbaut.

Er ſchrieb eine große Anzahl Bücher über reine Mathematik, Aſtronomie, Ingenieur- und Fortifikationsweſen. Aſtrologiſcher Natur ſind: Compendium compendiorum astronomiae et astrologiae; Astrologia medica quatuor disputationibus comprehensa; De correctione astrologiae; Nucleus astrologiae correctae; Diskurs von Grund und Verbeſſerung der Aſtrologie.

Der berühmteſte engliſche Aſtrolog iſt William Lilly, geboren am 1. Mai 1602 zu Diſeword in Leiceſterſhire; er ging im Jahre 1620 nach London, woſelbſt er vom Vorſtand der Salzhandelsgeſellſchaft, deſſen Witwe er 1628 heiratete, angeſtellt wurde. Er begann ſich auf die Aſtrologie zu legen und wurde ſo berühmt, daß ihn Karl I. in den Jahren 1647 und 1648 zu Rat zog. Er erhielt vom Staatsrat einen Jahresgehalt von 100 Pfund Sterling ausgeſetzt und vom König von Schweden eine goldene Kette, weil er deſſen kriegeriſche Erfolge gegen die Polen vorausgeſagt hatte. Nach der Thronbeſteigung Karls II. wurde Lilly verhaftet und ſollte die Perſon des verlarvten Henkers von Karl I. beſtimmen.

Nachdem er Antwort von ſich gegeben hatte, mußte er ſchwören, das ſtrengſte Stillſchweigen zu bewahren, und erhielt dann einen mit dem großen Siegel des Königreichs verſehenen Freibrief. Bald darauf ließ Karl II. Cromwells Leiche ausgraben, köpfen und hängen, woraus das Gerücht entſtand, Cromwell ſelbſt ſei der verlarvte Henker geweſen. Trotzdem hatte Lilly Unannehmlichkeiten, als er den großen Brand von London 1666 vorausgeſagt hatte, weshalb er ſich auf ſein Landgut zu Hersham zurückzog, wo er am 9. Juni 1681 ſtarb.

Lilly ſchrieb: Supernatural Sight; The white Kings prophecy: Englands prophetical Merlin; Christian astrology; Worlds catastrophe; Prophecies of Ambrose Merlin; Treatise of the three Suns, seen the preceding Winter 1648; Monarchy or no monarchy: Annus tenebrosus.

Andreas Goldmayer wurde im Jahre 1603 zu Gunzenhauſen geboren und ſtudierte von 1629 an in Altorf Medizin und Mathematik. Im Jahre 1632 begab er ſich nach Straßburg, wo er prophezeite, Guſtav Adolph werde binnen kurzem eines gewaltſamen Todes ſterben,[1]) und deshalb nach Tübingen flüchten mußte. Als der König aber bei Lützen gefallen war, ſchlug die Stimmung um und Goldmayer konnte ungehindert nach Straßburg zurückkehren, woſelbſt — und ſpäter zu Altorf — man ihm eine Profeſſur der Mathematik anbot. Aus Liebe zur Unabhängigkeit nahm er ſie jedoch nicht an und geriet ſpäter in ſehr bedrängte Verhältniſſe, infolge deren er 1664 zu Nürnberg im Hoſpital ſtarb. Kaiſer Ferdinand III. hatte ihn zum kaiſerlichen Pfalzgraf gemacht. — Wie Will in ſeinem Nürnbergiſchen Gelehrtenlexikon ſagt, hatte Goldmayer ſehr genau Tag und Stunde ſeines Todes vorausbeſtimmt. — Er berechnete aſtronomiſche Tafeln und gab eine Anzahl hiſtoriſch-aſtrologiſcher Beſchreibungen verſchiedener Städte heraus.

Um 1620 verurſachte der Rektor der Schule von Torgau, Paul Nagel, durch ſeine aſtrologiſchen Schriften: Nova philosophia et astronomia; Prodromus astronomiae apocalypticae;

---

[1]) Freher: Theatrum viror. erud. clar. pag. 1551. Jöcher: Gel.-Lex. Bd. II. vol. 1058.

De quatuor mundi temporibus; Letztes Freudengeschrey contra Philippum Arnoldum; Prognosticon astrologicum, einen panischen Schrecken, insofern er für das Jahr 1624 den Anfang des tausendjährigen Reiches prognostizierte. Der sogenannte Nagelianismus wurde als ketzerisch verdammt und, als Nagel 1621 starb, dessen Begräbnis vom sächsischen Konsistorium untersagt. Vier alte Weiber, die ihn dennoch eingescharrt hatten, wurden mit Gefängnis bestraft.

Auch von der am 2. März 1643 stattfindenden Konjunktion des Saturn und Jupiter im Anfang des Widders fürchtete man den Weltuntergang als Folge. Der Pfarrer Abraham Seidel zu Nimritz schrieb über diese Zusammenkunft: „Conjunctio magna oder Bericht was in Gemein von denen großen Zusammenfügungen Saturni und Jovis, absonderlich aber von der, welche den 20. Alten Febr (2. Newen Martii) Anno 1643 geschieht, wegen des so lang gehofften Friedens, und anderer Zufällen zu vermuthen, mit naturgemässen Ursachen, und Vergleichungen der Zeiten, kürzlich und einfältig beschrieben. Zur Erffurdt, 1642." Der Verfasser meint darin, daß die Welt gerade nicht durch diese größte Zusammenkunft untergehen, schwerlich aber auch bis zu der nächsten im Jahre 2443 stattfindenden stehen bleiben werde.

Der englische Dichter John Dryden (1631—1701) war ein eifriger Liebhaber der Astrologie, und ich lasse nach Horsts Übersetzung[1]) hier folgen, was im „englischen Plutarch" und in Cibbers „Leben berühmter englischer Dichter" darüber gesagt wird:

„Dieser gekrönte unsterbliche Dichter war bei allen seinen ausgezeichneten Talenten doch schwach genug, daß er die Astrologie, wie sie zu seiner Zeit Mode war, leidenschaftlich liebte, und durch Hilfe derselben künftige Dinge erfahren wollte. Er war in dieser Kunst ungemein geübt und hatte die Gewohnheit, die Nativität seiner Kinder auf das sorgfältigste zu berechnen. Er war ein äußerst zarter, feinfühlender Mann und, wie seine Gemahlin, zur sanften Schwärmerei geneigt. Als diese im Begriff war, mit seinem Sohne Charles niederzukommen, und man ihm bemerkte, er würde sich aus Wohlanstand aus dem Wohnzimmer entfernen müssen, legte er seine Uhr auf den Tisch und ersuchte eine der gegenwärtigen Damen auf eine auffallend feierliche Art, sie möchte sehr genau auf die Minute Achtung geben, in der das

[1]) Zauberbibliothek, Bd. IV. S. 269 ff.

Kind auf die Welt kommen würde. Etwa vierzehn Tage hernach, als seine Gemahlin beinahe gänzlich wiederhergestellt war, nahm Dryden Gelegenheit, ihr zu eröffnen, daß er dem Kinde die Nativität gestellt und zugleich dabei mit Betrübnis entdeckt hätte, daß dasselbe in einer bösen Stunde geboren wäre. Jupiter, Venus und die Sonne wären alle unter der Erde gewesen, und es hätten sich auch sonst noch andere unglückliche Zeichen offenbart. Wenn der Knabe, setzte er mit tiefbewegtem Gemüt hinzu, sein achtes Jahr erreicht, so wird er Gefahr stehen, selbst an seinem Geburtstage eines plötzlichen, gewaltsamen Todes zu sterben. Sollte er aber auch, wozu ich nur wenig Hoffnung sehe, zu der Zeit dieser Gefahr entrinnen, so wird er in seinem dreiundzwanzigsten Jahre unter eben der bösen gefährlichen Direktion stehen. Und wenn er auch diesen Zeitpunkt überleben sollte, so wird er höchst wahrscheinlich das dreiunddreißigste oder das dreiundvierzigste Jahr seines Lebens — — —"

„Hier ward der Unglück weissagende Vater durch die Thränen und die unsägliche Bekümmernis der zärtlichen Mutter, die in gleichem Aberglauben mit ihm befangen war, in seinen schicksalsvollen Prophezeiungen unterbrochen, als welche die Vorstellung des Verhängnisses, das ihren geliebten Sohn betreffen sollte, nicht länger ertragen konnte und in Ohnmacht fiel."

„Inzwischen verlief zwischen Sorgen und Hoffnungen die Zeit, und Charles war in sein achtes Jahr getreten. Der August war der verhängnißvolle Monat seiner Geburt."

„Weil der königliche Hof in diesem Monat einige Lustreisen that, und mithin Dryden ohne Geschäfte bei Hof war, so ward er von seinem Schwager, dem Grafen von Berkshire, eingeladen, daß er sich einige Zeit bei ihm zu Charlton in Wiltshire aufhalten möchte. Seine Gemahlin erhielt fast die gleiche Zeit von ihrem Onkel Moodaunt ebenfalls eine Einladung, den Rest des Sommers bei ihm auf seinem angenehmen Landhause zuzubringen."

„Indem nun beide Ehegatten ihre geliebten Kinder unter sich verteilen wollten, entstand ein rührender Wettstreit elterlicher Liebe und Besorgnisse. Lady Elisabeth wünschte, daß der Vater seinen Sohn John mit sich nehmen, ihr aber den jüngeren Sohn Charles, der durch des Vaters Wahrsagungen ihrem mütterlichen Herzen doppelt teuer geworden war, überlassen möchte. Dryden aber verlangte gerade das Gegenteil, und bestand so fest darauf, daß die Lady nachgeben mußte. Er nahm seinen Karl mit sich, und sie mußte mit ihrem Johann abreisen."

„Als der für den Ersten so verhängnisvolle Tag endlich erschien, wurde die Lady mit einer so lebhaften Ahnung und zugleich mit einer so unbeschreiblichen innerlichen Beängstigung befallen, daß ihr Blut in die heftigste Wallung und Unordnung geriet, also, daß sie bei ihrem reizbaren und zärtlichen Naturell in ein wirkliches hitziges Fieber darüber verfiel, wobei es einige Zeit mit ihrem eigenen Leben mißlich aussah bis endlich ein Brief von ihrem Gemahl ankam, worin er ihre übertriebene Ängstlichkeit verwies

und die frohe Verſicherung erteilte, daß ſich ihr geliebter Karl wohl befinde. Hierdurch erlangte ſie ihren Mut und ihre Geſundheit wieder, aber erſt ſechs Wochen nachher ward ihr das Geheimnis entdeckt und die wunderſame Begebenheit, die ſich an dem gefährlichen Tage zugetragen hatte, mitgeteilt und zu ihrer höchſten Verwunderung erklärt."

„Dryden war entweder aus Beſorgnis, man möchte ihn für einen abergläubiſchen Mann halten, oder weil er glaubte, die Aſtrologie könnte für ihn in ſeinem öffentlichen Leben von nachteiligen Folgen ſein, jederzeit ausnehmend geheim, behutſam und vorſichtig, damit ja niemand wiſſen möchte, daß er ſich mit dieſer Wiſſenſchaft beſchäftigte und hauptſächlich, daß er zufällige zukünftige Dinge dadurch zu erforſchen und zu erfahren ſuchte. Sein eigener Schwager wußte alſo gar nichts davon. Als nun dieſer eine allgemeine Jagdpartie anſtellte und alle benachbarten Edelleute dazu einlud, entzog ſich — unfehlbar aus eben bemerkter Urſache — auch unſer Dichter dieſer Luſtbarkeit nicht, ungeachtet es der bedenkliche Geburtstag ſeines Sohnes war. Bevor er aber den Fuß aus dem Hauſe ſetzte, gab er ſeinem lieben Karl eine doppelte Lektion in der lateiniſchen Sprache auf, als worin er ſeine Kinder ſelbſt unterrichtete, und befahl ihm zugleich ſehr ernſtlich, vor ſeiner Zurückkunft das Zimmer ſchlechterdings und durchaus nicht zu verlaſſen, ob er gleich überzeugt war, daß die dem Knaben aufgegebene Arbeit noch weit länger beſchäftigen würde. Zugleich konnte er ſich auf die Folgſamkeit des wohlgearteten Kindes verlaſſen und verließ ſolchergeſtalt das Haus mit ziemlich ruhiger Faſſung."

„Charles erfüllte auch wirklich aus Gehorſam gegen ſeinen Vater ſeine Pflicht. Allein ein böſer Genius oder, in Drydens Sprache zu ſprechen, ein unglücklicher Stern ſchien es veranlaßt oder bewirkt zu haben, daß ein verfolgter Hirſch aus dem Jagdrevier gerade gegen das Landhaus zugelaufen kam. Das Jägergeſchrei und Hundegebell lockte die Bedienten heraus, und dieſe eilten, die Luſtbarkeit mit anzuſehen. Einer derſelben nahm beim allgemeinen Lärm den jungen Dryden bei der Hand und führte ihn gleichfalls aus dem Schloß in den freien Hofraum. Kaum aber waren ſie bis an das äußere Thor gekommen, als der Hirſch einen kühnen Sprung wagte und über die Mauer des Hofes ſetzte, welche ſehr alt und verfallen war. Da ihm nun die Hunde hitzig nachſetzten, ſo riſſen ſolche eine Strecke der Mauer, ungefähr zehn Yards oder engliſche Ellen in der Länge (über dreißig Fuß) nieder, unter deren Schutt Charles Dryden augenblicklich begraben wurde. Man ſchrie, man ſuchte und zog den Knaben zwar nach einigen Minuten wieder hervor, allein er war doch übel zugerichtet und lag ſechs Wochen hindurch gefährlich krank, und inſofern ging in Betreff dieſes Jahres denn ſeines Vaters aſtrologiſche Vorherſagung genau in Erfüllung."

„Im dreiundzwanzigſten Jahre, als dem zweiten für ihn gefährlichen Zeitraum, ſtürzte Charles Dryden zu Rom, nahe beim Vatikan, unverſehens von der Spitze eines alten Turmes herab, weil ihm wegen der außerordent-

lichen Hitze desselben Tages plötzlich schwindlich geworden war. Auch von diesem gefährlichen Fall erholte er sich nach einiger Zeit wieder, er blieb jedoch seitdem beständig schwach und kränklich."

„Endlich als er nach England wieder zurückgekommen war, ertrank er in seinem dreiunddreißigsten Jahr, als dem dritten fatalen Jahr nach der Nativitätsstellung seines Vaters elendiglich in der Themse nahe bei Windsor, Er war mit einigen andern jungen Herren seines Alters zweimal nacheinander über diesen Strom geschwommen, als er aber so leichtsinnig und verwegen war, es das dritte Mal zu versuchen, so bekam er nach Versicherung der Ärzte einen Krampf oder Nervenschlag und sank plötzlich unter, er erschien zwar noch einmal und rief um Hilfe, jedoch zu spät, denn ehe man ihn retten konnte, sank er von neuem unter und verlor so jämmerlich das Leben."

„Und solchergestalt ward denn leider die astrologische Nativität seines Vaters nur zu pünktlich bestätigt."

Nach der gleichen Quelle prognostizierte sich Dryden Zeit und Art seines Todes — er starb am Brand eines Beines — auf das genaueste.

Der gelehrte Professor der Geschichte, Mathematik und Theologie zu Leipzig, Wittenberg, Hamburg und Danzig, Aegidius Strauch (1632—1682), schrieb Aphorismi astrologici und De terminis infestis.

Nach Riccioli schrieb der Dr. der Sorbonne, Charles Gontram, 1640 eine Verteidigung der Astrologie, und der Dr. phil. Karl Antonius, Professor der Astronomie zu Bologna, über die Direktionen.

Im Jahre 1699 entbrannte ein komischer Streit über die Übereinstimmung der Astrologie mit der Bibel zwischen L. C. Sturm, Professor der Mathematik zu Wolfenbüttel (1635—1703), und J. L. Hannemann, Professor zu Hamburg (1640—1724). Ersterer schrieb: „Bileams Abfertigung, oder gründliche Widerlegung der Astrologie und aller anverwandten Wahrsagerkünste aus der heiligen Schrift, der realen Philosophie, der unfehlbaren Mathesi und der Historie, in reinen und deutlichen Beweisthümern abgefaßt." Hannemann antwortete mit einer „Vertheidigung der Astrologie nebst 2 Fortsetzungen." Die ganze Sache dreht sich um auf beiden Seiten gründlich lächerliche Deutungen von Bibelstellen.

Seit Beginn des vorigen Jahrhunderts trat in der astrologischen Litteratur ein gewisser Stillstand ein, jedoch hörten astrologische Schriften nie auf zu erscheinen, namentlich in England und Nord-

amerika, wo aſtrologiſche Ephemeriden, Jahrbücher, Prognoſtika und Lehrbücher der Aſtrologie bis auf den heutigen Tag erſcheinen. Das beſte der letzteren wurde 1885 in London gedruckt und hat einen gewiſſen Pearce zum Verfaſſer.

In Frankreich ſchrieb Maury La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen-âge, welches zweibändige Werk eher eine Sammlung von Feen- und Elfenmärchen, als eine Geſchichte der Aſtrologie iſt.

In Deutſchland ſchrieben Schleiden, Uhlemann, Menſinga und Häbler ſchätzenswerte kleinere Arbeiten auf dem Gebiet der Aſtrologie. Bedeutender iſt die „Aſtrologie“ des Erlanger Profeſſors J. W. Pfaff, welche 1816 in Nürnberg erſchien. Pfaff ſchrieb auch aſtrologiſche Jahrbücher und einen größeren Aufſatz über Aſtrologie für J. F. von Mayers „Blätter für höhere Wahrheit“.

Bekannt iſt, daß faſt alle Somnambulen behufs ihrer Heilung gewiſſen Geſtirneinflüſſen ausgeſetzt ſein wollen, und vielleicht iſt der Urſprung der ganzen Aſtrologie auf Hellſehen zurückzuführen.

In Deutſchland machte um die Mitte unſeres Jahrhunderts der in München lebende Johannes Carl Vogt als Aſtrolog großes Aufſehen. Derſelbe iſt 1814 geboren, war urſprünglich Tiſchlergeſelle und hatte ſich auf die Aſtrologie gelegt, mit deren Hilfe er einige große Lotteriegewinnſte machte, ſodaß er von ſeinen Zinſen reichlich leben konnte. Nach ſeinem Biographen Ludwig Hauff[1]) ſoll er den Krimkrieg, den Fall von Sebaſtopol, den Tod des Kaiſers Nikolaus, die Geburt des Prinzen Napoleon uſw. vorausgeſagt haben. Ich laſſe dies dahin geſtellt ſein und halte mich an zwei ante eventum gedruckte Schriften Vogts. In der erſten derſelben: „Die in Erfüllung gegangenen und weiteren Vorherſagungen des Aſtrologen und Sehers zu München“, ebenda bei Giel, 1859, heißt es[2]):

„1. Deutſchland wird noch eines Sinnes werden, wenn auch ſpäter.
2. Der Krieg iſt für ganz Deutſchland unvermeidlich, und ſchwere Prüfungen ſtehen Deutſchland bevor.[3])

---

[1]) Der Aſtrolog und Seher von München. Ebd. 1858.
[2]) S. 25 u. 26.
[3]) Der Krieg von 1866.

3. Blutige Schlachten werden geſchlagen werden, und das einige Deutſchland wird endlich ſiegen, aber nur das einige Deutſchland.

4. Jede frühere Bemühung, Frieden zu ſtiften, wird vergeblich ſein; erſt müſſen blutige Schlachten in Italien und am Rhein geſchlagen werden, und dann erſt wird Friede und Ruhe werden.

5. Feſt und hoch ſollen die Deutſchen auf den Prinzregenten von Preußen vertrauen, ſeine Sterne zeigen gewaltige Dinge für die Jahre 1859, 1860 und 1861 an.[1])

6. Deutſchland wird aufgerüttelt werden, und eine Begeiſterung wird ſich kund geben, die Alles übertrifft, was bisher dageweſen iſt.

7. Die Bewegung der gegenwärtigen Zeit wird mit dem Sturze Napoleons und ſeiner Dynaſtie enden; ſeine Freunde ſtürzen mit ihm, oder ſie ziehen ſich noch bei Zeiten und wenn ſie merken, daß es mit ihm zu Ende gehen wird, zurück." [2])

10. Alle Fürſten Deutſchlands und alles Volk wird von Gott erleuchtet werden."

Eine ſolche Erleuchtung war wohl der Gedanke der Wiederherſtellung des deutſchen Kaiſerreichs.

Ganz ähnlich heißt es in Vogts „Horoſcop Napoleons III." München 1860.[3])

„Die Deutſchen ſollen feſt und hoch auf den Prinzregenten von Preußen vertrauen." Der Aſtrolog bemerkt hierzu weiter, daß der Prinzregent von Preußen an die Spitze der deutſchen Heere treten, daß er im Laufe des Kriegs ſich zum großen Feldherrn heranbilden und am Ende ein ſiegreicher und ruhmgekrönter königlicher Heerführer ſein und das zurückerobern werde, was Deutſchland vor Jahrhunderten verloren hat. Er wird großmütig, edelſinnig und gerecht handeln, nur ſich, nicht andern folgen und dadurch Glück und Sieg erringen; er wird klug regieren, beliebt werden und durch ſeine Leiſtungen als Regierender und Heerführer große Ehren erlangen.

Die erwähnte Einigkeit der Deutſchen wird, wenn man es am wenigſten glaubt, durch Öſterreich[4]) und Preußen erfolgen.

Infolge der Siege, welche am Ende Deutſchland über Frankreich erringen wird, wird Deutſchland alles verlorenes Glück, Länder wieder erobern, welche es vor Jahrhunderten verloren hat.

Napoleon wird, gefangen und verbannt eines gewaltſamen Todes ſterben.[5])

---

[1]) Die Regentſchaft und Krönung.

[2]) Man denke an das Verhalten Öſterreichs, Italiens, Englands und Dänemarks im Jahre 1870.

[3]) Seite 12 u. 13.

[4]) Öſterreich war allerdings der negative Pol.

[5]) Napoleon ſtarb zu Chiſelhurſt bekanntlich an einer Steinoperation.

Die gegen das Papſttum begonnene Bewegung wird damit enden, daß die weltliche Herrſchaft des Papſttumes aufhört, und große Reformen in der katholiſchen Kirche ſtattfinden werden.“ [1])

Auf die gegenwärtigen und kommenden ſozialen Verhältniſſe möchte ich endlich die in Kerners Magikon[2]) mitgeteilte Prophezeiung eines mir unbekannten Einſiedlers Orval anwenden:

„Die Beſitzenden werden von den Beſitzloſen zuletzt beſiegt. Eine Schreckensregierung wird eintreten. Die Häupter werden aus der Dunkelheit hervorgehen und wie Geſpenſter auftauchen. O, Blut! Blut! Man wird in Blut ſchwimmen! Und dann kommt der junge Fürſt!“

Soll das heißen, daß Kaiſer Wilhelm II. die ſozialen Kämpfe ſiegreich durchfechten wird?

---

[1]) Altkatholicismus.

[2]) Band V. S. 157.

Dritte Abteilung.

Das Divinationswesen.

Erstes Kapitel.

Die auf Hellsehen beruhenden Wahrsagekünste.

Man kann die fast zahllosen Divinationsgattungen in drei Klassen teilen, nämlich in eine Klasse von Wahrsagekünsten, bei welchen durch Betrachtung glänzender oder spiegelnder Gegenstände 2c. Hypnose und Hellsehen hervorgerufen wird; in eine zweite Klasse von Künsten, die auf magischen Bewegungsphänomen, deren primitivstes das Tischrücken ist, beruht; und in Loose, bei denen die magisch erregte Seele in nicht zum Bewußtsein kommenden Hellsehen durch das Projizieren geomantischer Punkte, durch das Werfen von Würfeln usw., durch das Kartenlegen, durch Aufschlagen von Schriftstellen 2c. häufig zutreffende Antworten erteilt. Diese letzteren Künste, welche von jeher für die unzuverlässigsten gehalten wurden, arten meist in alberne Spielereien aus, die auch die Angänge, die Augurien, die Haruspicien usw. sind, die nur kurze geschichtliche Betrachtung verdienen. — In eine besondere Klasse gehören noch die Chiromantie, Physiognomik, Metoposkopie usw., denn wenn auch die Seele dem Körper ihr Siegel aufprägt und ihn mit Merkzeichen stempelt, die ihm geschehene moralische Kraftäußerungen guter oder böser Art aufdrückten und die ihre

notwendigen Folgen haben müſſen, ſo gehört doch eine dem Hellſehen verwandte ſeeliſche Feinfühligkeit dazu, dieſe Marken zu erkennen, richtig zu deuten und auf die Folgen der moraliſchen Kraftäußerungen in einem meiſt jenſeits der Bewußtſeinsſchwelle bleibenden pſychologiſchen Prozeß zu ſchließen. Die Wahrſageträume und die auf ihr beruhende Traumdeutung ſind ein klares oder ſymboliſches örtliches und zeitliches Fern- und Hellſehen.

Uralt ſind die Beobachtungen, daß das Betrachten glänzender Steine Hypnoſe und Hellſehen hervorruft, und wenn Ariſtoteles, Plinius und Solinus ſagen, daß der Stein Heliotropius Augenverblendung hervorrufe, wenn Joſephus in ſeinen jüdiſchen Altertümern ſagte, daß Moſes und Salomo Vergeſſenheitsringe anfertigten, und wenn endlich Rhabanus Maurus ſagt, daß der Stein Ennectis den Beſchauer weisſagen laſſen, ſo haben wir allen Anlaß, an Hypnoſe und durch ſie erzeugtes Hellſehen zu denken.

Ganz beſonders beweiſt dies das Urim und Thummim, das aus ſechs hellen und ſechs dunkeln Edelſteinen beſtehende Bruſtſchild des jüdiſchen Hoheprieſters, welches dieſer anlegte, wenn er die Offenbarungen Jehovas erhalten wollte. Zwei Steine dieſes Schildes hießen Johalam und Ahaloma, was — von Halam, Träumen — auf durch den Traum zu erlangende Weisſagungen hindeutet; dieſe Träume können aber ſehr wohl durch Betrachtung der Edelſteine hervorgerufene Viſionen ſein. Es iſt ſo gut wie nichts Poſitives über die Weisſagung aus dem Glanz der Edelſteine bekannt; erwähnt werde nur, daß Clemens von Alexandria im erſten Buch ſeiner Stromata von einem Ring ſpricht, den der Tyrann Exceſtus von Phocis trug, welcher durch das Beſchauen desſelben die rechte Zeit für ſeine Handlungen erforſchte.

Von der Daktylomantie, der Weisſagung durch Ringe, ſprechen alle die Divination behandelnden Bücher, jedoch ſind die Mitteilungen ſehr allgemein gehalten, und aus ihnen iſt nur erſichtlich, daß man Ringe ſowohl zur Weisſagung als auch gewiſſermaßen als Talismane, die unter einer gewiſſen aſtrologiſchen Konſtellation gegoſſen wurden, zur Erreichung irgend eines Zweckes auf magiſche Weiſe benutzte. Das erſte iſt durch Lichtreflexe erzeugte Hypnoſe, die in Hellſehen übergegangen iſt. Das letztere

zieht ſich durch die ganze Geſchichte. Peucer[1]), Wier[2]), Delrio[3]), Schott[4]) ꝛc. erklären ſchon den Ring des Gyges auf dieſe Weiſe, nach Philoſtratus beſaß Apollonius von Tyana ſieben den Planeten geweihte Ringe, die er an jedem Wochentage wechſelte; ich ſelbſt beſitze Dutzende von Vorſchriften zur Fertigung ſolcher entweder aus dem Electrum magicum gegoſſener oder aus den den betr. Planeten geweihten Metallen gefertigter und mit gewiſſen Edelſteinen, Charakteren ꝛc. verſehener Ringe. Agrippa von Nettesheim widmet dieſen Ringen ein ganzes Kapitel ſeiner Occulta Philosophia[5]) und Gafarelli[6]) ſchrieb ſogar ein ganzes Buch über dieſe und ähnliche Amulete unter dem Titel: Curiosi-

---

[1]) Caspar Peucer, der Schwiegerſohn Melanchthons, wurde am 6. Januar 1525 zu Bautzen geboren, ſtudierte ſeit 1540 zu Wittenberg Medizin und Mathematik, wurde 1554 Profeſſor der letzteren Wiſſenſchaft, 1559 Doktor und 1560 Profeſſor der Medizin daſelbſt. Zu den freieren Anſchauungen Melanchthons ſich bekennend, war Peucer den Orthodoxen ein Dorn im Auge, und dieſe brachten es dahin, daß er von Kurfürſt Auguſt I. von 1574—1586 in Kochlitz und Leipzig gefangen gehalten wurde. Da man ihm im Gefängnis Schreibmaterial verweigerte, machte er ſich Tinte von Brotrinde und Bier und beſchrieb mit aus Federwiſchen gezogenen Federn die Ränder ſeiner Konkordienformel. Nach ſeiner Freilaſſung ging er nach Zerbſt, wo er als fürſtlich anhaltiſcher Leibarzt am 25. September 1602 ſtarb. Seinen zahlreiche Auflagen erlebenden Commentarius de praecipius divinationum generibus werde ich noch oft anführen.

[2]) u. [3]) über Wier und Delrio folgt im nächſten Buch näheres.

[4]) Caſpar Schott wurde 1608 zu Königshofen in Franken geboren, trat 1627 in den Jeſuitenorden und ſtudierte in Würzburg. Bei dem Einbruch der Schweden in Franken, ging Schott nach Palermo, wo er Theologie und Mathematik lehrte, und kehrte als Profeſſor der Mathematik nach Würzburg zurück, woſelbſt er am 22. Mai 1666 ſtarb. Er war einer der bedeutendſten Phyſiker des 17. Jahrhunderts. Von ſeinen vielen Schriften nenne ich hier ſeine Magia universalis, 2 Tom. Herbipol. 1657/77. 4°.

[5]) Lib. I. cap. 47.

[6]) Jacob Gafarelli wurde 1601 geboren, ſtudierte Theologie und orientaliſche Sprachen, wurde 1633 Doktor der Theologie, ſpäter päpſtlicher Protonotar und Dekan der Pariſer theologiſchen Fakultät zu Paris. Er bekleidete die Stellung von Richelieus Bibliothekar und ging in deſſen Auftrag nach Italien um ſeltene Bücher und Handſchriften anzukaufen. Im Jahre 1635 kehrte er nach Frankreich zurück und privatiſierte nach Richelieus Tod auf ſeinen reichen Pfründen. Er ſtarb zu Sigonce 1681.

tez inouies sur la sculpture Talismanique des Persans, Horoscope des Patriarches, et Lesture des Etoiles, Paris 1629, 8°. (auch lateiniſch und engliſch), wegen deſſen er von der Sorbonne am 4. Oktober desſelben Jahres zu einem Widerruf gezwungen wurde. Auch Petrus von Abano ſchrieb eine Abhandlung über die Bilder und Ringe. Nach Wier kaufte ein großer Kriegsfürſt des 16. Jahrhunderts einen ſolchen Ring, der Glück im Spiel bringen ſollte, für zwanzig Kronen. Wie P. Caſpar Schott in ſeiner Magia universalis erzählt[1]), hatte Guſtav Adolph einen ſolchen glückbringenden Ring, welcher nicht lange vor der Schlacht bei Lützen zerſprang, von ſeiner Mutter erhalten.

Mit dieſen Ringen brachte man auch die Spiritus familiares in Verbindung, welche nach dem Glauben der Zeit an ſie gebannt ſein ſollten. So ſagt Lercheimer in ſeinem „Bedenken von der Zauberey“:

„Bey etlichen bleibet er (der Teufel) für und für, haben ihn bey ſich oder daheim in einem Glaſe, ring, biſems knauff, tollich knauff, in ſilbern, bleyern, wächſern bildern, in eim todten kopff, in eim Hund, Katzen, Raben ꝛc. Nicht daß ein Geiſt ſich laſſe einſchlieſſen oder eingeſchloſſen werden möge: ſonder es iſt alſo verwilliget vnnd bedinget, wann der Zauberer ſeiner beger, ſol er ihn bey dem ding ſuchen vnd finden. — Wie dem Johann Carion ſein Geiſt antwortete, wann er die Hand, daran er den Ring trug, in dem der Geiſt ſaß, ans Ohr hielt.“

Daß der Hypnotismus, wenn auch nicht wiſſenſchaftlich erkannt, doch praktiſch ſehr viel ausgeübt wurde, ergiebt ſich aus dem im Mittelalter allgemein üblichen „Bannen“ und der „Augenverblendung“, wobei die Fascinierten thun oder empfinden oder ſehen mußten, was der Zauberer wollte. Cornelius Agrippa ſagt in ſeiner Occulta philosophia[2]), daß dieſes Bannen „durch Ringe ſodann durch den Blick, durch eine lebhafte Einbildungskraft und einen ſtarken Willen vollbracht werde“, womit alle Erforderniſſe zu einer völligen Hypnoſe gegeben ſind.

An dieſe Divinationsgattung durch Edelſteine und Ringe knüpft ſich die Entwickelung des Hellſehens durch anhaltendes Hinſtarren auf glänzende Metallgegenſtände, Kryſtalle und Waſſergefäße. So finden wir namentlich die Wahrſagung aus glänzenden Metall-

[1]) Pars IV. Lib. VI. pag. 556.

[2]) Lib. I. cap. 40.

bechern ſchon bei den älteſten orientaliſchen Völkerſchaften, und nach der Septuaginta war der Becher, welcher Joſeph dem Benjamin in den Sack legen ließ, der Becher, aus dem er zu weisſagen pflegte. Anſtatt der Becher bediente man ſich auch der Metallkugeln, Pfeile, Schwerter, Meſſer und Metallſpiegel, und Jakob Böhme kommt durch den „lieblich jovialiſchen Schein“ eines Zinnbechers zum Hellſehen, „ſo daß er nun zu dem innerſten Grunde oder Center der geheimen Natur eingeführet wurde und allen Geſchöpfen gleichſam in das Herz und die innerſte Natur hat hineinſehen können.“

Eine eigentümliche Methode, ſich in Hellſehen zu verſetzen, hatte der myſtiſche Schwärmer Quirinus Kuhlmann, geboren zu Breslau 1652, verbrannt zu Moskau am 4. Oktober 1689. Jöcher ſagt von ihm[1]):

„Er hatte ſein Muſeum, welches gegen Mittag zu angelegt, um und um mit buntem türckiſchen Pappier ausgekleibt. Wenn nun die Sonne hinein ſchiene, ſo blitzten deren Strahlen häufig von dieſem glatten Pappier zurück, und durch ſolchen ſtarcken Glantz meinte er ſeine Erleuchtung zu bekommen.“

Eine der bekannteſten auf obiger Baſis beruhenden Wahrſagungsarten iſt die durch das Schauen in glänzende Spiegel ausgeübte Katoptromantie. Schon in des Pauſanias Achaica wird geſagt, daß ſich vor einem Cerestempel in Achaja eine Quelle befand, zu deren Oberfläche Kranke unter Gebeten und Räucherungen einen an einer Schnur hängenden Spiegel hinabließen, worauf ſie den Verlauf der Krankheit in Bildern erblickten, die in dem Spiegel erſchienen. Auch zu Paträ war vor einem Minervatempel eine ähnliche Quelle, bei welcher die Kranken die gleiche Spiegelwahrſagung trieben.

Spartianus ſagt über den Betrieb der Katoptromantie durch Kaiſer Didius Julianus:

„Fuit praeterea in Juliano haec amentia, ut per Magos pleraque faceret, quibus putaret vel odium populi delinire, vel militum arma compesci. Nam et quasdam convenientes Romanis sacris hostias immolaverunt, et carmina profana incantaverunt, et ea quae ad speculum dicunt fieri; in quo pueri praeligatis oculis incantando, vertice respicere dicuntur, Julianus fecit. Tuncque puer vidisse dicitur et adventum Severi et Juliani decessionem.

Es iſt alſo offenbar Hellſehen mit Sinnesverſetzung, von Helmont Vikariat der Sinne genannt, geſchildert, welches auch ich vor wiſſen-

---

[1]) Gel.-Lex. Bd II col. 2180.

ſchaftlich und mediziniſch gebildeten Zeugen öfter hervorrief. — Intereſſant iſt, daß man im Altertum wie im Mittelalter die Spiegel beſchwor und Knaben als Medien verwendete. Man hielt nämlich die Ceremonien und das Material des Spiegels (hierher gehören auch die Erdſpiegel) und nicht das pſychiſche Vermögen des Hellſehens für das Agens. Nun können gläubige Gemüter, welche das Vermögen des Hellſehens beſitzen, durch dieſe Dinge wohl unterſtützt werden; aber hervorgerufen wird Hellſehen durch ſie nicht. Ich ſelbſt habe Hellſehen ohne alles Brimborium nur mittelſt eines Glasſtöpſels erzeugt. — Unmöglich iſt jedoch nicht, daß die Metallmiſchung, aus welcher die Spiegel gegoſſen wurden, mitwirkt, denn bei den Verſuchen des Dr. Gregory in Edinburg wurde Hypnoſe und Hellſehen am leichteſten durch die Betrachtung eines doppelt konvexen Stückchen Zinks erzeugt, in deſſen Mitte ein poliertes Kupferblättchen eingelaſſen iſt.

Aus dem Mittelalter ſind Dutzende von Vorſchriften zur Herſtellung magiſcher Spiegel erhalten, deren einige ich in meinem Fauſtbuch mitteilte.[1])

Catharina von Medici übte die Katoptromantie vielfach, und ſoll, wie Bodinus in ſeinem Werk De magorum daemonomania und Frommann in ſeinem Tractatus de Fascinatione mitteilen, ihren Spiegel über die künftigen Regenten Frankreichs befragt haben. Ihre Söhne erſchienen ſo vielmal, als ſie Jahre regierten, dann ging der Herzog Heinrich von Guiſe wie ein Blitz vorüber, worauf ſich endlich Heinrich von Navarra mehr als zwanzigmal repräſentierte. Wie bereits mitgeteilt, ſoll Lucas Gauricus der Magier geweſen ſein, der Catharina dieſe Bilder zeigte.

Man verband auch den Metallglanz mit dem des Waſſers, indem man mit Charakteren bezeichnete Gold- und Silberplättchen in mit Waſſer gefüllte Becken warf und ſich durch das ſtarre Betrachten derſelben in Hypnoſe und Hellſehen verſetzte. Dieſe Wahrſagungsart hieß Lecanomantie oder „Beckindeitelei“ (Beckendeutung), wie ſich Fiſchart in ſeiner Überſetzung der Bodinſchen Dämonomanie ausdrückt. Nach Kalliſthenes und Pſellus war dieſe Wahrſagung beſonders bei den Aſſyrern und Ägyptern und nach

[1]) S. 463 ff.

Cedrenus bei den byzantiniſchen Kaiſern im Schwang. Wier, Peucer und Hermolaus Barbarus[1]) — letzterer als Augen- und Ohrenzeuge — verſichern, daß bei dieſer Wahrſagungsart die Dämonen mit flüſternder Stimme geantwortet hätten. (Sollten ſie vielleicht Materialiſationen im Auge haben, da auch Cardanus bei hydromantiſchen Experimenten Geſtalten — wie Dee bei kryſtallomantiſchen — ſah?) Nach Pictorius von Villingen[2]) übten die Frauen ſeiner Zeit eine Art von Lecanomantie in der Weiſe aus, daß ſie unter dem Murmeln einer Formel bei geſchehenen Diebſtählen Brotkügelchen, in welche Zettelchen mit den Namen der Verdächtigen geknetet waren, ins Waſſer warfen. Das Kügelchen nun, welches ſich zuerſt löſte und das Zettelchen auf die Oberfläche des Waſſers aufſteigen ließ, enthielt den Namen des Diebes.

Da man die Erfahrung machte, daß ſchon der Anblick des Waſſers zur Entwickelung des Hellſehens hinreichend ſei, ſo war dadurch eine neue Wahrſagungsart, die Hydromantie, gegeben, wobei im Waſſer erſcheinende Bilder Orakel erteilten. So ſoll nach M. Varro das Bild des Merkur im Waſſer erſchienen ſein und Varro den Verlauf des mithridatiſchen Krieges vorausgeſagt haben. Nach Plutarch ſollen auch Numa Pompilius und Pythagoras die Hydromantie durch Citation von Göttergeſtalten ins Waſſer ausgeübt haben. Als wahrſagende Gewäſſer galten im Altertum die paliziſchen Quellen auf Sicilien, die zu Paträ in Achaja und das Junowaſſer zu Epidaurus. Pictorius von Villingen ſagt in ſeiner genannten Schrift noch[3]):

„Die Lacedämonier warfen in eine Quelle, welche Juon hieß, Stücke von Kuchen aus geweihtem Getreide, um aus ihren Bewegungen Glück oder Unglück zu weisſagen.“

Choniates erzählt von der Ausübung der Hydromantie auf Befehl des Kaiſers Andronikos Komnenos[4]):

---

[1]) Berühmter Humaniſt, griechiſcher Philologe, Dichter und Kirchenfürſt (1453—1493). Er iſt der Gelehrte, welcher der Sage nach den Teufel um die rechte Bedeutung des ariſtoteliſchen Wortes ἐντελέχεια befragt haben ſoll.

[2]) Pictorius war urſprünglich Schullehrer zu Freiburg i. B., ſtudierte daſelbſt Medizin, wurde Dr. med. und 1540 Stadtphyſikus zu Enſisheim. Er ſchrieb u. a. einen Tractatus de rebus non naturalibus.

[3]) Cap. 7.

[4]) Annal. Lib II nach Delrios Überſetzung.

„Seque totum permisit iis, qui futura ex aquis, quasi per caliginem conjiciunt, et imagines futurarum rerum, velut ex umbra solarium radiorum, consectantur. Ac ipse quidem iis nocturnis sacris interesse noluit, metu famae, ut arbitror: sed illud Hagiochristophoritae Stephano mandat. Is Setho adhibito, qui ab ineunte aetate talibus oraculis deditus, oculus propterea Manuelis Imperatoris jussu amiserat, certo ritu percunctatur: quis post Andronicum sit imperaturus? Malus genius in aquis primas nominis Isaaci literas exhibuit, sed ordine converso Si pro Is[1]); secunda responsione addidit fore: intra exaltationem crucis; atque ita plane accidit postea; intra illud tempus jussu Isaaci Angeli occiso Andronico."

Nach Delrio wurde zu Fez die Hydromantie in der Weise ausgeübt, daß man einen Tropfen Öl auf die Oberfläche eines mit Wasser gefüllten Bechers fallen ließ und das opalisierende Häutchen betrachtete. Nach dem gleichen Autor pflegten die deutschen Frauen aus den verschiedenen Geräuschen des Wassers zu weissagen. Auch die Schläge eines an einem Faden hängenden Ringes an den Rand eines Wasserbechers galten für Orakel.

Nur dadurch, daß das benutzte Wasser in bauchige Gefäße gefaßt wurde, ist die Gastromantie von der Hydromantie verschieden. Cardanus beschreibt gastromantische Experimente nach Josephus Niger und eigner Anschauung sehr ausführlich[2]): Man stellt eine mit Weihwasser gefüllte Flasche auf einen weißgedeckten Tisch in die Sonne. Auf den Mund der Flasche werden kreuzweise zwei Olivenblätter gelegt, drei brennende Wachskerzen um dieselbe gestellt und mit Weihrauch geräuchert, worauf man ein an die heilige Helena gerichtetes Gebet sprach. Bald darauf sahen die im Schatten stehenden Mantiker, eine schwangere Frau und ein Knabe,[3]) Gestalten im Wasser und zwar einmal einen Mann mit kahlem, vorwärts gebeugtem Haupt, und ein andermal einen rot gekleideten Mann. Cardanus selbst konnte nichts als eine Bewegung im Wasser wie von Sonnenstäubchen und ein eigentümliches

---

[1]) Ich erinnere daran, daß die modernen und mediumistischen Mitteilungen meist in Spiegelschrift erfolgen.

[2]) De varietate. Lib. XVI. cap. 93.

[3]) Schon Paracelsus sagt sehr richtig in seiner Occulta Philosophia, daß derartige Künste nicht auf Unschuld und Jungfräulichkeit, sondern auf das Donum, die natürliche Begabung, gegründet sind.

Blasenaufwirbeln beobachten. Das erste Phänomen dauerte sieben Minuten und das zweite drei Stunden an.

In meinem Faustbuch gebe ich hierhergehörige Vorschriften und Berichte.[1])

Cardanus berichtet noch, daß die Gastromanten das Haupt mit einem weißen Tuch verhüllten und gewisse Worte über das Gefäß murmelten, worauf das Wasser aufwallte und verschwand, so daß also mit dem magischen Sehen physikalische Manifestationen verbunden sind.

Eine der Gastromantie eng verwandte Wahrsagegattung ist die uralte Krystallomantie, die nach den alten Faustbüchern von Faust so viel geübt wurde, und bei welcher Autohypnose und daraus sich entwickelndes Hellsehen und später dramatische Spaltung des transscendentalen Subjekts sowie Geisterverkehr ursprünglich durch anhaltendes Anblicken eines Krystalls, einer Glaskugel und ähnlicher Dinge herbeigeführt wird.

In meinem Faustbuch gab ich Vorschriften zur Fertigung solcher Krystalle und ausführliche Mitteilungen über das krystallomantische Treiben John Dees und Eduard Kelleys am Hof der Elisabeth, Stephan Bathoris und Rudolphs II.[2])

Auf ganz gleichem Prinzip wie die vorigen Wahrsagekünste beruht die Onimantie oder Onychomantie, bei welcher einem Sensitiven der Daumennagel mit Öl und Ruß gesalbt wurde, worauf die Bilder in der von der Sonne beglänzten oder von einer Kerze beschienenen spiegelnden Fläche zum Vorschein kamen.

Martin Delrio erzählt[3]) von einem alten spanischen Soldaten, welcher zu Brüssel auf diese Weise die Abfahrt des Herzogs von Medina Coeli aus dem Hafen von Calais und die Gefahren beschrieb, welche dieser auf seiner Seereise erdulden mußte. Nach Johann von Salisbury[4]) war im 12. Jahrhundert die Magia specularia, wie obige Künste genannt wurden, allgemein üblich, und er selbst sollte als kleines Kind in dieselben eingeweiht werden.

[1]) S. 466 ff.

[2]) S. 472 ff. Siehe auch meine Schrift: John Dee, ein Spiritist des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1893.

[3]) Disquis. magic. Lib. VI; Lib. II. Quaest. II. Syntagma 4.

[4]) Policraticus. Lib. II. cap. 28.

Ein Prieſter, welchem er zur Erlernung der Pſalmen übergeben worden war, befahl ihm und einem etwas älteren Knaben, daß ſie ſich zu ſeinen Füßen hinſetzen ſollten. Er beſtrich ihre Nägel mit geweihtem Öl, ſprach unbekannte Namen und Beſchwörungen aus und fragte dann die Knaben, was ſie auf ihren Nägeln oder in einem polierten Becken ſähen. Der Mitſchüler des Johannes entdeckte allerlei zarte, aber dunkele Bilder; Johannes ſelbſt hingegen nahm gar nichts wahr als die äußeren ſich darin ſpiegelnden Gegenſtände. Johann wurde nun als zu magiſchen Unternehmungen untüchtig betrachtet und von ſeinem Lehrer nicht weiter zugelaſſen, wenn er die Magia specularia ausüben wollte. — Intereſſant iſt die Beobachtung des Johann von Salisbury, daß alle magi specularii in ſpäterem Alter ihr Geſicht verloren mit Ausnahme ſeines Lehrers und noch eines Prieſters, die aber aus Reue über ihre Verirrungen nach Clugny ins Kloſter gingen.

Vorſchriften und merkwürdige pſychologiſche Analogien, welche bei der univerſalgeſchichtlichen Ausübung dieſer Künſte anzutreffen ſind, habe ich in meinem Fauſtbuch gegeben.

Zweites Kapitel.

Die auf magiſcher Bewegung beruhenden Wahrſagekünſte.

Die Bewegungsphänomene und ihre Anwendung auf die Mantik, das Pſychographieren, ſind heute allbekannt, und Perty hat ſich in ſeinem „Spiritualismus“ große Mühe gegeben, verwandte Erſcheinungen bei wenig civiliſierten und wilden Völkern nachzuweiſen, während Jacolliot in ſeinem bekannten Reiſewerk[1]) ſehr ſchätzbare Berichte über derartige Vorkommniſſe bei den indiſchen Fakiren liefert. Dagegen fehlt noch eine Zuſammenſtellung deſſen, was die eigentlichen Kulturvölker älterer und neuerer Zeit auf dieſem Gebiete erfuhren und erforſchten bis zu dem Zeitpunkte, als am Ende des vorigen Jahrhunderts der italieniſche Mineraloge Amoretti und der Profeſſor Epps in Regensburg ihre bekannten Verſuche mit Schwefelkiespendeln, Gewichten uſw. machten, mit denen ſie die Bewegungsphänomene dem myſtiſchen Gebiet entrückten und in den Kreis exakter wiſſenſchaftlicher Beobachtung zogen.[2]) Leider vermochten dieſe Gelehrten ebenſowenig wie Schelling und der Phyſiker Ritter die Aufmerkſamkeit

[1]) Les Fakirs charmeurs, Paris 1881. Vgl. auch Jacolliots: Le spiritisme dans le monde. Paris 1875.

[2]) Ich habe dies in meiner Geſchichte des neueren Occultismus, S. 520 ff. ausführlich dargeſtellt.

ihrer ſchulgerechten Kollegen auf den von ihnen ſo genannten „Siderismus“ zu lenken, und noch heute ringen wir um die Anerkennung der überſinnlichen Urſachen, welche den ſogenannten ſpiritiſtiſchen Bewegungsphänomenen zu Grund liegen.

Ich will es verſuchen, an dieſem Ort die oben bezeichnete Lücke auszufüllen.

Aus Jacolliots Reiſewerk iſt bekannt, daß die Fakire Salvanidin-Odear und Covindaſamy Feigenblätter und eine ſchwere Metallvaſe auf ihren Befehl ſich in die Luft erheben ließen. Ganz gleichen Erſcheinungen begegnen wir in der Bibel und im Talmud: So holt der Prophet Eliſa vermittelſt eines Stäbchens eine in den Jordan gefallene Axt durch magiſche Anziehung herauf:[1])

„Und da einer ein Holz fällete, fiel das Eiſen ins Waſſer. Und er ſchrie und ſprach: Awe, mein Herr! Dazu iſt es entlehnet. — Aber der Mann Gottes ſprach: Wo iſt es entfallen? Und da er ihm den Ort zeigte, ſchnitt er ein Holz ab, und ſtieß ſelbſt dahin. Da ſchwamm das Eiſen.“

Ferner hat mit dem bei Jacolliot nachzuleſenden Emporſchweben der Feigenblätter ein im Talmud Bava bathra erzählter Vorgang die größte Ähnlichkeit. Es iſt daſelbſt vom Gebrauch des Urim und Thummim bei der Teilung Kanaans unter die zwölf Stämme Israels die Rede, und es heißt, Eleaſar habe das Bruſtſchild (Ephod, mit den Urim und Thummim genannten hellen und dunkeln Edelſteinen) umgethan, während Joſua mit ganz Israel vor ihm ſtand. Gleichzeitig hatte Eleaſar eine Urne mit den auf Zettel geſchriebenen Namen der zwölf Stämme und eine andere, in der Zettel mit den Namen der zu verteilenden Gegenden lagen. Eleaſar ſprach, die Hand auf die erſte Urne legend, beiſpielsweiſe: „Es ſteige Sebulon empor!“ worauf der Zettel mit dem Namen Sebulon emporſchwebte. Dann legte er die Hand auf die zweite Urne, worauf der Zettel mit dem Namen des Landſtriches Acho aufſtieg, den Sebulon erhielt.[2])

---

[1]) II. Könige 6, 5—6.

[2]) Vgl. Joh. Buxtorfi, „Fil. Exercitatio de Urim et Thummim“. Basil. 1659, 4°. pag. 303. In der Lutherſchen Bibelüberſetzung wird (Joſua 19, 10—16) nichts davon erwähnt, aber ſchwerlich würde der noch heute muſtergiltige Orientaliſt Buxtorf unbegründete Dinge ſchreiben.

Schindler will in seinem „magischen Geistesleben“[1]) die Teraphim zu Totenschädeln machen, durch deren Bewegung die Israeliten geweisſagt hätten. Jedoch ſagt der etwa ums Jahr 70 nach Christus lebende Karait Elieſer nur:[2])

„Was aber ſind die Teraphim? Man ſchlachtete einen erſtgeborenen Knaben, trennte ihm das Haupt ab und balſamirte es mit Oel und Salz ein. Darauf ſchrieb man auf ein Goldblech den Namen eines böſen Geiſtes und legte es unter die Zunge des Schädels. Endlich hing man das Haupt an der Wand auf, zündete Lampen an und fiel vor ihm nieder, worauf es mit den Zauberern redete.“

Von einer Mantik durch Bewegung iſt alſo nicht die Rede, wohl aber begegnen wir einer ſolchen in der Kephalomantie des Hexenweſens. Nach Benedikt Carpzows Praxix rerum criminalium[3]) ſtieß eine Hexe eines Abends das Haupt eines friſch begrabenen Knabens mit einem Grabſcheit ab und hing es mit einer Schnur zwiſchen zwei Fenſtern auf. In den geöffneten Schädel füllte ſie Hefe, Bier, Blut aus den Waden eines Leichnams und Milch aus den Brüſten von zwei Wöchnerinnen. Als das Haupt warm geworden war, fing es an ſich zu bewegen, und die Hexe wahrſagte daraus. So viel Tropfen der ekeln Flüſſigkeit zu Boden träufelten, ſo viel Menſchen konnte nach Carpzow die Hexe täglich mit Hilfe des Teufels töten.

Erſcheint dieſe Bewegung auch durch Gährung hervorgerufen, ſo mußte die Kephalomantie hier doch erwähnt werden, weil ich auf den Gebrauch der Leichenteile im Hexenweſen ausführlich ausführlich zurückkommen werde.

Von einer Bewegung durch die Tiſche ſpricht der 220 geſtorbene Kirchenvater Tertullian, indem er ſagt:[4])

„Porro si et magi phantasmata edunt et jam defunctorum inclamunt animas, si pueros in eloquium oraculi eliciunt, si multa miracula circulatoria praestigiis ludunt, si et somnia immittunt, habentes semel invitatorum angelorum et daemonium assistentem sibi potestatem, per quos et caprae et mensae divinare consueverunt .... Quanto magis illa potestas de suo arbitrio et pro suo negotio student totis viribus operari, quod aliena praestat negationi.“

[1]) S. 303.
[2]) Pirke Elieser, cap. 36.
[3]) Pars I, Quaest. 50, Sent. 25.
[4]) Apologia, cad. XXIII.

Ein Kommentator bemerkt dazu:[1])

„Selbſt die Tiſche wurden bei den Heiden zur Erteilung von Orakeln benutzt und ſprachen mit Hilfe der Dämonen"

Es iſt unklar, ob Tiſchrücken, Tiſchklopfen oder beides gemeint iſt.

Hermes ſpricht in Asklepius von der Kunſt „Götter zu machen", welche darin beſtand, Geiſter in deren Statuen zu beſchwören, daß dieſelben Töne und Bewegungen von ſich gaben, und Minutius Felix nennt als echtes, charakteriſtiſches Zeichen der diaboliſchen heidniſchen Mantik die geheimnißvolle Bewegung toter Gegenſtände,[2]) wobei er den Ausdruck gebraucht „sic rotantur."

Auch Julius Maternus Firmicus kennt dieſe oder ähnliche vermittelſt hölzerner Werkzeuge ausgeübte Künſte, die er natürlich dem Teufel zuſchreibt, indem er ſagt:[3])

„Dieſer Zerſtörer ſuchte ſtets ſeinen Kultus durch das Holz wieder herzuſtellen, damit er, weil er wohl weiß, daß das an das Kreuz geheftete menſchliche Leben mit der Unſterblichkeit bekleidet wurde, die Menſchen betrügen und in Verdammnis ſtürzen könne durch die Ähnlichkeit des Holzes."

Hinkmar von Rheims (801—882) zählt folgende von ihm als diaboliſch betrachtete Charakteriſtika magiſcher Erſcheinungen auf, die wir ſämtlich bei den ſpiritiſtiſchen Vorgängen beobachten können: 1. Bewegungen gegen die phyſikaliſchen Geſetze; 2. Wirkungen, welche die natürlichen und menſchlichen Kräfte überſteigen; 3. Uſurpation des Namens Verſtorbener; 4. Weisſagung der Zukunft und Schilderung örtlich entfernter Vorgänge; 5. nervöſes Zittern, Krämpfe, Zuckungen, Wut, Verluſt der Willensfreiheit ſolcher Menſchen, die magiſche Künſte ausüben oder deren Wirkungen erdulden; 6. irreligiöſe und unmoraliſche Neigungen.[4])

Auch in der aus dem zweiten Jahrhundert ſtammenden apogryphen Schrift „Von der Lehre der zwölf Apoſtel" heißt es: „Jeder Prophet, der, im Geiſt ſprechend (Trancereden?), dem Tiſch

[1]) Patrolog. Opp. Tertull. Tom. I. pag. 412.

[2]) Octav. cap. 26 u. 27.

[3]) De errore religion. profan. cap. 28.

[4]) Capitula ad Presbyteros parochiae suae.

geboten hat, wenn er daran rührt, iſt ein falſcher Prophet.“ — Es iſt alſo hier von der bekannten ſpontanen Bewegung der Tiſche die Rede.

Eine ähnliche Praxis übten die in den im nächſten Buch näher zu beſprechenden großen Zauberprozeß unter Kaiſer Valens verwickelten Magier aus. Dieſelben thaten nach dem nach Ammianus Marcellinus referierenden Cardanus folgende Ausſagen:[1])

„Sicque inquit Hilarius jam tortus: Tripodem hunc (aderat enim praesens, ut convincerentur,) ad similitudinem Delphici vasis ex lauri virgis infausto augurio fabricavimus consecravimusque. Et quoties erat, suffita domo Arabicis thymiamatibus, in medio illius tripodem collocabamus. Super tripodem stylus ex diversis metallis fabricatus suspendebatur. Atque in eo litterae singulae, seu elementa alphabeti, certis disjuncta spatiis per ordinem inscripta erant. Super mensam eandem vir unus stabat, linteum lineum capiti circumductum habens, lineaque chlamyde, lineis et caligis indutus, manu altera verbenae integram plantam, altera annulum consecratum, carphaticoque lino appensum tenens, supplicationibusque Deum futuri conscium invocans: demum insidebat cortinae ipsi, annulusque movebatur Deorum impulsu, tangens stylum et literas: conficiebat carmina heroica, quibus declarabatur responsum rei quaesitae, sicut olim apud Apollinem Delphicum et Branchiadas. Interrogantibus igitur illis de futuro Imperatore, annulus tetigit *Θεόδωρ*. Tunc unus e cirumstantibus, fato ita urgente, Theodorem dixit significari. Nam ubi *Θεόδωρ* jam composuissent, ultimum elementum requisiverunt, quod fuit *σ*, id est *s*, ut interpretaretur nomen Theodorus etc. Exitus fuit, quod Theodorus fuerit occisus, qui tamen erat vir maxime insignis, sanguine illustris, gravis, fortis, modestus, sapiens, humanus, omnibus carus.“

In dieſer Erzählung, die auch Sozomenus, Zonaras und Paulus Diaconus haben, wird ganz offenbar ein antiker Pſychograph beſchrieben, und vielleicht dürfen wir auch die ſich von ſelbſt bewegenden Dreifüßen, welche Apollonius von Tyana nach Philoſtratus bei dem Brahminen Jarchas ſah — falls überhaupt an der ganzen Sache etwas iſt —, eine Art Pſychographen ſehen.

Auch die Juden kannten — wahrſcheinlich von uralter Zeit her — dem Tiſchrücken verwandte Künſte, deren causa movens ſie in den Schedim, Elementargeiſtern, ſahen. Hier ein einſchlagender, wenn auch verhältnismäßig ſpäter Zeit entſtammender Bericht:

Ein aus Oſterberg bei Memmingen gebürtiger Jude, namens

[1]) De varietate. cap. 93.

Samuel Friedrich Brentz, war Chriſt geworden und hatte 1601 zu Oettingen eine „Jüdiſcher abgeſtreifter Schlangenbalg“ betitelte Schrift herausgegeben, worin er die Juden beſchuldigte, das „Tiſchaufgehen“ durch Zauberei zu bewirken. Ein Jude aus Offenhauſen, Dſalman Zebi, veröffentlichte gegen dieſe Schrift 1615 zu Hannover eine „Jüdiſcher Theriak“ genannte Apologie,[1]) in welcher er näher auf die Beſchuldigung des Brentz eingeht, daß „Mier machen mit Kischuph (Zauberei) den Tiſch aufgehen in fröhlichen Zeiten und lispeln anander schemot schel schedim (Namen von Elementargeiſtern) in die Ohren, ſo geht der Tiſch, ſo mit viel Zentnern beladen, in die Höhe.“ Zebi leugnet die Thatſache des „Tiſchaufgehens“ durchaus nicht; jedoch ſtellt er in Abrede, daß Kiſchuph angewendet werde; wohl aber werde es durch die praktiſche Kabbalah (Kabbalah maaschjit) bewirkt, deren Bücher bewieſen, daß die Kabbalah durch „schemot Kedoschim (heilige Namen) zugeht und mit maasch schedim (Werk der Elementargeiſter) is.“ Ferner fährt er fort: „So kann zu dieſem Tiſchaufgehen kein maasch schedim gebraucht werden, denn mier ſingen köſtliche mismorim (Geſänge) dazu, Adon olam jigdal (der Herr der Welt ſei erhöhet). So kan kein Teuffelswerckh leiden, wenn man Gottes gedencket. Was aber durch die Kabbalah und schemot H. K. B. H. umalachav (die Namen des Heligen, Geſegneten und ſeiner Engel) zugeht, das is erlaubt; denn dadurch ſieht man die Krafft Gottes, veschu Kabbala maasit (das iſt praktiſche Kabbala). Und alſo geſchiehet das Tiſchauffgehen auch, es werd kein Kischuph hierher gebraucht.“

Wie man ſieht, geht Dſalman Zebi weiter als die Spiritiſten, die ſich an den Geiſtern Verſtorbener genügen laſſen, während jener zu Adonai und den himmliſchen Heerſcharen hinaufgreift. Unbefangener und der Ausſage des Brentz nahe kommend, ſpricht ſich der Aſtronom Chriſtoph Arnold, ein 1697 zu Sommerfeld bei Leipzig geſtorbener Bauer, der ſich autodidaktiſch gebildet hatte, in einem aus dem Jahre 1674 ſtammenden Briefe an Wagenſeil über

[1]) Beide Bücher erſchienen zuſammen lateiniſch und mit Anmerkungen verſehen von Johann Wulfer unter dem Titel Theriaca judaica ad examen revocata. Norimb. 1681. 4°.

dieſe Sache aus und erzählt: ein Fürther Jude habe ihm mitgeteilt, er habe einmal etliche jüdiſche Studenten (bachurim), welche aus Würzburg nach Fürth kamen, in ſeinem Hauſe freundlich aufgenommen. Dieſe hätten ſich ihm dankbar erwieſen und für ſeine Güte Proben ihrer Kunſt, deren ſie ſich höchlichſt rühmten, zeigen wollen. Nun hätten ſie auf den Tiſch große Steine von vier Centnern Gewicht gelegt, auch geboten, die zuſchauenden Dienſtleute ſollten entweder mit auf den Tiſch ſteigen oder ihre Arme ſtemmen. Darauf hätten ſie einen heiligen Namen ausgeſprochen, und der Tiſch habe ſich in die Höhe gehoben und in Kraft desſelben Namens wieder geſenkt. Als dies nun bekannt geworden, ſei ihnen die Ausübung dieſer Kunſt in der Stadt verboten worden.

Auf die Bemerkung Arnolds dem Erzähler gegenüber, daß dies dämoniſche Kräfte ſeien, und daß die Juden, welche doch fromme Leute ſein wollten, hiermit nichts gemein haben dürften, hätten ſich andere anweſende Juden folgendermaßen geäußert: Die Mitwirkung böſer Dämonen ſei zugegeben; aber jeder von dieſen böſen Geiſtern habe einen guten Engel zum Herrn. Die guten Engel riefen ſie an, daß ſie den böſen Befehl gäben, dies oder jenes, was nicht böſe ſei, auszuführen. Überhaupt werde der Name Gottes hierbei nie gemißbraucht, da die böſen Geiſter nur bei ſolchen Anläſſen Gehorſam leiſteten, welche zur Verherrlichung Gottes dienten. Arnold fügt jedoch hinzu, daß andere Juden vor dieſem Unweſen dringend gewarnt hätten.

Wenn es auch nicht ausdrücklich geſagt wird, ſo unterliegt es nach der ganzen Sachlage wohl keinem Zweifel, daß das „Tiſchaufgehen“ auch zu mantiſchen Zwecken gebraucht wurde.

Altertum und Mittelalter kannten noch mehrere Wahrſagungsarten, welche auf den magiſchen Bewegungsphänomenen beruhen, ſo z. B. die Axinomantie oder Beilwahrſagung, deren ſchon Ariſtophanes, Plinius und Suidas gedenken. Man ſchlug ein Beil in ein rundes Stück Holz und brachte es ins Gleichgewicht. Darauf nannte man, wenn man z. B. einen Diebſtahl erforſchen wollte, die Namen der Verdächtigen; bei weſſen Namen nun das Beil eine Drehung machte, den betrachtete man als den Schuldigen.

Hierher gehört auch das berühmte Sieblaufen oder die Koskinomantie, eine Wahrſagungsart, deren ſich nach Bodinus

am Ende des 16. Jahrhunderts ſogar die königlichen Richter in Frankreich zur Aufſuchung der Hexen bedienten. Zwei Perſonen faßten mit einer Schere oder Zange ein Sieb ſo, daß ein Teil der äußern Rundung eingeklemmt war, und hielten es in die Höhe. Darauf ſprach man eine Zauberformel, welcher natürlich die treibende Kraft beigelegt wurde, und nannte die Namen der Verdächtigen. Die Drehung erfolgte dann wie oben.

Pictorius von Villigen verſichert in ſeiner 1563 gedruckten Schrift von der zeremoniellen Magie, daß es ihm auf dieſem Wege dreimal gelungen ſei, die Namen von Perſonen zu entdecken, welche ihm Geld und einen Hund geſtohlen und ein Vogelgarn zerſchnitten hatten. Nach Erasmus von Rotterdam[1]) war die Koskinomantie die damals gebräuchlichſte Wahrſagungsart, deren divinatoriſche Wahrheit natürlich ebenſoſehr von der magiſchen Begabung der Experimentierenden abhing als die der modernen Pſychographen. Auf den Konzilen zu Auxerre, Orleans und dem dritten lateraniſchen im Jahre 1179 wurde die Koskinomantie als „Loosbefragung des Holzes um Diebe zu entdecken," verboten.

Der Entdecker der Sonnenflecken, David Fabricius, ſchreibt am 1. Februar 1603 u. a. an Regler:

„So habe ich auch mit meinen Augen geſehen, ſonſt würde ich es nicht glauben, daß Jemand in Nürnberg durch das Siebdrehen einen Dieb ermittelte. Erſt glaubte ich, daß dasſelbe von der Geſticulation der Hände herrühre, aber, nachdem ich meine Augen gehörig angeſtrengt hatte, wurde ich der Meinung, daß es Affenſpiel des Teufels ſei, denn ſo ſpielt er durch Zulaſſung Gottes mit den Abergläubiſchen."[2])

Eine ähnliche Wahrſagung war ſelbſt bei den tuneſiſchen Seeräubern in der Übung. So erzählt der Polyhiſtor E. W. Happel[3]) eine Geſchichte von einem tuneſiſchen Seeräuber Haſſan,

---

[1]) Apophthegmata. Lib. VIII.

[2]) Unter Aberglauben verſtand man bis zur Aufklärungsperiode die Beſchäftigung mit den in einer aktiven magiſchen Kraft wurzelnden Dingen, deren Urheber natürlich der Teufel ſein mußte. Seit der Aufklärungsperiode heißt Aberglaube das Eintreten für Dinge, die ſich der materialiſtiſchen Erklärung nicht fügen.

[3]) „Wunderbare Welt" ꝛc. Ulm 1686, 4°. S. 303.

welcher vor ſeinen Raubzügen die Stichiomantie (ſ. unten) zu Rat zog, und fährt dann fort:

„Was nun von Aſans Zauberey gemeldet worden, das iſt unter den Seeräubern von Algier nichts Neues, ſondern gar gemein, wird aber durchgehends auf eine andere Manier verrichtet, nämlich, der Capitain des Schiffes, oder wo ſie ſtark von Schiffen, der Admiral, fordert die andern Officierer in ſeine Cäjute, daſelbſt ſtellen ſie ſich in einen Ring, und ziehen ihre Säbel von Leder, halten ſie alſo an einander, und Jeder nennt einen Ort, wo hinauß er Chriſtenſchiffe zu finden gedenke; Iſt nun an allen denen Orten nichts zu erwarten, ſo bleiben die Säbel ſtill, ſo bald aber einer einen Ort nennet, da etwas obhanden, ſo hebet der Säbel deſſen, der den Ort genennet hat an zu beben und zu bewegen, daß er ihn kaum in Fäuſten halten kann. Darauf gehen ſie ſämtlich dem Strich nach, finden auch allemal derſelben, wiewohl ſie dabei manchmal betrogen werden, dann der Teufel antwortet nicht auf die Frage, wo Leute, ſondern, wo Schiffe vorhanden. Alſo finden ſie zuweilen anſtatt begehrter Kaufleute Schiffe, wohl ausgerüſtete Orlogs- oder Krieges-Schiffe, die es ihnen machen, wie jene dem Aſan."

Das Siebdrehen wird wie das Schlüſſeldrehen oder die Klidomantie noch heute vielfach ausgeübt. Bei Ausübung der letzteren wird ein Erbſchlüſſel in eine Erbbibel gebunden und aufgehangen, während man im übrigen den beiden vorigen Wahrſagungsgattungen analog verfährt.

Durch die kurſächſiſchen Polizeiordnungen von 1572 und 1661 wurde der Tod durch das Schwert auf die Ausübung dieſer Wahrſagungsarten geſetzt[1]), welche nicht nur in Europa, ſondern auch in Amerika üblich waren, denn Cotton Mather berichtet[2]), daß in Maſſachuſetts „die Leute Beſchwörungen mit Sieben, Schlüſſeln, Erbſen, Hufeiſen, Nägeln und anderem Geräth trieben, um Dinge zu erfahren, für welche ſie eine unerlaubte Neugierde hatten."

Eine im Mittelalter und bis zur Roccoccozeit allgemein verbreitete Wahrſagungsart, war die Skyphomantie oder Becherwahrſagung, welche ähnlich wie das von Ammianus Marcellinus beſchriebene Pſychographieren ausgeübt wird. Man hielt einen an einem Faden befeſtigten Ring oder Türkis mit Daumen und

---

[1]) Dabei war Kurfürſt Auguſt I., der dieſe Verordnung veranlaßte, ſelbſt ein eifriger Geomant. Quod licet Jovi, non licet bovi gilt nirgends mehr als bei der Ausübung der Geheimwiſſenſchaften.

[2]) Memorable Providences relating to Witchcraft and Possession. London 1689.

Zeigefinger über einen mit Waſſer gefüllten Becher (deshalb nennt Delrio auch die Skythomantie eine Unterart der Hydromantie), und formulierte eine Frage; das Anſchlagen des Ringes oder deſſen Unbeweglichkeit bedeutete alsdann Bejahung oder Verneinung.[1]) Athanaſius Kircher erzählt in ſeiner Ars magnetica[2]), daß ſowohl er ſelbſt mit ſeinen Schülern, als auch mehrere andere gelehrte und fromme Leute zu Rom dieſes Experiment angeſtellt hätten, ohne daß es ihnen möglich geweſen ſei, irgend welche Wirkung zu erzielen. Caſpar Schott ſagt dagegen[3]):

„Dasſelbe habe auch ich bis zur äußerſten Ermüdung meines Armes häufig ohne jeden Erfolg verſucht. Ein Gleiches verſuchten würdige, gelehrte und fromme Männer ſowie viele meiner Schüler, unter denen ein Einziger war, welcher jedesmal unfehlbaren Erfolg hatte und zwar nicht allein mit einem über einen Becher ſchwebenden Ring, ſondern mit einem jeden neben einer Bank oder einem Tiſch aufgehangenen Gewicht. Er hat dies Experiment zu wiederholten Malen in meiner Gegenwart gemacht, aber das aufgehangene Gewicht that bald mehr, bald weniger Schläge, als der Tagesſtunde entſprachen.“[4])

„Daß dies übrigens durch die Kraft der Imagination geſchieht, thue ich aus dem Umſtande dar, daß die geſtörte Imagination die Bewegung hemmt. Denn als P. Melchior Cornäus in Frankreich war, kannte er einen gelehrten Mann, welcher auf das Hartnäckigſte behauptete, daß dies auf angedeutete Weiſe natürlich geſchehe und ihm unfehlbar zutreffe; er wende keinen Betrug an, habe keinen Pact mit dem Teufel geſchloſſen und finde auch keine andere Urſache. Pater Cornäus ließ einen mit Waſſer halb gefüllten Becher bringen und bat den Mann, den Ring in gewohnter Weiſe über den Becher zu halten, dann wollten ſie Beide ihre Imagination dahin richten, daß kein Erfolg ſtattfinden ſollte. Als dies geſchah, erfolgte keine Bewegung, worüber ſich jener Mann ſehr wunderte.“

Dieſe Erzählung iſt beſonders deshalb merkwürdig, weil uns in ihr die — allerdings unvollkommene — Beobachtung der Mediumität entgegentritt. Aber auch ſchon früher fehlte es an einzelnen

---

[1]) Wier ſagt ausdrücklich in ſeinem berühmten Werk De praestigiis Daemonum, Lib. II. cap. 12: Si, quod proponebatur, verum erat, annulus suo nutu, non impulsus, cyathum feriebat constitutis ictibus. Man unterſchied alſo ſchon 1563 die Äußerungen magiſcher Kraft von unbewußtem Muskelſpiel.

[2]) Colon. 1643, 4°. Lib. III. P. V. cap. 3.

[3]) Magia universalis, P. IV. Lib. IV, cap. 4.

[4]) Man glaubte nämlich, die Schläge des Ringes zeigten die Tagesſtunde an.

Beobachtungen phyſikaliſcher Mediumſchaft nicht: So erzählt Albertus Magnus,[1]) daß zu ſeiner Zeit zwei Knaben in Deutſchland geboren wurden, von denen der eine alle Thüren zur linken und der andere zur rechten Hand, an denen ſie vorübergetragen wurden, aufſprengten[2]), auch wenn ſie noch ſo feſt verſchloſſen waren. — Dieſe wunderbare Kraft, ſagt Albertus Magnus, könne nicht anders als aus einer verborgenen Eigenſchaft erklärt werden, welche die Kinder vom Himmel empfangen hätten. Albertus Magnus nahm nach mittelalterlichem Brauch zur Erklärung mediumiſtiſcher Eigenſchaften ſeine Zuflucht zu den Sternen. Anders Paracelſus, welcher das Vermögen des räumlichen und zeitlichen Fernſehens ſowie des Fernwirkens Nectromantia nennt. Dieſes Vermögen ſteht nach ſeiner Anſchauung dem ſideriſchen Menſchen zu, unter welchem Begriff er ſich den Aſtralkörper, der zugleich der Träger des Willens iſt, vorſtellt. Der ſideriſche Menſch nun oder der nektromantiſche Geiſt, welcher u. a. die in magiſchen Spiegeln erſcheinenden Bilder ꝛc. aus ſich heraus projiziert, iſt alſo der Urheber des Fernſehens und der nicht durch phyſikaliſche Urſache vermittelten Bewegung. Paracelſus ſagt:[3])

„Dieſer Geiſt erſcheinet in Spiegeln und Barillen (Kryſtallen), er treibt die Wünſchelruthen, vnd zeucht an ſich wie der Magnet das Eiſen, er treibet das Sieb vmb, er zeucht den flammen vom Liecht abe, dann er hat eine anziehende Kraft, alſo daß ſie an ſich zogen werden von den Dingen, die man ſuchet, wie das Eiſen vom Magneten.“

Ganz ähnlich drückt ſich van Helmont in ſeinem Aufſatz De magnetica vulnerum curatione über das Vermögen der Fernwirkung aus. Er ſagt:

„Ich ſage alſo, daß der äußere Menſch ein Thier iſt, welches fleiſchliche Vernunft vnd Willen gebraucht. Der innere Menſch jedoch iſt nicht Thier ſondern das wahre Bild Gottes.“[4])

„Wenn alſo Gott durch ſeinen Wink, ſein Wort wirkt, ſo muß der Menſch dasſelbe verrichten können, wenn er Gottes Ebenbild ſein ſoll.“[5])

---

[1]) Albertus Magnus: De motu animalium. Lib. III.

[2]) Aus derartigen Vorkommniſſen mag die Sage von der Springwurzel entſtanden ſein, welche ſich ſchon bei Joſephus: De bello Judaico, Lib. VII. cap. 25 findet. Das Aufſpringen der Schlöſſer bei Spukvorgängen iſt bekannt.

[3]) Philosophia sagax. Frankfurt 1571. Fol. fol. 55 b.

[4]) § 83.

[5]) § 91.

„Es iſt dies ebenſo ein Vorrecht des innern Menſchen, wie das Denken ein ſolches des Geiſtes iſt, wenn der Menſch Gottes Ebenbild und nicht ein zweckloſes Weſen ſein ſoll. Mag man auch dieſe Kraft eine magiſche nennen, ſo kann nur der Ungebildete darüber erſchrecken; ich würde ſie lieber eine geiſtige Kraft nennen.“ [1])

„Jene natürliche magiſche Geiſteskraft, welche wegen der Ebenbildlichkeit des Menſchen in die Ferne wirkt, liegt im Menſchen verborgen und ſchläft wegen unſerer Sünde; ſie bedarf der Auferweckung.“ [2])

„In unſerer Seele ruht eine von Gott gegebene magiſche Kraft, welche ihr deshalb eigenthümlich und zugehörig iſt, weil unſere Seele das Ebenbild Gottes iſt. Dieſe Kraft wirkt auf ganz andere, beſondere und zwar geiſtige Weiſe in die Ferne als wie mit körperlichen Hülfsmitteln, weil eben die Seele edler als der Körper iſt. Iſt dieſe durch die Sünde gleichſam ſchlafen gegangene Kraft wiederhergeſtellt und aufgeweckt, ſo bewegt und lenkt die Seele ebenſowohl ihren Körper, als ſie auch außerhalb ihres Gefängniſſes durch einen bloßen Wink entfernte Objecte beeinflußt.“ [3])

„Darauf ruht die ganze Baſis der natürlichen Magie und nicht auf Segen, Ceremonien und anderem Aberglauben.“ [4])

„Ich habe bisher gezögert, ein großes Geheimniß bekannt zu machen, nämlich handgreiflich zu zeigen, daß im Menſchen eine Kraft und Energie liege, welche allein durch den Willen und die Phantaſie auf die Außenwelt wirkt und ihren Einfluß auch auf ein weit entferntes Object geltend macht.“ [5])

Mit den Arbeiten der Patres Kircher und Schott hatten die Unterſuchungen der Bewegungsphänomene einen vorläufigen Abſchluß gefunden und wurden erſt dreißig Jahre ſpäter wieder aufgenommen, als die Wünſchelrute anfing in Frankreich und Deutſchland großes Aufſehen zu erregen. Bevor ich jedoch zur Schilderung dieſer Vorgänge ſchreite, muß ich einen Rückblick auf die Geſchichte der Wünſchelrute wie der Rhabdomantie thun.

Schindler will in ſeinem „magiſchen Geiſtesleben“ [6]) ſchon in dem Stabe, welchen Adam aus dem Holze des Lebens ſchnitzte, im Caduceus des Merkur, in den Stäben und Ruten der Minerva und Circe, des Odins und Lynkeus, wie in dem „Ruetelin“ des Nibelungenliedes Wünſchelruten ſehen, und das mit Unrecht, denn

---

[1]) § 93.
[2]) § 99.
[3]) § 123.
[4]) § 124.
[5]) § 168.
[6]) S. 302.

er verwechſelt den mythiſchen, Verwandlungen bewirkenden Zauberſtab mit der divinatoriſchen Rute.

Bei den Juden ſcheint die Rhabdomantie ſehr im Schwang geweſen zu ſein, denn die Stelle bei Hoſea[1]: „Mein Volk fragt ſein Holz, und ſein Stab ſoll ihm predigen“, wird allgemein auf ſie bezogen.

Moſes Maimonides ſagt über deren Ausübung:

„Es giebt Leute, welche auf folgende Weiſe wahrſagen: Sie nehmen einen Stab in die Hand und ſchlagen auf die Erde[2], bis ſie wiſſen, was ſie wünſchen. Von dieſem Gebrauch hat der Prophet geſagt: Mein Volk fragt ſein Holz, und ſein Stab ſoll ihm predigen.“[3]

„Es giebt eine pythoniſche Praxis, welche darin beſteht, daß man ein gewiſſes Rauchwerk opfert, in der Hand eine Ruthe von Myrthe bewegt und gewiſſe Worte ausſpricht. Alsdann bückt ſich der Träger der Ruthe, als wenn er einen unter der Erde Wohnenden befragen wollte, welcher ihm mit einer ſo leiſen Stimme antwortet, daß er die Antwort nur allein im Geiſt vernehmen kann, ohne etwas deutlich zu hören.“[4]

Nach St. Chryſoſtomus bedienten ſich die Wahrſager auf der Inſel Mytilene eines Tamariskenſtabes, weil Apollo in dieſen Strauch eine beſondere divinatoriſche Kraft gelegt habe.

Saxo Grammaticus ſagt, daß die Ruſſen und Frieſen lange vor ihrer Bekehrung die Rhabdomantie ausgeübt hätten.[5]

Es wird wohl nicht in Abrede zu ſtellen ſein, daß die Wünſchelrute ſo lange bekannt iſt, als es Metall- und Waſſerfühler giebt, und der Zufall mußte zu der Entdeckung führen, daß der Stab in der Hand derartig veranlagter Menſchen Bewegungen macht, welche von dem bewußten Willen gänzlich unabhängig ſind. Deshalb kamen denn auch die vernünftigeren der alten Naturforſcher, welche ſo frei als eben möglich von dem herrſchenden Teufelsglauben waren — namentlich im 17. Jahrhundert die Carteſianer — auf den Gedanken, daß die von den Metallen oder dem Waſſer ausſtrömenden Dünſte die Bewegungsurſache der Wünſchelrute ſeien.

---

[1] 4, 12.

[2] Soll dies auf die ſpontanen Bewegungen der Rute gehen, die abwärts ſchlägt?

[3] De Idolatria, cap. 2.

[4] Loc. cit. cap. 6.

[5] Hist. Dan. Lib. XXIV.

Die bald zu beſprechenden Verſuche Zeidlers, die ich ſchon im erſten Teil der Vergeſſenheit entriß und hier ergänzend behandle, haben dagegen gezeigt, daß dieſe Theorie eine keineswegs erſchöpfende, ja eine falſche, und daß das Schlagen der Wünſchelrute mit den übrigen durch überſinnliche Urſachen vermittelten Bewegungsphänomenen identiſch iſt.

Da es hier nicht darauf ankommt, den kulturgeſchichtlich allerdings ſehr intereſſanten Aberglauben zu ſchildern, welcher mit der Wünſchelrute getrieben wurde, ſo will ich nur kurz erwähnen, daß dieſelbe zuerſt in der „Eröffneten und blosgeſtellten Natur" des um 1430 zu Goslar lebenden Bergmeiſters Andreas de Solea[1]) erwähnt und ihr Schlagen den metalliſchen Ausdünſtungen zugeſchrieben wird.

Einer gleichen Anſicht iſt der berühmte Mineraloge Georg Agricola (1494 – 1555) in ſeinem epochemachenden Werk De re metallica. Bei ihm kommt ſchon die merkwürdige Äußerung vor, daß eine eigentümliche, die anziehende Kraft der Metalladern aufhebende Veranlagung der Menſchen die Schuld tragen, wenn die Rute nicht ſchlagen wolle. Er ſagt[2]):

„Verum, ut ipsi (die Ruthengänger) asserunt, causa motionis virgulae est vis venarum: eaque interdum tanta est, ut arborum prope venas crescentium ramos ad se flectat; — quod vis venarum virgulam, cum quidam e metallicis aut caeteris hominibus eam tenent in manibus, non vertat in causa est hominis proprietas quaedam singularis, quae vim venarum impedit atque alligat."

An einer andern Stelle neigt ſich Agricola dagegen zur abergläubiſchen Meinung ſeiner Zeit, daß die Beſchwörung der Rute und der Teufel die treibende Kraft ſeien. Dieſelbe Meinung vertreten der ſ. Z. hochberühmte Arzt Ulyſſes Aldrovandus[3]) (1522 – 1605), Athanaſius Kircher[4]) und — was man nach den erwähnten Pendelverſuchen nicht glauben ſollte — Caſpar

---

[1]) Über Solea ſ. Gmelins Geſchichte der Chemie, Bd. I. Thölde gab Soleas Buch als von Baſilius Valentinus verfaßt unter dem Titel „Bergbuch" oder „De Metallis" heraus.

[2]) Lib. II.

[3]) De metallis, Lib. II.

[4]) De magnete, Lib. III. P. V. cap. 3.

Schott.[1]) Auch Fabricius, der Entdecker der Sonnenflecke, ſagt in dem ſchon erwähnten Brief:

„Es fragt ſich, ob die Phyſik die Urſache davon angeben kann, daß die Bergleute mit der virgula aurea oder, wie ſie ſagen mit der „Haſſelenruthe"

Rutengänger nach Caſpar Schott.[2])

[1]) Magia univ. Pars. IV. Lib. IV. Syntagm. 4. cap. 1.

[2]) Ruten wie die in Fig. III u. IV abgebildeten benutzte noch Amoretti als „Elektrometer". Vgl. meine „Geſchichte d. n. Occultismus" S. 523 ff.

in den Bergwerken Gold- und Silbererze entdecken. Ich glaube, daß dies von dem Affenspiel des Teufels und dem menschlichen Aberglauben herrührt und könnte diesbezügliche Beispiele erzählen. Ein solches ist, das die angeklagten Hexen durch die Wasserprobe erkannt werden; wenn sie schwimmen, so sind sie schuldig, unschuldig jedoch, wenn sie untergehen. Dies kann keine physikalische Ursache haben."

Im 17. Jahrhundert wurde die Wünschelrute als obrigkeitlich autorisiertes Instrument vielfach angewendet, jedoch sind die Beweise selten, daß „Effect praestiret worden". Ich kann einen solchen beibringen aus der „Vera virgulae mercurialis relatio, Das ist Wahrhafftiger und gründlicher Bericht von den Wünschelruthen, wie solche zu Sulza an der Ilmen bey Ausgehung eines Saltzquells ohne alle Superstition ist abgebrochen und zum öfteren gebraucht worden, von Matthes Willen,[1]) Studioso Sulzensi. Jena, gedruckt bey Johann Werthern." (s. a.)

Während der Stürme des dreißigjährigen Krieges waren nämlich die Sulzaer Salzwerke in Verfall gekommen, und in sechziger Jahren blieben die Quellen ganz aus. Deshalb sandte im Jahre 1667 Herzog Friedrich Wilhelm III. von Sachsen eine unter dem Hofrath Hans Dietrich von Schönberg stehende Kommission, bei welcher sich ein „außerordentlicher Ruthengänger" befand, nach Sulza, und nun heißt es in obiger Schrift:

„Da nun der Saltzschreiber Jacob Abraham Christner und der Pfannenmeister Johann Christoph Zöllich etliche Anzeigen von demselben (dem Ruthengänger) erhalten hatten, haben diese nach Abreise jener Männer sich bemühet, noch etwas Bestimmteres zu erfahren, und als sie ziemliche Gewißheit von dem Saltzstrich durch die Ruthen bekommen, solches bey ihrer Behörde gemeldet, worauf obenerwähnter Herr von Schönberg und Johann Georg Forster auf Droschka D. J. U., Altenburgischer Cammer-Rath und Ober-Steuer-Einnehmer, den 15. September wieder anhergekommen sind, alles was berichtet war, selbsten untersuchet und befohlen haben, daß den 18. September hart am Lodergraben unter dem Herlitzberge ein Schacht zu sencken angefangen werden solte. Im Jahre 1669 hat das Saltzwerck nachdem man in dem den 18. September 1667 angefangenen Schachte endlich wieder eine herrliche Quelle gefunden hatte, sich wieder gehoben und zu Jedermanns Freude einen reichen Gewinn versprochen."

---

[1]) Wille schrieb als Magister: Von des Saltzes und seiner Quellen Ursprung, item von der Wünschelruthe Jena 1681 u. 1686. 4°.

Von dieſem Schacht ſind im Garten des Hotels zum Großherzog von Sachſen noch die Rudera zu ſehen.

In Frankreich überreichte im Jahre 1641 Martine Bertereau, Gattin des Baron Beauſoleil, Richelieu ein Memoire, laut welchem ſie durch die Wünſchelrute Ludwig XIII. zum reichſten Monarchen der Erde machen wollte. Das Memoire wurde jedoch nicht berückſichtigt.

Großes Aufſehen erregte dagegen im Jahre 1692 die Rutengängerei des franzöſiſchen Bauern Jaques Aymar, welcher durch dieſelbe Diebe und Mörder entdeckte. Am 5. Juli 1692 war nämlich zu Lyon ein Weinhändler mit ſeiner Frau auf ſo raffinierte Weiſe ermordet worden, daß vom Thäter jede Spur mangelte.

„Ein Nachbar, den die That äußerſt ſchmerzte, erinnerte ſich, daß er einen wohlhabenden Bauern mit Namen Jacob Aymar kenne, welcher ſich auf die Kunſt verſtünde, Räubern und Mördern nachzuſpüren. Er ließ ihn nach Lyon holen und ſtellte ihn dem königlichen Gerichtsprocurator vor, dem dieſer Bauer verſprach, daß er, wenn man ihn an den Ort, wo der Mord geſchehen, führte, damit er ſich die Impreſſion davon recht machen könnte, dem Schuldigen gewiß auf dem Fuße nachfolgen und ſie, wo ſie auch immer ſein möchten, ausfindig machen wolle.“

„Er geſtund, daß er hiezu eine Wünſchelruthe brauche; doch ſey es einerley, von was für Holz,[1]) zu welcher Zeit und ohne Ceremonien geſchnitten. Die Richter ſchickten ihn dann in das Gewölbe, worinn die That geſchah. Hier ſah man eines der ſeltenſten Phänomene. Der Bauer kam ganz außer ſich, ſein Puls ſchlug, als wie im heftigſten Fieber, und die Ruthe, die er in den Händen hielt, ſchlug an beyden Orten, wo man die entſeelten Körper des Weinhändlers und ſeiner Frau gefunden hatte, mit aller Macht. Sobald er nun die Impreſſion recht gemacht hatte, folgte er ſeiner Ruthe durch alle Gaſſen, durch welche die Mörder ihren Weg genommen hatten. Er ging in den Hof des Erzbiſchofs, und kam alſo an das Thor der Rhone, welches, da dies alles zu Nacht geſchah, verſchloſſen war.“

Wir wollen hier die von Eckartshauſen in ſeinen „Auf-

[1]) Man nahm an, daß z. B. eine Rute von Haſelholz auf Silber, von Eſchenholz auf Kupfer, von Fichtenholz auf Blei, von einem Mandelbaum auf Gold ſchlage, was ſeinen Grund in der Aſtrologie hatte. Auch ſollten die Ruten in der Johannis- oder Chriſtnacht, oder am Sonntagmorgen vor Sonnenaufgang unter gewiſſen Ceremonien geſchnitten und ein Rutenſegen dabei geſprochen werden.

ſchlüſſen über die Magie“[1]) nach dem Franzöſiſchen mitgeteilte Erzählung nicht weiter ausſpinnen, ſondern nur kurz erwähnen, daß Aymar die Mörder 45 Meilen weit zu Waſſer und zu Land verfolgte und „zur äußerſten Verwunderung der Wirthe und Zuſeher die Betten, darinn ſie gelegen, die Tiſche, an denen ſie geſeſſen, und die Krüge und Gläſer, die ſie berührt hatten,“ bezeichnete. Zu Beaucaire entdeckte Aymar einen der Mörder unter den Soldaten, da dieſer ſich unterdeſſen dort hatte anwerben laſſen. Der eine Mörder, Namens Boſſu, wurde nach Lyon zurückgebracht und legte ein umfaſſendes Geſtändnis ab. Der zweite Mörder war zur See gegangen.

Trotzdem wurden gegen Aymar Zweifel erhoben. Man führte ihn im Beiſein verſchiedener Perſonen wieder in den Keller, und man verband aus Argwohn, Aymar möchte als liſtiger Betrüger am rechten Ort die Rute abſichtlich drehen, demſelben die Augen; trotzdem aber ſchlug die Rute am richtigen Platz. Im Hauſe des Generalprokurators entdeckte Aymar noch in einem Bedienten den Urheber eines Diebſtahls von mehreren hundert Francs und legte vor dem Erzbiſchof von Lyon und zahlreichen Mitgliedern der höchſten franzöſiſchen Ariſtokratie eine Reihe überzeugender Proben ſeiner Begabung ab. Später nach Paris berufen, verlor Aymar — vielleicht in Folge der veränderten Lebensweiſe — ſeine Begabung und ſchwindelte dann gerade wie ſo viele unſerer modernen Medien.

Der Fall Aymar erregte ein ſolches Aufſehen, daß ein gewiſſer Vallemont ein in mehreren Ausgaben vorkommendes Werk „La physique occulte ou traité de la baguette divinatoire“ ſchrieb, welches auch von dem oben genannten Wille unter dem Titel „Der heimliche Naturkündiger oder Beſchreibung der Wünſchelruthe,“ Nürnberg 1694, ins Deutſche überſetzt wurde. Vallemont erkannte die Thatſachen voll an und ſuchte ſie nach carteſianiſchen Prinzipien durch hakenförmige Atome zu erklären, welche, von der Erde wie von der Rute ausſtrömend, ineinandergriffen und ſo die Rute zum Schlagen brächten.

Dieſe Schrift machte den zu Halle lebenden Privatgelehrten

[1]) München 1791. Bd. I. S. 258 ff.

Johann Gottfried Zeidler auf die Wünschelrute aufmerksam. Zeidler, geboren den 11. April 1655 zu Feinstädt, war Magister der Philosophie, gekrönter Dichter und während zwanzig Jahren Prediger zu Feinstädt im Mansfeldischen. Später legte er sein Amt nieder und privatisierte in Halle, wo er mit Thomasius, dessen Werke er zum Teil übersetzte, befreundet war. Er starb 1711. Jöcher nennt ihn[1]) „einen curiösen Mann und grossen Autodidactus, der mit der Wünschelruthe, davon er einen eigenen Tractat verfertiget, besondere Dinge prästirt, — hatte ein groß Ingenium."

Dieser Zeidler also experimentierte viel mit der Wünschelrute, wobei er außerordentliche Erfolge errang und seine Erfahrungen sowie seine geistreichen Theorien in einem der merkwürdigsten Bücher niederlegte, welche die geheimwissenschaftliche Litteratur kennt. Dieses Werk ist betitelt:

„Pantomysterium oder das Neue vom Jahre in der Wünschelruthe, als einem allgemeinen Werkzeug menschlicher verborgener Wissenschaft. Sammt Widerlegung des dabey gehegten Aberglaubens. Der frantzösischen Physica Occulta entgegengesetzet." Mit Vorrede von Christian Thomasius. Halle 1700. 8°.

Da das Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg gewidmete Pantomysterium, welches eine Anzahl durchaus exakter Beobachtungen enthält und in jeder Beziehung Wichtigkeit besitzt, heute so gut wie unbekannt ist, so müssen wir etwas näher auf dessen Inhalt eingehen.

Zeidler war entschieden ein mediumistisch veranlagter Mann, denn er erzählt,[2]) daß er im Traume lange griechische und französische Reden gehalten und lateinische wie griechische Gedichte, von denen er Proben mitteilt, gemacht habe, was ihm wachend sehr schwer gefallen sei. Einstmals erschien ihm der berühmte Humanist Emanuel Chrysoloras (1362—1410) im Traum und diktierte ihm ein mitgeteiltes griechisches Distichon. Wäre nun Zeidler im Aberglauben seiner Zeit befangen gewesen, so würde er das Distichon dem Teufel, oder wäre er einer unserer spiritistischen oder theosophischen Heißsporne gewesen, den „lieben Geistern" resp. den

[1]) Gel.-Lex. Bd. IV. col. 2170.

[2]) In der Vorrede.

Fabelweſen, den Mahatmas, zugeſchrieben haben. So aber war er ein ruhig denkender deutſcher Gelehrter, weder Gallo-, noch, was noch widerwärtiger, Anglomane, und ſah als ſolcher in dieſem ſeltſamen Traumleben nur ein merkwürdiges pſychiſches Problem.

Schon bevor Zeidler mit der Wünſchelrute bekannt geworden war, hatte er die Beobachtung gemacht, daß Ruten und Stäbe unter ſeiner Hand Leben gewannen. Er ſagt darüber:[1])

„Ich habe wohl ehe mich gewundert, wenn ich eine ſchwanke Ruthe von Holtz ohne Unterſchied wie einen Bogen gekrümmet, wann ſie mit Gewalt niederwärts gangen oder mir zurück nach dem Geſicht geſchnellet. Ich habe ſie gehalten, was ich aus Leibeskräften konnte, aber es halff Alles nichts, denn das Holtz ſolte und mußte ſeinen Willen haben, und meine Hände waren doch ſtärker als das Holtz. Hielt ich dann zu ſtarck, und das Holtz war jung und weich, ſo ging es in Stücken, und ich that ihm doch nichts, oder drehte ſich aus der Form wie eine Winde, damit man Reißigwellen bindet."

Zeidler ſchrieb dieſe Bewegung der Anima sensitiva des Holzes zu, machte aber ſpäter die Erfahrung, daß ihm auch metallene Gegenſtände zerbrachen. So ſagt er:[2])

„Sind mir doch ehe eiſerne und meſſingerne Lichtputzen zerbrochen, unerachtet ich ſie nur etwa über eine ſilberne Schuhſchnalle meines Fußes gehalten[3]) oder über ein Liecht, einen Brieff ꝛc. Warum ſolten ſie nun nicht über einer Brunnquelle zerbrechen, da ſie wohl über geringeren Dingen brechen müſſen? Es iſt beſſer, die Ruthen brechen, denn daß das Baſt von den Händen abgehe, wie mir oft geſchehen, daß ich Blaſen an den Händen gehabt und gute Freunde warnen müſſen, ſie ſoltens gehen laſſen, wolten ſie nicht etwas davon abkriegen. Daß ich unwiſſend Wünſchelruthen in den Händen gehabt, ließ ich mir nicht träumen. Ich ſuchte den Eſel und ritt darauf."

Trotzdem hielt Zeidler nichts von der Wünſchelrute, weil er eben nur den mit ihr getriebenen Aberglauben kannte, und wurde erſt durch Vallemonts Physique occulte zu einem genaueren Studium angeregt. Er ſagt nun im Zuſammenhang mit dem eben Mitgeteilten weiter:

„Ich las die Physique occulte und vergnügete mich ſehr darinnen, wie wohl mir eines oder das andere disputirlich vorkam. Indem machte ich mich mit Bergleuten bekannt und erlange von einem berühmten Ruthengänger

[1]) S. 160.

[2]) A. a. O.

[3]) Man denke an Zöllners Bettſchirm.

H. Joachim Thürmern Nachricht, wie die Ruthen zu halten, welcher mir aus Höflichkeit ein paar solcher Dinger, die ich damals zum ersten Mal sah, verehrte. Die Ruthe schlug mir bald wie ihm auff einen praetendirten vergrabenen Schatz. Ich wußte mich trefflich viel damit und schickte die Ruthe heilig eingefüttert nach Hause, meinte, ich würde dergleichen bald nicht mehr erlangen, wenn diese zerbrochen oder verloren würden."

„Sobald ich nach Hause kam, wollte ich meine Kunst probiren. Die Ruthe schlug mir fast aller Orten im Hause. Ich durchkreuzte alles, wo ich ging und stand, hatte aber keine gewisse Intention dieses oder jenes zu suchen, sondern ich ließ der Ruthe ihren Willen und wolte nur sehen, wie sie sich anlassen wolte. So ging sie denn bald sachte und schwächlich in der Hand niederwärts, bald drehte sie sich mit aller Macht und ging geschwinde herunter bis sie bald horizontal stand. So meinte ich, wo sie sachte schlüge, wäre nur etwa ein klein Stückchen Geld oder ein Nagel verborgen, und wo sie stark schlüge, finde sich ein Mehreres."

In dieser Meinung fand sich jedoch Zeidler, welcher nunmehr mit selbstgeschnittenen Ruten operierte, getäuscht; er machte jedoch die Beobachtung, daß die Rute nicht nur auf Metall, sondern auch auf alle möglichen Gegenstände: Feuer, Wasser, Vegetabilien aller Art, Fußstapfen u. a. m. schlage.

„Unterdessen versuchens meine Leute im Hause allzumal mit der Ruthe. Unser waren damals zwölfe. Sie schlug allen, ausgenommen dreien. Wir waren unterschiedenen Alters und Geschlechtes, unterschiedener Complexion. Ja sie schlug auch meinen kleinen Sohn von vier Jahren. Und der älteste Sohn, damals von 13 Jahren, ließ die Ruthe animi causa auf seinen kleinen Bruder schlagen, und als der Kleine aus der Stube in den Hof gelaufen, suchte er ihn mit der Ruthe; sie schlug ihm auff alle seine Fußtapfen durchs Haus und durch den Mittelhof, und fand ihn endlich im Hinterhofe unter der Chaise sitzen. Ich wolte es nicht glauben, bis ich nach vielen Proben befand, daß ich und mein Sohn auch Menschen, nicht nur Mörder finden könten, so gut als Jaques Aymar. Ich ließ meinen Sohn zu unterschiedenen Mahlen ins Gebüsch in den Wald hinein gehen zur Rechten oder Lincken des Weges, wie er nur wolte, ich blieb weit zurück und konte nicht sehen, wo er hingieng, verfolgte ihn aber mit der Ruthe in die 1000 Schritte ins Holtz hinein; sie führete mich viele Schlangengänge durch dick und dünn, daß ich gar verzagte und fand ihn doch endlich, da er denn bekannte, er hätte mit Fleiß solche krumme Schlangenwege gemacht, in der Meinung, ich würde ihn nicht finden."

„Zu anderer Zeit suchte ich ihn in einer benachbarten Stadt, als er von mir gangen und nicht bald wieder kommen, auff der Gassen die Länge hinab, fand, daß er durch ein großes Haus durch den Hof ins Amthaus gangen und mich da gesuchet, wie die Leute berichteten. Ich gieng die Gasse

hinein zurück den Fußtapffen nach in eine kleine Gaſſe und zwar nicht zehn Schritt von ihm, da er um einen alten Thurm herum mir entgegenkam. Ich ſagte mit dem Archimede εὕρηκα und bildete mir ein, ich hätte nun von Jaques Aymar das alterum tantum."

Da nun die Rute, wenn Zeidler ſeine Gedanken nicht auf einen beſtimmten Gegenſtand fixierte, auf alles Mögliche ſchlug, während ſie in den beiden letzten Fällen nur die Fußſpuren angegeben hatte, ſo ſah Zeidler:

„daß es an meiner Intention gelegen wäre, die ich ſonſt auf nichts als auf die begehrten Fußtapfen gerichtet. Und dieſes war das andere εὕρηκα, daß des Menſchen Gedanken und Intention machen, daß die Ruthe nicht auf allerlei Dinge promiscue ſchlagen darf, ſondern nur auf das, was man ſuchet und zu wiſſen begehret."

„Ich ließ mir Dr. Lutheri und Philippi Melanchthonis Bildniſſe mit weiſſem Pappier zudecken, daß ich nicht wiſſen kunte, wo dieſer oder jener lag. Ich ſuchte Lutherum und ſchlug die Ruthe auff ihn und nicht auff Melanchthon. Wiederum ſuchte ich Philippen, und die Ruthe wolte nicht auff Lutherum ſchlagen. Man wolte mich probiren, ob ich wiſſen könte, in welchem Jahr dieſer oder jener Unbekannte geſtorben ſey. Ich ſchrieb etliche Jahreszahlen nacheinander hin in gewiſſer Diſtanz nach Belieben derer, die mir das Problema auffgaben und traff gemeiniglich, wiewohl nicht allezeit die richtige Jahreszahl. Alſo auch das Jahr, wenn einer geboren. Ich dachte, kann man denn mit der Wünſchelruthe die Zeit errathen, ſo habe ich ja eine perfecte Uhr daran und kann alles Aufziehens und Stellens überhoben ſeyn und meine beiden Uhren zu Gelde machen. Ich zeichnete die Stunden und Viertel in einem Cirkel auff den Tiſch, es ſchlug dahin, ſo hoch es an der Zeit war. Ich dachte ferner: ſchlägt die Ruthe auf die Zeit, ſo kann ja wiſſen, welche Zeit das oder jenes geſchehen ſoll. Meine ſelige Frau war verreiſet und ſolte Abends wiederkommen. Ich machte meinen Compaß wie ſonſt, hatte meine Intention nur auff deren Wiederkunfft gerichtet, die Ruthe zeigte mir ein Viertel auff 8, damit wußte ich, wann meine Leute ſolte heiſſen, das Abendbrot fertig zu halten. Ich wandte den Seiger (d. h. ich wandte die Sanduhr um); um 1/4 auff 8 ließ ichs Thor auffmachen, da kam meine ſelige Frau um die Ecke herum gefahren."

„Ich kunte durch die Hülffe der Wünſchelruthe wiſſen, wo ein Menſch unter der Erde, z. E. im Keller, verborgen war, ja ob ein Hnmſter in ſeinem Loch allein war, oder ob er ſeine Gemahlin bey ſich hatte. Ich fand Möhren, ſo unter dem Graben im Schutt verpaddelt, Erdäpfel und dergleichen, da Niemand wußte, wo ſie ſtacken. — So war mir in ſolcher Geſtalt unbekannte Wege zu finden nicht ſchwer. Wenn des Winters alles hoch verſchneiet und keine Spur zu finden, daß man nicht wußte, wo man war, und befürchtete, in ein Loch zu fallen, ſtieg ich vom Schlitten ab, ging mit meinen Stieffeln voran durch den dickſten Schnee und recognoscirte mit der Ruthe den rechten

Weg. Habe auch wohl ehe mit der Wünſchelruthe ohne alles Fragen mich des rechten Weges nach dieſem und jenem Ort erkundiget. Ich habe einsmals in großem Regen, da kein Menſch war, der Nachricht geben konnte, im Buſche einen Kalkſteinbruch und den Weg zum nächſten Dorffe, da ich vom Regen einkehrete, gefunden. Ich habe in fremden Kirchen mit Hülffe meiner Ruthen geſagt, wo Jemand in einem Stuhle geſeſſen oder nicht. Welches ich auch im Auditorio des Herrn Thomasii, Churfürſtlichen Rathes und Professori zu Halle, in ſeiner, des Herrn Professoris und deſſen Herren Söhne auch vieler vornehmer Studenten praestiret. Ich bat, daß einer ſeine Hand auf die rechte oder lincke Seite eines auffgeſchlagenen Buches legte, und ich wußte, wo die Hand gelegen. Andere mußten zu anderer Zeit mit einer Citrone einen Kreuzſtrich über den Tiſch machen, und ich kunte wiſſen, ob ſie den Strich durch die Ecken oder mitten durch gemacht."

„In dieſen und andern unzähligen Proben verſpürte ich, daß die Bewegung der Ruthe ſehr ſchlüpffrich und flatternd war, nachdem ich die Gedanken hin und her fliegen ließ, und je gewiſſer und ſteiffer ich meine Gedanken gleichſam pro imperio auff die Sache richtete, je beſſer ſchlug die Ruthe. — Und ob ich wohl allezeit kunte mit der Ruthe gehen bey allerley Beſchaffenheit des Leibes und Gemüthes, ſo traf mir doch nicht Alles ohnfehlbar ein, ſondern immer einmal beſſer, denn das ander. Welches ich meinem unruhigen mercurialiſchen Ingenio und extraordinairen Circulation des Geblütes imputire, wie auch der Uebereilung und fremder Verhinderung. Daß ich ſolte groſſe Mattigkeit dabei vermerkt haben, wie Jacques Aymar, ungeachtet ich Diebe und dergleichen Leute geſucht, kan ich eben ſo genau nicht ſagen, wiewohl ich eine überaus empfindliche Natur habe und vermeine, der Puls ſchlage mir ſtärcker, wenn ich lange nach einander die Ruthe führe, als er mir ſonſt thut. Wovon ich aber eben nichts Gewiſſes berichten kan, quia utrius rei plures possunt causae. Und bedarf Alles noch ſehr genauer Unterſuchung."

„Ich war begierig zu wiſſen, wo es eben an des Menſchen Hand und Gedancken gelegen, daß die Ruthe ſchlüge. Ich verwahrete meine Hände, zog dicke Handſchuhe an, verband ſie dick mit Tüchern, und die Ruthe ſchlug nichts deſto weniger. Ich nahm zwei runde lederne Ballen an zwei lange Hölzer oder Degen, nahm die Hölzer oder Degen mit den Ballen, dadurch die Wünſchelruthe geſtecket, in die Hände, ſo daß ich weder die Ballen noch die Ruthe anrührete, ſondern nur das Holz oder den Degen am äußerſten Ende, wohl zwei Ellen von der Ruthe anfaßte, und die Ruthe ſchlug gleichwohl, als wenn ich ſie mit der Hand berührte."

Intereſſant iſt, daß Zeidler ſeine rhabdomaniſche Kraft in einer Weiſe auf andere Perſonen übertragen konnte, welche mit der bekannten Übertragung des second sight durch Berührung und Deaſilgehen[1]) große Ähnlichkeit hat. Er ſagt:

[1]) Vgl. hierüber meine „Geſchichte d. n. Occultismus". S. 515.

„Ich kenne eine Perſon, J. N. Z., der die Ruthe niemals ſchlägt, dieſe curirete ich alſo: Ich ließ ſie die Ruthe halten, wie es ſich gehöret, trat hinter ſie und griff ihr beide Hände am Puls mit meinen beiden Händen an, ſo lange bis ſie erwarmeten, worauff die Ruthe erſtlich anfieng ein wenig zu zittern, bis ſie nach und nach immer ſtärcker und ſtärcker ſchlug, und ich hatte doch die Ruthe nicht angerühret."

„Andern verhinderte ich eine Perſon, der die Ruthe fertig ſchlug, und verſprach ſie ihr, daß ſie ſich nicht regete, indem ich ſie nur ſtraff anſah und gleichſam befehlsweiſe ſprach: Es ſoll nicht ſchlagen, es ſoll nicht ſchlagen!"

„Worüber ſich jedermann verwunderte und meinte, ich könne vielleicht mehr als Brod eſſen, da ich es doch alſo nur ſcherzweiſe verſuchte, und nichts weniger gedacht, als daß es mir gleich ſofort angehen ſolte. Die Ruthe ſchlug ihm nicht, bis ich wiederum ſprach: Es ſoll ſchlagen. Regierte alſo die Ruthe nicht nur bei mir, ſondern auch bei Andern nach meinem Wollen und Gedanken."

Ja Zeidler hielt durch ſeinen Willen ſogar den herabrinnenden Sand in einer Sanduhr auf, wenn er ſich nicht getäuſcht hat, denn an ſeiner bona fides iſt nicht zu zweifeln. Er ſagt:

„So ſage mir der Autor (es iſt Vallemont und ſeine Theorie der hakenförmigen Atome gemeint): Was iſt es, das ich ins Glas bringe, wenn ich den Sand im Sandſeiger nach meinem Gefallen bald ſtillſtehend, bald wieder lauffend mache, da ich dds Glas nicht öffne, noch den Seiger anrühre?"

Thomaſius, welcher die übrigen Experimente Zeidlers bezeugte[1]), ſagt, daß er dieſes Experiment nicht geſehen habe und es deshalb bezweifle, wozu Zeidler in einer Anmerkung am Schluß des Regiſters ſagt:

„Das Experiment mit dem Seigerſand iſt richtig genug und kan man es alle Augenblick bey mir ſehen."

Recht wichtig in Bezug auf das moderne Gedankenleſen iſt folgende Stelle:

„Nun entdecket die Ruthe (Anmerkung am Fuße der Seite: der Menſch mit der Ruthe) die Gedanken der Menſchen, denn ſie ſchlägt auf Malſteine, Contracte, Diebſtahl, auf das, ſo man durch geſtohlen Geld gekaufft hat, und auff viele Dinge, ſo nur moraliſch ſind."

Da ich das, was über Zeidler noch zu ſagen iſt, in meiner Geſchichte des Occultismus mitteilte, ſo kann ich hier die Darſtellung der auf der magiſchen Bewegung beruhenden, dem Tiſchrücken verwandten Wahrſagekünſte ſchließen, um ſo mehr, als die Zeitungen ausführlich über moderne Rutengänger berichten, und

---

[1]) S. m. „Geſchichte d. n. Occultismus" a. a. O. u. ff.

Schindler in seinem „Magischen Geistesleben“ [1]) das sehr richtige Wort sprach:

„Der Weg für das Experiment ist eröffnet; das oft verlachte „Tischrücken“ wird der Weg werden, die tiefsten Probleme der Menschennatur zu lösen, allen Aberglauben zu tilgen, aber auch manches als Aberglauben Verlachte wieder einzureihen unter die naturgemäßen Vorgänge einer magischen, schöpferischen Thätigkeit des Menschengeistes.“

Unvollständig aber würde meine Arbeit sein, wenn ich nicht zu dem mit dem Tischrücken in Zusammenhang stehendem Tischklopfen geschichtliche Beiträge geben wollte, soviel sich eben eruieren lassen:

Schon die Akkader kannten aller Wahrscheinlichkeit nach die Klopflaute, denn Lenormant macht einen Teil des Sargonschen Auguralwerkes bekannt [2]), worin eine Reihe hölzerner Möbel und Teile des Wohnhauses genannt sind, aus denen die prophetischen Laute (akkadisch: Ku-a, assyrisch: assaput) hervortönten. Leider sind jedoch die näheren Schilderungen des bei dem Hervorlocken dieser Töne beobachteten Verfahrens verloren gegangen, und wir können nur sagen, daß einige derselben im Stande waren „das Menschenherz freudig zu stimmen“; wir werden aber auch wohl schwerlich fehl gehen, wenn wir in den „prophetischen Lauten“ der Akkader die bekannten Klopftöne und in den spontanen Bewegungen der Möbel trapezo-rhabdomantische sehen. Eine Bestätigung findet diese Annahme durch die oben mitgeteilten, diesen Mantieen vollkommen entsprechenden Verfahrungsweisen der jüdischen Magie, welche ja gänzlich in der akkadisch-chaldäischen wurzelt.

Nicht unmöglich ist es auch, daß Tertullian bei seinen Tischorakeln Klopftöne meint, weil sein Kommentator sagt, daß die Tische „sprachen“.

Es ist dies umsomehr anzunehmen, als das Klopfen bei allen Spuk- und Besessenheitserscheinungen von der ältesten bis auf die neueste Zeit eine so oft auftretende Erscheinung ist, daß es in den der Weihung der Häuser vorausgehenden Exorcismen der alten katholischen Beschwörungsrituale heißt: „Signum salutis impone

[1]) S. 300.

[2]) Lenormant: Choix de textes cunéiformes. No. 92.

super hanc domum et non permittas introire in eum angelum[1]) percutientem."

Daß im 16. Jahrhundert auch Tafeln zum typtologiſchen Verfahren benutzt wurden, geht aus der Erzählung des Sleidanus von dem Betrug der Barfüßermönche zu Orleans bei einer Geiſterbeſchwörung im Jahre 1534 hervor, bei welchem ein Mönch den Geiſt der verſtorbenen Gattin des dortigen Stadtſchultheißen ſpielte.

Hennings erzählt über das bei dieſer Komödie beobachtete Verfahren[2]):

„Auch hatte der Geiſt eine Tafel bei der Hand, auf welche er bei erfolgter Frage ganz deutlich ſchlug, daß man den Schall in der ganzen Kirche deutlich hören konnte. Die erſte Frage war folgende: ob er einer von denenjenigen ſey, welche in der Kirche begraben lägen? Dabei nannte man viele dieſer Begrabenen mit Namen, bis man auch die Frau des Stadtvogtes nannte, und ſobald dieſes letztere geſchahe, gab der Geiſt durch einen Schall auf der Tafel das Zeichen, er ſei der Geiſt der Verſtorbenen. Hierauf folgte dieſe Frage, ob er verdammt ſey? und durch welches Verbrechen er dieſe Strafe verdient habe? Ob er wegen Geiz, Unzucht, Hochmuth, Mangel der Liebe oder wegen der Secte des Lutherthums verſtoßen worden? Ferner, was ſein ungeſtümes Poltern bedeute? Ob er verlange, daß ſein Leichnam aus dieſem geweihten Ort wieder ausgegraben und an einen andern Ort gelegt werden ſollte? Alle dieſe Fragen wurden beantwortet, nehmlich: theils verneinend, durch eine darauf folgende Stille, theils bejahend, durch ein Getöſe und Lermen."

Daß die Mönche von Orleans dieſe Geiſterbeſchwörung in gewinnſüchtiger Abſicht betrügeriſch ins Werk ſetzten, fällt für unſern Zweck ebenſowenig ins Gewicht, als wenn ein modernes Medium die Klopftöne nachahmt. Unwiderleglich geht aber aus dieſer Erzählung hervor, daß das typtologiſche Verfahren in der Reformationszeit in derſelben Form geübt wurde, wie in der Gegenwart, denn es wäre für die Barfüßer zwecklos geweſen, wenn ſie ihren gläubigen Zuſchauern ein Verſtändigungsmittel mit dem angeblichen Geiſt vorgeſchlagen hätten, welches denſelben gänzlich unbekannt geweſen wäre.

Aber auch bei echten überſinnlichen Ereigniſſen früherer Zeit wurde durch das „Geiſterklopfen" ein ähnliches Frage- und Antwort-

---

[1]) So in Hieronymus Mengus: Flagellum Daemonum. Francof. 1588 (in II do. Tom. Mallei Maleficarum) 8°. pag. 325. Andere Rituale haben spiritum percutientem.

[2]) Von Geiſtern und Geiſterſehern. Leipzig 1780. S. 559.

ſpiel getrieben wie in der Gegenwart. So begann im März des Jahres 1661 zu Lugarſpale in Wiltſhire ein namentlich durch Trommeln und Klopfen ſich äußernder, anſcheinend auf Fernwirkung beruhender Spuk im Hauſe des Magiſtratsmitgliedes H. Mompeſſon, welcher ſich beſonders an die zehnjährige Tochter desſelben anſchloß. Sobald das Mädchen im Bette lag, begann das Treiben mit drei Wochen lang fortgeſetztem Trommeln und anderem Lärm, wobei man bemerkte, daß der Spuk trommelnd alles genau nachmachte, was man ihm vorgemacht hatte, oder durch vereinbarte Trommelſchläge Antworten erteilte. Als zur Zeit des lauteſten Klopfens viele Leute zugegen waren, rief einer der Anweſenden: „Satan, wenn der Trommelſchläger ſich deiner bedient, dann thue drei Schläge und nicht mehr!“ Die drei Schläge erfolgten, und es wurde wieder ſtill. Dann klopfte der Mann ſelbſt um zu ſehen, ob er wie gewöhnlich Antwort erhalte, aber es erfolgte nichts. Um weiter der Sache ſich zu verſichern, forderte er den Unſichtbaren auf, fünfmal zu klopfen, wenn er der Trommelſchläger ſei, und dann die ganze Nacht zu ſchweigen. Es geſchah alſo und blieb dann die ganze Nacht ruhig. Der Hofprediger Carls II. von England, Glanvil, war ſelbſt Zeuge dieſes Spukes.[1])

Im väterlichen Hauſe des Stifters der Methodiſtengemeinde, John Wesleys, zu Epworth in Lincolnſhire tobte vom 1. Dezember 1716 bis zum 27. Januar 1717 ein ähnlicher, ſich an Wesleys Schweſter Hetty heftender Spuk, welcher die Familie auf das äußerſte beunruhigte.[2]) Dieſelbe hatte Wesleys Vater gebeten, ſich in das Kinderzimmer zu begeben und den Spuk anzureden, was derſelbe auch that. Er beſchwor ihn zu antworten, wenn er die Macht dazu habe, und ihm zu ſagen, warum er ſein Haus alſo beunruhige. Es erfolgte keine Antwort, dafür aber ein dreimal wiederholtes Klopfen. Darauf nannte der alte Wesley einen Namen und fragte, ob der Klopfende der Träger desſelben ſei, in dieſem Fall möge er, wenn er nicht ſprechen könne, klopfen; es klopfte aber die ganze Nacht nicht wieder. Einmal befand ſich Wesley in der Küche und klopfte mit einem Stock an den Balken

[1]) Vgl deſſen Sadducismus triumphatus. London 1726, 8°. S. 270 ff.

[2]) Ausführlich in der „Chriſtlichen Myſtik von Görres.“ Bd. III. S. 383 ff.

der Decke, worauf er jedesmal eben ſo laut, als er anklopfte, Antwort des Unſichtbaren erhielt. Als er aber darauf in der Weiſe, wie er gewöhnlich beim Eintritt in das Zimmer zu thun pflegte, die Schläge in regelmäßiger Folge: 1—2, 3, 4, 5, 6—7, ordnete, ſchien der Spuk verwirrt zu werden und antwortete nicht oder nicht in gleicher Weiſe, jedoch erzählten ſpäter die Kinder, daß ſie ihn gerade ſo hätten klopfen hören. Auch der Mutter antwortete er, wenn ſie, mit dem Fuße auftretend, ihn dazu aufforderte, mit Klopfen, und einmal einem kleinen Kind gerade unter ſeinen Füßen.

Ich habe wohl ſchon mehr als jeder andere Schriftſteller auf dieſem Gebiet über die Vorgeſchichte des Geiſterklopfens geſammelt, weshalb ich auf meine verſchiedenen Aufſätze in der „Sphinx“ verweiſe[1]) und hier nur die Geſchichte des Klopfgeiſtes von Dibbesdorf beibringe, welcher bekanntlich Leſſings ganzes Latein ausgehen ließ.

Im Jahre 1767 ließ ſich zu Dibbesdorf im Hauſe des Kothſaſſen Anton Kettelhut, am 2. Dezember abends 6 Uhr plötzlich ein Klopfen hören, welches aus der Tiefe zu kommen ſchien. Kettelhut glaubte, daß ſein Knecht klopfe, um die Mägde in der Spinnſtube zu necken, und ging hinaus, um denſelben einen Eimer Waſſer über den Kopf zu ſchütten; aber er fand den Knecht nirgends. Als ſich das Klopfen nach einer Stunde wiederholte, neigte man ſich der Anſicht zu, daß es von einer Ratte herrühre, weshalb man am nächſten Tag Wände, Decken und Fußböden aufriß, ohne auch nur das kleinſte Loch zu finden. Abends wiederholt ſich das Klopfen, und nun beginnt das Haus für nicht ganz geheuer zu gelten und die Mägde wollen daſelbſt keine Spinnſtube mehr halten; aber bald nimmt das unheimliche Geräuſch ein Ende, jedoch nur um in dem etwa hundert Schritt entfernten Wohngebäude des Kothſaſſen Ludwig Kettelhut, einem Bruder des vorigen, den Unfug noch ſtärker zu beginnen; hier rumorte das „Kloppeding“ abends in einer Stubenecke.

Den Bauern wurde die Sache unheimlich und der Ortsvor-

---

[1]) Vgl. Sphinx I. S. 213 ff., 522 ff. V. S. 133. II. S. 115. III. 37. VI. 41. IV. 183 ꝛc. X. 224 ff

ſtand machte Anzeige beim Gericht, welches zwar anfangs von einer ſo lächerlichen Sache nichts wiſſen wollte, aber endlich auf das ſtete Andringen der Bauern am 6. Januar 1768 in Dibbesdorf erſchien, um eine Unterſuchung des Vorfalles vorzunehmen. Wände und Decken des Kettelhutſchen Hauſes wurden ihrer Bedeckung entkleidet, ohne daß ſich auch nur der kleinſte Schlupfwinkel fand, wo ſich ein ſpektakelndes Tier, geſchweige denn ein Schabernack übender Menſch hätte aufhalten können, und die Familie Kettelhut legte einen feierlichen Eid ab, daß ihr die Urſache oder der Urheber des Klopfens unbekannt ſei.

Bis jetzt hatte man das „Kloppeding“ gewähren laſſen, ohne eine Unterhaltung mit ihm zu führen; jetzt aber fragte ein beherzter Bauer aus Waggum: „Kloppeding, biſt du noch da?“ und noch weiter, als das „Ding“ vergnügt weiter hämmerte: „Wie heiße ich denn?“ Das „Kloppeding“ ſchwieg bei einer ganzen Reihe genannter falſcher Namen und trommelte wieder luſtig, als der richtige Name des Bauern genannt wurde. Nun bekamen auch die übrigen Bauern Mut und einer fragte: „Wieviel Knöpfe habe ich an meiner ganzen Kleidung?“ Es klopfte ſechsunddreißigmal hintereinander, und der Bauer fand beim Nachzählen, daß die genannte Zahl richtig war.

Von jetzt ab verbreitete ſich der Ruf des „Kloppedings“ in der ganzen Gegend. Allabendlich wanderten Hunderte von Braunſchweigern nach Dibbesdorf, und ſelbſt neugierige reiſende Engländer fanden ſich ein. Eine dort aufgeſtellte Abteilung Landmiliz war zu ſchwach, um den Andrang des Publikums zurückzuhalten, und mußte durch eine Wache von Bauern verſtärkt werden. Die Neugierigen wurden einzeln durch ein Spalier von Wachen in das Klopfzimmer gelaſſen, ſo groß war der Zudrang, und das Kloppeding zeigte denn auch, vielleicht um die ihm erwieſene Aufmerkſamkeit zu erwidern, eine erſtaunliche Thätigkeit. Hier einige aktenmäßig beglaubigte Thatſachen: Fragte man nach der Zahl und Farbe der vor dem Hauſe haltenden Pferde, ſo erfolgte durch Klopfen die richtige Antwort. Schlug man das Geſangbuch auf, und fragte nach der Nummer des Liedes, welches der Fragende mit dem Finger bedeckt und vorher angeſehen hatte, ſo klopfte es prompt und unmittelbar auf die Frage die Zahl der der Nummer entſprechenden Schläge.

Das „Kloppeding“ gab an, wie viele Menſchen zugleich in der Stube oder im Hausflur waren und beantwortete die Fragen nach Alter, Haarfarbe, Stand und Gewerbe Anweſender durch bejahende Klopflaute. — Ein Bürger aus Stettin wollte bei der Frage nach ſeinem Geburtsort das „Kloppeding“ irre führen und nannte über hundert Ortsnamen; es ſchwieg zu allen und ſchlug einen wahren Wirbel, als endlich der Name Stettin genannt wurde. — Ein ſchlauer Braunſchweiger hatte, um das „Kloppeding“ zu narren, ungezählt eine Anzahl Pfennige in ſeinen Beutel gefüllt und fragte nun nach deren Menge; es erfolgten nun 681 Schläge, welchen beim Nachzählen genau 681 im Beutel befindliche Pfennige entſprachen. Es klopfte einem Bäcker die Anzahl der am Morgen gebackenen Zwiebacke, einem Kaufmann die Zahl der am Tage vorher gekauften Ellen Band und die Höhe einer von der Poſt empfangenen Geldſumme heraus; es pochte auf Verlangen im Takte der Dreſchflegel und zwar ſo laut, daß den Leuten Hören und Sehen verging. Wenn beim Eſſen das Gebet geſprochen wurde, ſo verfehlte es niemals, beim Amen zu klopfen, was jedoch den Küſter nicht hinderte, das „Kloppeding“ — allerdings vergeblich — zu exorciſieren.

Infolge des allgemein verbreiteten Gerüchtes begaben ſich ſelbſt die Herzöge Carl und Ferdinand von Braunſchweig nach Dibbesdorf und ſtellten Fragen an das „Kloppeding“, welche dasſelbe eben ſo prompt beantwortete als die übrigen. Nun beauftragte der regierende Herzog Carl einen Arzt und einen Rechtsgelehrten mit der Unterſuchung der Sache, worauf die gelehrten Herren das Klopfen als eine Wirkung unterirdiſcher Quellen erklärten. Sie ließen acht Fuß tief bohren und fanden, da Dibbesdorf dicht an den naſſen „Schunterwieſen“ liegt, natürlich Waſſer. Nun war der Betrug „erwieſen“, und obiger Knecht wurde als die Quelle desſelben betrachtet. Alle Dibbesdorfer wurden angewieſen, zu einer beſtimmten Zeit ſämtlich in ihren Behauſungen zu bleiben, und auch der Knecht wurde von der Kommiſſion ſtreng beobachtet. Trotzdem beantwortete das „Kloppeding“ den Gelehrten alle Fragen, und es blieb denſelben nichts weiter übrig, als den verhafteten Knecht wieder freizugeben.

Aber „es raſt die Juſtiz und will ihr Opfer haben!“ Sie ſtempelten nun die Eheleute Kettelhut, unbeſcholtene rechtliche Kleinbauern, die durch die Klopferei geradezu in Verzweiflung gebracht und durch das Durchwühlen ihrer Wohnung arg geſchädigt worden waren, zu Betrügern, indem ſie deren junges Kindermädchen durch Verſprechungen und Drohungen zur Erklärung brachten, daß ihre Herrſchaft das Klopfen hervorbringe. Jetzt wanderten die Eheleute Kettelhut ins Gefängnis, worauf das Kindermädchen unter Thränen ſchwur, es ſei von den Gerichtsherren zu einer Lüge verleitet worden; ſeine Herrſchaft ſei ſo gewiß unſchuldig, als Gott im Himmel lebe; darauf widerrief es feierlich die zuerſt gethane Ausſage. — Die Kettelhuts wurden trotzdem noch drei Monate im Gefängnis gehalten, aber — das „Kloppeding“ rumorte während derſelben, von Anfang Dezember bis in den März hinein, unverwüſtlich weiter, und die hochwohlweiſen Kommiſſarien ſahen ſich, als ſie die Gefangenen ohne Entſchädigung freigelaſſen hatten, zu der Erklärung an den Herzog gezwungen, „daß ſie zwar alle nur möglichen Wege zur Unterſuchung eingeſchlagen, aber nichts entdeckt hätten, was Licht in dieſer Sache gebe, deren Aufklärung der Zukunft vorbehalten ſei.“

Aus dem Aktenmaterial machte der Pfarrer Capelle im Jahre 1811 einen Auszug, welcher — obwohl er mehrfach gedruckt wurde, doch heute ſehr ſelten geworden iſt. Er diente dieſem Referat als Grundlage.

Bekanntlich ſagte Leſſing anläßlich der Dibbesdorfer Klopferei daß ihm dabei faſt ſein ganzes Latein ausgehe; minder bekannt iſt aber ſein folgender aus gleichem Anlaß gethaner Ausſpruch, welcher ſich in ſeiner Bündigkeit ſehr wohl der gewundenen und auf Schrauben geſtellten Ausdrucksweiſe Kants in ſeinen „Träumen eines Geiſterſehers“ gegenüberſtellen läßt[1]):

„Wir glauben keine Geſpenſter mehr? wer ſagt das? oder vielmehr, was heißt das? Heißt es ſoviel: wir ſind endlich mit unſern Einſichten ſo weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweiſen können; gewiſſe unumſtößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Geſpenſter in Widerſpruch ſtehen, ſind ſo allgemein bekannt geworden, ſind auch dem gemeinen Mann immer und beſtändig ſo gegenwärtig, daß ihm alles, was damit ſtreitet,

[1]) Hamb. Dramat. W. W. Bd. 24, S. 84 ff.

nothwendig lächerlich und abgeſchmackt vorkommen muß? das kann es doch nicht heißen! Wir glauben keine Geſpenſter, kann nur ſo viel heißen: in dieſer Sache, in welcher ſich faſt eben ſo viel dafür als dawider ſagen läßt, die nicht entſchieden iſt und nicht entſchieden werden kann, hat die gegenwärtig herrſchende Art zu denken den Gründen dawider das Uebergewicht gegeben; einige Wenige haben dieſe Art zu denken, und Viele wollen ſie zu haben ſcheinen; dieſe machen das Geſchrei und geben den Ton."

Wenn ich nun noch an die von mir in der Sphinx nach Bodinus mitgeteilte Erzählung von dem Klopfgeiſt des Geheimſekretärs von Heinrich III. von Frankreich ſowie an die mittelalterlichen Sagen von den „Klopfern" genannten Geiſtern auf deutſchen Schlöſſern und an die vielen von mir in meiner Geſchichte des Occultismus aufgezählten, aus dem 16. bis 18. Jahrhundert ſtammenden Schriften über das Geiſterklopfen erinnere, ſo ergiebt ſich, daß die Annahme der Spiritiſten, die Amerikaner ſeien zuerſt am 31. März 1848 mit dem „Geiſterklopfen" als einem neuen Verkehrsmittel mit den „lieben Geiſtern" beglückt worden, ein großer Irrtum iſt.

Drittes Kapitel.

Die Kleromantie oder Loswahrſagung.

Bei dieſer in der Gegenwart meiſt durch das „Kartenſchlagen“ ausgeübten Wahrſagungsart bleibt es ſich gleich, ob man Karten legt, ob man Blei gießt, punktiert, würfelt, Loſe zieht, Verſe aufſchlägt, Pfeile abſchießt uſw. uſw. Nie bringt der Zufall die Entſcheidung, ſondern das unbewußte magiſche Schauen, welches ſich in eine magiſche Bewegung umſetzt, ſpricht das prophetiſche Wort.

Aus dieſem Grund wurden früher den diesbezüglichen Operationen Gebete oder allerlei Ceremonien vorausgeſchickt, die auf eine beabſichtigte Erhöhung der magiſchen Seelenthätigkeit hinauslaufen. Sehr lehrreich ſagt darüber Cornelius Agrippa:[1])

„Da in der Reihe der Urſachen der Zufall niemals die erſte und hinreichende Urſache ſein kann, ſo müſſen wir tiefer forſchen und die Urſache zu finden ſuchen, welche mit der Wirkung in unmittelbarem Zuſammenhang ſteht und ſie herbeiführt. Dieſe dürfen wir aber nicht in die körperliche Natur ſetzen, ſondern in die der immateriellen und unkörperlichen Weſen, die in Wirklichkeit das Loos leiten, daß es die Wahrheit anzuzeigen vermag; wir wollen damit auf die menſchlichen Seelen, die Geiſter und Dämonen, die himmliſchen Intelligenzen und Gott ſelbſt hinweiſen. Daß aber der menſchlichen Seele eine hinreichende Gewalt und Kraft innewohnen kann, um ſolche Looſe zu leiten, erhellt daraus, weil unſere Seele eine göttliche Kraft über alle körperlichen Dinge beſitzt. Wie wir im erſten Buche geſagt haben, gehorchen ihr von Natur alle Dinge und haben nothwendiger Weiſe eine Bewegung und Wirkſamkeit zu dem, was die Seele mit ſtarkem Verlangen wünſcht.“

[1]) Occulta Philosophia. Lib. II. cap. 54.

„Weil aber die Looſe nicht immer von der menſchlichen Seele, ſondern auch von andern Geiſtern geleitet werden, und die Seele des Weisſagers auch nicht immer der erwähnten Steigerung des Verlangens fähig iſt, war es bei den Alten Sitte, der Befragung der Looſe einige Ceremonien vorauszuſchicken, wodurch ſie die göttlichen Intelligenzen und Geiſter zur richtigen Leitung des Looſes anriefen. Eine ſo geringe Vorbedeutung daher auch ſolche Looſe geben, ſo geſchieht es doch nie aus Zufall, ſondern aus einer geiſtigen Urſache, durch deren Kraft die Phantaſie oder die Hand des das Loos Werfenden oder Ziehenden bewegt wird.“

An anderer Stelle ſagt Agrippa:[1])

„Wer daher zum Looſe greifen will, der muß wohl dazu vorbereitet und darf durch nichts beunruhigt oder zerſtreut ſein; auch muß er ein feſtes Verlangen und die entſchiedene Abſicht haben, das zu erfahren, was gefragt wird.“

Ähnlich äußert ſich Fludd über die Geomantie, die wichtigſte Art der Losweisſagung, indem er die Entſtehung der Punkte auf einen innern Urſprung zurückführt, und die Fehler entweder der ungenügenden geiſtigen Vorbereitung oder dem geſtörten Verkehr zwiſchen Körper und Seele zuſchreibt. Wenn z. B. ein Freund für den andern eine geomantiſche Frage ſtelle, ſo empfange die ruhende Seele des erſteren gleichſam die geiſtige Beſtrahlung des zweiten und erkenne, da die Erkenntnis der Vergangenheit und Zukunft durch die Unſterblichkeit bedingt ſei, das kommende Schickſal, welches ſie durch Bewegungen körperlich fixiere.

Am beſten charakteriſiert Agrippa die Geomantie in der Einleitung zu ſeiner Abhandlung über dieſe Kunſt, indem er ſagt:

„Die Geomantie iſt eine Kunſt, welche vermittelſt des Looſes auf jede Frage, was dieſelbe auch betreffen mag, Antwort ertheilt. Das Loos beſteht hier in Puncten, aus denen man gewiſſe Figuren nach ihrer Gleichheit oder Ungleichheit ableitet. Dieſe Figuren werden ſodann auf himmliſche Figuren zurückgeführt, deren Natur und Eigenſchaften ſie nach den Verhältniſſen der Himmelszeichen und Planeten annehmen. Ein ſolches Looſen kann übrigens, wie gleich von vorn herein erinnert werden muß, nur in dem Fall die Wahrheit anzeigen, wenn es ſich auf eine höhere Kraft ſtützt. Eine ſolche — und zwar in zweifacher Beziehung — haben die Lehrer dieſer Kunſt auch wirklich angenommen, und nach ihnen beruht dieſelbe theils auf der Religion und Ceremonien, theils auf der Seele des Punctirenden ſelbſt. Sie verlangten, daß man Puncte auf die Erde mache, und es iſt deshalb dieſe Gattung des Looſes der Erde zugeeignet, wie die Pyromantie dem Feuer und die Hydromantie dem

[1]) Occ. Phil. Lib. III. cap. 52.

Waſſer. Es ſoll dabei, wie ſie glaubten, die Hand des Punctirenden hauptſächlich durch Erdgeiſter geleitet und bewegt werden, weshalb ſonſt auch hierauf bezügliche Zauberformeln nebſt andern magiſchen Gebräuchen zur Anziehung dieſer Geiſter vorausgeſchickt wurden. Andererſeits iſt es die Seele des Punctierenden, welche, wenn ihr Verlangen ſich zu einem hohen Grade ſteigert, das Loos lenkt. Alles Looſen folgt nur der Leitung der Seele und es findet dabei ein notwendiger Zug zu Dem ſtatt, was die Seele verlangt. Dieſe letztere Anſicht und das ihr entſprechende Verfahren iſt weit wahrer und reiner, und es iſt deshalb von keiner Wichtigkeit, wo und wie die Puncte gemacht werden. Es hat übrigens dieſe Kunſt dieſelbe Wurzel wie die aſtrologiſchen Fragen, welche gleichfalls nicht anders einen Werth erlangen können, als durch ein ſtandhaftes und außerordentlich ſtarkes Verlangen des Fragenden."

Die Praxis der Geomantie zu ſchildern liegt nicht in meiner Abſicht; ſich dafür Intereſſierende verweiſe ich auf Guſtav Geßmanns „Katechismus der Wahrſagekünſte".[1])

Ebenfalls uralt, vielleicht noch älter als die Geomantie iſt die Belomantie oder Pfeilwahrſagung, welche beſonders bei den Chaldäern ausgeübt wurde. Das bei ihr angewandte Verfahren erhellt aus Heſekiel,[2]) wo dieſer von Nabukuduruſſur, der im Zweifel iſt, welchen Ort er auf ſeinem Eroberungszug angreifen ſoll, ſagt:

„Der König von Babel wird ſich auf die Wegſcheide ſtellen, vorne an zween Wegen, daß er ſich wahrſagen laſſe, mit den Pfeilen um das Loos ſchieße, ſeinen Abgott frage und ſchaue die Leber an."

Der heilige Hieronymus ſagt in ſeinem diesbezüglichen Kommentar über dieſe Stelle, an welcher übrigens noch vom Befragen der Teraphim und der Haruſpicin die Rede iſt:

„Er wird am Scheidewege Halt machen und dem Brauche ſeines Volkes gemäß das Orakel befragen, er wird Pfeile, die mit den Namen ſeiner Gegner bezeichnet ſind, in einem Köcher durch einander ſchütteln und an dem zuerſt herausſpringenden, den Namen der Stadt erkennen, die er angreifen ſoll."

Die Belomantie war auch den Arabern bekannt und blühte zur Zeit Mahomeds beſonders in Mekka. Hier wurden in der Kaaba zu Füßen des Standbildes des Hobal in einem Beutel ſieben mit bedeutungsvollen Worten beſchriebene Pfeile ohne Federn und Spitzen bewahrt, von denen man einen nach Verrichtung des folgenden Gebetes zog: „O Gott des Verlangens, dieſes oder

[1]) Berlin 1892.

[2]) Heſekiel 21, 21.

jenes zu erfahren, geleite uns vor dein Angeſicht und offenbare uns die Wahrheit.“

Die Lospfeile der Chaldäer entſprechen den Tamariskenſtäben, deren ſich die mediſchen Magier zu dem gleichen Zweck bedienten. Bei den Medern bildete dieſe Wahrſagungsart einen ſo weſentlichen Beſtandteil des Kultus, daß das Stabbündel (baraçma, barsom der heutigen Parſen), welches aus 5, 7 oder 9 Stäben beſtand, ein amtliches Attribut der Prieſterſchaft war. Das Loſen durch Stäbe war den Medern offenbar von der turaniſchen Urbevölkerung vererbt worden, denn nach Nikander[1]) war dieſer Brauch allen aſiatiſchen Skythen, alſo turaniſchen Völkern gemein, von denen aus er ſogar nach China drang. Nach Herodot war er auch bei den europäiſchen Skythen vertreten,[2]) ebenſo wie er nach Tacitus den Germanen[3]) und nach Ammianus Marcellinus den Alanen bekannt war.[4])

Neben dieſer Art von Belomantie kannten die Chaldäer noch ein verwandtes Verfahren, welches in einem beſondern Kapitel eines Werkes der Bibliothek von Niniveh beſprochen wird.[5]) Es wurden wirkliche Pfeile nach einer beſtimmten Richtung hin abgeſchoſſen und ſodann aus der größeren oder geringeren Entfernung derſelben vom Schützen ſowie aus der Art ihres Niederfallens Schlüſſe für die Zukunft gezogen. Auch die Sſabier feierten ein Feſt, bei welchem ihre Prieſter aus zwölf mit brennendem Werg bewickelten und abgeſchoſſenen Pfeilen wahrſagten, und im Kitâb-al-Fihirſt werden mehrere hierauf bezügliche Abhandlungen erwähnt, von denen eine ausdrücklich dem Ptolemäus zugeſchrieben wird. Die Juden kannten ebenfalls dieſe Wahrſagungsart und wandten ſie an, wie mehrere Bibelſtellen beweiſen.[6])

Auch das eigentliche Ziehen des Loſes war den Urbewohnern Meſopotamiens, den Akkadern, bekannt, denn auf mehreren Tafeln iſt von einer Losurne — duk namtar — und von einer Segensurne

---

[1]) Theriaca, 613.

[2]) IV. 67.

[3]) Germania, X.

[4]) Lib. XXXI. 2.

[5]) Inscriptions of Western Asia. III. 52. 3.

[6]) 1. Sam. XX. 19—40. 2. Röm. XIII. 14—19.

die Rede,[1]) ohne daß man jedoch etwas Näheres über das angewandte Verfahren weiß.

Das Verfahren der chaldäiſchen und arabiſchen Belomantie entſprach vollſtändig der Loswahrſagung, wie ſie zu Präneſte, Cäre[2]) und andern italieniſchen Städten gebräuchlich war. Nach Ciceros ausführlichem Bericht[3]) beſtanden die präneſtiniſchen Loſe aus eichenen mit uralten Schriftzeichen verſehenen Stäben, welche von einem gewiſſen Numerius Suffucius, den die Götter im Traume unterrichtet hatten, im Innern eines Steines gefunden wurden. Man verwahrte die Stäbe im Tempel der Fortuna; ſie wurden bei Befragungen in einem Gefäß durcheinander geſchüttelt, worauf man von einem Kinde das Los ziehen ließ.

Das Loſen der Germanen iſt allbekannt.

Eng mit der Kleromantie oder dem eigentlichen Sortilegium iſt die Stichiomantie verwandt, das Wahrſagen aus einem zufällig aufgeſchlagenen Vers des Homer, Virgil oder der Bibel. Im 16. und 17. Jahrhundert gehörte es zum guten Ton, ein ſilbernes Meſſer oder eine eben ſolche große Nadel bei ſich zu führen, um mit ihnen jederzeit einen Bibelvers markieren zu können Cardanus war, wie er mehrfach in ſeinen Schriften erzählt, ein großer Verehrer dieſer Wahrſagungsart.

An die Stichiomantie ſchließt ſich die Aſtragalomantie, die Wahrſagung aus den Würfeln, an, wie ſie die Griechen bei den delphiſchen Thrien, dem Orakel der Athene-Sciras und dem des Herkules zu Bura, und die Italer beim Orakel des Geryon zu Padua übten. Über das im Altertum angewandte Verfahren iſt ſo gut als nichts bekannt.

Dagegen beſitze ich eine dem 17. Jahrhundert entſtammende magiſche Handſchrift, nach welcher folgendermaßen prozediert wurde: Man that drei Würfe mit einem Würfel und ordnete ſie ſo zu einer dreiſtelligen Zahl, daß man den höchſten Wurf zuerſt und den niedrigſten zuletzt ſtellte. Einer jeden der möglichen dreiſtelligen Zahlen entſpricht eine Pſalmſtelle, welche das Orakel erteilt. Den

---

[1]) Lenormant: Choix des Textes cunéiformes. No. 82.

[2]) Tit. Liv. XXI. 62.

[3]) De Divinatione. II.. 41. 85.

Würfen gehen drei Gebete voraus. Die Handschrift trägt den Titel:

„Ein gewisse Kunst von zukünfftigen Dingen zu wissen, welche dem Hertzog in Friedland durch seinen Astrologum, so ihm das Ende seines Lebens vorhergesaget, dediciret worden."

Bei dem auf No. 555 entfallenden Psalmvers: „Herr, neige deine Ohren zu mir und sei gnädig, erhöre mich, denn ich bin arm und elend," [1]) findet sich die Anmerkung: „Bitte Gott, daß er dich mit den Augen der Barmhertzigkeit ansehe und das Unglück, so deine Feinde wider dich vorhaben und rathschlagen, von dir abwende. NB. Dieses war des Hertzogs von Friedland sein Wurff, und er ist noch dieselbige Nacht hierauff ermordet worden."

Die bekannteste Art der Loswahrsagung ist die Kartomantie, das Kartenschlagen, welches wahrscheinlich durch die Zigeuner nach Europa kam und wie die Karten selbst indischen Ursprungs ist. Da das älteste Kartenspiel, Tarok, eigentlich ein Abbild des menschlichen Lebens sein soll, so sind die Beziehungen der Karten zum Schicksal an sich schon nahe gelegt und erhellen noch mehr, wenn wir die so charakteristischen Bilder der alten Tarokkarte betrachten, die jetzt ganz verschwunden sind.

Bezüglich der kartomantischen Praxis verweise ich auf das schon genannte Buch Geßmanns, das noch zu nennende von Eteilla u. a. m.

Die berühmteste Kartenschlägerin (das Kartenschlagen, bei welchem viel Phantasie und wenig Wissen erforderlich ist, ist so recht die Leidenschaft der Weiber und Franzosen) ist Marie Anne Lenormand, die Sibylle aus der Rue Touron, welche lange Jahre hindurch einem frivolen, seicht-rationalen Hofe zu imponieren wußte, die begabtesten und hochgestelltesten Männer Europas in ihrem magischen Kabinet vereinigte und im Stillen keinen unwesentlichen Einfluß auf die Zeitereignisse ausübte.

Im Jahre 1772 als Tochter achtbarer Eltern zu Alençon geboren, erhielt Marie Anne eine gute Erziehung in dem dortigen Kloster der Benediktinerinnen, wo sie sich schon in früher Jugend dem Studium der Chiromantie, Metoposkopie und Physiognomik

---

[1]) Psalm 86, 1.

hingab und bald das Orakel der Kloſterſchweſtern wurde. Neben ihren myſtiſchen Studien vernachläſſigte die Lenormand jedoch keineswegs die im Lehrplan vorgeſchriebenen und zeichnete ſich beſonders durch eine außerordentliche Auffaſſungsgabe abſtrakter Gegenſtände und ein ſtark hervortretendes Ahnungsvermögen aus. Sie ſelbſt bezeichnet ſich als eine „wachende Somnambule“,[1]) und es wäre gewiß von hohem Intereſſe, Näheres über den Gang ihrer pſychiſchen und phyſiſchen Entwickelung zu wiſſen, als die aus ihrer Jugend vorliegenden dürftigen Notizen.

Der Autoſomnambulismus mag denn auch wohl das prädiſponierende Element ihrer Wahrſagekunſt geweſen ſein, denn ſchwerlich iſt ihre erſte in das ſiebente Lebensjahr fallende Prophezeiung auf die Ausübung irgend welcher Wahrſagekünſte zurückzuführen. Die Abtiſſin ihres Kloſters wurde nämlich wegen verſchiedener ärgerlicher Anläſſe ihres Amtes entſetzt, ihre Nachfolgerin dagegen erſt anderthalb Jahr ſpäter vom Könige beſtimmt, weshalb ſich die Nonnen während der ganzen Zeit in ihren Geſprächen vergebliche Mühe gaben, ihre künftige Oberin zu erraten. Die kleine Lenormand ſagte vorher, daß die Wahl des Königs auf eine Frau von Livardi fallen werde, und die Prophezeiung traf richtig ein. Frau von Livardi ließ die Lenormand, welche nach dem Marienkloſter übergeſiedelt war, am Tage ihrer Einweihung zu ſich holen und ſtellte ſie dem Biſchof Grimaldi vor, welcher ſie für übernatürlich inſpiriert erklärte.

Die nächſte Prophezeiung der Lenormand ſtammt aus dem Jahre 1789, in welchem ſie, als Ludwig XVI. die Generalſtaaten zuſammenrief, den Zuſammenbruch der Monarchie mit allen Folgen, die Vertreibung des Klerus und die Aufhebung der Klöſter vorausſagte. Ein Jahr ſpäter ging ſie nach Paris, wo man ſich in den Salons um ſie riß und die Größen des Tages ſich in ihrem „Schickſalskabinet“ Stelldichein gaben. Mirabeau, Demoulins und die Schreckensmänner Robespierre, St. Juſt, Marat und Hebert gehörten zu ihren Beſuchern, deren meiſt tragiſches Schickſal ſie verkündet hatte. Dem Marſchall Hoche weisſagte ſie eine kurze glän-

---

[1]) M. A. Lenormand: Souvenir Prophétique d'une Sibylle. Paris 1846.

zende Laufbahn, Lefebre den Marſchallſtab und Murat ein königliches Glück und blutiges Ende; das letzte Schickſal prophezeite ſie auch der unglücklichen Lamballe.

Während der Reformation gehörten die Sympathien der Lenormand den Bourbonen, und ſie verſuchte ſogar die Rettung Maria Antoinettes, indem ſie ſich durch den Oberaufſeher der Gefängniſſe, Michonis, Zutritt zu ihr verſchaffte. Maria Antoinette verweigerte die Flucht aus Rückſicht auf ihre Kinder, die zurückbleiben müßten. Das Komplot wurde entdeckt, Michonis verlor ſeine Stelle, während die Lenormand nach La Force wanderte, wo die eingekerkerten Royaliſten ſie jubelnd empfingen. In La Force prophezeite ſie der ebenfalls eingekerkerten Joſephine Beauharnais den Tod ihres Gatten und ihre zweite Vermählung mit einem zu der höchſten Würde emporſteigenden Soldaten, deſſen Ruhm die Welt erfülle, nicht minder als ihre Eheſcheidung. Dieſe Prophezeiung machte auf Joſephine einen um ſo größeren Eindruck, als ihr bekanntlich ſchon als jungem Mädchen die Kaiſerkrone von der Negerin Euphemia David auf der Inſel Martinique geweisſagt worden war. In La Force ſagte unſere Seherin auch den Sturz der Schreckensherrſchaft für den 9. Thermidor voraus.

Nach der Rue Thouron zurückgekehrt, erhielt die Lenormand auch den Beſuch Napoleons, den ſie nach den Linien ſeiner „vollkommenen Hand“ „den Schlachtenhelden, den Eroberer von Königreichen nannte, der die Welt in Erſtaunen ſetzen würde“, wobei ſie nicht verſchwieg, daß der Eroberer im Exil ſterben werde. Als Napoleon 1797 Joſephine geheiratet hatte, und der erſte Teil der Prophezeiung in Erfüllung gegangen war, wurde die Lenormand vollends der Liebling der vornehmen Welt und erfreute ſich — von Joſephine beſchützt — der unveränderlichen kaiſerlichen Gunſt, obſchon ſie einmal wegen einer der Gattin Moreaus gegebenen Prophezeiung mit der geheimen Polizei in Konflikt gekommen war.

Die Scheidung Napoleons von Joſephine erſt brachte die Lenormand um die kaiſerliche Gunſt. Joſephine hatte nämlich in der Nacht des 28. Novembers 1809 von Schlangen geträumt, was die Lenormand dahin auslegte, daß die „ungerechte Handlung“, nämlich die Eheſcheidung, am 16. Dezember vor ſich gehen werde. Die Lenormand wurde deshalb am 11. Dezember ver-

haftet, man versiegelte ihre Papiere und führte sie selbst in strengen Gewahrsam nach der Rue de Jerusalem ab. Hier unterwarf sie der Präfekt, Graf Dubois, einem strengen Verhör, bei welchem sie diesen aber durch ihre schlagfertigen Antworten in eine sehr unbehagliche Lage brachte und u. a. den Vermählungstag Napoleons mit Marie Louise und die Rückkehr der Bourbonen weissagte.

Aus dem Gefängnis entlassen, hatte die Sibylle einen noch größeren Zulauf, obschon sie nochmals — im Jahre 1811 — ein Rencontre mit der Polizei hatte. Auf dem Zenith ihres Ruhmes stand die Lenormand während der ersten Occupation von Paris durch die Verbündeten, wo sogar Zar Alexander I., dem sie später ihre „Memoiren Josephinens“ widmete, zu ihren Besuchern zählte. Auch Friedrich Wilhelm III. soll sie incognito besucht haben. Weiterhin stand sie in Verbindung mit Ludwig XVIII., Talleyrand, der Herzogin von Angoulème, Bernadotte und dessen Gemahlin, mit Madame Raucourt, Moreau, Denon, dem Maler David, dem Prinzen Kurakin, Maria Stella, den Journalisten Hoffmann und Geoffroy, Guizot, der ihrem Leichenbegängnis beiwohnte, usw. — Bereits 1807 soll sie Horace Vernet, der damals noch ein Kind war, aus der Tarokkarte vorausgesagt haben, daß er in ungefähr dreißig Jahren nach einer von den Franzosen in Afrika gewonnenen Schlacht als berühmter Künstler dorthin werde gesendet werden.

Während der hundert Tage gedachte Napoleon abermals sie polizeilich maßregeln zu lassen, allein sie schrieb ihre Broschüre „Anniversaire de la mort de l'Imperatrice Joséphine“, deren Lektüre Napoleon zu dem Ausruf hinriß: „Sie ist die einzige, die mir die Augen über den großen Verlust, den ich erlitten habe, öffnete!“ Infolgedessen blieb sie unbelästigt.

Als unter der Herrschaft der Bourbonen der Einfluß des Klerus allmächtig wurde, verödete der Salon der Lenormand, die sich, um die Aufmerksamkeit wieder auf ihre Person zu lenken, im Jahre 1818 auf den Kongreß nach Aachen begab. Wirkliches Aufsehen aber erregte sie erst wieder durch ihre 1820 herausgebrachten zwei Bände „Mémoires historiques et sécrets de l'Imperatrice Joséphine.“ Am 18. Februar 1821 wurde sie in Brüssel verhaftet, „weil sie mit dem Erzengel Gabriel Unterredungen habe, den Stein der Weisen und den Pfeil des Abaris besitze“ 2c. Sie wurde auch

wirklich zu hoher Geldbuße und einjährigem Gefängnis verurteilt, aber auf ihre Appellation hin vom obersten Gerichtshof freigesprochen und von einer nach Tausenden zählenden Volksmenge triumphierend in ihre Wohnung zurückgebracht.

Nach dem Tode Ludwigs XVIII. sprach sich die Lenormand in einer kleinen Broschüre über die Schwäche Carls X. und die Unfähigkeit seiner Minister aus; endlich aber erklärte sie in einer „der Schatten Katharina's auf dem Grabe Alexander's I." betitelten Schrift auf das Bestimmteste, daß der Herzog von Orleans, Louis Philipp, zur Regierung kommen werde, worauf sie bis zum Jahre 1830 schwieg. Nach der Julirevolution veröffentlichte sie noch einige auf das öffentliche Leben bezügliche Broschüren und starb am 25. Juni 1843. Ihrer Leichenfeier wohnten die angesehensten Leute von Paris bei. Sie hinterließ ihrem Neffen 20000 Francs Jahresrente.

Dies sind die vorliegenden dürftigen Lebensumrisse der berühmtesten Wahrsagerin des 19. Jahrhunderts, welche eine wünschenswerte Ergänzung finden in den Memoiren des königlich westphälischen Ministers von Malchus, die zu gleicher Zeit auch einige Notizen über ihr mantisches Verfahren enthalten.[1]) Zunächst heißt es über die Prophezeiung der Ermordung des Generals Morio:

„Die Gräfin Morio hatte vor ihrer Bekanntschaft mit ihrem nachherigen Manne Mlle. Lenormand um ihr Schicksal befragt, und diese hatte ihr unter anderem gesagt, sie werde dreimal nach einander verehelicht werden. Das erste Mal heirate sie einen Mann, den sie und der sie jetzt nicht kenne. Durch diesen mache sie ein großes Glück und erhalte Alles, was sie vernünftigerweise wünschen könne, dann wenn sie recht glücklich zu sein glaube, ja wenn selbst ihr höchster Wunsch, Mutter zu werden, erfüllt sei, so komme bald nach einer großen Feuersbrunst ein sehr vornehmer Besuch zu ihr ins Haus; nicht lange darauf aber werde ihr Mann gewaltsam getödtet werden."

„Sie werde noch ein zweites Mal, zwar minder glänzend, aber doch ganz glücklich verehelicht in ihr Vaterland, sie ist Kreolin, zurückkehren, diesen Mann jedoch verlieren und einen dritten heirathen, der sie überlebe" ꝛc.

„Das Meiste hiervon geht uns nichts an; wohl aber das, was ihr in Absicht ihres ersten Mannes, des Grafen Morio begegnete. Früher schon hatte ich Manches, jedoch nichts Bestimmtes gehört. Um diese Zeit aber,

[1]) Auch Fürst Pückler-Muskau erzählt viel von ihr in seinen „Briefen eines Verstorbenen"; indessen weiß man bei ihm nie mit Sicherheit zu entscheiden, wo die Thatsachen aufhören und die Phantasie anfängt.

d. h. nicht lange vor des Grafen Morio Tode, war ich vom Könige beauftragt, mit Morio, der zum Hofmarschall bestimmt war, einen neuen Etat anzufertigen und, wo es sein könnte, dabei Ersparnisse zu machen. Bei den verschiedenen Zusammenkünften, welche wir deshalb in meinem Hause hielten, bemerkte ich, daß Morio gewöhnlich etwa nach Verlauf einer Stunde ängstlich wurde und aufzubrechen suchte, um nach Hause zu kommen. Ich begriff den Grund davon nicht und fragte ihn deshalb darum. Er antwortete mir: Meine Frau ist meinetwegen in Todesangst, sobald ich nur ein wenig länger von ihr wegbleibe, als sie vorausgesetzt hat. Ich forschte weiter, und er erzählte mir das oben Erwähnte. Wir sprachen dann halb scherzhaft, halb ernsthaft noch Manches darüber."

„Ein andermal, als ich ihn wieder etwas lang aufhalten mußte, drang er in mich, abzubrechen und bat mich, ihn zu begleiten, damit ich selbst die Angst seiner Frau sehen und seine Verlegenheit deuten möchte. Ich erfüllte seinen Wunsch und fand seine Frau in großer Angst wegen ihres Mannes. Als sie erfahren hatte, daß derselbe mir alles Dahingehörige mitgeteilt hatte, bestätigte sie es und fügte hinzu: Soll ich nicht für das Leben meines Mannes zittern, da alles Andere bis dahin auf das Genaueste eingetroffen ist. Ich kannte ihn nicht, und er mich nicht. Ich habe durch meine Verheiratung mit ihm ein großes Glück gemacht und mir fehlt jetzt gar nichts, was ich vernünftiger Weise wünschen könnte. Ich habe sogar die Freude, bald Mutter zu werden, und bin meiner Niederkunft nahe. Die große Feuersbrunst, der Schloßbrand[1]), ist leider vorrüber; der sehr vornehme Besuch ist nicht ausgeblieben, denn der König ist zu uns her nach Bellevue gezogen, und wir haben ihm mehrere unserer Zimmer einräumen müssen; ich schließe aus Allem folglich mit Zittern, daß der gewaltsame Tod meines guten Mannes sehr nahe ist."

„Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, und versicherte sie, daß ihr Mann bei mir wenigstens vollkommen sicher sei, daß ich auch nur noch eine freilich aber etwas lange Zusammenkunft mit ihm haben werde."

„Ihre Schwester, die Gräfin Potheau, erzählte mir ebenfalls, daß die Gräfin Morio ihr seit längerer Zeit das Erwähnte sage, und daß sie beide mit Angst einen Umstand nach dem andern hätten in Erfüllung gehen sehen. Ich fürchte — setzte sie hinzu — meine Schwester wird darüber noch eine unglückliche Niederkunft haben."

„An einem der nächsten Tage war Morio noch um elf Uhr bei mir und ritt dann mit dem König aus. Beim Zurückkommen sah ich Beide an meinem Hause vorbeireiten. Sie ritten nach dem Marstall, wo Morio dem Könige Verschiedenes auseinandersetzte, während die Gräfin schon in Todesangst war, ja sogar deswegen hatte zu Bett gebracht werden müssen. Nach einer kleinen Weile reitet der König nach Hause. Morio bleibt noch da.

---

[1]) Das Kasseler Schloß brannte 1811 zum größten Teil nieder.

Plötzlich fällt ein Schuß! Die Gräfin hört ihn, ſpringt wie außer ſich aus dem Bette und ſchreit: Das iſt mein Mann, er iſt erſchoſſen!

„Leider war es ſo. Der edle Morio war durch einen franzöſiſchen Fahnenſchmied, dem ſeiner Liederlichkeit wegen ein Deutſcher vorgezogen werden mußte, boshafter Weiſe erſchoſſen worden.“

Malchus erwähnt nur beiläufig die Prophezeiung, welche die Lenormand Murat gegeben hatte und ſagt, daß ſie auch zweimal von Napoleon befragt worden wäre; da jedoch außer den beiden direkt Beteiligten nur noch Duroc bei dieſen Begegnungen anweſend war, ſei nichts Authentiſches darüber an die Öffentlichkeit gelangt. Er kommt nun auf ſeine perſönlichen Erfahrungen bezüglich der Lenormand zu ſprechen und äußert ſich folgendermaßen:

„Auffallend war es mir, daß die Gräfin Bocholz mich mehrmals ſehr dringend ermunterte, mir mein Schickſal ſagen zu laſſen, und verſicherte, ihr habe die Lenormand Fälle aus ihrem bisherigen Leben dargelegt, deretwegen ihr ein Grauſen angekommen ſei, weil ſie faſt keinem Menſchen bekannt ſeien und die Lenormand ſie alſo ſchlechthin nicht habe wiſſen können. — Ebenſo ſprachen mehrere andere meiner Bekannten; aber durch Niemand wurde ich mehr aufmerkſam auf die wunderbare Frau gemacht als durch Herrn Dr. Spangenberg, den Leibarzt der Königin. Dieſer ſehr trockene Verſtandesmenſch verſicherte gerade wie die Übrigen, es ſei unbegreiflich, was dieſe Frau Alles wiſſe und einem ſage. Ihm habe ſie — gerade wie der Gräfin Bocholz — ſein früheres Leben den Hauptbegebenheiten nach klar vor Augen gelegt und ihm dabei Manches in Erinnerung gebracht, was ſelbſt in Mecklenburg, ſeinem Vaterlande gewiß nur ſehr wenige Menſchen wüßten, was aber hier in Paris ſicherlich keine menſchliche Seele kenne. Auch über die Gegenwart und die nächſte Zukunft habe ſie ihm Sachen geſagt, die zum Entſetzen wahr — teils geweſen, teils geworden ſeien. Z. B. er wurde in acht Tagen durch einen alten Bekannten ſehr intereſſante Nachrichten über ſeine Verhältniſſe in der Heimath bekommen; aber derjenige, der ihm dieſe Nachrichten bringe, werde zwei Tage darauf ſterben. Er und ſeine Freunde, mit denen er in Compiègne wohnte, hätten oft darüber geſcherzt und gefragt, ob denn der Bote, der zwei Tage hernach ſterben ſolle, noch nicht bald kommen werde. Endlich, am achten Tage ſei der Schauſpieler, Herr Narciß, der noch ziemlich lange in Kaſſel und Deutſchland zurückgeblieben ſei, gekommen und habe ihm eine Menge intereſſanter Nachrichten gebracht; aber — zwei Tage darauf ſei Herr Narciß geſtorben. Dr. Spangenberg machte noch die Bemerkung, daß er damals, als er die Lenormand befragte, zum erſtenmal in Paris geweſen ſei, ſie auch nicht habe befragen wollen, aber durch Herrn von Pfuel und ſeine übrigen Bekanntſchaften ſo lange gequält worden wäre, hinzugehen, bis er es endlich gethan habe. In die Nähe ihres Hauſes ſei er vorher niemals gekommen, habe ſie ſelbſt auch zuvor niemals geſehen, ihr

weder seinen Namen, noch seine Verhältnisse mitgeteilt, auch sonst gar nichts merken lassen, was ihr irgend einen Aufschluß hätte geben können."

Malchus beschloß nun, „die Lenormand so viel als ihm möglich sei, auf die Probe zu stellen"; er zog einen abgetragenen Überrock an, setzte einen schlechten Hut auf und begab sich nach der Wohnung der Kartenschlägerin, welche er noch nie gesehen hatte. Ohne daß er seinen Namen anzugeben nötig hatte, fragte sie ihn 1. nach dem Anfangsbuchstaben seines Taufnamens; 2. nach dem Anfangsbuchstaben seines Geschlechtsnamens; 3. und 4. nach dem Anfangsbuchstaben seines Vaterlandes und Geburtsortes; 5. nach seinem Alter, nach Tag und Stunde seiner Geburt; 6. nach dem Namen seines Lieblingstieres; 7. nach seiner Lieblingsblume und 8. nach dem Namen des ihm am unsympathischsten Thieres.

„Hierauf holte sie zu den schon daliegenden etwa sieben Kartenspielen noch sieben andere. Zusammen waren es vierzehn Spiele. Sie waren aber sehr verschiedenartig; z. B. Tarokkarten, alte deutsche Karten, Whistkarten, Karten mit Himmelskörpern bezeichnet, Karten mit nekromantischen Figuren ꝛc. Jetzt mischte sie ein Spiel nach dem andern und gab mir jedesmal das gemischte Spiel zum Abheben. Ich wollte dies, wie natürlich, mit der rechten Hand thun, sie verhinderte es aber mit dem Beisatz: la main gauche monsieur! Um zu versuchen, ob sie dies nur zum Schein gesagt habe oder wirklich darauf achten und halten werde, nahm ich das zweite Mal von selbst die linke Hand, beim dritten Mal aber wieder die Rechte. Augenblicklich wehrte sie dies jedoch ab mit dem Zusatz: La main gauche, monsieur! Aus jedem Spiel mußte ich nach dem Abheben eine von ihr bestimmte Menge Karten herausziehen (auch dies mit der linken Hand), aber nicht aus allen Spielen die gleiche Zahl, sondern aus dem einen mehr, aus dem andern weniger. Aus den Tarokkarten z. B. 25, aus einem andern 6, aus einem dritten 10 ꝛc. Die gezogenen Karten behielt sie zurück und legte sie nach einer gewissen Ordnung auf den Tisch; alle übrigen wurden bei Seite geschafft."

„Jetzt bat sie sich meine linke Hand aus und besah sie sehr aufmerksam; besonders achtete sie auf alle Linien und Einschnitte derselben. Nicht lange darauf fing sie an, die Linien herauf und herunter, herüber und hinüber zu zählen, indem sie zugleich die Himmelskörper dazu nannte. Endlich schlug sie ein in der Nähe liegendes großes nekromantisches Buch auf, in welchem eine ungeheure Menge Hände mit allen ihren Einschnitten gezeichnet waren. Sie verglich eine der dortigen Hände nach der andern mit den meinen und blieb bei derjenigen stehen, die auch mir der meinigen am ähnlichsten schien. Dann fing sie an, die auseinander gelegten Karten sehr aufmerksam durchzusehen, zählte und rechnete dabei halblaut hin und her, bis sie endlich zu sprechen und mir aus den vorliegenden Karten mein Schicksal, das ver-

gangene, das gegenwärtige und das künftige zu erzählen anfing. Dieſes Erzählen ging aber ſo äußerſt ſchnell, als ob ſie Alles aus einem ihr vorliegenden Buche abläſe. Traf es ſich, daß ſie in der Folge auf etwas ſchon früher Erwähntes zurückkam, ſo erzählte ſie es pünctlich ſo wie das erſte Mal, gerade als ob ſie es noch einmal abläſe."

„In Betreff deſſen, ob und wie weit ſie ihrer Sache in dieſer Hinſicht gewiß ſei, ſtellte ich ſie am Ende auf eine noch weit ſchwierigere Probe."

„Ueber die Vergangenheit meines Lebens ſagte ſie mir zu meinem größten Erſtaunen Vieles, was ich ſelbſt kaum noch, was in meinem Vaterland wahrſcheinlich Niemand mehr und in Paris ſicher kein Menſch wußte."

„Sie ſind, ſprach ſie u. a., ſchon mehr als einmal in Lebensgefahr geweſen, namentlich waren ſie innerhalb ihrer fünf erſten Lebensjahre nahe daran, Ihr Leben im Waſſer zu verlieren."

„Wer ſagte ihr, daß ich in meinem vierten Jahr in Schwetzingen in den großen Teich gefallen bin."

„Sie ſind mehr als einmal ſchon in Feuersgefahr geweſen. — Auch das iſt wahr."

„Sie wurden in Verhältniſſen geboren, nach welchen Sie gerade nicht erwarten konnten, ein großes Glück in der Welt zu erlangen; aber ſie haben es dennoch gemacht. Sie fingen ſehr früh an ſich zu rühren, um etwas Großes zu erreichen. Schon vor 25 Jahren nahmen ſie zum erſtenmal Dienſte, aber in ſehr untergeordneten Verhältniſſen."

(Woher wußte ſie, daß ich ſchon in meinem 19. Jahr in Dienſte trat?)

„Dann fuhr ſie fort, mir eine Menge Einzelheiten meines vergangenen Lebens aufzuzählen und mir beſonders die verſchiedenen Abſchnitte desſelben ſo beſtimmt und deutlich vor Augen zu legen, daß mir förmlich unheimlich bei ihr wurde, ja daß ich dabei eine Art Grauſam empfand."

„In Betreff des vorletzten Abſchnittes desſelben, meiner Dienſtnahme in Weſtphalen, bemerkte ſie, daß derſelbe anfangs nicht den Anſchein gehabt habe, ſehr glänzend werden zu wollen, daß aber bald Verhältniſſe eingetreten ſeien, die eine ſolche Wendung herbeigeführt hätten."

„Auch der Gegenwart erwähnte ſie ganz ſo, wie es ſich verhielt."

„Ueber die Zukunft ſprach ſie einiges räthſelhaft und zwar ſo, daß man es ebenfalls mit den Ausſprüchen der Sibyllen oder mit den Antworten der Pythia vergleichen könnte. Manches dagegen drückte ſie ſehr beſtimmt aus, und es iſt wahr geworden."

„Z. B. ich ſei meiner Familie wegen ſehr in Sorgen. (Freilich war ich dies, denn ich wußte bloß, daß meine Gattin mit ihren Kindern glücklich bis Aelſan gekommen ſei, ob ſie aber glücklich nach Hildesheim gekommen ſei, und wie es ihr dort gehe, wußte ich nicht.) Ich könne aber darüber ganz ruhig ſein, denn in acht Tagen werde ich einen Brief bekommen, der zwar manches Unangenehme enthalte, mich aber doch über meine Familie hinlänglich beruhigen werde."

„Wirklich bekam ich gegen den achten Tag einen Brief von meiner Frau, der mir ihr und unſerer Kinder Wohlbefinden meldete, ſonſt aber mehreres enthielt, was mir nicht lieb war.“

„In den folgenden acht Tagen würde ich viermal nacheinander Auskunft über die Verhältniſſe meines Vaterlands und einmal ſehr ausführliche Nachrichten in betreff meiner Familie bekommen.“

„Dies ſagte ſie mir am 28. März. — Zwei Tage darauf geſchah der den Pariſern völlig unerwartete Einzug der Verbündeten. Etwa ſechs Tage nachher gehe ich auf den Boulevards ſpazieren. Eilend kommt Jemand in preußiſcher Artillerieuniform auf mich zu, und ich erkenne zu meinem Erſtaunen den Herrn von R., der noch vor Kurzem mit uns in Compiègne gelebt hatte, dann — nach Hildesheim zurückgekehrt — unter die Preußen gegangen war und jetzt in gerader Linie von Hildesheim kam, mir folglich eine Menge Einzelheiten von den Meinigen mittheilen konnte, da er ſie ſämmtlich geſehen und geſprochen hatte. Bald darauf begegnete ich dem ehemaligen göttingiſchen Präfecten Delius uſw.; kurz, ich erhielt wirklich in dieſen acht Tagen zuſammen viermal Nachricht aus Deutſchland.“

„Weiter fuhr ſie fort, ich werde nicht ſehr lange mehr in Frankreich bleiben, ſondern in mein Vaterland zurückkehren, in welchem ich anfangs eine Menge größerer und kleinerer Unannehmlichkeiten zu erdulden haben werde. So werde ich in demſelben ſogar gefangen genommen werden. Doch habe dies nichts zu bedeuten, indem man mich ſchnell wieder freilaſſen würde. (Beides iſt hier in Heidelberg geſchehen.)“

„Noch ſagte ſie ſehr beſtimmt: vor dem 23. November 1814 werde ich eine wichtige, mir aber unangenehme Entſcheidung erhalten, und wirklich erhielt ich am 21. November 1814 von dem hannöverſchen Miniſter Graf Münſter die Antwort auf meine Vorſtellung wegen Wiedereinſetzung in mein Gut Marienrode; dieſe wurde mir jedoch abgeſchlagen, jedoch der von mir erwähnte Recurs an den Wiener Congreß mir freigegeben.“

„Mein Schickſal, ſagte ſie weiter, werde ſich die nächſten drei Jahre hindurch ſchwankend erhalten und erſt im Jahre 1817 wieder glücklich werden.“

Außerdem ſagte ſie Herrn von Malchus voraus, daß er noch genau zwei Monate in Paris bleiben werde, was zu ſeinem größten Erſtaunen eintraf, obſchon er damals nicht ſagen konnte ob er ſich auch nur noch drei Tage in Paris aufhalten werde. Die erwähnte Probe, auf welche Herr von Malchus die Lenormand ſtellte, beſtand darin, daß er ſie nach vier Wochen wieder beſuchte und ſich ihre erſte Ausſage ſchriftlich wiederholen ließ, und ſie ſich in beiden Fällen vollkommen deckte.

So viel von der Lenormand.

Ein anderer berühmter Kartomant jener Zeit zu Paris war der Abbé d'Alliette, welcher unter dem Namen Etteila herausgab:

Le véritable Etteila, ou l'art de tirer les cartes. etc.

und

Le grand Etteila. Le grand jeu de 78 Tarots égyptiens, ou le livre de Thot, fabriqué et verifié par Blismon.

Wir kommen nun zu einer Reihe ebenfalls zur Kleromantie gehöriger Wahrſagungsarten, an denen jedoch das magiſche Seelenleben nur ſehr bedingt beteiligt iſt, die deshalb dem Zufall faſt völlig preisgegeben und alſo ſachlich wertlos ſind, wenn ſie auch, da ſie im Altertum und Mittelalter ſehr viel geübt wurden, kulturgeſchichtliche Würdigung finden müſſen.

Am meiſten ſcheint noch die Kapnomantie mit dem Vermögen des Hellſehens zuſammengehangen zu haben, da nach Cardanus die Kapnomanten unter dem Murmeln gewiſſer Zauberformeln Samen von ſchwarzem Mohn und Seſam auf glühende Kohlen warfen, worauf reine Knaben oder ſchwangere Frauen Figuren im Rauch ſahen, denen die Antworten auf geſtellte Fragen entnommen wurden.

Rein kleromantiſch iſt das ſchon bei Abels und Kains Opfer vorkommende Beobachten des Rauches, ob er gerade aufſteigt, zur Erde niedergedrückt wird, zur Seite geht oder ſich im Kreiſe dreht. Im Altertum pflegte man in dieſer Beziehung auch den Rauch des Aetnakraters zu betrachten.

Bei Ausübung der Cephramantie ſtreute man Aſche an einen freien Ort, ſchrieb den Namen des Fragenden und die Frage hinein, worauf man nach einiger Zeit Obacht gab, ob und welche Buchſtaben dieſer Worte ineinander gelaufen waren. Hierher gehört auch das Wahrſagen aus den Salzhäufchen, das Bleigießen und das Wahrſagen aus ins Waſſer geſchlagenem Eiweiß, welches die Lenormand ebenfalls übte, und das Prophezeien aus dem Kaffeeſatz.

An die Wahrſagung aus der Aſche ſchließt ſich die aus dem Feuer, die Pyromantie an, bei deren Ausübung man auf die Bewegungen, Farben, Bilder, Formen ꝛc. des Feuers Obacht legte. Man beachtete auch das Verhalten des Feuers beim Opfer und

prophezeite je nach dem ſchnelleren oder langſameren Verbrennen der Gabe einen mehr oder minder glücklichen Erfolg. Andere wieder ſuchten aus mit gewiſſen Charakteren bezeichneten Pechfackeln die Zukunft zu erforſchen. Lief die Flamme in eine Spitze zuſammen, ſo bedeutete es einen günſtigen Ausgang; erſchien ſie geteilt und leckend, einen ungünſtigen; loderte ſie dreizüngig in die Höhe, ſo bedeutete es Ruhm; zerteilte ſie ſich nach verſchiedenen Seiten hin, ſo bedeutete dies einem Geſunden Krankheit und einem Kranken Tod; erloſch ſie ganz, ſo bedeutete dies Gefahr, kniſterte ſie, Unglück uſw. uſw.

Bei der Daphnomantie verbrannte man Lorbeerzweige und weisſagte aus dem Kniſtern derſelben. Die Libanomantie oder das Thurifumium war beſonders bei den alten Apolloniaten im Schwang. Man warf Weihrauch ins Feuer; wurde derſelbe ſchnell verzehrt, ſo bedeutete es Glück; ſprang er zurück, ſo beſorgte man Unglück. Hochzeiten und Sterbefälle daraus zu weisſagen war verboten.

Die Crithomantie und Aleuromantie war die Wahrſagung aus Gerſte und Weizen; die Tyromantie und Ovomantie die aus Käſe und Eiern, die Ceromantie die aus geſchmolzenem Wachs. Die Oinomantie weisſagte aus der Farbe des geopferten Weines. Bei der Umbilicomantie urteilten die Hebammen aus den Knötchen des Nabels und der Nachgeburt, wie viele Kinder die Wöchnerin in Zukunft noch auf die Welt bringen werde.

Bei der Aeromantie weisſagte man aus atmoſphäriſchen Erſcheinungen, aus dem Wehen der Winde, dem Regenbogen, den Höfen um Sonne und Mond, den Nebeln und Wolken. Wehte z. B., wenn eine Frage geſtellt worden war, der Wind aus Oſten, ſo bedeutete es Glück; aus Mittag, Enthüllung des Heimlichen; aus Weſten, Unglück; aus Norden, daß die Frage ungelöſt bleiben werde, uſw. Eine große Rolle ſpielten in der Luft geſchaute Geſichte, wie z. B. die während der Plünderung Jeruſalems durch Antiochus in der Luft geſchauten Reiter mit goldenen Harniſchen[1]) oder die bei der Belagerung Jeruſalems durch Titus in der Luft

[1]) 2. Makkab., Kap. 5.

gesehenen Wagenkämpfer.[1]) Hierher gehören auch die sogenannten Gespensterschlachten, über welche seit den eben angeführten Berichten bis weit in das vorige Jahrhundert hinein so viele Berichte vorliegen, daß man bequem ein starkes Buch damit füllen könnte. Dieselben lassen sich keineswegs aus Luftspiegelung erklären, schon deshalb nicht, weil viele dieser Gesichte nachts geschaut wurden und nie berichtet wird, daß die Bilder umgekehrt gesehen wurden. Aus zahlreichen der am besten beglaubigten Erzählungen dieser Art ergiebt sich, daß es sich um räumliche oder zeitliche Ferngesichte handelt, die durch psychische Ansteckung, die bekanntlich in den früheren Jahrhunderten eine große Rolle spielte, auf die Massen übertragen wurde. Ich selbst erlebte als Gymnasiast etwas Ähnliches, obgleich ich damals nicht im Entferntesten an eine derartige Deutung des Erlebnisses dachte.

An einem Sonnabend zu Anfang Mai des Jahres 1866 ging ich hier in Meiningen mit meiner verstorbenen Großmutter, der Rätin Barbara Haußen und deren hier noch lebenden Tochter Fräulein Louise Haußen, meiner Tante, auf einem Feldweg am Abhang der östlich von Meiningen liegenden Donopskuppe, wo jetzt die Berliner Straße steht, in der Richtung von Süden nach Norden spazieren, um auf dem in dieser Flucht gelegenen Bahnhof ein Glas Bier zu trinken. Die Sonne war eben hinter dem Haßfurtwald untergegangen und der Himmel völlig heiter. Als wir in die Gegend kamen, wo jetzt etwa ungefähr das Realgymnasium steht, begann meine Großmutter, eine nüchterne, prosaische Frau, zu rufen: „Ach Gott, seht einmal, was ist denn das dort beim Landsberg nach Roßdorf zu am Himmel?“ (Der Landsberg ist eine nach Norden zu eine Stunde von Meiningen auf einem isolierten Berg gelegene Burg; westlich davon öffnet sich das Thal in der Richtung nach Roßdorf, dem Geburtsort meiner Großmutter.) Auch meine Tante rief: „Ach Gott, was ist das?“ Beide beschrieben nun übereinstimmend ein schauerliches Durcheinander am Himmel wie von Menschen, Pferden, Dampf und großen Kugeln. Ich selbst, der ich nicht wie meine Tante für psychische Ansteckung empfänglich war, sah nichts als den goldhellen Abendhimmel und wurde von meiner

[1]) Josephus: De bello Judaico Lib. VII. cap. 12.

etwas heftigen guten Großmutter ob meiner Dummheit, eine ſo handgreifliche Sache nicht zu ſehen, geſcholten. Beide Frauen hielten die Erſcheinung für eine atmoſphäriſche, obſchon ſie die geſehenen Bilder nicht damit vereinigen konnten, befürchteten ein Gewitter oder dergleichen und gingen nach Hauſe. Dort erzählten beide die Himmelserſcheinung meinem Großvater und meinem Onkel, wobei meine Tante bemerkte, es ſei ſchade, daß morgen zum Sonntag kein Tageblatt erſcheine; am Montag jedoch werde man ſchon etwas darüber leſen. — Mein Onkel wurde beauftragt, abends in Geſellſchaft zu fragen, ob denn niemand etwas von dieſem tollen Treiben am Himmel geſehen habe, und als die Antwort verneinend ausfiel, konnten ſich meine Großmutter und Tante nicht genug verwundern. Niemand aber dachte daran, das Geſehene als etwas Überſinnliches zu betrachten. — Etwa zwei Monate darauf kam die bayriſche Armee hierher, während ſich die Preußen von Langenſalza her über Eiſenach näherten. Bei Roßdorf kam es zur Schlacht, und nun war der Sinn des Geſchauten klar.

Zur Deutung der Lufterſcheinungen gehört auch die Fulguration, die Wahrſagung aus den Blitzen, welche ſchon von den Akkadern, namentlich aber von den Etruskern ausgeübt wurde. Dieſe teilten den Himmel in ſechzehn Gegenden, deren jede ihren beſonderen Namen hatte. Dazu nahmen ſie elf Gattungen von Blitzen und neun Götter, die ſie ſchleuderten, an. Je nach der Art des Blitzes und der Himmelsgegend, woher er kam, erfolgte deſſen Deutung.

Die Botanomantie iſt die Wahrſagung durch verſchiedene Kräuter, z. B. des Eiſenkrautes, des Baldrians, der Bärwurz, des Farrenkrautes, der Mondraute uſw. Man ſchrieb auch den Namen einer Perſon, die etwas erfahren wollte, und die Sache, nach welcher gefragt wurde auf Salbeiblätter und benetzte dieſe. Aus dem raſchen oder langſamen Trocknen der Blätter ſagte man dann wahr. Wandte man bei dieſer Wahrſagungsart Feigenblätter an, ſo hieß dieſelbe Sykomantie.

Eben ſo alberne Spielereien waren die Arithmomantie und Onomantie, bei welchen die Buchſtaben des Alphabets, Wochentage und Tage des Mondalters beſtimmten Zahlen entſprachen. Man formulierte die Frage, fügte die Namen der be-

treffenden Perſon oder Perſonen, die Zahl des Wochentags und Mondalters hinzu, worauf man alle Buchſtaben zuſammenaddierte. Die Summe wurde durch Addition in die Quere auf eine einſtellige Zahl gebracht und aus dieſer das Orakel erteilt.

Allbekannt iſt die Wahrſagung aus den Vorbedeutungen, An- und Wunderzeichen, deren Zahl Legion iſt.

Hieran ſchließt ſich die Wahrſagung aus den Tieren: die Auſpicien, zu denen die Angänge und die Alektryomantie zu zählen ſind, die Augurien und das Haruſpicium, die Opferſchau.

Die Auſpicien werden dem Verhalten vierfüßiger Tiere und der Begegnung mit ſolchen Tieren entnommen. Floh z. B. ein Opfertier vom Altar oder erhob es ſich, nachdem es den Schlag empfangen hatte, ſo war dies ein böſes Zeichen; der „Angang“ eines pflügenden Ochſen oder eines Hundes ein gutes, der eines Haſen oder Maultieres ein böſes Zeichen uſw. uſw.

Die Augurien wurden dem Verhalten der Vögel entnommen, und zwar unterſchied man Augurien aus dem Flug — praepetes — und ſolche aus dem Geſang der Vögel — oscines. Es gab zwölf Arten der praepetes, die je nachdem, ob ſie von rechts oder links, von vorn oder hinten geſchahen, guter oder böſer Natur waren. Auch prophezeite man aus dem Freſſen der Vögel, in welcher Hinſicht die Anekdote von den Hühnern, die ſaufen müſſen, wenn ſie nicht freſſen wollen, allbekannt iſt.

Bei Ausübung der Alektryomantie wurde ein auf der Erde gezeichneter Kreis in 24 Teile geteilt und in jeden Teil ein Buchſtabe des griechiſchen Alphabets geſchrieben. Auf die Buchſtaben legte man Weizenkörner und ſetzte einen mit Zauberliedern beſchriebenen Hahn in den Kreis, worauf man aus den Buchſtaben orakelte, von denen der Hahn die Körner wegpickte. Auch bei dem großen Zaubereiprozeß unter Kaiſer Valens war die Alektryomantie zur Anwendung gekommen.

Beim Haruſpicium[1]) betrachtete man beſonders die Leber des

[1]) Mit dem Haruſpicium iſt die ſcheußliche Anthropomantie verwandt, die Eingeweideſchau geopferter Menſchen, welche u. a. von den Kaiſern Heliogabalus, Maxentius und Julian Apoſtata ausgeübt wurde.

Opfertieres, welche als das wichtigſte Eingeweide galt. Den einen Lappen eigneten die Haruſpices z. B. dem eigenen Lande, und den andern dem Feinde zu. Aus der beſſeren oder ſchlechteren Beſchaffenheit des einen oder des andern Lappens zog man dann die Schlüſſe.

Auch waren abnorme Bildungen an den Eingeweiden von Wichtigkeit. Als z. B. Sulla bei Laurentum opferte, zeigte ſich an der Leber des Opfertieres eine Bildung, die Ähnlichkeit mit einer Krone hatte. Der Haruſpex Poſthumius prognoſticierte deshalb dem Sulla Sieg und Herrſchaft und ordnete an, daß Sulla die Leber allein eſſen mußte. Auch die Farbe der Eingeweide kam in Betracht, wie denn Lucan von dem Opfer des Pompejus ſagt:

„Selbſt die Farbe erſchreckte den Seher; mit häßlichen Flecken
Waren die Eingeweide bedeckt und mit geronnenem Blute.“

Viertes Kapitel.

Die in der organisierenden Thätigkeit des transscendentalen Subjekts gegründeten Wahrsagekünste.

Nehmen wir mit du Prel[1]) ein transscendentales Subjekt als Bildner und Träger des Organismus an, so ergiebt sich ohne weiteres die Möglichkeit und Realität der Chiromantie, Physiognomik, Metoposkopie und Traumdeutung, welch' letztere zu den auf Hellsehen beruhenden Wahrsagekünsten zu rechnen wäre, wenn nicht die Krankheiten anzeigenden Träume und Heilträume einen schon von Hippokrates und Galen erkannten somatischen Hintergrund hätten. An die Traumdeutung würde sich die Incubation und das Orakelwesen anschließen. Da diese jedoch mit dem Kultus zusammenhängen, werde ich sie samt der Kabbala usw. in einem dem Occultismus des Altertums gewidmeten dritten Teil behandeln.

Die Chiromantie ist uralt, und schon Artemidorus von Daldis schrieb um 100 n. Chr. eine — verloren gegangene — Schrift über dieselbe. Eine anderer Chiromant des Altertums war Helenus von Syrakus, über dessen Lebensumstände nichts bekannt ist. Er schrieb nach Suidas ein *Χειροσκοπικὸν οἰώνισμα.*

[1]) Ich verweise auf dessen „Monistische Seelenlehre", „Philosophie der Mystik" und die Abhandlung „Es giebt ein transscendentales Subjekt."

Der berühmteſte Chiromant der Araber war der ſchon genannte Alchindi.

Im chriſtlichen Europa war die Chiromantie bis zum Auftreten der Zigeuner ziemlich unbekannt, machte aber dann reißende Fortſchritte und fand namentlich in Italien ihre Pflegſtätte, wo ſie von einem ſonſt unbekannten Antiochus ausgebreitet wurde.

Einer der berühmteſten Chiromanten iſt der aus Bologna gebürtige Bartholomäus Cocles, auch B. della Rocca genannt († 24. Septbr. 1504), ſeines Zeichens Wundarzt. Er erwarb ſich die Achtung und Freundſchaft des gleichzeitigen berühmten Metaphyſikers Alexander Achillini (1462—1512) und des gelehrten Biſchofs von Nocera und Geſchichtsſchreibers Paul Jovius (1483—1552). Achillini, von ſeiner Gelehrſamkeit „der zweite Ariſtoteles“ genannt, ſchrieb zu der Anastasis Chiromantiae et Physiognomiae des Cocles eine Vorrede, worin er dieſe Künſte der Aſtrologie weit vorzieht, und ſchrieb ſelbſt De Chiromantiae principiis et physiognomiae. Bonon. 1504, Fol. und De subjecto physiognomiae et chiromantiae. Ibid. 1503. Fol.

Cocles mußte vielen Fürſten wahrſagen, und Gauricus, der ſich nicht ſelbſt die Nativität ſtellen konnte, weil ſein Vater die Zeit der Geburt nicht notiert hatte, erzählt, daß ihm Cocles die erlittene Folter einige Jahre vorher prognoſticiert hatte. Paul Jovius verſichert in ſeinen Elogiis virorum in litteris illustrium, einen eigenhändigen Aufſatz des Cocles geſehen zu haben, in welchem derſelbe bei 50 Perſonen einen gewaltſamen Tod prognoſticiert habe. Nach dem Tod des Cocles habe man den Aufſatz mit dem Erfolg verglichen und alles bewahrheitet gefunden.

Zu dieſen Perſonen, denen ein gewaltſamer Tod prognoſticiert war, gehörte Cocles ſelbſt, weshalb er, der ein trefflicher Fechter war, nur mit Helm und Zweihänder bewehrt ausging. Er hatte nämlich dem Ermete Bentivoglio, einem Sohne Johanns, der Gauricus wippen ließ, vorausgeſagt, daß er vertrieben und im Gefecht fallen würde. Ermete erkaufte einen Banditen Antonio Capponi, welcher ſich als Holzhacker verkleidete und Cocles am 24. September 1504 auf der Straße von hinten mit der Axt tot ſchlug.

Die Anaſtaſis des Cocles erſchien zuerſt 1504 zu Bologna in Folio und erlebte eine Menge Auflagen und Überſetzungen.

Ein berühmter deutſcher Chiromant jener Zeit war der Pfarrer zu Steinheim bei Frankfurt a. M. Johannes ab Indagine (von Hagen), welcher um das Jahr 1522 lebte. Er ſchrieb:

Introductiones apotelesmaticae in Chiromantiam, Astrologiam naturalem, Physiognomiam, Complexiones hominum, Naturas Planetarum. Argentor. 1522. Fol. Francof. 1522. S. l. 1551.

Deutſch: Die kunſt der Chiromantzey, us beſehung der hend, Phyſiognomey us Anblick des menſchens. Natürliche Aſtrologey noch dem Lauff der Sonnen ꝛc. Straßburg 1523. Fol.

Die Bücher, welche Rudolph Goclenius und J. B. a Porta über Chiromantie, Metoposkopie und Phyſiognomik ſchrieben, habe ich bereits in meiner Geſchichte des neueren Occultismus angegeben.

Der bedeutendſte deutſche Chiromant des 17. Jahrhunderts war der aus Zetlingen in der Altmark gebürtige Johann Prätorius, Magiſter und gekrönter Poet in Leipzig, geſt. am 25. Oktober 1680, welchen man wegen ſeiner wertvollen Sammlungen von Volksaberglauben und Sagen einen Vorläufer der Gebrüder Grimm nennen kann. Er ſchrieb:

Ludicrum chiromanticum seu thesaurus chiromantiae locupletissimus. Jenae 1661. 4°.

Cheiroscopia et Metoposcopia. Ibid. 1659. 4°. 2 Tom. Letztere kommt auch in Einzelausgaben vor.

Alectryomantia, seu divinatio magica cum gallis gallinaceis peracta. Francof. 1680. 4°.

Collegium curiosum, oder ein ſehr nützlich Werck, darin vollkommen abgehandelt wird, was zur Phyſiognomie, Chiromantie, Metoposkopie und Anthropologie gehört. Frankfurt 1704. 8°.

Ludwig Heinrich Lutz aus Nürnberg, Arzt zu Augsburg, ſchrieb:

Cheirosophia concentrata, das iſt: eine kurtze Unterweiſung, vermittelſt deren einem jeden Menſchen ſeines ganzen Lebens Beſchaffenheit in ſeinen Händen kann vor Augen geſtellet werden. Nürnberg 1672. 12°.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurden noch auf den deutschen Universitäten, z. B. in Jena, Kollegien über Chiromantie gelesen, jedoch kam dieselbe mit dem ganzen Occultismus während der Aufklärungsperiode in Mißkredit.

In der Neuzeit weckte das Interesse an ihr der Franzose Desbarolles. Derselbe schrieb:

Les mysteres de la main révélés. Paris 1859.

Etwas verschieden von der Chiromantie (sonst Chiromantia astrologica genannt), welche die Schicksale der Menschen aus der Hand zu erforschen sucht, ist die Chirognomie, d. h. die Kunst die Anlagen des Geistes, Charakters 2c. aus der Hand zu erkennen. Dieselbe war den Alten unter dem Namen Chiromantia naturalis bekannt und ist somit keineswegs eine Schöpfung d'Arpentignys.

Die Metoposcopie ist die Kunst, die intellektuelle, moralische und körperliche Veranlagung aus der Stirne zu prognostizieren. Außer den von mir schon hin und wieder genannten metoposkopischen Schriften führe ich noch an:

Hieronymus Cardanus: Metoposcopia libris XIII et DCCC faciei humanae eiconibus complexa. Paris 1658. Fol.

Thaddäus von Hayeck[1]): Aphorismorum Metoposcopicorum libellus. Francof. 1584. 8°.

Über die Physiognomik schrieb schon Aristoteles sein bekanntes oft aufgelegtes Buch.

Der schon oft genannte Michael Scotus schrieb im Auftrage Kaiser Friedrichs II. sein Liber physiognomiae, welche zuerst zu Venedig 1505 erschien.

Außerdem nenne ich noch G. Grataroli:

Opuscula de memoria, de physiognomiae etc. Lugdun. 1858. 16°.

J. Helvetius: Amphitheatrum physiognomiae medicum. Wunder-Schauplatz der Artzneyschen Gesichts-Kunst. Heidelberg 1660. 8°.

---

[1]) Von mir in der Gesch. d. n. Occultismus nnd in der Alchymie schon mehrfach besprochen.

In Caſpar Schotts Magia universalis befindet ſich auch eine recht gute Abhandlung über die Phyſiognomik.

Die Wiederbelebung der Phyſiognomik durch J. C. Lavater iſt bekannt. Er ſchrieb:

„Phyſiognomiſche Fragmente zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe.“ 4 Bde. Leipzig u. Winterthur 1775/78. 4°. Mit den bekannten von Chodowiecki geſtochenen Kupfern, die dem Werk einen für alle Zeiten bleibenden Wert geben.

Der Traumdeutung oder Oneirokritik hat du Prel in ſeiner „Philoſophie der Myſtik“ einen wiſſenſchaftlichen Hintergrund gegeben. Ich verweiſe einfach auf dieſelbe.

Dieſe Kunſt iſt uralt und wurde ſchon von den Akkadern, die uns zahlreiche, zum Teil recht erheiternde Fragmente ihrer Traumbücher hinterließen, ausgeübt. Ich brauche deshalb auch nicht die zahlloſen mythiſchen und thatſächlichen, geſchichtlichen und privaten, heiligen und profanen Wahrträume Revue paſſieren zu laſſen, ſondern kann mich auf die Aufzählung der wichtigſten oneirokritiſchen Schriften beſchränken, deren ſchon Ariſtoteles, Hippokrates und Galen ſchrieben.

Die bedeutendſte Schrift über Traumdeutung des Altertums iſt die bekannte Oneirokritika in fünf Büchern des ſchon genannten Artemidorus von Daldis, welche zahlreiche Ausgaben in verſchiedenen Sprachen erlebte; die letzte deutſche Ausgabe erſchien zu Wien 1881.

Auch die Araber waren eifrige Traumdeuter. Von ihnen ſind zu nennen: der im 9. Jahrhundert lebende Achmet, welcher eine Oneirokritika nach den Lehren der Ägypter, Perſer und Inder ſchrieb, die oft in verſchiedenen Sprachen erſchien.

Die oneirokritiſche Schrift Abumaſſars (Apomazors) wurde bereits bei der Aſtrologie erwähnt.

Der gewöhnlich für einen Araber gehaltene Grieche Aſtrampſychus, unbekannt wann? lebend, ſchrieb ein *Ονειροκριτικὸν*, welches J. C. Scaliger 1590 zu Paris und Meurſius 1630 in Leyden herausgab. Zu Paris und Leyden erſchienen andere Ausgaben dieſes Buches 1599 und 1600.

Michael Scotus behandelte die Träume in seinem Libellus de secretis naturae.

Der um 430 gestorbene Bischof Synesius von Ptolemais, ein Schüler der Hypatia, hinterließ ein von Cardanus erweitert und von Marsilius Ficinus nach dem Original zu Venedig 1497 in Quart herausgegebenes Liber de insomniis. Eine neuere Ausgabe in Folio erschien 1640 zu Paris.

Die Bearbeitung des Cardanus erschien unter dem Titel: Somniorum Synesiorum, omnius generis insomnia explicantes, Libri IV. Basil. 1562 und 1585, 4°; auch in der großen Lyoner Folioausgabe. Deutsch unter dem Titel: „Traumbuch. Wahrhafftige und unbetrügliche Unterweisung, wie allerhand nächtliche Träum und Erscheinungen ausgelegt werden sollen.“ Basel 1563, 4°.

Auf diese klassischen Werke der Oneirokritik verweise ich die Freunde des Occultismus mit allem Nachdruck. Sie werden außer vielem Wichtigen und Interessanten noch sehen, daß Hellenbachs Behauptung, eine allgemein gültige Traumdeutung (natürlich innerhalb gewisser Grenzen) sei nicht möglich, eine durchaus irrige ist.

Drittes Buch.

Das Hexenweſen

nach ſeiner Geſchichte und ſeinen Erſcheinungen.

I. Teil.

Geſchichte der Hexenprozeſſe.

Erſtes Kapitel.

Das Hexenweſen im heidniſchen und jüdiſchen Orient.

Das Hexenweſen iſt weder eine Ausgeburt des mittelalterlichen Pfaffentums, noch ein Überbleibſel germaniſcher Mythologie, ſondern, mögen auch die jeweilig herrſchenden Religionen was immer daraus gemacht haben, eine univerſalhiſtoriſche Erſcheinung, die eben, weil ſie im Weſen des Menſchen begründet iſt, notwendiger Weiſe univerſalhiſtoriſch ſein muß.

Dafür, daß das Hexenweſen anthropologiſch begründet ſein muß und es auch thatſächlich iſt, werde ich im zweiten Teil meiner Schrift den Nachweis geben. Hier gilt es zunächſt in großen Zügen ein Bild von der univerſalhiſtoriſchen Erſcheinung desſelben zu geben.

Zum erſten Mal treffen wir die Elemente des Hexenweſens bei dem vorgeſchichtlichen Volk der Akkader, den Ureinwohnern Meſopotamiens, an. In dem Geſtirndienſt dieſes Volkes waren den ſieben Göttern der Planeten ſieben Dämonen, die Maskim, gegenüberſtellt, welche — durch die ganze Magie verabfolgbar —

die Urheber aller Sünde, alles Übels und aller Krankheit ſind. Mit ihnen und niederen böſen Geiſtern, den Utuk, ſtifteten die in der Keilſchriftlitteratur aus Scheu „Böſewichter“ und „boshafte Menſchen“ genannten Zauberer und Zauberinnen alles nur irgend erdenkliche Unheil. Sie bezauberten durch den böſen Blick, durch Worte und Zauberformeln; wir begegnen der Beſeſſenheit in allen Formen, dem Anzaubern von Krankheiten, dem Bildzauber, dem Veneficium uſw. uſw. — Bei den Akkadern waren es bereits, wie bei allen ſpäteren Völkern, hauptſächlich die Frauen, welche dieſe Künſte ausübten, und ich will noch beſonders bemerken, daß man bereits in jener Urzeit annahm, die Zauberinnen ritten des Nachts zu ihren Verſammlungen auf Stücken Holz aus; auch glaubte man an bald in männlicher, bald in weiblicher Geſtalt erſcheinende „Dämonen der nächtlichen Samenergüſſe“, woraus die Incubi und Succubi der ſpäteren Zeit wurden.[1])

Bei den Erben der Akkader, den Chaldäern und Babyloniern, beſtanden neben den Magiern, den Prieſtern der Staatsreligion, Körperſchaften niederer Zauberprieſter, welche die Gebräuche der akkadiſchen ſchwarzen Magie weiter ausübten.

Der Zoroaſtrismus bot günſtigen Nährboden für dämonologiſche Spekulationen, und — wie allbekannt — wurde aus deſſen böſem Urprinzip Angramainjus der Teufel, während die Devs und Peris die männlichen und weiblichen Geſellſchaftsteufel der Hexenzeit ſind, welche nach dem Vendidad — wie im Mittelalter — mit Zauberern und Hexen fleiſchlichen Umgang haben und Lehrer von allen Arten der Zauberei ſind. Im Parſismus wie im Mittelalter iſt die Zauberei Blendwerk und giebt nur trügeriſche Scheingüter. So heißt es im Vendidad:

„Die Zauberei iſt eine häßliche Kunſt, vom todſchwangern Ahriman in's Leben gerufen. Sie macht allerlei Blendſchein und giebt Alles. Sie ſcheint groß, aber wenn ſie ſich auch mit höchſter Gewalt aufſtellt, ſo kommt ſie doch vom Urgrunde des Böſen, vom Vater alles Unglücks“.

Dabei will ich bemerken, daß die perſiſch-mediſchen Zauberer ebenſo gut wie die Hexen narkotiſche Stoffe, als z. B. Opium, Stechapfel, Hanf und Bilſenkraut benutzten, um ſich in Ekſtaſe zu verſetzen.

---

[1]) Vgl. F. Lenormant: Die Geheimwiſſenſchaften Aſiens. Jena 1878.

Auch in der indiſchen Anſchauungsweiſe tritt nicht nur ein mit dem der Götter gleichzeitiges Walten der Dämonen zu Tage, ſo daß ſchon der mit Indra verbündete Rudra die „ſchwarzleibigen Dämonen“ niederſchlägt, und eine alte Sage erzählt, daß Buddha in früher Jugend ſchon nicht allein die Wiſſenſchaft der guten Geiſter, ſondern auch die geheime der böſen erlernt habe, um ſie und ihren ganzen Anhang mit ihren eigenen Waffen zu ſchlagen; es werden auch jene Kräfte der Dämonen als Zauberkräfte dargeſtellt, und im Rigveda heißt es: „Als du, Indra, den Vitra trafſt, brachſt du die Kunſt der Zauberer und zeigteſt die Sonne und Morgenröte am Himmel.“

Auch bei den Ägyptern ſchadete man auf magiſche Weiſe ſeinen Feinden, braute Liebestränke, beſchwor Tote, und die Hofzauberer Pharaos können ſo recht als Urbilder der Hexenmeiſter des Mittelalters gelten, die Unwetter machten, Ungeziefer hervorbrachten, Waſſer und Weide verdarben uſw.

Über das einen rieſigen Umfang beſitzende Zauberweſen der Juden iſt ſchon viel geſagt worden, und kann ich mich deshalb darauf beſchränken, im allgemeinen auf die bekannten Werke von Molitor, Ennemoſer uſw. hinzuweiſen und nur die nötigſten Andeutungen über das jüdiſche eigentliche Hexenweſen zu geben, deſſen Vorbedingungen die Israeliten zumeiſt aus der babyloniſchen Gefangenſchaft mitgebracht hatten.

In der jüdiſchen Tradition ſteht wie im Zoroaſtrismus der Lichtwelt eine Welt der Finſternis entgegen, während der Menſch ſeinen Platz in der Mitte behauptet und in ihm beide Welten aus- und zuſammenlaufen. Der Rapport zwiſchen dem Niedern und Höheren wird durch den Kultus, durch die mit rituellen Handlungen verknüpfte und einer der beiden Welten angepaßte Aſſimilation hergeſtellt, indem das Untere nur durch das Obere exiſtiert, ſich demſelben gleichförmig zu machen und mit ihm eins zu werden beſtrebt iſt. Gleichzeitig ſucht es von ihm immer mehr Kräfte an ſich zu ziehen, um in deſſen Geiſt zu leben und zu wirken. Es iſt alſo die Möglichkeit der Exiſtenz einer heiligen und einer finſtern Magie gegeben, und ferner wird ein Rapport des Innern mit dem Äußern, des Menſchen mit der Natur, d. h. eine Naturmagie, möglich ſein.

Diese Naturmagie ist an sich weder unrichtig noch böse, kann aber leicht in beide Eigenschaften umschlagen und ist dem Irrtum und Trug leicht ausgesetzt. Nach kabbalistischer Lehre bilden nämlich alle Wesenheiten des Universums eine organisch gegliederte, auf das innigste verbundene Kette, in welcher die obern Glieder auf die untern, und diese wieder auf jene wirken. Der Mensch aber kann durch die Naturmagie nur mit den untern und äußern Wesen dieser Kette (Merkabah), den Elementarwesen und Astralgeistern, in Verbindung treten, nie aber mit den höheren Intelligenzen, welche sich ihm auf äußerliche Weise durch die untern getrübten Naturkräfte mitteilen. Die Mitteilungen, welche diese Wesen den Menschen zukommen lassen, sind je nach ihrem höheren oder tieferen Ursprung von sehr verschiedenem Wert, nur bedingungsweise richtig und nichts weniger als unverbrüchliche Wahrheiten. Selbst die höheren Wesen dieser Klasse haben nur Einsicht in die natürlichen Verhältnisse der Dinge und das Schicksal der Menschen, insofern dasselbe durch ihre früheren Handlungen bedingt ist, während sich das aus den künftigen Thaten entspringende ihrer Kenntnis entzieht. Die Mitteilungen der untern Wesen dieser Klasse aber sind noch unzuverläßiger, indem ihr Wissen mit jeder tieferen Stufe dunkler und unbestimmter wird, und die am tiefsten stehenden, an die dämonische Region grenzenden Naturgeister und Elementarwesen (Schedim und Satanim) den Menschen oft geflissentlich belügen. Sie sind meist bösartige Koboldnaturen, die den Menschen necken, verspotten und an Leib und Seele schädigen; doch giebt es unter ihnen auch friedlichere Wesen, welche es mit den Menschen gut meinen und allerlei häusliche Dienste verrichten. Sie wohnen meist in Einöden, Ruinen, unflätigen Orten usw.

Durch die Schedim wird der Mensch aus der Naturmagie zur schwarzen, dem Kischuph, hinübergeführt, indem sie ihn immer tiefer in das Dunkel der Natur führen, ihn moralisch und intellektuell verkommen lassen und alle Schrecken des Mediumismus über ihn heraufbeschwören.

Die Schedim sind es auch, die mit den Zauberern einen Bund machen, indem diese sich ihnen mit ihrem Blute verschreiben müssen. Besonders die israelitischen Frauen waren dem Kischuph ergeben, und nach einer Notiz Molitors wurden dereinst von einem Rabbi

an einem Tag achtzig Frauen wegen Zauberei zum Tode verurteilt. Darum ſagt auch nach dem kabbaliſtiſchen Buch Pirke Aboth das jüdiſche Sprichwort: Je mehr Frauen, deſto mehr Zauberinnen. — Die Moſaiſchen Ausſprüche über die Beſtrafung der Zauberinnen ſind allbekannt.

Der Kiſchuph iſt wie alle Magie ſchauender und wirkender Art und wird von der Kabbala als ein Werk der finſtern Welt betrachtet, bei welchem ſich der Menſch, der beſonders dazu veranlagt ſein muß, ſich nicht paſſiv verhält, ſondern aktiv mitwirkt. Deshalb ſagt der Sohar auch:[1] „Mancher macht Zauberei, und es gelingt ihm; ein anderer macht es ebenſo, und es gelingt ihm nicht, denn zu ſolchen Dingen muß der Menſch geordnet ſein.“

Der ſchauende Kiſchuph beſteht nach kabbaliſtiſcher Lehre entweder in der Beſchwörung der Satanim oder in der eigentlichen Nekromantie. Die Satanim ſind als die auf der tiefſten Stufe ſtehenden Schedim zu betrachten, als außer der irdiſchen Beſchränkung lebende, geiſtig ſchauende, nicht an die Kategorien der Zeit und des Raumes gebundene Weſen, welche inſofern einen Blick in die Zukunft haben, als ſie nicht von den freien Handlungen der Menſchen abhängt, die aber die Zauberer mit Lügen hintergehen.[2] Ihre Beſchwörung geſchieht entweder in der Art, daß durch ſchamaniſtiſches Tanzen, Toben, Drehen, Heulen, durch Selbſtverſtümmelung uſw. ein ekſtatiſcher Zuſtand hervorgerufen wird, in welchem die Satanim angeblich von den „Jidonim“ genannten Zauberern Beſitz ergreifen und aus ihnen heraus ſprechen.[3] — Die zweite Art iſt die förmliche Beſchwörung mit blutigen Opfern und zur Materialiſation dienenden Räucherungen.[4]

Der wirkende Kiſchuph beſteht in der Störung der Elemente mit Hilfe der Satanim; in der Erzeugung von Schmerz, Krankheit und Tod von Menſchen und Vieh durch böſen, namentlich mit

---

[1]) Pekudai. Fol. 257.

[2]) Midraſch Tanchumah. Fol. 29.

[3]) Hilch. Abedah ſarah 6, 10.

[4]) Ben Dior: Anmerk. z. Sepher Jezirah. Fol. 5. Niſchmath Chajim. Fol. 1.

körperlichen Exkretionen geübten Magnetismus; in der Stiftung von Haß und Feindſchaft; in der Buhlſchaft mit den Schedim, und endlich in der Lykanthropie, ſowie in dem ganz ſpezifiſchen Hexenſabbath, wobei gewiſſe Salben und Öle eine große Rolle ſpielen.[1]) — Der jüdiſche Kiſchuph iſt alſo genau aus denſelben Elementen zuſammengeſetzt wie das Hexenweſen des Mittelalters und der ihm folgenden Jahrhunderte.

[1]) Niſchmath Chajim. Fol. 133.

Zweites Kapitel.

Das Hexenwesen des klassischen Altertums.

In Griechenland sind schon in der Urzeit — wahrscheinlich auf akkadisch-chaldäischen Einflüssen beruhende — magische Elemente nachweisbar, welche durch die älteste griechische Philosophie — Thales, Anaxagoras, Heraklit und besonders den Dualismus lehrenden Empedokles mächtig gefördert wurden. Später — während der Perserkriege — kamen die Griechen mit der persischen Magie in Berührung, und nach Plinius[1]) war es besonders das Buch eines Magiers Osthanes, welches den Griechen einen wahren Heißhunger nach Magie beibrachte. Später wirkten die Stoiker — wie Chrysippus und dessen Schüler Diogenes — in angedeutetem Sinn, indem sie über Orakel, Träume, Auguralwissenschaft 2c. schrieben.[2]) — Aristoteles gab zu gelehrten magischen Spekulationen Veranlassung, und Pythagoras, Plato und Spätere, wie Plutarch usw. brauche ich an diesem Ort nur zu erinnern.

Orakel und Mysterien waren Staatsanstalten. Die griechische Mythologie ist voller Magie, und Hekate ist die grauenvolle Göttin der Unterwelt und alles Zaubers. Sie fährt nachts in Gesellschaft der Lamien und der grauenhaften Empuse durch die Luft und er-

[1]) Hist. nat. XXX. 2.

[2]) Cicero de divinat. I. 3. II. 43.

ſcheint mit Fackel und Schwert, mit Schlangenhaar und Drachenfüßen auf Kreuzwegen. Sie verurſacht ſchreckliche Träume, und alpartige Anfälle galten als Wirkung der Hekate, gerade wie bis in unſere Zeit hinein das Alpdrücken den Hexen, den Truten, zugeſchrieben wird. Späterhin wird Hekate mit Selene, der Mondgöttin, identifiziert, und daher rührt es denn, daß die alte Kirche — wie wir noch ſehen werden — die Hexen mit der Diana durch die Luft fahren läßt, da Diana ebenfalls Mondgöttin iſt. Medea iſt eine vollendete Hexe und Circe mit ihrem in Tiere verwandelnden Zauberſtab und ihren Säften die Königin aller Zauberinnen. Überhaupt iſt Homer voller Magie, und von tauſend andern Belegſtellen will ich nur den elften Geſang der Odyſſee, das Prototyp aller Totenbeſchwörungen, nennen.

Doch auch in das tägliche Leben griff der Zauberglaube ein: Zur Zeit des Pythagoras durchzog Abaris Griechenland mit Weihungen und Sühnungen, um die Hyperboräer von der Peſt zu befreien, während Branchus zu Milet und Epimenides zu Athen Seuchen durch magiſche Mittel zu ſtillen ſuchten. Die Katharten, Jatromanten, Agyrten und ſpäter, als ſich der Kybeledienſt eingebürgert hatte, die Korybanten, Gallen und Orpheoteleſten durchzogen, allerlei Unfug ſtiftend, als Zauberprieſter das Land. Man heilte Krankheiten mit epheſiſchen Runen, und an die Namen Aeskulap, Machaon, Podalirius ꝛc. brauche ich nur zu erinnern.

Das klaſſiſche Land der griechiſchen Zauberei iſt jedoch Theſſalien. Theſſaliſche Weiber fliegen nachts durch die Luft auf Buhlſchaften aus und ſind aller theſſaliſchen, kolchiſchen und iberiſchen Pharmaka kundig, mit denen ſie die Menſchen in Tiere und Steine verwandeln. Sie ſuchen durch ihre Zauberei ſogar den Mond vom Himmel zu ziehen und gleichen in allem völlig den Hexen des Mittelalters und der Renaiſſance. Vereinzelt ſcheinen dieſe Zauberweiber durch ganz Griechenland vorgekommen zu ſein, und ſogar Athen, der Brennpunkt griechiſcher Bildung und attiſchen Witzes hatte ſeinen Hexenprozeß, inſofern nach Demoſthenes[1]) dort ein lemniſches Weib namens Theoris wegen ihrer Zauberkünſte und

[1]) Demosthen. in Aristogit. pag. 424.

Verachtung der Landesgötter (Zauberei und Ketzerei sind auch die Erfordernisse eines mittelalterlichen Hexenprozesses) hingerichtet wurde. Und schließlich will ich noch bemerken, daß Plato schwere Gefängnisstrafe für diejenigen beantragt,[1]) welche Nekromantie und Zauberkünste ausüben.

Unendlich reichhaltig und ausgebildet ist das Zauberwesen der Römer, in deren Metropole sich die Zauberer und Wahrsager aus der ganzen alten Welt zusammenfanden, und so ist denn auch die römische Magie von allen möglichen griechischen, ägyptischen, jüdischen, chaldäischen Elementen durchsetzt, deren Darstellung hier viel zu weit führen würde. Ich kann mich mit dem römischen Zauberwesen nur insoweit befassen, als in demselben die schädigende Seite hervortritt und sich überhaupt dem spätern Hexenwesen eigentümliche Züge nachweisen lassen.

Derartige Züge finden sich bereits in dem Gesetz der zwölf Tafeln (ca. 450 v. Chr.), wo von dem Herbeizaubern des Getreides von fremden Äckern die Rede ist, (alienos fructus excantare, alienam segetem pellicere,) und das auch Virgil[2]) und Tibull[3]) kennen. Ebenso ist das zauberische Wettermachen — wahrscheinlich etruskischen Ursprungs — bereits dem Verfasser der Schrift de morbo sacro bekannt; von Seneca wird es als längst veralteter Aberglaube verspottet[4]) und von Kaiser Constantinus aufs neue gesetzlich mit Todesstrafe bedroht.[5]) — Arnobius sagt von den römischen Zauberinnen[6]), daß sie allerlei Übel und unheilbare Krankheiten über die Menschen brächten; daß sie die ehelichen und Familienbande durch ihren Zauber lösten und rasende Leidenschaften entflammten; daß sie die Zungen der Menschen durch Magie verstummen ließen, die Zugtiere lähmten, hinderten oder im Laufe beschleunigten; daß sie ohne Schlüssel verschlossene Schlösser öffneten und die intellektuellen Fähigkeiten der Menschen bänden.

---

[1]) Leg. X. 15.
[2]) Eclog. VIII. 99.
[3]) El. I. 8. 19.
[4]) Quaest. nat. IV. 7.
[5]) Cod. Just. Lib. IX. Tit. 18.
[6]) Advers. Gentes.

Bei Apulejus und Petronius finden wir Proben von Tierverwandlungen, und wenn erſterer auch nur in dichteriſcher Fiktion die Zauberinnen ihrer Feinde in Eſel, Böcke, Biber, Fröſche ꝛc. verwandeln läßt, ſo erzählt letzterer im Gaſtmal des Trimalchio[1]) eine Wärwolfsgeſchichte, welche einen Typus für die ganze Lykanthropie abgiebt. Daſelbſt erzählt Niceros, wie ſein Reiſegefährte plötzlich die Kleider abwirft und als Wolf in den Wald läuft. Nach Hauſe zurückgekehrt erfährt Niceros, daß während ſeiner Abweſenheit ein Wolf ſeine Heerde angefallen habe, aber von einem Knecht mit der Lanze am Halſe verwundet worden ſei. Als nun Niceros ſeinen Gefährten beſucht, findet er ihn wieder in menſchlicher Geſtalt im Bette liegend, wie ein Arzt ſeinen verwundeten Hals verbindet. — Plinius leugnet die Lykanthropie.[2])

Die römiſchen Hexen verwandeln ſich in die Strigen[3]), eulenartige, geſpenſtige Nachtvögel, welche nach Serenus Sammonicus den Säuglingen die vergiftete Milch ihrer Brüſte reichen[4]), während ſie nach Ovid[5]) im Gegenteil denſelben Blut und Eingeweide ausſaugen. Als Gegenmittel opfert man ihnen die Eingeweide eines Schweins und ſteckt einen Stock von Weißdorn in das Fenſter.[6]) Nach Petronius freſſen die Strigen auch die Eingeweide toter Kinder, ganz wie die mittelalterlichen Hexen; auch wird ihnen die Hervorrufung des männlichen Unvermögens zugeſchrieben.

Ähnliche, den Vampyren verwandte Weſen waren die Lamien, Empuſen, Gelluden, Masken, die Mormolykia uſw., die ſämtlich nach friſchem Blut zur Auffriſchung ihres Lebensprinzips lüſtern waren, während die Hexen die Kinder in erſter Linie dem Teufel als Opfer darbringen und erſt in zweiter Linie an die Befriedigung ihrer kannibaliſchen Gelüſte denken.

Das Wort, die Zauberformel und der Zaubergeſang ſpielen bei den Römern eine ſolche Rolle, daß alle Dichter und Proſaiker

---

[1]) Cap. 61.
[2]) Hist. nat. VIII. 22.
[3]) Fest. Fragm. e. cod. Farn. L. VXIII.
[4]) De medic. 59. 1044.
[5]) Fast. VI. 135.
[6]) Fast. VI. 131.

davon voll ſind. Ferner wurde Zauber durch Amulette und ſympathetiſche Kuren aller Art ausgeübt, wovon Plinius voll iſt, und die bekanntlich auch Cato lebhaft empfiehlt.

Eine der gefürchtetſten Zauberwirkungen war die des böſen Blicks, des mal occhio der heutigen Italiener. Der böſe Blick war es, welcher die eigentliche Fascination ausübte und Menſchen, Tiere und Pflanzen zum Dahinwelken und Abſterben brachte und Unglück aller Art hervorrief. Gegen denſelben ſuchte man ſich durch Gorgonenhäupter und ganz beſonders Phalli darſtellende Amulette zu ſchützen.

Vorzugsweiſe wird Liebeszauber geübt, worüber bei Horaz, Virgil, Theokrit, Ovid, Tibull, Properz, Lucan ꝛc. zahlloſe Stellen zu finden ſind. Man knüpfte zu dieſem Zweck Zauberknoten, braute Philtra, ſchmolz das den oder die Geliebte darſtellende Wachsbild, vergrub zauberiſche Gegenſtände unter der Schwelle und verſtieg ſich thatſächlich bis zum Mord von Knaben, deren Leber und Mark beſonders kräftige Liebestränke bilden ſollten. Mit Hilfe ermordeter Knaben, Jungfrauen oder ſchwangerer Frauen beſchwor man Tote[1]) oder man ſuchte aus den Eingeweiden der unglücklichen Schlachtopfer die Zukunft zu erforſchen, eine Wahrſagungsart, auf welche Juvenal anſpielt[2]), die Cicero dem Vatinius vorwirft[3]), und welche von den Kaiſern Heliogabalus, Maxentius und Julius Apoſtata thatſächlich ausgeübt wurde.[4]) Auch nahm man an, der Geiſt eines ſo gemordeten Knaben werde der Schutzgeiſt des Magiers, und Clemens von Rom behauptet, daß Simon Magus einen ſolchen Paredros beſeſſen habe.[5]) Mit Hilfe dieſer Geiſter ſuchte man die Zukunft zu erforſchen, die Zunge des Gegners vor Gericht verſtummen zu laſſen, die Pferde vor einem Wagen zu hemmen[6]), einem Feinde Krankheiten, Schaden aller Art und ſelbſt den Tod zufügen zu können, was man allerdings auch durch Bildzauber verſuchte, uſw. uſw. — Daß ſchließ-

---

[1]) Cicero: Tusc. Quaest. I. 16. De divin. I. 58.

[2]) Sat. VI. 550.

[3]) In Vatin. VI.

[4]) Cassiodor. Hist. trip. VI. 48.

[5]) Recognit. II. 33.

[6]) Gothofred. ad Cod. Theodos. Lib. IX. Tit. 16. Leg. 11

lich neben derartigen Künſten die eigentliche Giftmiſcherei maſſenhaft geübt wurde, iſt allbekannt.

Soviel über die ſchädigende Magie der Römer.

Wir wenden uns nun zu dem gerichtlichen Verfahren. Den Römern fehlte der Teufelsbegriff, welcher das chriſtliche Zauberweſen zu einem einheitlichen Ganzen ſtempelte und deſſen obrigkeitliche Verfolgung zu einer Angelegenheit der Religion machte. Die römiſche Gerechtigkeit geht im Gegenteil von dem Grundſatz aus, die Zauberei nach Maßgabe des angerichteten Schadens zu beſtrafen. Dieſer Grundſatz iſt bereits im Geſetz der zwölf Tafeln ausgeſprochen, wo diejenigen mit Strafe bedroht werden, welche — wie ſchon geſagt — durch Zauberei fremdes Getreide auf ihre Felder hinüberziehen. Und — Plinius berichtet ſogar,[1]) daß ein ganzer Ölberg, welcher einem Verwalter des Kaiſers Nero gehörte, infolge von Bezauberung ſich plötzlich ſamt allen auf ihm ſtehenden Gebäuden in die Luft erhoben und, die Landſtraße innehaltend, ſich an einen andern Ort bewegt habe.

Auch das Wettermachen wurde beſtraft, denn Seneca erzählt[2]), daß die Decurionen Feldhüter beſtrafen ließen, weil ſie nicht verhindert hätten, daß Zauberer durch ihre Künſte die Felder und Weinberge verhageln ließen.

Die Lex Cornelia de sicariis et veneficis richtete ſich gegen die magiſche Schädigung von Leib und Leben, und es heißt in dieſer Beziehung[3]): „Nach demſelben Geſetz werden auch die Zauberer mit dem Tode beſtraft, welche durch ſchändliche Künſte, Gifte ſowohl als Zauberformeln, Menſchen töteten oder Gifte öffentlich verkauften.“ Die urſprüngliche Strafe dieſer Verbrechen ſoll in Güterkonfiszierung und Verbannung beſtanden haben,[4]) während ſpäter nur derartige Verbrecher aus höheren Ständen verbannt, aus den niedern ſtammende dagegen den Beſtien des Cirkus vorgeworfen wurden.

Gegen die Chaldäer genannten fremden Aſtrologen und Wahr-

---

[1]) Hist. nat. L. XXVIII.
[2]) Quaest. nat. IV. 7.
[3]) Institut. IV. Tit. XVIII. 5.
[4]) Digest. XLVIII. Tit. VIII. 2. 4

ſager überhaupt wurden mehrfach polizeiliche Maßregeln ergriffen, ſo zuerſt im Jahre 425 v. Chr.[1]) — Später wurden ſie im Jahre 139 v. Chr. durch Cornelius Hispallus[2]) und unter Auguſtus durch Agrippa vertrieben.[3]) — Unter den auf Auguſtus folgenden Kaiſern hing ihr Schickſal im Weſentlichen von der Stellung des Regierenden zur Magie und davon ab, inwieweit ihre Künſte mit Mord, Aufruhr, Hochverrat, Majeſtätsbeleidigung und ſträfliche auf die Lebens- und Regierungsdauer des Kaiſers bezügliche Neugier in Verbindung gebracht werden konnten.

Tacitus berichtet von drei Verbannungsedikten der Magier[4]), doch hatte Tiberius ganze Schaaren derſelben zu Capreä verſammelt. Als aber Libo Druſus, durch deren Orakelſprüche verlockt, mit Neuerungen umging, ließ er zwei Chaldäer hinrichten und die übrigen des Landes verweiſen.[5]) Von nun an wurde der unerlaubte Verkehr mit Chaldäern ein bequemes Mittel, Mißliebige aus dem Wege zu räumen. So wurde z. B. nach dem Tode des Germanicus Piſo beſchuldigt, denſelben durch Zauberſprüche und Einſchneiden ſeines Namens in eine Bleitafel ermordet zu haben.[6]) — Unter Claudius wurden Furius Scribonianus und Lollia verbannt, weil erſterer die Chaldäer über den Tod und letztere dieſelben über die Vermählung des Claudius befragt haben ſollte.[7]) Agrippina dagegen berief ſich bei der Ermordung des Claudius auf Ausſprüche der Chaldäer[8]), und als bei Lebzeiten desſelben die Magier durch Senatsbeſchluß verbannt werden ſollten, hintertrieb ſie wegen ihrer Vorliebe für Geheimkünſte die Ausführung des Beſchluſſes.[9]) Unter Nero wurden zwei verdächtige Bürger unter dem Vorwand, die Nativität des Kaiſers geſtellt zu haben, zum Tode verurteilt,[10]) und Servilia, die Tochter des unſchuldig

[1]) Liv. IV. 30. XXV. 1.
[2]) Valer. Mar. I. 3.
[3]) Dio Cais. Lib. 49.
[4]) Hist. I. 22.
[5]) Tacit. Annal. II. 32.
[6]) Tacit. Annal. II. 69.
[7]) Tacit. Annal. XII. 22. 52.
[8]) Tacit. Annal. XII. 68.
[9]) Tacit. Annal. XII. 52.
[10]) Tacit. Annal. XVI. 14.

verfolgten Barea Soranus, wurde hingerichtet, nur weil ſie ihr Geſchmeide hergegeben hatte, um von den Chaldäern das Schickſal ihres Vaters und die Dauer des kaiſerlichen Zorns zu erfahren.[1]) — Otho ſchützte die Chaldäer, weil er auf Grund dieſer Ausſprüche Galba entthront hatte[2]), während Vitellius, der Galba rächte, dieſelben wieder eifrig verfolgte.

Von den ſpätern Kaiſern waren Hadrian[3]), Marcus Aurelius[4]) und Alexander Severus[5]) Schützer der Chaldäer, ja Maximin verſchleuderte an dieſelben die angeſehenſten Staatsämter[6]); Heliogabalus endlich, Maxentius und Julian Apoſtata übten ſelbſt die finſtere Magie aus, indem ſie in den Eingeweiden geſchlachteter Kinder und ſchwangerer Weiber Opferſchau hielten, wie ich ſchon oben mitteilte.

Der bekannteſte Prozeß wegen Bezauberung eines Menſchen aus der römiſchen Kaiſerzeit iſt der des um 130 n. Chr. zu Madaura in Numidien geborenen Philoſophen und Rhetors Lucius Apulejus. Derſelbe hatte in Athen platoniſche Philoſophie ſtudiert, war in die verſchiedenen Myſterienkulte eingeweiht worden und hatte nach ſeiner Rückkehr nach Afrika die bedeutend ältere Mutter eines Freundes, Aemilia Pudentilla, geheiratet. Die Verwandten der Aemilia, denen ihr großes Vermögen entging, erhoben gegen Apulejus die Anklage, daß er zur Erwerbung ſeiner Gattin Liebestränke angewandt habe. Apulejus wurde auf Grund der Lex Cornelia unter Anklage geſtellt und ſchrieb zu ſeiner Verteidigung die Apologia de Magia, worin er ſehr ſchätzenswerte Mitteilungen über das Zauberweſen jener Zeit macht und darthut, daß die Liebe einer ältern Witwe auch ohne Hexerei zu gewinnen ſei. — Der Prozeß endete mit ſeiner Freiſprechung.

---

[1]) Loc. cit. XVI. 30.

[2]) Tacit. Hist. I. 22.

[3]) Aelius Spartian. Vita Had. 2. 16.

[4]) Jul. Capitol. Vit. Marc. Aurel. 19.

[5]) Lamprid. 44.

[6]) Euseb. Hist. Eccles. VIII. 14.

Drittes Kapitel.

Die Dämonologie des Urchriſtentums.

Der ganze magiſche Apparat des Heidentums ging in das Urchriſtentum über, und wenn wir die Apoſtelgeſchichte und die Briefe der Apoſtel leſen, ſo ſtoßen wir überall auf ekſtatiſche Zuſtände, Viſionen, hellſehende Erkenntnis der Zukunft, Durchſchauen der Gedanken anderer, Zungenreden, ja auf rein mediumiſtiſche Phänomene, wie Beſeſſenheit, die feurigen Zungen auf den Häuptern der Gemeinde bei der Ausgießung des heiligen Geiſtes, die Levitation, die myſtiſche Löſung von Feſſeln, die Materialiſation von Chriſtus und den Engeln ꝛc.

Dieſe Phänomene fanden ſich bei den Chriſten ſo gut vor, wie bei den Heiden, und die Kirche war daher genötigt, ſie hüben wie drüben als Thatſachen aufzunehmen. Sie erkannte dieſelben auch ganz und voll an, ohne ſie jedoch für anthropologiſcher Natur anzuſehen, und ſchob ſie auf die dogmatiſche Ebene ab, weshalb dann alle bei den Heiden auftretenden überſinnlichen Vorgänge für teufliſch und für vom Teufel hervorgerufen angeſehen wurden. Galt dies aber ſelbſt von der magiſchen Heilung, ſo mußte es umſomehr von der magiſchen Schädigung von Menſchen und Vieh gelten. Die Folge davon war eine Erweiterung und Begründung des Dämonenglaubens dadurch, daß die Kirchenväter heidniſche und jüdiſche Mythologie verſchmolzen und in ihrer Weiſe ausbauten.

Die Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte, als Justinus Martyr[1]), Athenagoras[2]), Tatian[3]), Minucius Felix[4]), Tertullian[5]), Irenäus[6]), lehnen sich an jüdische Orthodoxie an und betrachten die Dämonen nach Genesis 6, 1—4 und dem Buche Henoch als die Sprößlinge der Töchter der Menschen und der gefallenen Engel, der Bne Elohim. Der Abfall dieser Engel, ihre sündhafte Vermischung mit den Töchtern der Menschen und die Erzeugung der Naphelim, der Riesen der Bibel, sollte auf Antrieb des Teufels geschehen sein, welcher seitdem durch göttliche Zulassung zum Herrn eines großen Reiches geworden war, da die Dämonen, nach Annahme der Rabbinen beständig fortzeugend, ihres Gleichen in Unzahl hervorbrachten.

Diese Dämonen wohnen nun nach obigen Vätern, Origenes u. a., in der Sphäre unter dem Mond, besitzen luftige Körper und bedürfen deshalb auch einer Art Nahrung, welche sie aus den Dämpfen der heidnischen Opfer in sich aufnehmen.[7]) Da die Körper der Dämonen luftartig sind, so wird es ihnen möglich, in die Menschen einzudringen und dieselben besessen zu machen. Weiterhin meint Origenes noch in seinem Kommentar zur Genesis, daß die Dämonen infolge ihrer langen Übung die Zukunft aus den Bewegungen und Konstellationen der Gestirne vorauswissen könnten, ein Gedanke, welcher noch in den Faustbüchern des 16. Jahrhunderts nachklingt.

Tatian hält die Leiber der Dämonen für luft- und feuerartig[8]), ihre Intelligenz jedoch für den Menschen weit überlegen, woraus er denn den Schluß zieht, daß sie nicht, wie Flavius Josephus in anticipierter spiritistischer Anschauung annimmt, die Geister verstorbener böser Menschen sein können.[9]).

---

[1]) Apologia II. 5.
[2]) *Πρεσβ. περι. χριστ.*
[3]) Orat. ad Graec. cap. 12.
[4]) Octavius cap. 26 u. 27.
[5]) De Idol. cap. 8 u 9.
[6]) Advers. Haeres. L. IV. cap. 16. 2.
[8]) Orat. ad. Graec. 154.
[9]) A. a. O.

Wie Tertullian annimmt, sind die Dämonen — wie alle Geister — gewissermaßen von der Natur der Vögel und besitzen eine solche Schnelligkeit, daß sie in einem Augenblick an allen Orten sein können, was auch die Ursache ist, daß sie von den Heiden für Götter gehalten wurden.[1]) Ihre Geistesschärfe und ihr Vorauswissen der Zukunft erklärt Tertullian dadurch, daß sie in der Luft und der Nachbarschaft der Sterne sowie der Wolken leben.[2]) Ihr Thun besteht hauptsächlich darin, daß sie die Menschen von Gott abwendig machen, die Gottheit nachahmen und falsche Orakel erteilen.[3])

Alle Kirchenlehrer der ersten drei Jahrhunderte nehmen an, daß die heidnischen Götter Dämonen der oben genannten Art sind, welche sich mit den Weibern vermischten und sich dabei die bei den Griechen, Römern usw. gebräuchlichen Namen beilegten. Sie sind deshalb auch als Urheber des Heidentums zu betrachten.[4])

Dieses Dämonenreich mit seinem Herrn, dem jüdisch-zoastrischen Teufel, sucht beständig seine Macht zu erweitern, indem sie die Menschen in ihre eigne Verdammnis zu ziehen suchen, was ihnen indessen nur insofern gelingt, als sie nur über gottlos und ihres Seelenheils uneingedenk Dahinlebende Macht besitzen. Der wahre Christ ist vor den Anläufen des Teufels gesichert, und derselbe muß ihm Kraft des durch die Sakramente der Kirche erhaltenen göttlichen Charakters weichen. Darum sucht der Teufel auch der Kirche zunächst dadurch zu schaden, daß er Spaltungen, Streitigkeiten, Ketzereien, Unglauben, Christenverfolgungen usw. hervorruft.[5]) Die wahren Christen, denen sie durch Versuchung nichts anhaben können, suchen sie auf äußere Weise zu schädigen, indem sie Unwetter, Dürre, Mißwachs und Krankheiten aller Art hervorrufen, mit Hilfe reißender Tiere Schaden anrichten, die nutzbringenden Haustiere schädigen und töten und endlich sich in die Gedanken der Menschen einschleichen, um sie zu verwirren und von Gott abzuziehen.[6])

---

[1]) Apolog. cap. 22.

[2]) A. a. O.

[3]) A. a O.

[4]) Justin. Apol. cap. 5 u. a, m

[5]) Justin. Apol. I. cap. 3 ꝛc.

[6]) Origenes: Contra Celsum 8. 31. 32

Um dieſe Dinge nun mit größerem Erfolg ausführen zu können, teilen die Dämonen ihre böſen Künſte mit Vorliebe gottloſen Weibern mit, welche ſie alsdann zum Schaden der Chriſtenheit ausführen.[1])

Dies iſt die Dämonologie der erſten drei chriſtlichen Jahrhunderte, welche die ſpätern großen Kirchenlehrer noch erweiterten.

So nimmt Lactanz, mit den genannten Kirchenvätern übereinſtimmend, den Urſprung der Dämonen nach der Geneſis und dem Buche Henoch an, aber er hält ſich noch außer Obigem mehr als ſeine Vorgänger an deſſen Inhalt, indem er lehrt, daß die Bne Elohim, die Naphelim, die Urheber der Magie, Nekromantie, Opferwahrſagung, der Augurien und der Aſtrologie ſeien. Auch er hält die heidniſchen Götter für Teufel und ſagt, daß ein wahrer Chriſt ſie zwingen könne, ihre Namen, als Jupiter, Merkur, Juno uſw. zu nennen und einzugeſtehen, daß ſie gar keine Götter ſeien.[2])

Der heilige Auguſtinus lehrt, daß von Ewigkeit her zwei einander gegenübergeſtellte, ſich bekämpfende, prädeſtinierte Reiche beſtehen, die Civitas Dei und die Civitas Diaboli. Erſterem gehören Gott, die Engel und guten Menſchen an; dem letzteren der Teufel, die Dämonen, die Zauberer und böſen Menſchen überhaupt. Der Civitas Diaboli iſt das römiſche Weltreich mit ſeinem heidniſchen Dämonenkultus unterthan, jedoch erwächſt demſelben in der Kirche eine Beſiegerin. — Die Dämonenlehre des Auguſtinus iſt ganz die der genannten Kirchenväter, nur hebt er noch mehr die Luſt der Teufel hervor, die Menſchen zu Maleſizien anzuregen, was dadurch geſchieht, daß ſie mittelſt ihrer Luftkörper in Schlafende eindringen, ohne daß dieſe es merken, und ihre Gedanken einnehmen.[3])

Die Tierverwandlung durch Zauberei kennt Auguſtin genau, denn er ſagt[4]), daß er während ſeines Aufenthaltes in Italien Wirtinnen (Stabulariae) kennen gelernt habe, welche durch behexten Käſe Menſchen in Zugtiere verwandelten und wieder entzauberten, nachdem ſie ihre Arbeit verrichtet hatten. Fernerhin

---

[1]) Clemens Alexandr. Stromata 5. 650.

[2]) Divin. Instit. Lib. L. IV. cap. 27.

[3]) De divin. Daemon. cap. 3.

[4]) De civitate Dei Lib. XVIII. 17.

kennt er den böſen Blick[1]), Bezauberung der Feldfrüchte und Wettermacherei[2]); er warnt vor magiſchen Kuren, den Amuletten wie der Aſtrologie[3]) und ſagt, daß die von den Galliern Dusii genannten Faune oder Sylvane Dämonen, „Incubi“ ſeien, welche mit den Frauen Unzucht trieben.[4]) — Doch giebt er allen Teufeleien gegenüber folgenden Troſt: „Je größer die Gewalt über die irdiſche Welt iſt, welche wir den Dämonen verliehen ſehen, um ſo feſter laßt uns am Erlöſer halten, durch den wir uns aus dieſer Tiefe nach obenhin erheben ſollen!“[5])

Bei dieſer Stellungnahme der kirchlichen Autoritäten kann es uns nicht wundernehmen, daß, nachdem das Chriſtentum Staatsreligion geworden, die Geſetzgebung gegen Zauberei eine ſehr ſtrenge wurde. Bereits Conſtantin verordnete[6]), daß die Haruſpices, welche in den Bürgerhäuſern ihre Künſte trieben, lebendig verbrannt, die Güter der betreffenden Bürger aber konfiſziert und aus dieſen Mitteln die Denunzianten belohnt würden. Zwei Jahre ſpäter beſchränkte der Kaiſer dieſe Strafe jedoch auf ſolche Zauberer welche durch ihre Künſte die Geſundheit anderer ſchädigten und unſchuldige Gemüter zur Wolluſt verführten. Der Gebrauch magiſcher Mittel zum Schutze der Geſundheit und der Fluren war dagegen ausdrücklich geſtattet.

Conſtantinus dagegen ſagte[7]): Es ſeien viele Zauberer vorhanden, welche mit Hilfe der Dämonen Stürme erregten und ihre Mitmenſchen an Leben und Geſundheit ſchädigten. Dieſe Zauberer ſollen in Rom den Tieren des Cirkus vorgeworfen werden, in den Provinzen jedoch ſeien ſie zu foltern und ihnen im Falle des Leugnens das Fleiſch mit eiſernen Haken von den Knochen zu reißen. Das Geſetz fand Ausdehnung auf alle Auguren, Haruſpices, Chaldäer, Magier, Nekromanten; Traumdeuter und Wahrſager aller

---

[1]) De doctr. christ. II. 10.
[2]) Civit. Dei VIII. 19.
[3]) Civ. Dei VIII. 18.
[4]) A. a. O.
[5]) A. a. O.
[6]) Cod. Just. IX. Tit. 18.
[7]) Cod. Theodos. Lib. IX. Tit. 16.

Art. Selbſt Angehörige des Hofes ſeien, wenn ſie Wahrſagekünſte trieben, der Tortur zu unterwerfen.

Valentinian gab dagegen die Übung der Wahrſagekünſte, inſofern ſie nicht zum Schaden dritter ausgeübt würden, durch eine beſondere Verordnung, welche durch Theodoſius wieder aufgehoben wurde, frei. Honorius gebot aber den Wahrſagern (Mathematicis), ihre Bücher zu verbrennen, ihre Irrtümer abzuſchwören und ſich der Kirche zu unterwerfen. Im Rückfall wurden ſie des Landes verwieſen und zur Deportation verurteilt.[1])

Von der Inkonſequenz des gerichtlichen Verfahrens gegen die Ausübung der Zauberei geben die Prozeſſe Kunde, welche ſich unter der Regierung des Kaiſers Valens abſpielten. Einige heidniſch geſinnte Hofleute und Philoſophen hatten nach den Berichten des Ammianus Marcellinus[2]) und anderer eine Art Pſychographen konſtruiert und mittelſt desſelben den Namen des Nachfolgers von Valens zu erforſchen geſucht. Zwei ſelbſt beteiligte Hofleute, Palladius und Heliodorus, denunzierten die Sache, welche ſie als eine gegen das Leben des Kaiſers gerichtete Verſchwörung darſtellten, und die Folge war ein mit entſetzlicher Grauſamkeit geführter Prozeß wegen Zauberei, welcher Tauſenden das Leben koſtete. Die Güter derſelben wurden eingezogen, und Eunapius, welcher das Morden mit dem Schlachten der Hühner vor einem Feſtgelage vergleicht, ſagt, daß damals jedermann aus Furcht, der Zauberei beſchuldigt zu werden, ſeine Bücher verbrannte. Die Denunzianten wurden reich belohnt, und als Heliodorus ſtarb, zwang der Kaiſer zwei Konſularen, welche auf Heliodorus Veranlaſſung gefoltert worden waren, ſeiner Leiche zu folgen. — Andererſeits wurde ein junger Mann hingerichtet, welcher als ſympathetiſche Kur gegen Magenſchmerzen im Bad unter Fingerbewegungen zwiſchen ſeinem Magen und der Marmorwand die ſieben griechiſchen Vokale hergeſagt hatte, während hinwiederum der Kriegstribun Pollentius in Amt und Würden blieb, der geſtändig war, ein ſchwangeres Weib zu anthropomantiſchen Zwecken geſchlachtet zu haben.

---

[1]) Cod. Just. Lib. I. Tit. 4.

[2]) Lib. XIX. cap. 1 u. 2.

In Bezug auf derartige Inkonſequenzen und auch darauf, daß man magiſche Schädigung ſtrafte, magiſche Heilung und Schutzmittel aber zuließ, gab in ſpäterer Zeit Kaiſer Leo der Philoſoph ein Geſetz, in welchem er ausführte, daß alles magiſche Wirken von Gott ab und dem Teufel zuführe, weshalb es unter allen Umſtänden mit dem Tode zu beſtrafen ſei.[1])

Soviel über das ſchädigende Zauberweſen im Altertum und der alten Kirche.

---

[1]) Imp. Leon. Const. nov. LXV.

Viertes Kapitel.

Das Zauberweſen bis zur Hexenbulle von Innocenz VIII.

Als das Chriſtentum Staatsreligion geworden war, begann die Kirche auf den Synoden dem Zauber- und Wahrſagerweſen aller Art als heidniſchem Unfug entgegen zu treten, womit der Grund zur Inquiſition gelegt wurde, die ſpäter die Zauberei als Crimen exceptum von dem weltlichen Forum vor das geiſtliche zog.

Bereits auf der im Jahre 305 oder 306 ſtattgefunden habenden Synode zu Elvira war dekretiert worden, daß ein Menſch, welcher durch ein Maleficium, d. h. ſchädigende Magie, einen andern töte, beſtraft werden ſolle, weil ein ſolches Verbrechen ohne Götzendienſt nicht möglich ſei. Ebenſo belegte im Jahre 314 die Synode von Ancyra alle diejenigen mit kanoniſchen Strafen, welche nach heidniſcher Gewohnheit Wahrſagekünſte trieben und Zauberer in ihr Haus aufnehmen; und die Synode zu Laodicäa befahl in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts bei Strafe der Exkommunikation, „daß die höheren und niederen Kleriker keine Zauberer, Beſchwörer, Mathematiker oder Aſtrologen ſein oder Amulette, welche Feſſeln für die Seele ſind, anfertigen dürften.“

Ähnliche Beſchlüſſe faßten 465 die Synode zu Vennes, 506 die Synode zu Agde, 511 die Synode zu Orleans, 692 die Synode zu Konſtantinopel, ferner die Synoden von Tours 567, von Auxerre 578, von Lenia 630, von Toledo 693 und von Rom 743.

Auf allen diesen Synoden wird gegen die Zauberei als heidnischen Unfug vorgegangen, und die verhängte Strafe besteht in Ausschließung aus der christlichen Gemeinschaft.

Minder übereinstimmend verhalten sich die bürgerlichen Gesetzgebungen. Theodorich der Große behielt die in Rom gegen die Zauberei verhängten Strafen bei, empfahl aber zum Schutz unschuldig Angeklagter die größte Vorsicht im Verfahren.[1])

Das westgotische Gesetz bestrafte Zauberer, welche Felder und Weinberge schädigenden Hagel, oder Menschen durch Zauberei krank machten, mit Abscherung der Haare, Gefängnis, zweihundert Peitschenhieben und Landesverweisung.[2]) Körperliche Züchtigung traf auch den, welcher einen Zauberer zu Hilfe nahm, auch durfte er vor Gericht nicht mehr zeugen.[3]) Trieb ein Freier Wahrsagekünste, um Näheres über den Tod eines Fürsten, überhaupt eines Menschen, zu erfahren, so wurde er leibeigen und sein Vermögen fiel dem Staat anheim.[4]) — In gleicher Weise wurde ein Richter bestraft, welcher Wahrsagekünste anwandte, um die Schuld eines Angeklagten zu erforschen.[5])

Das bayrische Gesetz bestrafte vorzugsweise das Herüberzaubern des Getreides von fremdem Acker und die Bezauberung der Waffen beim gerichtlichen Zweikampf.[6])

Das salische Gesetz adoptiert den Volksglauben der Römer, daß die Zauberinnen die Eingeweide der Menschen ohne äußere Verletzung der letzteren aufzehren können, und setzt auf einen derartigen Fall, der nachgewiesen wird, zweihundert Solidi Strafe.[7])

Das bei den Longobarden giltige Gesetz Rotharis verwirft obigen Glauben als ungereimt; es will die Wahrheit der Beschuldigung der Zauberei durch gerichtlichen Zweikampf entschieden sehen und bestraft eine unerwiesene Beschuldigung oder eigenmächtige Tötung einer Hexe.[8]) — Das Gesetz Luitprands dagegen be-

[1]) Cassiodor. Var. IV. Epist. 12.
[2]) Lex Visigoth. Lib. VI. Tit. 3.
[3]) Loco cit. Lib. II. Tit. 4.
[4]) Loco cit. Lib. VI. Tit. 2.
[5]) A. a. O.
[6]) Lex Bajuv. Tit. XII. Cap. 8.
[7]) Lex Sal. XXI. und CXVIII.
[8]) Lex Rothar. CXVIII und CCCLXXIX.

ſtraft die Ausüber von Wahrſagekünſten und die in der Verfolgung der Zauberer läſſigen Beamten oder Leute, welche Zauberer ſchützen und beherbergen, mit der Hälfte des eigenen Wehrgeldes.[1])

Bei den Franken war im allgemeinen in der Zeit vor Carl dem Großen das Verfahren gegen die Zauberer ein ſehr mildes, wovon Gregor von Tours mehrere Beiſpiele erzählt. Nur die ſchreckliche Fredegunde macht auch hier eine Ausnahme, denn als ſie zwei ihrer Söhne durch eine Epidemie verloren hatte, beſchuldigte ſie ihren Stiefſohn Chlodwich, er habe dieſelben durch die Zauberkünſte der Mutter ſeiner Maitreſſe ums Leben gebracht. Als dieſes Weib nun auf der Folter ein Geſtändnis abgelegt hatte, wurde ſie an einen Pfahl gebunden und verbrannt, Chlodwich aber fiel unter den Dolchen gedungener Mörder.[2])

Nicht lange danach ſtarb der dritte Sohn Fredegundes an der Ruhr, und der Major Domus Mummolus that aus dieſem Anlaß bei Tiſch die Äußerung, er beſitze ein Kraut, welches auch die ſchwerſten Anfälle heile. Dies erfuhr Fredegunde, und da ſie Mummolus haßte, ließ ſie einige Weiber auf die Folter ſpannen, welchen, wie Gregor von Tours andeutet, das Geſtändnis ſuggeriert wurde, ſie hätten das Leben des Prinzen durch Zauberkünſte für das Leben des Mummolus geopfert. Nun wurde Mummolus gefoltert und dieſer geſtand, daß er von dieſen Weibern öfter Tränke und Salben erhalten hätte, durch deren Anwendung er ſich in der Gunſt des Königs und Fredegundes zu befeſtigen geſucht habe. Als er von der Folter genommen wurde, ſprach Mummolus zum Lictor: „Sage meinem Herrn König, daß ich von dem, was mir zugefügt wurde, keine Schmerzen empfinde.“ Als der König dieſes gehört hatte, ſprach er: „Muß dieſer Menſch nicht ein Zauberer ſein, da er bei allen dieſen Strafen keine Schmerzen empfunden hat?“ — (Nuntia Domino meo Regi, quia nihil mali sentio de his, quae illata sunt. His auditis Rex: Verumne est, inquit, hunc esse Maleficum, si de his nihil est laesus poenis?) Wir haben hier das erſte beglaubigte Beiſpiel der Unempfindlichkeit auf der Folter, welches ſpäter eine ſo große Rolle ſpielte. — Mummo-

[1]) Leg. Liutpr. LXXXI u. LXXXIII.

[2]) Gregor. Turon. Hist. Franc. V. 40.

lus wurde also noch dreimal gegeißelt, und man trieb ihm spitze Pflöcke unter die Nägel, worauf er, da er trotzdem nicht gestand, enthauptet werden sollte. Allein die Königin begnadigte ihn und verbannte ihn nach Bordeaux; doch starb Mummolus auf der Reise infolge der erlittenen Qualen.[1])

Die Karolinger huldigten der Anschauung, daß alles Zauberwesen als heidnischer Unfug zu verbieten sei, nichts aber lag ihnen ferner, als Hexen an Leib und Leben zu strafen. So bestimmte das unter Carlmann im Jahre 742 versammelte Concilium germanicum, daß jeder Bischof mit Hilfe des Grafen in seinem Sprengel nach Kräften darauf sehen solle, daß das Volk keine heidnischen Gebräuche, als Totenopfer, Losdeutung, Wahrsagerei, Amulette, Angang, heidnische Opfer aller Art, Notfeuer usw. mehr beobachte. Strafen werden jedoch nicht verhängt. Ja, Carl der Große bestätigte sogar folgenden Beschluß der Paderborner Synode vom Jahre 785: „Wer vom Teufel verblendet nach heidnischer Weise glaubt, es sei jemand eine Hexe und fresse Menschen, und diese Person umbringt, oder ihr Fleisch durch andere essen läßt,[2]) der soll mit dem Tode bestraft werden."

In Südfrankreich war damals der Glaube an Wettermacherei ungemein verbreitet. Man nahm an, daß eine weit verbreitete Zaubersekte, die Tempestarii, das Getreide von den Äckern durch ihre Zauberei raubten und auf Schiffen durch die Luft nach dem Hexenland Mangonia führten. Ja der Pöbel hatte in der Nähe von Lyon vier Leute gesteinigt, welche aus diesen Schiffen herabgefallen sein sollten, und man zahlte sogar einen Zehnten an gewisse Zauberer, welche die Äcker vor den Tempestariern schützen sollten. Gegen diesen Aberglauben richtete der Bischof Agobard von Lyon sehr eindringlich seine Schrift Contra insulsam opinionem de grandine et tonitruis.

Die Stellungnahme der Kirche während der nächsten Jahrhunderte wird durch den in hohem Ansehen stehenden Canon Episcopi bestimmt, welcher, wie man lange Zeit annahm, vom Ancyranischen Konzil herstammen sollte, in Wirklichkeit aber um das Jahr 905 von dem Abt Regino zu Kloster Prüm einer Schrift

---

[1]) Greg. Tur. Hist. Franc. VI. 35

über die Kirchenviſitation einverleibt wurde. In dieſem Kanon werden die Biſchöfe angehalten, den Glauben an Teufelszauberei und die Nachtfahrten der Hexen zu bekämpfen und ſeine Anhänger aus der Kirchengemeinde auszuſchließen. Es heißt daſelbſt:

„Es giebt gewiſſe verbrecheriſche Frauen, welche, durch die Vorſpiegelungen und Phantasmen des Teufels verführt, glauben und bekennen, daß ſie des Nachts mit der Heidengöttin Diana oder der Herodias in Geſellſchaft unzähliger Weiber auf gewiſſen Thieren über weite Länderſtrecken ſtillſchweigend hinwegeilten, daß ſie der Diana als ihrer Herrin gehorchten und ſich in gewiſſen Nächten zu ihrem Dienſt aufrufen ließen. Leider haben nun dieſe Weiber ihre verderbenbringende Verkehrtheit nicht für ſich behalten; im Gegentheil hat eine ungeheuere Menge, durch die falſche Meinung, daß dieſe Dinge wahr ſeien, getäuſcht, ſich vom rechten Glauben abgewandt und heidniſchen Irrtümern ſich zugekehrt, da ſie wähnen, daß außer Gott noch eine überweltliche Macht vorhanden ſei. Deshalb müſſen die Prieſter in den ihnen anvertrauten Kirchen dem Volke Gottes in jeder Weiſe predigen, daß dieſe Dinge durchaus falſch und nicht von Gott, ſondern vom böſen Geiſt den Gemüthern der Menſchen eingepflanzt ſind.“

Im weitern wird ausgeführt, daß der Glaube an die Hexenfahrten phantaſtiſch ſei und auf den Träumen irrender Weiber beruhe.

In dem früheren Mittelalter galt alſo der Glaube an Hexerei als eine Illuſion, mit welcher der Teufel nur ſolche Leute berücken könne, die vom rechten Glauben abgefallen ſeien und abergläubiſche Dinge ſinn- und zwecklos übten. Aus dieſem Grund wurden auch derartige Leute nur kirchlich beſtraft, und die Synode zu Freiſingen vom Jahre 799 beſtimmt ausdrücklich: „Zauberer und Zauberinnen ſollen in den Kerker geworfen und, wenn möglich, vom Erzprieſter zum Geſtändniß gebracht werden; doch dürfen ſie nicht am Leben geſtraft werden.“

Das erſte beglaubigte Beiſpiel der Hinrichtung einer Hexe in Deutſchland findet ſich bei dem Chroniſten Lambert von Aſchaffenburg, welcher berichtet, daß im Jahre 1004 zu Köln eine Frau von der Stadtmauer hinabgeſtürzt wurde, welche den Verſtand der Menſchen durch Zauberei verwirrt haben ſollte.[1])

Ganz gleich wie der Canon Episcopi ſpricht ſich der große Theologe Johann von Salisbury aus, welcher in ſeinem

[1]) Lamb. Schafnab. ed. Krause. pag. 136.

Policraticus den Glauben, daß die Hexen in gewissen Nächten mit der Nachtfrau oder der Herodias zusammenkämen und Kinder fräßen, für eine Illusion und Trug der Dämonen erklärt.

In diametralem Gegensatz zu diesem Mann steht der 1274 gestorbene Thomas von Aquino, derjenige Scholastiker, welcher auf Jahrhunderte hinaus bestimmend auf die Kirche einwirkte. Nach ihm ist es ein Irrtum, anzunehmen, daß der Einfluß des Teufels, sein Bündnis mit den Zauberern und die schädigende Magie ein Unding sei. Der Teufel sei mit göttlicher Zulassung Herr eines dämonischen Staates und könne mit Hilfe der Zauberer, mit denen er als Incubus und Succubus buhle, die Menschen in jeder Weise schädigen, krank machen und töten, männliches Unvermögen herbeiführen, Wetter machen usw. Dies sei der wahre katholische Glaube.[1])

Da nun von dieser Zeit an Hexerei und Ketzerei völlig unter einen Gesichtspunkt gebracht wurde, und man auch die älteren Ketzersekten, ja die Urchristen selbst der Zauberei und abscheulicher, die Elemente des spätern Hexensabbaths bildender Einweihungsceremonien beschuldigte, so ist es angezeigt, einen diesbezüglichen Umblick an dieser Stelle zu thun.

Den Urtypus dieser Beschuldigungen finden wir bei Minucius Felix, welcher dem Cäcilius als Repräsentanten der Anschauungen der heidnischen Römer die Anklage in den Mund legte, als seien die Christen ein verworfener lichtscheuer Pöbel, welcher in Gemeinschaft mit leichtgläubigen Weibern einen ruchlosen, gegen alles Göttliche wütenden Geheimkult pflegten. Sie sollten einen Eselskopf oder — nach Celsus[2]) — die Geschlechtsteile ihres Oberpriesters anbeten, wobei wir schon die obscöne spätere, dem Teufel dargebrachte Huldigung vorgebildet finden. Bei der Aufnahme eines Einzuweihenden wurde diesem Glauben nach in einer Schüssel ein mit Mehl überdecktes lebendes Kind auf den Tisch gesetzt, worauf die Anwesenden so lange in das Mehl stachen, bis das Kind getötet war. Das Fleisch des Kindes fraßen sie, und das Blut leckten sie auf, durch welches Opfer ein Pfand der gegen-

[1]) Thomas Aquin. Quodlibet. XI. art. 10.

[2]) Origenes contra Celsum III. 17.

ſeitigen Verſchwiegenheit hergeſtellt wurde, ganz ähnlich wie bei den ſpäteren, Kinder freſſenden Hexen. (Ich werde auf die Hexenſabbathe ausführlich zurückkommen.) An ihren Feſttagen ſollten die Chriſten unmäßige Mahle feiern, nach deren Schluß durch einen an das Lampengeſtell feſtgebundenen Hund, dem man einen Biſſen hinwarf, die Lichter erlöſcht wurden, worauf man ſich ohne Rückſicht auf Geſchlecht, Verwandtſchaft und Alter allen Ausſchweifungen hingab.

Derartige Beſchuldigungen in verſchiedenartig modifizierter Form wurden ſpäter ganz beſonders gegen die verſchiedenen Gnoſtikerſekten, namentlich gegen die Ophiten, Marcoſier und Montaniſten von den Orthodoxen erhoben. Die Ophiten ſollten Päderaſten ſein und bei ihren Zuſammenkünften den in Schlangengeſtalt erſcheinenden Teufel anbeten.[1]) — Von den Marcoſiern behauptete man, daß ſie ſich unſichtbar machen könnten, und daß alle Weiber dieſer Sekte unweigerlich deren Stifter Marcus zur Befriedigung ſeiner Lüſte dienen müßten.[2]) — Die Montaniſten, obgleich eine ſittlich durchaus ſtrenge Sekte, ſollten — wie die erſten Chriſten bei Minucius Felix — ſcheußliche Orgien feiern und dabei aus Mehl und Kinderblut gebackene Abendmahlsbrote verzehren.[3])

Naheliegend iſt, daß die Manichäer und die ihnen naheſtehenden Sekten der Priscillianiſten und Meſſalianer allgemein des Teufelsdienſtes beſchuldigt wurden. Ganz beſonders galten ſie als Wettermacher, bei deren Zuſammenkünften der Teufel als geheimnißvoller blaſſer Mann erſcheine. Namentlich den Meſſianern wurde nachgeſagt, daß ſie ſich des Nachts mit Lichtern verſammelten und unter gewiſſen Formeln die Teufel, welche in Tiergeſtalt erſchienen, anriefen. Darauf erfolgte — wie oben — Auslöſchen der Lichter und unzüchtige Orgien. — Die dabei erzeugten Kinder wurden getötet und zu Aſche gebrannt, welche zu allerlei Zauberwerk benutzt wurde; namentlich ſollte ſie die Neuaufgenommenen mit magiſcher Kraft unlösbar an die Sekte feſtbannen.

---

[1]) Origenes: Contra Celsum VI, 28.

[2]) Irenäus: Adv. Haeres. I. 8. u. 9.

[3]) Euseb. Hist. Eccles. V. 16.

Die gleiche Beschuldigung wurde vom 11. bis zum 13. Jahrhundert gegen die Sekte der Katharer erhoben, welche die strengste Weltflucht forderte und die Wassertaufe verwarf. Anstatt deren erteilten die Priester der Katharer das Consolamentum, die Geistestaufe, welche in der Weise ausgeübt wurde, daß sich die Novizen mit gebeugten Knien dem Priester näherten und dessen Gebetbuch küßten; hierauf legte ihnen dieser die Hände auf und erteilte ihnen den Bruderkuß. Dies wurde von der Orthodoxie — namentlich von Alanus ab Insulis[1]) — dahin entstellt, daß der Teufel den Katharern bei ihren Versammlungen als Kater (woher der Name Ketzer) erscheine und den Huldigungskuß auf den After empfange. Dann wiederholt sich die Beschuldigung der unzüchtigen Orgien nach Auslöschung der Lichter.

Da das von Osten aus nach Italien, Deutschland und Frankreich vordringende Katharertum viele Anhänger fand, ging die Kirche, namentlich nachdem im Jahre 1209 die Inquisition eingeführt worden war, mit aller Macht gegen dasselbe vor. So ließ schon 1212 der Bischof von Straßburg bei hundert Menschen an einem Tag wegen der nunmehr ganz mit Zauberei identifizierten Ketzerei verbrennen[2]); doch erst der seine Schritte mit Feuer und Blut bezeichnende Ketzermeister Conrad von Marburg setzte dem kirchlichen Verfolgungssystem die Krone auf. Ein lebhaftes Bild von dessen Thätigkeit giebt uns ein Schreiben des damaligen Erzbischofs von Mainz an den Papst, worin es heißt[3]):

„Den ihm in die Hände Fallenden blieb nichts übrig, als entweder freiwillig zu bekennen und sich so das Leben zu retten, oder seine Unschuld zu beschwören, um sofort verbrannt zu werden. Man glaubte jedem falschen Zeugen und gestattete Niemand eine Vertheidigung in Form Rechtens, selbst nicht den Vornehmsten. Der Angeklagte wurde zu dem Geständniß gezwungen, daß er ein Ketzer sei, die Kröte, den schwarzen Mann oder sonst ein Unthier geküßt habe. Deshalb ließen sich sich auch viele Katholische lieber unschuldig verbrennen, indem sie leugneten, anstatt daß sie so schändliche Verbrechen bekannten, deren sich nie schuldig gemacht hatten. Minder Starke logen, um mit dem Leben davon zu kommen, indem sie Andere, besonders Vornehme angaben, deren Namen ihnen Conrad als verdächtig angab. Es gab der Bruder

[1]) Alanus ab Insulis: Opus adv. Haereticos et Valdenses, qui postea Albigenses dicti etc. p. 145.

[2]) Pistor. German. Scriptor. Tom. II. pag. 809.

[3]) Albericus Monachus: Chronicon, ad ann. 1233.

ſeinen Bruder, die Frau ihren Mann und der Knecht ſeinen Herrn an; viele gaben den Geiſtlichen Geld, um Mittel und Wege zu erfahren, wie ſie ſich der Verfolgung entziehen könnten, und es entſtand auf dieſe Weiſe eine unerhörte Verwirrung."

Ganz beſonders bethätigte Conrad von Marburg ſeine Verfolgungswut im Kreuzzug gegen die Stedinger. Dieſes dithmarſiſche Bauernvölkchen hatte im Jahre 1197 dem Erzbiſchof von Bremen den Zehnten verweigert und Prieſter, welche denſelben einfordern ſollten, verjagt. Der Erzbiſchof faßte dies als ein Vergehen gegen die göttliche Ordnung auf und erwirkte vom Papſte die Erlaubnis, das Kreuz gegen die Stedinger predigen zu laſſen. Doch kam es vorläufig noch nicht zum Kreuzzug, ſondern es blieb bis zum Jahre 1232 bei kleineren Fehden. In dieſem Jahre wandte ſich Biſchof Gerhard II. von Bremen nach erneuten Zwiſtigkeiten an Papſt Gregor IX. und erwirkte, indem er die Stedinger als arge Ketzer ſchilderte, eine Bulle, worin die Chriſtenheit zum Kreuzzug gegen die der Zauberei und ſchändlichem Teufelsdienſt ergebenen Stedinger aufgefordert wird. Ganz beſonders werden die Biſchöfe von Mainz, Hildesheim, Münſter und Osnabrück, Verden und Paderborn ſowie der Großinquiſitor Conrad von Marburg beauftragt, das Kreuz zu predigen. Dies geſchah, worauf ſich ein Kreuzheer von 40000 Mann verſammelte, welche im Jahre 1233 die Stedinger ſchlug und ſo gut wie vernichtete.

Die Bulle Gregors IX. iſt im weſentlichen von Conrad von Marburg inſpiriert, welcher dabei ſeine Erfahrungen, die er bei den Katharern und andern Ketzern gemacht hatte, benutzte. Da in derſelben der Glaube an die Teufelshuldigung am Hexenſabbath, wie er in den Anſchauungen der Zeit lebte, getreu geſchildert iſt, ſo iſt es nötig, das Wichtigſte daraus wiederzugeben. Es heißt alſo:

„Wenn ein Novize aufgenommen wird und zuerſt in die Schule der Verworfenheit eintritt, ſo erſcheint ihm eine Art Froſch, den Manche auch Kröte nennen. Einige geben derſelben einen ſchmachwürdigen Kuß auf den Hintern, Andere auf das Maul und ziehen die Zunge nebſt dem Geifer des Thieres in ihren Mund. Dieſes Thier erſcheint manchmal in natürlicher Größe, oft auch in der Größe einer Gans oder Ente, in der Regel nimmt es jedoch die Größe eines Backofens an. Wenn nun der Novize weiter geht, ſo begegnet ihm ein Mann von wunderbarer Bläſſe mit ſchwarzen Augen und ſo dürr und mager, daß alles Fleiſch geſchwunden und nur die Haut noch um die Knochen zu hängen ſcheint. Denſelben küßt der Novize, wobei

er fühlt, daß der Mann kalt wie Eis ist, und nach dem Kusse schwindet alle Erinnerung an den katholischen Glauben bis auf die letzte Spur aus seinem Herzen. Hierauf setzt man sich zum Mahle, und wenn man sich nach demselben wieder erhebt, so steigt durch eine Statue, wie sie in solchen Schulen zu sein pflegt, ein schwarzer Kater von der Größe eines mittelmäßigen Hundes rückwärts und mit zurückgebogenem Schwanze herab. Diesen küßt zuerst der Novize auf den Hintern, dann der Meister und weiterhin alle Uebrigen der Reihe nach, aber nur diejenigen, welche würdig und vollkommen sind; die Unvollkommenen aber, welche sich nicht für würdig halten, erhalten vom Meister den Frieden, und wenn alle ihre Plätze eingenommen, gewisse Sprüche hergesagt und die Häupter gegen den Kater geneigt haben, so sagt der Meister: Schone uns! und spricht dies dem Zunächststehenden vor, worauf der Dritte antwortet: Wir wissen es, Herr! und ein Vierter hinzufügt: Wir haben zu gehorchen! Nachdem dies vollbracht ist, werden die Lichter ausgelöscht, und man übt die abscheulichste Unzucht ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft aus. Sind nun mehr Männer als Weiber zugegen, so üben die Männer mit den Männern die schändlichsten Lüste aus. Auch verkehren die Weiber durch ähnliche Vergehen mit einander den natürlichen geschlechtlichen Umgang in einen unnatürlichen. Wenn nun diese ruchlosen Sünden begangen, die Lichter wieder angebrannt und Alle auf ihre Plätze zurückgekehrt sind, so tritt aus einer dunkeln Ecke der Schule, welche diese Abscheulichsten aller Menschen besitzen, ein Mann hervor, der, wie man sagt, oberhalb der Hüften glänzend und strahlender als die Sonne, unterhalb derselben aber rauh wie ein Kater ist, und sein Glanz erfüllt den ganzen Raum. Nun reißt der Meister etwas vom Kleide des Novizen ab und spricht zu dem Glänzenden: Meister, dies ist mir gegeben, und ich gebe es dir wieder! Darauf antwortet der Glänzende: Du hast mir gut gedient und wirst mir mehr und besser dienen; ich gebe dir daher aufzubewahren, was du mir übergeben hast! Unmittelbar nach diesen Worten verschwindet er. — Sie empfangen auch alljährlich zu Ostern die Hostie aus der Hand des Priesters, tragen dieselbe im Mund nach Hause und werfen sie in den Unflat, um den Erlöser zu schänden. Außerdem lästern diese Elendesten der Elenden den Lenker des Himmels mit ihren Lippen und behaupten in ihrem Wahnsinn, daß der Herr des Himmels den Lucifer ungerechtfertigt und gewaltthätig in die Hölle hinabgestoßen habe. Diese Elenden glauben auch an Lucifer und sagen, daß derselbe der Schöpfer der Sterne sei und dereinst nach dem Sturze Gottes zu seiner Herrlichkeit zurückkehren werde; durch seine Hülfe und mit derselben erwarten sie auch ihre ewige Seligkeit. Sie bekennen, das man nicht das, was Gott gefällt, thun solle, sondern im Gegenteil das, was ihm mißfällt", usw. usw.

In dieser Bulle ist der Grundriß der späteren spezifischen Hexensabbathe gezeichnet, bei denen neben der Gotteslästerung und wüsten Orgie noch ganz besonders das Element der schädigenden Magie auftritt, welches hier noch fehlt.

In demſelben Jahre, in welchem der Vernichtungskrieg gegen die Stedinger geführt wurde, wurde die Inquiſition in Frankreich eingeführt, wo ſie ihre blutigen Fänge bald nach den Ketzern, beſonders nach den Albigenſern und Waldenſern ausſtreckte. Mit der Ketzerei wurde aber die Ausübung der ſchädigenden Magie identifiziert, welche ſo vor das Ausnahmegericht der Inquiſition gezogen wurde, während ſie als Sünde gegen die Gebote der Religion vor das biſchöfliche Forum, als Verbrechen aber gegen Geſundheit und Leben vor das weltliche Gericht gehört hätte.

Bald ſehen wir denn in Frankreich die Hexen brennen. Zu Carcaſſonne mußten im Jahre 1275 eine Anzahl Zauberer den Holzſtoß beſteigen, weil ſie den Sabbath beſucht hatten. Unter denſelben befand ſich eine 56 Jahre alte Angele von Labarethe, welche mit dem Teufel gebuhlt und ein Monſtrum mit einem Wolfskopf geboren hatte.[1]) Dieſer Fall iſt inſofern merkwürdig, als hier die Elben, die Kinder des Teufels und der Hexen, welche in den ſpäteren Hexenprozeſſen eine ſo große Rolle ſpielen, zum erſtenmal auftreten. Um dieſelbe Zeit wurde in Poitou ein gräfliches Edikt promulgiert, laut welchem alle Unterthanen angehalten wurden, auf Verlangen der Inquiſitoren in Sachen der Magie und Wahrſagerei eidliches Zeugnis abzulegen.

Gegen die Zauberinquiſition war die Verordnung Philipps des Schönen gerichtet, welche die Thätigkeit der Inquiſitoren an die Mitwirkung des königlichen Seneſchalls und der Biſchöfe band. Doch war dieſe Maßregel hauptſächlich gegen das Überwuchern der geiſtlichen Gewalt gerichtet, denn wo es ſeine eigenen Zwecke galt, wußte Philipp der Schöne die Ingredienzien des Prozeſſes gegen die Zauberketzer trefflich zu verwenden, wie in dem allbekannten Templerprozeß, wo die Schändung der Sakramente, der obſcöne Kuß und die Teufelsunzucht eine gewaltige Rolle ſpielen.

Papſt Johann XXII. ging ſcharf gegen das Zauberweſen vor, weil er ſich nämlich ſelbſt im Jahre 1317 durch mehrere Kardinäle und ſeinen Leibarzt Johann von Amanto mittelſt Zauberei angegriffen glaubte, inſofern dieſe mittelſt Gift, verzauberter Wachs-

[1]) Lamothe-Lagnon: Histoire de l'Inquisition en France. Tom. II, pag. 614.

bilder und Anrufung der Dämonen ihn zu töten verſuchten.[1]) Johann ließ deshalb ein ſtrenges Gericht über dieſelben abhalten und verordnete im Jahre 1320, daß der Inquiſitor von Carcaſſonne alle diejenigen eifrig verfolgen ſollte, welche den Dämonen opferten und huldigten, ſich ihnen verſchrieben, um dann mit den erhaltenen Zaubergiften ihre Mitmenſchen zu ſchädigen.[2]) — Sieben Jahre ſpäter erließ Johann neue Verordnungen gegen das Zauberweſen, weil man angeblich König Carl IV. durch Zauberei mit bleiernen Bildern hatte aus der Welt ſchaffen wollen. Bei der durch die königlichen Beamten zu Toulouſe deshalb angeſtellten Unterſuchung wurde ſogar ein Neffe des Papſtes in dieſe Angelegenheit verwickelt, aber durch ein königliches Edikt von aller Schuld freigeſprochen.[3]) — Im Jahre 1330 erließ Johann abermals Verordnungen gegen die Zauberer, worauf 1334 Philipp von Valois die Kompetenz der Inquiſition hinſichtlich der Zauberei in jeder Hinſicht anerkannte.

Unter dieſen Umſtänden konnte es natürlich nicht an Opfern der Inquiſition fehlen. So wurden in Carcaſſonne in den Jahren von 1320—1350 über vierhundert Zauberer — davon mehr als die Hälfte zum Tode — verurteilt und in Toulouſe während derſelben Zeit ſogar über ſechshundert, von denen etwa vierhundert den Holzſtoß beſtiegen. Zu Carcaſſonne wurden im Jahre 1357 allein 31 Zauberer hingerichtet.[4])

Im 14. Jahrhundert war der ſpezifiſche Hexenglaube bereits völlig ausgebildet, ſo daß die neuere Zeit nur noch unweſentliche Zuſätze dazu that. So wird in Frankreich der Hexenſabbath in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend, in der erſten Freitagsnacht eines Monats, in der Johannis- oder Weihnacht gefeiert. Der Teufel erſcheint daſelbſt als Mann mit feurigen Augen oder als Bock und fordert die Novizen zu der bekannten obſcönen Huldigung auf, worauf er denſelben einen unſäuberlichen Wind in den Mund bläſt. Auf dem Sabbath wird das Fleiſch geraubter Kinder oder die andern bekannten unſaubern und ungeſalzenen Speiſen ge-

[1]) Raynald. Annal. Eccles. ad ann. 1317.

[2]) Loco cit. ad ann. 1327.

[3]) Histoire de Langued'oc. Tom. IV. pag. 173.

[4]) Lamothe-Lagnon Hist. de l'Inqu. en France. Tom. III. pag. 226.

geſſen. Darauf beginnt der Hexentanz, welcher zum erſtenmal gelegentlich eines Prozeſſes in Toulouſe im Jahre 1353 erwähnt wird,[1]) und endlich die unzüchtige Orgie. Der Glaube an die Teufelsbuhlſchaft war ſo allgemein, daß der Biſchof Alvarus Pelagius von Silva in ſeinem etwa 1332 geſchriebenen Buche de planctu ecclesiae ſagt, er habe viele Nonnen gekannt, welche, wie ſie gerichtlich bekannt, ohne alle Scheu mit dem Teufel gebuhlt hätten.[2])

In den Prozeſſen zu Carcaſſonne ſpielen das Wettermachen und Maleſizium bereits eine bedeutende Rolle. So hat eine Zauberin Regen und giftigen Nebel gemacht, das Getreide und den Wein durch Froſt verderbt, Schafe und Ochſen ihres Nachbars durch Zauberei umgebracht und endlich eine Verwandte getötet, indem ſie deren Wachsbild am Feuer ſchmolz. — Ein andermal haben zwei Schäfer Brunnen vergiftet und den Teufel bei Nachtzeit auf einem Kreuzweg beſchworen, damit er Krieg über das Land bringe.

Ganz in der gleichen Weiſe wie bei den Stedingern und wie in Frankreich trat die Inquiſition gegen die Zauberketzer in Irland auf. Hier hatte im Jahre 1344 der Biſchof Richard de Ledred zu Oſſory im Palatinat Kilkenny Hirtenbriefe gegen die „gens pestifera novella“ erlaſſen, welche keine Zehnten entrichten wolle und die Rechte der Biſchöfe nicht reſpektiere. Mit dieſer in gleicher Weiſe wie gegen die Stedinger erhobenen Anklage wurde die Beſchuldigung der Zauberei verbunden, und noch im gleichen Jahre kam es zum erſten Hexenprozeß auf engliſchem Boden. Richard de Ledred lud wegen Zauberei und kirchenſchänderiſchen Praktiken eine Lady Alice Kyteler mit ihrem Sohne Outlaw und zwei Zofen vor das geiſtliche Gericht. Sie ſollten den chriſtlichen Glauben abgeſchworen und auf Kreuzwegen den zum armſeligſten Höllenpöbel gehörenden Teufel Robin Artyſſon zitiert haben. Dieſer Teufel ſei der Liebhaber der Dame Kyteler und werde von ihr bei ihren Zuſammenkünften mit neun roten Hähnen und einer Anzahl Pfauenaugen regaliert. Bei dieſen Zuſammenkünften profanierten und

---

[1]) A. a. O. Tom. III. pag. 360.

[2]) Raynald. Annal. Eccles. ad ann. 1317.

beſchimpften ſie die Meſſe und verfluchten ihre Feinde, die Ehemänner der Frauen mit eingeſchloſſen, in der Art, daß ſie ihre Glieder einzeln benennten. Der Ehemann der Kyteler, Lord John de Poer, ſei dadurch in einen ſolchen Zuſtand gekommen, daß ihm Haare und Nägel ausgefallen ſeien. Außerdem hätten ſie noch vier Männer durch ihre Zaubereien getötet. — Zu dieſen Schandthaten ſollten ſie die Zaubergifte aus dem Hirn und Fett ungetaufter Kinder, ekelhaftem Gewürm, Giftkräutern und anderem Unflath in dem vom Galgen geſtohlenen Schädel eines Gehängten kochen. — Der, was als ganz beſchwerend galt, zu den allergemeinſten Teufeln gehörige Robin Artyſſon ſollte in Geſtalt eines Katers, ſchwarzhaarigen Hundes oder — wenn er ſehr guter Laune war — in der eines Mohren erſcheinen; in dieſem Fall brächte er noch zwei ähnliche Teufel ſeines Gelichter mit, welche aber noch anſtändiger ausſähen als er ſelbſt, die alsdann mit den Zofen Baſilia und Petronilla buhlten.

Vorläufig gelang es William Outlaw, die den Angeklagten drohende Gefahr einſtweilen zu beſchwören, inſofern er es durchſetzte, daß die weltliche Behörde dem Biſchof die Ausfertigung der Verhaftsbefehle gegen die Angeklagten verweigerte. Darauf exkommunizierte jedoch Richard de Ledred die Alice Kyteler und berief William Outlaw wegen Ketzerei und Verleitung zur Ketzerei vor das geiſtliche Gericht; endlich ſetzte er es ſogar durch, daß das Parlament den Maßregeln der Inquiſition gegen Ketzerei und Zauberei keinen Widerſtand mehr leiſtete. Eine neue Anklage wurde gegen die Kyteler und Genoſſen entworfen, welchen es jedoch gelang zu entfliehen. Nur die Zofe Petronilla fiel in die Hände des Biſchofs; ſie wurde ſechsmal gegeißelt, wobei ſie geſtand, daß Alice Kyteler die Hauptzauberin Irlands ſei, und hierauf verbrannt.

Um das Jahr 1358 ſchrieb der Großinquiſitor von Arragonien, Nicolaus Aymericus, welcher ſein grauſiges Amt von 1353 bis 1393 bekleidete, die erſte ſyſtematiſche theologiſche Inſtruktion für die Inquisitores haereticae pravitatis, wie die Schinder der Hexen von nun an offiziell genannt wurden, nämlich ſein Direktorium Inquisitorum. In demſelben werden alle Stellen aus den Kirchenvätern und Scholaſtikern über Ketzerei und Zauberei zuſammengeſtellt in der Abſicht, den Canon Episcopi zu entwerten, obſchon

deſſen Echtheit damals noch nicht angefochten wurde, und das alleinige Recht der Inquiſition zur Verfolgung der Ketzer und Zauberer darzulegen. Dem in zahlreichen Auflagen erſchienenen Buch iſt ein zwölf engbedruckte Seiten ſtarkes alphabetiſch geordnetes Verzeichnis aller Ketzereien beigefügt, von welchem der Buchſtabe A allein vierundfünfzig Ketzereien umfaßt. Dieſes Buch war vor dem Erſcheinen des Hexenhammers die Hauptwaffe der Inquisitorum haereticae pravitatis und ſtand bis zum Erlöſchen der Hexenprozeſſe innerhalb der katholiſchen Kirche im höchſten Anſehen.

Unter den Juriſten ſprach ſich der berühmte, 1357 geſtorbene Bartolus mit Entſchiedenheit dahin aus, daß nach Chriſti Gebot eine Zauberin zu verbrennen ſei, wie eine verdorrte Rebe, die ins Feuer geworfen werde.

Durch dieſe geiſtlichen und weltlichen Autoritäten wurde das regelmäßige Hexenbrennen, welches jetzt ſeinen Anfang nahm, autoriſiert.

In der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bereitete der Dominikaner Johann Nider (geſt. 1440) durch ſeinen Formicarius in Deutſchland den Boden für den eigentlichen Hexenprozeß vor. Der Formicarius (Ameiſenkönig) iſt ein Dialog, inzwiſchen einem „Theologen“ und einem „Faulen“, worin in barocker Form die verſchiedenen Arten der Ketzereien mit den verſchiedenen Ameiſenarten verglichen und die einzelnen Verbrechen der Hexen ſyſtematiſch abgehandelt werden. Als ſolche nennt Nider: Die Verleugnung und Verläſterung der chriſtlichen Religion, den Pakt mit dem Teufel und den obſcönen Huldigungsakt, die Hexenſabbathe, bei denen der Teufel in menſchlicher Geſtalt erſcheint, die Luftfahrten, das Wettermachen, die Verzauberung von Getreide und Vieh, die Erregung von Haß und Wolluſt, die Verhinderung des Beiſchlafs und der Empfängnis bei Menſchen und Tieren, die Verwandelung der Hexen und Zauberer in Tiere, die Tötung der Frucht im Mutterleib durch Zauberei, die Verwendung der Leichenteile geopferter Kinder zu Zauberſalben uſw. und endlich die Buhlſchaft mit den Incubus und Succubus.

Trotzdem weiß Nider dieſe Dinge nicht aus eigener Erfahrung zu berichten, ſondern referiert hauptſächlich nach den Erfahrungen des Inquiſitors Petrus zu Bern, welcher eine Anzahl Hexen und Zauberer zum Holzſtoß verurteilt hatte, eines Inquiſitors von Autun

eines Priors des Schottenkloſters zu Wien, welcher früher Nekromant geweſen war, und der Theologen des Baſeler Konzils. — Ungeachtet der Thätigkeit Niders wollten die Hexenprozeſſe in Deutſchland bis zum Erſcheinen des Hexenhammers nicht recht in Gang kommen, nur in Heidelberg wurden 1446 einige Frauen wegen Zauberei und Wettermacherei hingerichtet. In dem gleichen Jahr wurden zu Hamburg zwei Frauen wegen Zauberei und Wettermacherei verbrannt, 1458 abermals ein Weib, und 1482 in dem hamburgiſchen Dorfe Eppendorf eine Bauersfrau, welche eine Hoſtie im Garten vergraben hatte, um das Gedeihen ihres Kohls zu fördern.

Im Jahre 1486 wurde zu Frankfurt a. M. ein Meßgaukler wegen Zauberei ertränkt.

Anders war es in Frankreich. Obſchon die Pariſer Sorbonne am 19. September 1398 ſiebenundzwanzig Artikel erlaſſen hatte, worin der Glaube an die verſchiedenen Arten der Zauberei als ein Irrtum dargeſtellt wurde, obſchon der große Kanzler Gerſon gegen die in Bezug auf Magie umlaufenden Irrtümer geſchrieben hatte, wurde doch — wie allbekannt — die Jungfrau von Orleans als Hexe verbrannt, und nachdem Papſt Eugen IV. 1437 und 1445 ſowie Papſt Nicolaus V. 1451 Bullen gegen die Zauberer in Frankreich erlaſſen hatten, fiel ſogar ein Geiſtlicher der Inquiſition zum Opfer. Der Dr. theol. und Prior zu St. Germain en Laye, Wilhelm Edeline, hatte ſich in ſeinen Predigten gegen den Glauben an Zauberei gewendet und die Hexenfahrten, das Maleſizium uſw. für Phantaſtereien erklärt. Dadurch hatte er ſich, weil der Glaube an dieſe Dinge der Glaube der Kirche war, der Ketzerei ſchuldig gemacht, und da die Ketzerei längſt mit der Zauberei identifiziert worden war, wurde Edeline zum Zauberer geſtempelt. Er mußte am 12. Dezember 1453 auf einem vor der biſchöflichen Kapelle zu Evreux aufgeſchlagenem Schaffot ſeine Irrtümer abſchwören und bekennen, daß er ſelbſt thatſächlich und nicht nur in der Illuſion den Teufel in Bocksgeſtalt verehrt und geküßt habe, daß er vom Glauben abgefallen ſei und, um das Reich des Teufels auf Erden zu vermehren, die Exiſtenz der Zauberſekte in ſeinen Predigten für ein Hirngeſpinnſt erklärt habe. Hierauf wurde er zu lebenslänglichem Kerker verbannt, in welchem er nach kurzer Zeit ſtarb.

Der Fall Edeline gab dem Dominikaner Nicolaus Jaquier Anlaß, sein 1458 vollendetes Flagellum haereticorum fascinariorum zu schreiben, in dessen Vorrede er sagt, eine falsche Milde nehme sich zum großen Nachteil des katholischen Glaubens der Zauberer an, und man behaupte, daß der Hexensabbath mit all seinen Gräueln nur eine Illusion Träumender sei, wobei man sich ganz ungerechtfertigterweise auf den Canon Episcopi berufe. Derselbe sei aber nicht maßgebend, weil er nur von einer Teilsynode herrühre, falsche Argumentationen enthalte und sich mit Fällen beschäftige, welche ihre Richtigkeit haben könnten, ohne daß dadurch die körperliche Ausfahrt der — als eine geschlossene Sekte gedachten — Zauberer und Hexen, die die neuere Erfahrung bestätige, widerlegt werde. Im Tenor seiner Schrift sucht nun Jaquier an der Hand der Kirchenväter, Scholastiker, Heiligenlegenden und Bekenntnisse der Inquisition darzuthun, daß die Hexenfahrt eine reale und körperliche und daß es ein Kniff des Teufels zur Vermehrung seines Reiches sei, dieselbe zur Illusion zu machen. — Die geschlossene Zauberſekte besteht aus Männern und Weibern, Geistlichen und Laien, welche unter Verleugnung Gottes die Mysterien der Kirche schänden, wofür ihnen die bei den meist am Donnerstag stattfindenden Sabbathen erscheinenden Teufel Schutz und Hilfe versprechen. Auf den Sabbathen opfert die Zauberſekte dem Teufel Hostien und speit und tritt auf das Kreuz. Alsdann vermischen sich die Zauberer und Hexen unter sich und mit den Teufeln fleischlich. Zum Schluß erhalten die Gäste des Sabbaths vom Teufel Venefizien — Zaubergifte —, mit denen sie ihre Schandthaten, welche im Töten und Krankmachen von Menschen und Vieh, Verderben der Feldfrüchte, Verhinderung des Beischlafs und der Empfängnis, im Hervorrufen von Wahnsinn usw. usw. bestehen.

Angehörige der Zauberſekte sind ohne weiteres mit dem Feuertod zu bestrafen, welchem auch Bereuende verfallen; denn bei ihnen entsprangen die bösen Handlungen: Ketzerei, Abfall von Gott, Teufelsdienst, Mord, Sodomiterei mit dem Teufel als dem abscheulichsten Tier, usw. nicht dem Irrtum, sondern dem bösen Willen, ganz abgesehen davon, daß schon eine dieser Sünden des Todes würdig ist.

Dies ist der summarische Inhalt von Jaquiers Flagellum.

Ein Jahr nach Jaquier ſchrieb der ſpaniſche Inquiſitor Alphons de Spina ſein Fortalitium fidei contra Judaeos, Saracenos aliosque christianae fidei inimicos, deſſen fünftes Buch ſich mit der Zauberſekte beſchäftigt. In demſelben erkennt er die Teufelsbuhlſchaft und Erzeugung von Elben an, erklärt aber die Hexenfahrt für Illuſion. Weiterhin ſagt er, daß die Xurginae oder Bruxae genannte Zauberſekte aus Männern und Weibern beſtehe, die ſich freiwillig mit dem Teufel vermiſchen, der ihre Seelen davonführt und durch ſein Blendwerk macht, daß ſie Räume von zweihundert Meilen in vier bis fünf Stunden zu durchfliegen glauben. Was dann auf dem Sabbath vorgehe, ſei Schattenwerk; der Körper bleibe im Bett zurück.

Völlig inkonſequent ſagt Spina an anderer Stelle, daß die Hexen der Dauphinée und Gascogne mit angezündeten Lichtern körperlich auf einer großen Ebene zuſammenkämen, wo der Teufel in Bocksgeſtalt auf einem El boch de Biterne genannten Felſen ſitze und von ihnen auf den Hintern geküßt werde. Dieſe Szene ſei auf den Sanbenito mehrerer zu Toulouſe verbrannter Hexen gemalt geweſen, wie er ſelbſt geſehen habe.

In dem gleichen Jahre, 1459, begann zu Arras ein großer Zauberprozeß, bei welchem wiederum die Ketzerei, und zwar die Waldenſerei (Vaudoisie), eine große Rolle ſpielt. Die Zauberer und Hexen werden kurzweg Waldenſer, und der Hexenſabbath die Vauderie genannt. Nach der Annahme des Inquiſitors von Arras, Pierre le Brouſſart, ſollte ein Drittel der Chriſtenheit aus Waldenſern beſtehen, die auf geſalbten Stöcken durch die Luft zur Vauderie führen. Die Hexenſalbe ſollte aus verſchiedenen Kräutern, dem Blute kleiner Kinder, den gepulverten Knochen Gehängter und aus einer mit geweihten Hoſtien gefütterten Kröte zubereitet ſein. Auf der Vauderie werden alle uns bereits hinlänglich bekannten Schändlichkeiten begangen; neu iſt nur der Zuſatz, daß der Teufel predigt und die Anweſenden ermahnt, weder die Meſſe zu hören, noch ſich mit Weihwaſſer zu beſprengen; wären ſie dazu gezwungen, ſo ſollten ſie vorher ſagen: „Ne déplaise à notre maître!“

Die Entſtehung dieſes Prozeſſes war folgende: Ein zu Langres als Waldenſer verbrannter Eremit Namens Robinet de Vaux

hatte eine gewiſſe Deniſelle als Mitſchuldige angegeben, welche ihrerſeits auf der Folter wiederum auf einen gewiſſen Jean Lavite ausſagte. Dieſer gab eine Menge Leute, Männer und Frauen, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe an, ſo daß der Prozeß bald eine ſolche Ausdehnung erhielt, daß die öffentliche Meinung ſeine Aufhebung verlangte. Allein Pierre le Brouſſart, der Kanonikus Dubois und der Suffragan von Arras drangen lebhaft auf die Fortſetzung des Verfahrens. Obſchon nach Einſchickung der Akten die Theologen von Cambray den Spruch gefällt hatten, daß die Angeklagten, welche widerriefen, nicht am Leben zu ſtrafen ſeien, wurde doch ein großes öffentliches Ketzergericht abgehalten. Die Angeklagten ſtanden, die Ketzermütze auf dem Haupt, auf einem Gerüſt, und Pierre le Brouſſart hielt eine Anſprache an das Volk, worin er die Angeklagten der oben erzählten Dinge beſchuldigte und ſie fragte, ob die Anklage wahr ſei. Die Angeklagten bejahten und wurden zum Tode verurteilt. Nun riefen ſie in ihrer Verzweiflung, ihre Angaben ſeien unwahr und unter Vorſpiegelung einer leichten Strafe erpreßt. Nichtsdeſtoweniger wurden noch in demſelben Jahre ſechs Angeklagte verbrannt. Im folgenden Jahr, 1460, wurden trotz ihrer Proteſte zu Arras wiederum drei Männer und fünf Frauen — meiſt reiche Leute — verbrannt und zwei andere, die in der Güte geſtanden hatten, eingekerkert. Da nun infolge der Ausſagen dieſer Beſchuldigten eine Menge der den beſtſituierteſten Ständen angehörigen Perſonen verhaftet wurden und deshalb viele Einwohner von Arras flohen, ſo litt Handel und Kredit der gewerbefleißigen Stadt auf das Äußerſte, und ein Sturm der Entrüſtung erhob ſich gegen das Verfahren der Inquiſition. Herzog Carl der Kühne berief deshalb eine Theologenverſammlung nach Brüſſel, welche wenigſtens weitere Verhaftungen verhinderte; das Verfahren jedoch gegen die bisher Verhafteten nahm ſeinen Fortgang. So wurde z. B. ein Herr von Beaufort, welcher freiwillig die bekannten Beſchuldigungen eingeſtanden hatte, zu einer Geldbuße von 6000 Pfund Arteſiſch an den Stock zu Mecheln, zur öffentlichen Geißelung und zu ſiebenjährigem Gefängnis verurteilt. Zwei andere Männer wurden zu noch längerer Gefangenſchaft verdammt, und ein ſehr reicher Patrizier, der Kinder zur Bereitung der Hexenſalbe und von Gift-

pulvern zur Beschädigung des Viehes und der Feldfrüchte ermordet haben sollte, wurde verbrannt, ohne daß er ein Geständnis abgelegt hatte; sein Vermögen wurde konfisziert. Eines dieser Opfer der Inquisition war mehr als fünfzigmal gefoltert worden.

Überhaupt war das ganze Verfahren ein über alle Beschreibung grausames und willkürliches. Opfer der Inquisition waren meist reiche Leute, deren Vermögen zur Bereicherung der Inquisitoren, ja des Herzogs selbst dienen mußte. Aus diesem Grund legten sich endlich der Erzbischof von Rheims und der Bischof von Paris ins Mittel; auch der Bischof von Arras, der sich in Rom aufhielt, verfügte von dort aus eine Anzahl von Freilassungen Angeklagter, bis endlich ein Spruch des Parlaments von Paris im Jahre 1491 die unglücklichen Opfer rehabilitierte, ohne ihnen deshalb Leben und Vermögen wiedergeben zu können.[1])

In den Niederlanden fand die erste Hinrichtung wegen Zauberei im Jahre 1472 statt, in welchem eine Dienstmagd zu Almen als Hexe verbrannt wurde. Vorher pflegte man die Zauberer mit dem Pranger oder der Landesverweisung zu bestrafen, und im Jahre 1440 ließ der Magistrat von Utrecht, welcher erfahren hatte, „daß in der Stadt viel Zauberei im Schwange sei", unter Glockenschall ausrufen, daß diese Sünde mit einjähriger Verbannung bestraft werde.

In der deutschen Schweiz werden aus dem 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine ganze Anzahl vereinzelter Fälle von Zauberei berichtet, ohne daß jedoch eine Verfolgung durch die Inquisition stattgefunden hätte. Die gewöhnliche Strafe der Zauberei bestand in der Landesverweisung auf einige Jahre oder Lebenszeit. Hierher gehörige Fälle kamen zu Basel in den Jahren 1390, 1399, 1407, 1414, 1416 und 1433 vor. Die erste Hinrichtung einer Hexe zu Basel fand im Jahre 1451 statt[2]), während 1454 Hexenverbrennungen zu Bern und Solothurn vorkommen[3]),

---

[1]) Vgl. J. A. Buchon: Collection des Chroniques nationales françaises. Tom. 39.

[2]) Buxtorf-Falkeisen: Baseler Zauberprozesse aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Basel 1568.

[3]) Tillier: Geschichte des Freistaates Bern. Bd. II, S. 516.

die in die Zeit der Amtsthätigkeit des im Hexenhammer oft genannten Inquisitors Petrus zu fallen scheinen.

In der französischen Schweiz zeigte die in der Hand des bischöflichen Offizials zu Lausanne liegende Inquisition und deren Vorgehen gegen die Hexen ganz dieselben charakteristischen Züge wie die französische Inquisition. Auch hier bilden die Zauberer und Hexen die Sekte der Zauberketzer, und die Schilderungen, welche dieselben von dem Hexensabbath entwerfen, gleichen ganz denen der Bruxae und Waldenser. Von 1430 an bis zum Erscheinen des Hexenhammers fanden in den Kantonen Waadt, Freiburg und Neufchatel zahlreiche Hexenprozesse statt, bei denen der merkwürdige Umstand hervorzuheben ist, daß, trotzdem die Folter thatsächlich nicht angewandt wurde, die Geständnisse der Angeklagten bezüglich ihrer Schandthaten, sich decken.

Fünftes Kapitel.

Die Hexenbulle von Innocenz VIII. und der Hexenhammer.

Um das Jahr 1480 waren vom heiligen Stuhl in der Rheingegend die Dominikaner Jacob Sprenger und Heinrich Institoris als Inquisitores haereticae pravitatis bestellt, welche bei ihrer Amtsthätigkeit vielfach auf Widerstand sowohl bei den weltlichen als geistlichen Behörden stießen. Deshalb wendeten sie sich an den Papst und erwirkten von Innocenz VIII. die Bulle Summis desiderantes, die Hexenbulle, durch welche wohl der eigentliche Hexenprozeß in Deutschland erst eingeführt wurde, die aber mit Unrecht für die Veranlassung der Hexenprozesse überhaupt gilt.

Innocenz fängt diese Bulle mit den Worten an: „Wir wünschen mit sehnlichstem Verlangen, wie es die Pflicht unseres Hirtenamtes erfordert, daß der katholische Glaube besonders in unsern Zeiten wachse und blühe, und daß alle ketzerische Verworfenheit weit von den Grenzen der Kirche vertrieben werde. Daher erklären und gewähren wir gern alles das, wodurch dieser unser fromme Wunsch verwirklicht werden kann.“ Nun klagt der Papst, daß in vielen Teilen Deutschlands, wovon Oberdeutschland und namentlich die Diöcesen Salzburg, Mainz, Trier, Cöln und Bremen genannt werden,

viele Perſonen beiderlei Geſchlechts, des eigenen Heils uneingedenk, vom wahren Glauben abfallen, ſich mit Incuben und Succuben vermiſchen, ſich alsdann mit ihrer Hilfe zauberiſcher Mittel und teufliſcher Künſte bedienen, Menſchen und Vieh quälen und unſäglich viele Übel anrichten, die Früchte der Erde, Weinberge, Wieſen und Obſtgärten verderben, Männer impotent und Frauen unfruchtbar machen und unſäglich viele andere Laſter ausüben. Kraft dieſer Bulle wird drei abgeordneten Predigern, Jacob Sprenger, Johann Gremper und Heinrich Inſtitoris die Vollmacht erteilt, in jenen Gegenden den Gläubigen das Wort Gottes zu verkündigen, die Ketzer auszuſpähen, Exkommunikationen, Cenſur, Interdikte, Suſpenſionen und noch ſchwerere Strafen zu verhängen und zwar ohne alle Apellation. Der Papſt befiehlt dem ehrwürdigen Bruder Erzbiſchof von Straßburg, daß er ſelbſt oder durch einen andern Vorgedachtes öffentlich kund mache, ſo oft er von Seiten der Inquiſitoren darum erſucht werde; er ſolle nicht geſtatten, daß irgend jemand dieſen apoſtoliſchen Brief durch irgend eine Gewalt beeinträchtige, die Inquiſitoren hindere, ihnen widerſpreche und gegen ſie rebelliere, von was für Ämtern, Würden, Vorzügen, Adel und Hoheit, Stand und Privilegien er auch ſein möge. Wer aber dennoch opponiert, der zieht ſich außer Leib- und Lebensſtrafen den Zorn Gottes und der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus zu.

Dies iſt der Hauptinhalt der am 5. Dezember 1484 zu Rom erlaſſenen Bulle Summis desiderantes.

Nun begannen obige Inquiſitoren ihre Amtsthätigkeit und ließen binnen fünf Jahren in der Diöceſe Konſtanz und dem Städtchen Ravensburg 48 Hexen wegen Incubusverkehr verbrennen, während der Inquiſitor Cumanus zu Wormſerbad im Jahre 1485 allein 41 Weiber wegen des gleichen Verbrechens auf den Holzſtoß brachte. Heinrich Inſtitoris hatte ſeine Amtsthätigkeit in Salzburg und Tirol, nachdem die Hexenbulle am 23. Juli 1485 durch den Biſchof von Brixen promulgiert worden war, begonnen; allein er fand keinen Anklang, und als er ſich ſogar an Familienmitglieder des Erzherzogs Sigismund heranwagte, befahl ihm der Biſchof, das Land zu verlaſſen und ſich in ſein Kloſter zurückzuziehen. Im Jahre 1487 beſchwerten ſich die Tiroler Landboten auf dem

Fünftes Kapitel.

Die Hexenbulle von Innocenz VIII. und der Hexenhammer.

Um das Jahr 1480 waren vom heiligen Stuhl in der Rheingegend die Dominikaner Jacob Sprenger und Heinrich Institoris als Inquisitores haereticae pravitatis bestellt, welche bei ihrer Amtsthätigkeit vielfach auf Widerstand sowohl bei den weltlichen als geistlichen Behörden stießen. Deshalb wendeten sie sich an den Papst und erwirkten von Innocenz VIII. die Bulle Summis desiderantes, die Hexenbulle, durch welche wohl der eigentliche Hexenprozeß in Deutschland erst eingeführt wurde, die aber mit Unrecht für die Veranlassung der Hexenprozesse überhaupt gilt.

Innocenz fängt diese Bulle mit den Worten an: „Wir wünschen mit sehnlichstem Verlangen, wie es die Pflicht unseres Hirtenamtes erfordert, daß der katholische Glaube besonders in unsern Zeiten wachse und blühe, und daß alle ketzerische Verworfenheit weit von den Grenzen der Kirche vertrieben werde. Daher erklären und gewähren wir gern alles das, wodurch dieser unser fromme Wunsch verwirklicht werden kann.“ Nun klagt der Papst, daß in vielen Teilen Deutschlands, wovon Oberdeutschland und namentlich die Diöcesen Salzburg, Mainz, Trier, Cöln und Bremen genannt werden,

viele Perſonen beiderlei Geſchlechts, des eigenen Heils uneingedenk, vom wahren Glauben abfallen, ſich mit Incuben und Succuben vermiſchen, ſich alsdann mit ihrer Hilfe zauberiſcher Mittel und teufliſcher Künſte bedienen, Menſchen und Vieh quälen und unſäglich viele Übel anrichten, die Früchte der Erde, Weinberge, Wieſen und Obſtgärten verderben, Männer impotent und Frauen unfruchtbar machen und unſäglich viele andere Laſter ausüben. Kraft dieſer Bulle wird drei abgeordneten Predigern, Jacob Sprenger, Johann Gremper und Heinrich Inſtitoris die Vollmacht erteilt, in jenen Gegenden den Gläubigen das Wort Gottes zu verkündigen, die Ketzer auszuſpähen, Exkommunikationen, Cenſur, Interdikte, Suſpenſionen und noch ſchwerere Strafen zu verhängen und zwar ohne alle Apellation. Der Papſt befiehlt dem ehrwürdigen Bruder Erzbiſchof von Straßburg, daß er ſelbſt oder durch einen andern Vorgedachtes öffentlich kund mache, ſo oft er von Seiten der Inquiſitoren darum erſucht werde; er ſolle nicht geſtatten, daß irgend jemand dieſen apoſtoliſchen Brief durch irgend eine Gewalt beeinträchtige, die Inquiſitoren hindere, ihnen widerſpreche und gegen ſie rebelliere, von was für Ämtern, Würden, Vorzügen, Adel und Hoheit, Stand und Privilegien er auch ſein möge. Wer aber dennoch opponiert, der zieht ſich außer Leib- und Lebensſtrafen den Zorn Gottes und der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus zu.

Dies iſt der Hauptinhalt der am 5. Dezember 1484 zu Rom erlaſſenen Bulle Summis desiderantes.

Nun begannen obige Inquiſitoren ihre Amtsthätigkeit und ließen binnen fünf Jahren in der Diöceſe Konſtanz und dem Städtchen Ravensburg 48 Hexen wegen Incubusverkehr verbrennen, während der Inquiſitor Cumanus zu Wormſerbad im Jahre 1485 allein 41 Weiber wegen des gleichen Verbrechens auf den Holzſtoß brachte. Heinrich Inſtitoris hatte ſeine Amtsthätigkeit in Salzburg und Tirol, nachdem die Hexenbulle am 23. Juli 1485 durch den Biſchof von Brixen promulgiert worden war, begonnen; allein er fand keinen Anklang, und als er ſich ſogar an Familienmitglieder des Erzherzogs Sigismund heranwagte, befahl ihm der Biſchof, das Land zu verlaſſen und ſich in ſein Kloſter zurückzuziehen. Im Jahre 1487 beſchwerten ſich die Tiroler Landboten auf dem

Landtag bei Erzherzog Sigismund darüber, daß von den Inquisitoren so viele Personen unschuldig eingekerkert, gefoltert und hingerichtet würden, was doch sicher gegen Gott und dessen heiliges Wort sei. Erzherzog Sigismund, welcher der Inquisition günstig gesinnt war, wollte sich auf eine juristische Autorität berufen, um dem Landtag entgegentreten zu können. Er beauftragte deshalb den hochangesehenen Konstanzer Juristen Ulrich Molitor mit der Abfassung eines Gutachtens über die Hexen und das Verfahren gegen dieselben. Molitor selbst war ein Gegner der Hexenverfolgung, konnte und wollte aber nicht gegen den Strom schwimmen; er wählte daher folgenden Ausweg: In seinem in die Form eines Gesprächs zwischen Erzherzog Sigismund, Molitor und dem Konstanzer Bürgermeister Conrad Eschatz, einem in Hexensachen sehr erfahrenen Mann, gekleideten Tractatus — de Lamiis et pythonicis mulieribus betitelten Gutachten[1]) legt er seine eigenen Anschauungen dem Erzherzog Sigismund in den Mund und läßt diesen folgende Sätze aufstellen: Der Teufel kann weder unmittelbar durch sich, noch mittelbar durch die Hexen Menschen, Tiere und Pflanzen schädigen. Er kann nicht als Incubus mit den Hexen buhlen und Wechselbälge erzeugen. Die Hexen können sich weder in Tiere verwandeln, noch auch durch die Luft zum Sabbath fliegen. Wenn sie glauben, daß dies alles thatsächlich geschieht, so hat der Satan ihre Phantasie verblendet. Daraus, daß der Satan die Phantasie der Hexen verblendet, schließt in diesem Gespräch nun Molitor, daß dies mit Gottes Zulassung geschehe; Gott würde es aber nicht zulassen, wenn die Hexen nicht von ihm abgefallen wären und mit dem Teufel einen Bund gemacht hätten; sie sind daher, obschon sie nichts Thatsächliches ausrichten, unter allen Umständen wegen ihrer ketzerischen Bosheit mit dem Tode zu bestrafen.

Nun bedurfte es noch eines den deutschen Verhältnissen angepaßten allgemein gültigen Gesetzbuches, welches sowohl dem Theologen als auch dem weltlichen Richter eine Norm zur Institution, Handhabung und Beurteilung des Hexenprozesses gab; in welchem alles, was geistliche und weltliche Autoritäten über dieses

---

[1]) S. l. e. a. Colon. 1488. 4°. Ibid. mehrf. s. a. 4°. Paris 1561. 8°. Colon. 1596. 8°. Deutsch: 1489. s.l. 4°. u. Straßburg 1575, 4°. S. auch w. u.

Thema bisher gelehrt hatten, zusammengestellt war, eines Gesetzbuches, welches auf alle, auch auf die verwickeltsten Fälle Gültigkeit hatte. Nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Thatsächlichkeit der Hexerei mußte aus der Bibel und den Kirchenvätern, aus philosophischen, medizinischen und juristischen Autoritäten ex professo über allen Zweifel erhaben auseinandergesetzt werden; die Aussprüche dieser Schrift mußten Rechtskraft bekommen und die Approbation der höchsten weltlichen Gewalt erhalten.

Dieses Werk schufen die vom Papst in der Zauberbulle ernannten Inquisitores haereticae pravitatis Jacob Sprenger, Professor der Theologie zu Cöln, Johannes Gremper, Magister in artibus und Kleriker der Diöcese von Constanz, und Heinrich Institoris, welcher eine zeitlang Rektor der Universität Erfurt war.[1]) — Diese Autoren sagen in der dem Hexenhammer vorgesetzten Apologie, daß sie in ihrem Buch nur die Aussprüche von der Kirche anerkannter Autoritäten zusammenstellten und die Konsequenzen daraus zögen. Als solche Autoritäten nennen sie: Dionysius Areopagita, Johann Chrysostomus, Johann Cassianus, Johann Damascenus, Heraklides, Hilarius, Augustinus, Gregor I., Bischof Isidor von Sevilla, Clemens Remigius, Albertus Magnus, Thomas Aquinas, Bernhard von Clairvaux, Erzbischof Anton von Florenz, Petrus Bonaventura, Petrus Damianus, Nicolaus Lyra, die Glossa ordinaria, Paulus Burgensis, den Magister Historiarium und Sententiarum, Vincenz von Beauvais, Wilhelm von Paris, Petrus de Palude, Petrus de Caranthasia, Duns Scotus, Guido der Karmelit, Alexander Hales, Johann Nider, Moses Maimonides, Boethius, Hostiensis, Gratianus, Kardinal Bonaventura, Thomas Brabantinus, Raimund Lullius, Ubertinus, Goffredus, Cäsareus, Bernhardus, die Bibel, Vitae sanctorum, patrum, Acta Conciliorum, und das Jus Canonicum. Als weltliche Autoritäten werden genannt: Michael Psellus, Martin Plantsch: De maleficiis, Astesanus: Summa de casibus, Alphons de Spina: De strigibus, Joh. Franz Pico von Mirandola: De ludificatione Daemonum, Constantinus Parentius: De incubis et succubis, Paulus Ghirlanda de Castellione: De sortilegiis et

[1]) Nach Motschmanns Erfordia literata in den Jahren 1474 u. 1483.

tortura sortilegorum und endlich die Akten nebst der Praxis der Inquisitoren.[1])

Damit nun die Prediger, welche im Sinne des Canon Episcopi lehrten, daß es keine Hexen gebe, oder daß ihre Schandthaten nur Illusionen seien, lahm gelegt würden, verlangten die Verfasser des Malleus maleficarum von der theologischen Fakultät zu Cöln unter Übergehung der übrigen Fakultäten eine Approbation desselben. In derselben giebt der Dekan der theologischen Fakultät Lambertus de Monte folgende Erklärung ab: Er habe das Werk aufmerksam gelesen und erwogen. Dasselbe enthalte nach seiner geringen Meinung nichts den Lehren der rechtgläubigen Theologen und Philosophen wie der katholischen Kirche Widersprechendes. Was den dritten Teil des Malleus, welcher das Kriminalverfahren gegen die Hexen enthält, anlange, so sei derselbe insofern zu billigen, als er dem heiligen Canon nicht widerspreche. Die als Beweis angeführten Erzählungen müsse man wohl glauben, weil sie von so hochgestellten und vornehmen Männern wie die Inquisitoren für wahr gehalten würden. Doch erscheine es ratsam, denselben tüchtigen Juristen und gewissenhaften Geistlichen vorzulegen, damit erstere Rat erteilen, letztere aber das Volk vor solcher Sünde durch ihre Ermahnungen bewahren könnten.

Dieses Gutachten ist unterschrieben von dem Professor der Theologie Mag. Jacob de Stralen, Magister Andreas von Ochsenfurt und dem Doktor der Theologie Thomas de Scotia.

Gegen die im Sinne des Canon Episcopi predigenden Geistlichen werden nun folgende vier Punkte festgestellt:

1. Die unterschriebenen Magister der heiligen Schrift rekommandieren die vom apostolischen Stuhl nach Anweisung der päpstlichen Rechte verordneten Inquisitoren und ermahnen, daß man sie und ihr Amt eifrig verehren solle.

2. Daß aus göttlicher Zulassung durch Wirkung des Teufels von den Zauberern und Hexen Hexerei und Schaden geschehen könne. Das sei dem katholischen Glauben nicht zuwider, sondern der heiligen Schrift gemäß. Nach der Meinung der heiligen Lehrer sei es notwendig zuzugeben, daß derartige Fälle zuweilen eintreten können.

---

[1]) Also — wie ersichtlich — trotzdem meist geistliche Autoren.

3. Sei es unrecht und irrtümlich zu predigen, daß keine Zauberei geschehen könne. Derartige Prediger hindern das heilige Werk der Inquisitoren zum Schaden vieler Seelen. Doch dürfen Geheimnisse, welche den Inquisitoren bisweilen bekannt werden, nicht jedermann geoffenbart werden.

4. Es werden also alle Fürsten und rechtgläubigen Christen vermahnt, daß sie zur Verteidigung des christlichen Glaubens den Inquisitoren in allen Stücken behilflich wären.

Diese Punkte sind unterschrieben vom Professor der Theologie und Dekan Lambertus de Monte, dem Prof. Theol. Udalrich Kridenweiß von Eßlingen, dem Prof. Theol. Conrad de Campis, dem Prof. Theol. Cornelius von Breda, den Prof. Theol. Thomas de Scotia, Theodorich de Bummell, Andreas von Ochsenfurt und dem Pedell Johann Vorda von Mecheln.

Beglaubigt wurde dies am 19. Mai 1487 ausgefertigte Schriftstück von dem Cölner Notar Arnold Colich von Enskirchen, wobei die Notare Nicolaus Cuper und Christian Vintzem von Enskirchen als Zeugen dienten.

In diesem Instrument wird auch noch auf ein zu Brüssel am 6. November 1486 von dem neuerwählten römischen König Maximilian erlassenes Patent hingewiesen, worin der Hexenprozeß für das deutsche Reich autorisiert wird. Auffallenderweise ist dieses Patent nicht abgedruckt, was eben so merkwürdig ist, als daß sich die Inquisitoren mit Übergehung Kaiser Friedrichs III. an den römischen König wandten. Maximilian empfand denn auch später wegen dieses Patents Gewissenskrupel und wandte sich deshalb an Trithemius von Sponheim, welcher seine Zweifel in der Schrift von den acht Fragen beantwortete.

Der Hexenhammer erschien zuerst im Jahre 1489 zu Cöln in 4° und an demselben Ort noch 1494 in Fol., 1496, 1511 und 1520 in 8°; zu Nürnberg 1494, 1496 und 1519 in 4°. Von jetzt an tritt eine Pause in den Auflagen ein, und nach dem Jahre 1520 wurde er zuerst 1580 zu Frankfurt a. M. von N. Bassäus herausgegeben und dem Peter Johann Muntzenberg, Prior des Karmeliterklosters zu Frankfurt gewidmet. — Die ersten Ausgaben des Hexenhammers enthalten entweder nur diesen oder noch Niders For-

micarius. Der zweiten Ausgabe ſind die weiter unten aufzuzählenden Schriften bis zu der Thomas Murners beigebunden. Eine dritte Ausgabe erſchien zu Frankfurt 1582 bei Baſſäus und Lazarus Zetzner; ſie wurde von Johann Fiſchart revidiert und dem Straßburger Juriſten Dr. Ludwig Grempen von Freudenſtein gewidmet. In dieſer Ausgabe verbeſſerte Fiſchart die zahlreichen fehlerhaften Stellen der früheren Ausgaben und brachte die Mariginalien an. Auch eine vierte, dem Präpoſitus Heinrich Schorus zu Saarburg gewidmete Ausgabe beſorgte Fiſchart zu Frankfurt im gleichen Verlag im Jahre 1588; dieſelbe enthält die unten zu erwähnenden Schriften bis inkl. Spinas Apologie. Weitere Frankfurter Ausgaben ſind die von 1598, 1600 und 1660, ſämtlich in Oktav.

Außer in den genannten deutſchen Orten wurde der Hexenhammer vorzüglich in Lyon aufgelegt; die dort erſchienenen Oktavausgaben datieren aus den Jahren 1595, 1620, 1666 und 1669, zuletzt in vier Bänden. — Außerdem erſchien noch im Jahre 1620 zu Venedig eine Quartausgabe. — Ins Deutſche wurde der Hexenhammer auf Thomaſius' Betrieb überſetzt in Johann Reichens: Unterſchiedliche Schriften vom Unfug des Hexenprozeſſes, Halle 1703, 4°.

Bemerken will ich noch, daß Hauber behauptet, der Malleus ſei von ſeinen Verfaſſern zum Teil aus des Dominikaners und Profeſſors der Theologie Johannes Vivet zu Carcaſſonne Tractatus contra Daemonum Invocatores, goth. s. l. e. a., abgeſchrieben, weil vieles wörtlich übereinſtimme.

Der Hexenhammer iſt in dem barbariſchen Latein der Dunkelmänner geſchrieben und mit unfläthigem Mönchswitz gefüllt. Deshalb ſagt auch Hauber von Sprenger:

„Er führet nicht nur allerhand ohnanſtändige Schertze und Mönchspoſſen an, ſchreibet und redet als ein Pickel-Hering, darin das gantze Capitel von den Fehlern und Bosheiten der Frauensperſonen gehöret, welches nicht anders lautet, als wenn man einige ungezogene Leute in einer Sauff-Geſellſchafft reden oder ohnverſtändig ſchertzen hörete, ſondern er ſchreibet auch in andern Stücken auff eine ſo unreine Weiſe, und von den Dingen, die einem Mönch ohnbekannt ſein ſollten, ſo bekannt und familiar, als wann er kein Geiſtlicher, ſondern eine Bade-Mutter geweſen wäre, oder ein Kerl, der etliche bordels ausgeheuret hat."

Der vollſtändige Titel des ominöſen Buches lautet:

MALLEUS MALEFICARUM
DE LAMIIS ET STRIGIBUS ET SAGIS

Aliisque Magis et Daemoniacis,
eorumque arte et potestate et poena.

TRACTATUS ALIQUOT TAM VETERUM,

quam recentiorum auctorum.

Die letzte Ausgabe in vier Bänden hat folgenden Inhalt:

Tomus I:

1. Malleum Maleficarum Jacobi Sprengeri et Henrici Institoris, Inquisitorum.
2. Joannis Nideri Theologi Formicarium de Maleficis earumque praestigiis et deceptionibus.

Tomus II:

1. M. Bernhardi Basin Opusculum de artibus magicis, ac Magorum Maleficiis.
2. Ulrici Molitoris, Constantiensis U. J. Doctoris et Professoris Papiensis, Dialogum de Lamiis et Pythonicis mulieribus.
3. D. Joannis de Gerson, olim Cancellarii Parisiensis, libellum de Probatione Spirituum.
4. M. Thomae Murneri, Ordinis Minorum, libellum de Pythonico contractu.
5. R. P. F. Bartholomaei de Spina, Ord. Praed. Sacri Palatii Apostolici Magistri quaestionem de Strigibus seu Maleficis.
6. Ejusdem Apologiam quadruplicem de Lamiis contra Jo. Franciscum Ponzinibium U. J. D.
7. Joan. Laurent. Ananiae, Theologi Tabernatis, De natura Daemonum Libri V.
8. Fr. Bernardi Comensis, ord. Praedicat. De Strigibus cum notis Fr. Pegniae, Ambrosii de Vignate, Laudensis, quaestio de Lamiis et Strigibus et earum delictis, cum commentario Fr. Pegniae.
9. Joan. Gersonis, Tractatus de erroribus circa artem Magicam et articulis reprobatis.

10. Joan. Franc. Leonis, Ipporegiensis, Episcopi Thelesini, Libellus de Sortilegiis.
11. Jac. Simancas, Pacensis Episcopus, De Lamiis.
12. Alph. a Castro, Zamorensis, ord. Minor. De impia Sortilegarum, Maleficarum et Lamiarum haeresi earumque punitione.
13. Pauli Grillandi, Castillionaei, Tractatus de Sortilegiis earumque poenis.

Tomus III:

1. Hieron Mengi, ord. Minor. Flagellum Daemonum, exorcismos ad Spiritus malignos expellendos complectens.
2. Ejusdem Fustis Daemonum.
3. Petr. Anton. Stampa, Clavensis, De fuga Satanae.
4. Mamoris, Lemovicensis, Flagellum maleficorum.
5. Henricius de Gorichen: De superstitiosis quibusdam casibus.

Tomus IV:

1. Ars exorcistica, tribus partibus.

Da eine Besprechung sämtlicher einundzwanzig Schriften natürlich außerhalb unseres Planes liegt, so müssen wir uns auf eine summarische Angabe des Hauptinhalts des Hexenhammers selbst beschränken.

Derselbe zerfällt in drei Hauptabteilungen, deren erste achtzehn Fragen über die drei zur Hexerei absolut notwendigen Elemente enthält, nämlich über den Teufel, die Hexe und die göttliche Zulassung. Die einzelnen Fragen lauten:

Frage I: Ist die Behauptung der Existenz der Hexen und Zauberer ebenso zum rechten Glauben gehörig, als das Leugnen derselben ketzerisch ist?

Diese Frage zerfällt in zwei Nebenfragen, nämlich:

1. Giebt es überhaupt Hexerei?
2. Ist es Häresie, an Zauberer zu glauben?

Die erste Frage wird dahin beantwortet: man müsse glauben, daß es Zauber giebt, die mit Hilfe des Teufels und infolge eines

mit ihm eingegangenen Paktes mit Zulaſſung Gottes wirkliche, reale Zauberei hervorrufen, wobei jedoch nicht ausgeſchloſſen iſt, daß durch allerlei teufliſche Gaukeleien die Phantaſie verblendet werden kann. Ketzerei iſt es jedoch, der Phantaſie mehr als dem Teufel zuzuſchreiben. Es iſt alſo der Glaube an Zauberer und Hexen nicht häretiſch, ſondern orthodox. Im Gegenteil iſt es Ketzerei, zu glauben und zu predigen, daß es keine Hexen und mithin auch keine von ihnen herrührende Schädigungen gäbe. Ketzerei aber, wenn auch aus Unwiſſenheit entſpringende, muß beſtraft werden, und die Anklage kann auf leichten, ſchweren und offenkundigen Verdacht erhoben werden, doch darf der Richter keine beklagte Perſon in contumaciam zum Tode verurteilen. Der Ketzerei verfallene Prieſter ſind ihrer Würde zu entkleiden und dem weltlichen Arm zu überantworten. Das göttliche Geſetz befiehlt nicht nur, mit den Zauberern keinen Umgang zu pflegen, ſondern auch dieſelben zu töten. Deshalb ſind ſie überall aufzuſuchen und zu töten, und in dem gegen ſie eingeleiteten Verfahren iſt — wie bei Majeſtätsbeleidigung — jeder Zeuge legal.

Frage II: Iſt der Teufel zur Hexerei nötig?

Der Teufel wirkt zwar per se, wie aus dem Buche Hiob zu erſehen, ohne Beihilfe der Hexen ſchädigend auf den Menſchen; da er jedoch ein geiſtiges Weſen iſt, ſo bedarf er zur bequemen Ausübung ſeiner Bosheit gewiſſer Inſtrumente, die von ihm als der treibenden Kraft abhängig ſind. Dieſe Inſtrumente ſind die Hexen. Nach Iſidor von Sevilla iſt eine Hexe ein Weib, welches mit Hilfe des Teufels die Elemente verwirrt, Unwetter und Hagel hervorruft, den Verſtand der Menſchen verwirrt und unnatürliche Liebe oder Haß hervorruft, ohne Gifte und Tränke, nur durch die Kraft der Beſchwörungen. — Jedoch geben die Inquiſitoren zu, daß auch natürliche Dinge beim Maleficium mitwirken können. — Da die Hexen beſeelte und mit freiem Willen begabte Werkzeuge des Teufels ſind, ſo iſt ihre Ketzerei die ſchlimmſte, denn andere Ketzereien finden wenigſtens ohne ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Pakt mit dem Teufel ſtatt. Deshalb aber iſt es faſt ebenſo ſchlimm, den löblichen Beſtrebungen der Inquiſitoren hindernd in den Weg zu treten.

Frage III: Können durch Buhlſchaft mit männlichen oder weiblichen Teufeln wirkliche Kinder erzeugt werden?

Obwohl die Dämonen weder Fleiſch noch Bein beſitzen, ſo iſt doch der Glaube an die Erzeugung ſolcher Kinder durchaus orthodox, denn der heilige Auguſtinus ſagt: Daemones colligunt semina, quae adhibent ad corporales effectus. Auch wird auf die Stelle der Geneſis hingewieſen, nach welcher ſich die B'ne Elohim mit den Töchtern der Menſchen vermiſchen. Die Urſache, aus welcher ſich die Teufel in Incubi und Succubi verwandeln, iſt nicht die Wolluſt, ſondern der Trieb, durch die Sünde der Wolluſt die menſchliche Natur zu verderben und dem Teufel unterthan zu machen. Der Teufel kann zur Ausführung dieſer Akte einen materiellen Körper annehmen.

Frage IV: Von welchen Teufeln wird das Incubat und Succubat ausgeübt?

In der Beantwortung dieſer Frage wird eine ſehr konfuſe Rangordnung der Teufel aufgeſtellt, bei welcher nur der philologiſche Scharfſinn von Intereſſe iſt, mit welchem das Wort Diabolus von duo und bolus abgeleitet wird, weil der Teufel gleichzeitig zwei Biſſen, nämlich Körper und Seele der Hexen, verſchlingt.

Frage V handelt vom Urſprung und der Vermehrung der Zauberei.

Die Beantwortung iſt ein troſtloſes, keines Auszugs wertes Gewäſch.

Frage VI: Inwieweit ſtehen die Hexen mit dem Teufel in Verbindung, warum werden mehr Frauen als Männer von der Ketzerei befallen, und warum ſind erſtere beſonders dazu geneigt?

Nach einer Einleitung über das Sprichwort, daß drei Dinge weder im Guten noch im Böſen Maß halten, nämlich die Zunge, die Geiſtlichen und die Weiber, heißt es von den übeln Eigenſchaften der Letzteren: „Sirach ſagt: Es iſt kein Kopf ſo liſtig als der Schlangen Kopf, und iſt kein Zorn ſo bitter als der Frauen

Zorn. Ich wollte lieber bei Bären und Drachen wohnen, denn bei einem böſen Weibe. Alle Bosheit iſt gering gegen der Weiber Bosheit; wenn ſie böſe wird, ſo verſtellt ſie ihre Geberden und wird ſcheußlich wie ein Sack.“ — Der heilige Chryſoſtomus ſagt: Heiraten iſt mißlich, denn was iſt ein Weib anders als eine Feindin in der Freundſchaft, eine unvermeidliche Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Verſuchung, eine wünſchenswerte Kalamität, eine häusliche Gefahr, ein ergötzlicher Schaden, ein mit ſchimmernden Farben überzogenes Übel der Natur. Wenn alſo nicht heiraten Unrecht iſt, ſo iſt die Ehe eine beſtändige Marter. Die Wurzel aller weiblichen Laſter iſt der Geiz. Seneca ſagt in einer ſeiner Tragödien: Die Frau liebt oder haßt, es gibt bei ihr nichts drittes. Das Weinen des Weibes iſt Lüge. Sie hat zweierlei Thränen: entweder des wahren Schmerzes oder des Betrugs und der Hinterliſt. Wenn die Frau allein denkt, ſo denkt ſie ſchlecht.

Die Frauen ſind aus drei Gründen mehr zur Zauberei geneigt als die Männer, nämlich wegen ihrer Leichtgläubigkeit, wegen der Schwächlichkeit ihrer Komplexion, ſowie endlich wegen ihrer ſchlüpfrigen Zunge und ihres Vorwitzes, infolge deſſen ſie ſich ſo lange mit dem Teufel einlaſſen, bis ſie nicht zurückkönnen. Wegen der Sünde Evas iſt das ganze menſchliche Geſchlecht verdammt; dieſer Fluch wurde jedoch durch die Segnung Marias gewendet und Eva in Ave verwandelt.

Die Frauen ſtecken körperlich und geiſtig ſo voller Fehler, daß es gar kein Wunder iſt, wenn ſie ſo viel Zauberei als nur möglich verurſachen. Sie ſind dumm, denn Terentius ſagt: ‚die Frauen urteilen wie die Kinder‘; zuchtlos, denn es heißt: ‚Eine ſchöne Frau ohne Zucht iſt wie eine Sau mit güldenem Halsband‘; ungerecht und kleinlich, denn ſie können keinen Widerſpruch vertragen, und wird ihnen bewieſen, daß ſie in irgend einer Sache Unrecht haben, ſo ſchäumen ſie vor Wut. Die Frau iſt fleiſchlicher geſinnt als der Mann; ſie iſt halsſtarrig, da Eva aus Adams krummer Rippe geſchaffen wurde. Wenn die Frau weint, ſo geht ſie mit Betrug um, wie Eva ſchon im Paradieſe bewieſen hat. Es fehlt den Frauen am Glauben, denn femina kommt her von fe — Glauben — und minus — weniger. Ein Weib zweifelt ſchnell und entſagt raſch dem Glauben, das aber iſt der Urgrund der Hexerei.

Die Frauen ſind äußerſt widerhaarig, was die Geſchichte jenes Mannes beweiſt, deſſen Frau ertrunken war: Er ſuchte den Leichnam ſtromaufwärts und antwortete auf das Befragen der verwunderten Zuſchauer: dies Weib widerſprach mir im Leben beſtändig und handelte ſo aller Vernunft entgegen, daß ſie natürlich auch im Tode ſtromaufwärts ſchwimmen muß.

Aus allem iſt nun zu entnehmen, daß ganz beſonders die Frauen dem Laſter der Zauberketzerei unterworfen ſind, und man muß dem Höchſten Dank ſagen, daß er die Männer vor ſolchen Laſtern bewahrt hat.

Frage VII: Können die Hexen mit Hilfe des Teufels die Gemüter der Menſchen zu unnatürlichem Haß und eben ſolcher Liebe entzünden, und wie iſt dem Volke darüber zu predigen?

Natürlich können ſie dies infolge ihres mit dem Teufel eingegangenen Bündniſſes, inſofern der Teufel in ſichtbarer oder unſichtbarer Weiſe den freien Willen der Menſchen mit göttlicher Zulaſſung beeinflußt; in dieſem Sinn iſt auch dem Volke zu predigen.

Frage VIII: Können die Hexen die Zeugungskraft lähmen? und Frage IX: Können die Hexen die Sinne ſo verblenden, daß die Zeugungsglieder ganz zu fehlen ſcheinen, oder nimmt ſie der Teufel wirklich weg?

Dieſe Sache iſt mit kurzen Worten gar keinem Zweifel unterworfen, und es iſt Ketzerei, nicht daran zu glauben.

Frage X: Können die Hexen die Menſchen in wirkliche Tiere verwandeln?

Da die Phantaſie, die Imagination und die innern Sinne körperliche Kräfte und von den körperlichen Organen abhängig ſind, ſo ſind ſie dem Teufel unterworfen, welcher ſie umwandeln und verſchiedene Scheinbilder durch Verwirrung der Säfte und Sinne erzeugen kann.

Frage XI: Können zauberiſche Hebammen das Kind im Mutterleibe töten, unzeitige Geburten hervorrufen und neugeborene Kinder dem Teufel weihen?

Man kann zwar auf natürliche Weiſe, durch Kräuter ꝛc., die Empfängnis verhindern und einen Abortus hervorrufen, aber die Hexen vollbringen dieſe Schandthaten mit Hilfe des Teufels. Beſonders ſind es Hebammen, welche das menſchliche Geſchlecht und den chriſtlichen Glauben auf dieſe Weiſe ſchädigen. Sie tragen Kinder unter den Schornſtein oder in die freie Luft und weihen ſie dem Teufel, indem ſie dieſelben auf den Armen emporheben.

Frage XII und XIII: Von der göttlichen Zulaſſung.

Die Beantwortung derſelben iſt ein troſtloſes, ſcholaſtiſches Geſchwätz, welches in dem Satz gipfelt, daß Gott zur Erreichung verborgener höherer Zwecke das Böſe zuweilen zuläßt.

Frage XIV: Wie muß man die Hexengräuel betrachten, und was iſt über dieſelben zu predigen?

Nächſt der Sünde Lucifers iſt die Sünde der Hexerei die ſchwerſte und ſchlimmer als die Sünden Adams und Judas Iſchariots. — Die Zauberketzer ſind mit der Exkommunikation, Amtsentſetzung, Vermögenskonfiskation und dem Tode zu beſtrafen, desgleichen alle, die an ſie glauben, ſie beherbergen, beſchützen und verteidigen. Ihre Söhne väterlicher Linie ſind bis zum zweiten Grad, mütterlicherſeits bis zum erſten zu keinem geiſtlichen Amt und Benefizium zuzulaſſen. Iſt der Ketzer ein Laie und weigert ſich, ſeinen Irrtum abzuſchwören, ſo wird er verbrannt. Ein Geiſtlicher wird, wenn er nicht abſchwört, degradiert und zum Tode verurteilt; ſchwört er ab, ſo bleibt er in ewigem Gefängnis. Iſt er nach der Abſchwörung den Biſchöfen und Inquiſitoren zu Willen, ſo wird milder mit ihm verfahren. Die Hexen ſind von allen Ketzern am ſchwerſten zu beſtrafen, da ſie wegen weltlicher Genüſſe vom Glauben abfallen, dem Teufel Treue ſchwören, ſich ihm mit Leib und Seele ergeben und Menſchen wie Vieh an Geſundheit und Vermögen ſchädigen. Wenn ſie nun auch ihre Sünden

bereuen und ihre Ketzerei abſchwören, ſo müſſen ſie doch trotzdem mit dem Tode beſtraft werden.

Frage XV: Die Menſchen werden wegen ihrer Sünden und wegen der der Zauberer behext.

Dieſer Satz wird mit der göttlichen Zulaſſung motiviert.

Frage XVI: Vergleichung und Erläuterung des Vorigen mit andern Arten von Verbrechen und Aberglauben.

Die Ausführung dieſes vielverſprechenden Themas iſt ganz unerheblich.

Frage XVII erläutert Frage XIV und vergleicht die Sünde des Teufels mit derjenigen der Hexen.

Die Zahl der Miſſethaten der Hexen iſt ſo groß, daß ſie ſelbſt die Sünden der böſen Engel übertreffen. Ihre Sünde iſt unverzeihlich, denn ſie fallen aus dem Stand der Gnade und entſagen den durch die Taufe empfangenen Wohlthaten. Der mit der Erbſünde behaftete Menſch wird durch das Bad der Taufe gereinigt; folglich iſt die Sünde der Hexe, welche dieſer Wohlthat entſagt, die ſchwerſte; die Hexe iſt als Menſch das Ebenbild Gottes, welches ſie ſchändet, indem ſie ſich mit dem Teufel einläßt; ſie ſündigt nicht aus fleiſchlicher Schwachheit, ſondern aus tiefſter Verderbtheit des Herzens. Die Hexe iſt ſchlimmer als der Teufel ſelbſt, da dieſer durch Chriſtus nicht erlöſt iſt.

Frage XVIII: Wie muß gegen die Einwände gepredigt werden, daß Gott dem Teufel und den Hexen keine ſo große Macht einräume?

Gottes Macht zu ſtrafen hat keine Grenzen, und er kann jedes Mittel zur Beſtrafung der menſchlichen Sünden anwenden. Wenn Gott der Bosheit des Teufels freies Spiel läßt, ſo wird derſelbe dadurch nur gequält, weil er wider ſeinen Willen die höheren Zwecke Gottes erfüllen muß. Der Teufel ſucht wohl auch den Guten zu ſchaden; da dieſe aber mit dem Schilde des Glaubens gewappnet ſind, ſo hat er weniger Macht über dieſelben als über die Böſen, die ſich ſeinen Anläufen freiwillig ausſetzen. — Auf

die Fragen: warum werden die Hexen durch ihre Zauberei nicht reich? und warum ſchaden ſie weder den Fürſten, die ſie ſchützen, noch deren Feinden? antwortet der Hexenhammer: Sie gelangen nicht zu Reichtümern, weil der Teufel Gott zum Hohn ſich deſſen Geſchöpfe zu möglichſt geringem Preis zur Beute machen will. Den Fürſten ſchaden ſie nicht, um ihre Freundſchaft nicht zu verſcherzen; deren Feinde richten ſie nicht zu Grund, weil die guten Engel es verhindern.

Die zweite Hauptabteilung des Hexenhammers behandelt die Darſtellung des modus procedendi der Hexen und der Abwehrung ihrer ſchädlichen Künſte in ſechzehn Kapiteln und einer Einleitung, worin die Frage ventiliert wird, welchen Leuten die Hexen nicht ſchaden können. Dieſe ſind: Richter und obrigkeitliche Perſonen, Geiſtliche und ſolche Leute, welche andächtig die Kirchenmittel, als Weihwaſſer, geweihtes Salz, geweihte Lichter und Palmzweige gebrauchen, und endlich Menſchen, welche unter beſonderer Obhut der heiligen Engel ſtehen.

Die Inquiſitoren ſuchen dies durch Beiſpiele aus der eigenen Praxis zu belegen und erzählen u. a. einen Fall, welcher in den Spukvorgängen aller Zeiten, z. B. auch 1730 bei Profeſſor Schuppart in Gießen, zahlreiche Parallelfälle findet: Sie befragten zu Ravensburg einſt einige zum Feuertod verdammte Hexen, warum ſie die Inquiſitoren nicht bezauberten. Darauf entgegneten dieſe, daß ſie es ſchon öfter ohne Erfolg verſucht hätten; den Grund der Erfolgloſigkeit habe ihnen jedoch der Teufel nicht geſagt.

„Und wirklich erſchienen die Dämonen vor unſern Fenſtern bei Tag und bei Nacht in Geſtalt von Affen, Hunden und Ziegen und verführten einen Höllenlärm. Als eines Nachts einer von uns aufſtand, empfing er vom Fenſter her, obſchon dasſelbe von der Erde aus nur mit einer ſehr langen Leiter zu erreichen geweſen wäre, einen heftigen Wurf an den Kopf; als er nachſah, fand er in dem Tuch, das er um den Kopf geſchlungen hatte, eine lange Nadel feſtgeſpießt, welche jedoch die Haut nicht verletzt hatte.“

Das erſte Kapitel des zweiten Teils des Hexenhammers handelt „von den verſchiedenen Manieren, auf welche der Teufel durch die Hexen Unſchuldige zur Vermehrung ſeines Reiches an ſich zu ziehen ſucht.“

So erzählen die Inquiſitoren, daß ihnen bei ihrer Amtsthätigkeit Frauen unter die Hände gekommen ſeien, die ſich, als ihre

Kühe durch Zauberei der Milch beraubt waren, an die Hexen mit der Bitte um Abhilfe gewendet hatten. Auf die Frage, was ihnen die Hexen in dieſem Fall angeraten hätten, ſagten ſie: ſie hätten einem Geiſt etwas Weniges verſprechen müſſen, ſo z. B., daß ſie in der Kirche und Beichte gewiſſe Gebräuche beobachten wollten; ſo mußten ſie z. B., wenn die Monſtranz in die Höhe gehoben wurde, die Augen ſchließen und ausſpucken; oder, wenn der Prieſter am Ende der Meſſe das Volk mit den Worten entläßt: Pax vobiscum! müßten ſie ſagen: Kehr mir die Zunge im Arſch um! — Auf ſolche Weiſe werden ältere Frauen verführt, die den Reizungen der Wolluſt nicht mehr zugänglich ſind; junge Frauen nnd Mädchen werden von den Hexen eingeladen und an den in Geſtalt eines feinen jungen Herren, eines Reiters ꝛc. erſchienenen Teufel verkuppelt. Die Frauen können ſich dagegen ſchützen, wenn ſie ſich mit einem Kreuz bezeichnen. Die Inquiſitoren erzählen aus ihrer Praxis mehrere derartige erbauliche Fälle, aber auch von einer zu Ravensburg verbrannten Badersfrau, welche achtzehn Jahre lang Teufelsbuhle war.

Kapitel 2: Von der Art und Weiſe, wie die Hexerei ausgeübt wird.

Die niederträchtigſte Hexengattung wird von denjenigen Frauen gebildet, welche gegen alles menſchliche Gefühl Kinder freſſen. Dieſe ſind gleichzeitig die mächtigſten Zauberinnen. Sie erregen Hagel und Ungewitter, machen Menſchen und Vieh unfruchtbar, weihen diejenigen Kinder, welche ſie nicht freſſen, den Dämonen oder ſuchen ſie auf irgendwelche Weiſe zu töten. Sie freſſen meiſt ungetaufte Kinder, über getaufte haben ſie nur durch göttliche Zulaſſung Gewalt. Wenn Kinder am Waſſer ſpielen, ſo ſtürzen ſie unſichtbarer Weiſe dieſelben hinein, ſelbſt wenn deren Eltern zugegen ſind. Pferde machen ſie unter ihren Reitern raſend; ſie fahren durch die Luft, verwirren das Gemüt ihrer Richter, ſo daß dieſe ihnen nicht ſchaden können; ihren Häſchern jagen ſie einen paniſchen Schrecken ein uſw. Infolge ihres Unterrichts durch den Teufel weisſagen ſie Geheimes und Zukünftiges, erregen unnatürliche Liebe und Haß, verurſachen Fehlgeburten, töten die Kinder im Mutterleib und durch einfache Berührung der ſchwangern Frau, bezaubern und töten durch den Blick und Berührung Kinder, Vieh

und Erwachſene, treiben mit dem Teufel Unzucht uſw. Von dieſer Hexengattung ließ der Inquiſitor Cumanus in der Lombardei einundvierzig auf einmal verbrennen.

Die Hexen treten durch einen feierlichen Aktus offen mit dem Teufel in Verbindung und zwar auf folgende Weiſe: An einem gewiſſen Tag kommen die Hexen aus einer ganzen Gegend zuſammen, bei welcher Gelegenheit der Teufel in menſchlicher Geſtalt erſcheint und ſich von den ältern Hexen die Novizen präſentieren läßt. Nachdem dieſe ein Examen über Glauben und Tüchtigkeit abgelegt haben, müſſen ſie dem Teufel in die Hand geloben, daß ſie Gott und der dicken Frau, wie die Maria genannt wird, abſagen, die Sakramente nicht genießen, ſich dem Teufel mit Leib und Seele eigen geben und ihm ſoviel Novizen als möglich zuführen wollen. Der Teufel lehrt ſie dann aus Knochen und Gliedern von — am liebſten ungetauften — Kindern gewiſſe Salben bereiten, durch die ſie mit Hilfe des Teufels ihre Hexereien vollbringen.

Dies hat den Inquiſitoren ein junges Mädchen zu Breiſach, die als Hexe eingezogen war, aber bekehrt wurde, mitgeteilt und beigefügt, wie ihrer Mutter Schweſter, die zu Straßburg verbrannt wurde, ſie zuerſt zur Hexerei verführt hatte:

Eines Tages hatte ihre Tante ſie mit in die obere Stube genommen, wo ſie fünfzehn Jünglinge in grüner Reitertracht vorfand (ad modum quo Reutheri incedere solent), und ihr geſagt, ſie ſolle ſich einen derſelben zum Liebſten auswählen. Da ſie dies verweigerte, ſei ihre Tante ſehr zornig geworden, habe ſie aber ſpäter auf oben beſchriebene Weiſe doch zum Teufelsbündnis gebracht. Sie erzählte auch, daß ſie nachts häufig große Fahrten in der Luft — z. B. von Straßburg nach Cöln — gemacht habe. Als wir das Mädchen befragten, ob ſie in Wirklichkeit oder nur in der Phantaſie durch die Luft geführt worden ſei, ſagte ſie, daß dies auf beiderlei Weiſe geſchehe. Sie ſagte ferner aus, daß beſonders unter den Hebammen gefährliche Hexen ſeien, welche ſo viel Kinder als möglich dem Teufel zu weihen und zu töten ſuchten. Eines Tages hätte ſie einen von ihrer Tante verſteckten Topf voll Kinderhäupter gefunden, weshalb ſie dieſe ſehr geſchlagen hätte.

Wie den Verfaſſern des Hexenhammers der ſchon genannte Schweizer Inquiſitor Petrus erzählte, hatten die Hexen zu Boltingen

dereinſt dreizehn Kinder gefreſſen. Man zog die Verdächtigen ein, und ein Zauberer geſtand Petrus:

„Wir ſtellen getauften und ungetauften Kindern nach, welche wir in ihren Wiegen oder an der Seite ihrer Eltern durch unſere Ceremonien töten, ſo daß dieſe meinen, ſie hätten ſie im Schlafe erdrückt. Die Leichen ſtehlen wir heimlich aus den Gräbern und kochen ſie in einem Keſſel, bis das Fleiſch zu Brei wir; aus den Knochen und feſten Teilen machen wir eine Salbe zu unſern Künſten und Fahrten und füllen mit der Flüſſigkeit eine Flaſche an. Wer nun daraus unter gewiſſen Ceremonien trinkt, der wird ſofort ein Meiſter unſerer Sekte.“

„Ein junges Ehepaar zu Bern wurde wegen Hexerei eingezogen, und der Mann ſagte aus: Wenn ich wegen meiner Miſſethaten Verzeihung erlange, ſo will ich Alles eingeſtehen, was ich von der Hexerei weiß. Da er nun von den anweſenden Geiſtlichen der göttlichen Verzeihung verſichert wurde, wenn er aufrichtige Reue empfände, ſo ergab er ſich fröhlich dem Tode und erzählte die Art und Weiſe ſeiner Aufnahme: „Zuerſt muß der Novize mit ſeinem Meiſter am Sonntag früh, bevor das Weihwaſſer geweiht wird, in die Kirche gehen und daſelbſt Chriſtus, dem Glauben und der Kirche abſagen und dem Meiſterlein, wie der Teufel genannt wird, einen Eid leiſten. Hierauf trinkt er aus einer Flaſche und wird dadurch ſofort in ſeinem Innern aller Bilder und Gebräuche der Zauberkunſt kundig. Auf dieſe Weiſe bin ich aufgenommen worden; meine Frau jedoch iſt ſo hartnäckig, daß ſie lieber den Scheiterhaufen beſteigen, als die Wahrheit bekennen würde.“ — Der junge Mann ſtarb ſehr reumüthig; ſeine Frau jedoch, obſchon durch Zeugen überführt, wollte weder auf der Folter, noch auf dem Todesgang ein Bekenntniß ablegen und wurde verbrannt, indem ſie noch auf der Folter den Henker mit den abſcheulichſten Worten ſchmähte.“

Die Hexen können auch durch einen minder feierlichen Partikularakt mit dem Teufel in Verbindung treten, worüber jedoch im Hexenhammer nur geſagt wird, daß die Abſagung Gottes nur eine partikulare ſei und nicht ſo vieler Ceremonien bedürfe; es genüge, wenn die Hexe am Sonntag faſte, am Freitag Fleiſch eſſe, gewiſſe Sünden nicht beichte ꝛc.

Hexen der erſten Art macht der Teufel auf der Folter empfindungslos und ſprachlos, welcher Vorgang mit dem techniſchen Ausdruck Maleficium Taciturnitatis bezeichnet wird. Eine Hexe namens Walpurg zu Ravensburg, eine getaufte Jüdin, war wegen des Maleficium Taciturnitatis ſehr berüchtigt und unterrichtete auch jüngere Hexen, wie ſie aus erſtgeborenen Knaben einen Trank bereiten könnten, der ſie auf der Folter unempfindlich mache.

Hexen der zweiten Gattung werden vom Teufel sehr obenhin behandelt; er prügelt sie oft so, daß sie mehrere Tage mit verschwollenen, blutunterlaufenen Gesichtern herumlaufen; auf der Folter läßt er sie im Stich und bewegt sie zum Selbstmord. Es kam den Verfassern häufig vor, so z. B. in Hagenau, Constanz und Schweinfurt, daß sich gefolterte Hexen an Kleidungsstücken aufhängten, weshalb sie dann später die Hexen nackt in den Turm setzen ließen und dem Büttel befahlen, von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob noch alles in Ordnung sei. Wenn dergleichen Hexen, denen der Teufel nicht auf Lebenszeit, sondern nur bis zu einem bestimmten Termin diente, starben, so erlosch mit ihrem Tode die von ihnen erzeugte Bezauberung, wie eine höchst erbauliche Geschichte von einem „Pfaff Häßlin“ zu Oberweiler beweist.

Eine Frau zu Buhel hatte sieben Jahre mit dem Teufel Umgang, der wöchentlich dreimal, in der Sonntags-, Mittwochs- und Donnerstagsnacht an der Seite ihres Mannes Unzucht mit ihr trieb. Aber Gott erbarmte sich der Seele dieser Ruchlosen, denn sie ward uns kurze Zeit, bevor ihr Pakt mit dem Teufel um war, entdeckt, ergriffen und verbrannt, nachdem sie bußfertig ihre Sünden eingesehen hatte.

Kapitel 3: Von den Luftfahrten der Hexen.

Der Teufel trägt die Hexen in Wirklichkeit durch die Luft; manchmal jedoch führt er auch unschuldige Menschen fort, die sich mit dem Zeichen des Kreuzes nicht verwahrt haben. Diese glauben dann auf einem Pferde oder Bock zu reiten, welcher in Wirklichkeit der Teufel ist. Dergleichen passierte einem Schüler der Verfasser, welcher noch zur Zeit der Abfassung des Hexenhammers Prediger zu Freisingen war. Ein Geistlicher zu Oberndorf bei Landshut erzählte, daß er Augenzeuge einer solchen Begebenheit gewesen sei: In einer fröhlichen Zechgesellschaft mußte ein jeder reihum Bier holen und brauchte dann nichts zu den gemeinsamen Kosten beizusteuern. Als das Bier wieder alle war, begab sich ein Mann mit der Kanne auf den Weg, kehrte aber sogleich wieder um, als er vor der Thüre einen dichten Nebel erblickte. Ein anderer rief erzürnt: So will ich doch gleich gehen, und wenn der Teufel draußen wäre! Als er vor die Thüre kam, ward er sogleich durch

die Luft davon geführt, der Geiſtliche hörte ſein Schreien und ſah ihn in der Luft mit Armen und Beinen geſtikulieren.

Es iſt gegen Gottes Wort, wenn man dieſe Fahrten nur der Phantaſie zuſchreibt, denn der Teufel führte Chriſtus auf einen hohen Berg und auf die Zinne des Tempels; ein Engel nahm Habakuk beim Schopf und führte ihn durch die Luft von Judäa nach Chaldäa.

Vor der Fahrt beſchmieren die Hexen mit ihrer Salbe irgend ein Inſtrument und werden bei Tag und Nacht, ſichtbar und unſichtbar, davongetragen. Der Grund, weshalb ſie am liebſten ungetaufte Kinder zu ihrer Salbe verwenden, iſt, ſie der Wohlthat der Taufe zu berauben.

Zu Waldshut war eine Hexe nicht zu einer Hochzeit geladen worden, trotzdem faſt alle Frauen der ganzen Stadt zugegen waren. Voll Zorn rief ſie ihren Teufel und bat ihn, ſie an der Geſellſchaft zu rächen, die im Freien tanzte. Dieſer trug nun die Hexe am hellen Tage auf das freie Feld, wo ſie, während er dabei ſtand, ein Loch in die Erde machte und ihren Urin hineinließ. Der Teufel erhob dieſen in die Luft, machte ein großes Hagelwetter daraus und entlud es über den Tänzern, worauf die Hexe in die Stadt zurückkehrte. Dies hatten jedoch auf dem Feld befindliche Hirten geſehen und angezeigt, worauf die Hexe eingezogen und verbrannt wurde.

Die Inquiſitoren fragten eine Hexe zu Breiſach, ob ſie ihre Luftfahrten körperlich oder nur in der Phantaſie vollbringe. Sie ſagte, daß es auf beiderlei Art geſchehe; wolle ſie auf letztere Art ſehen, was ihre Genoſſinnen in der Gegend trieben, ſo lege ſie ſich im Namen aller Teufel auf die linke Seite ſchlafen. Hierauf gehe aus ihrem Munde ihre Seele wie ein grauer Rauch, und ſie ſehe dann alles, was ſie wolle.

Kapitel 4 ſchildert die Art und Weiſe, auf welche ſich die Hexen dem Incubis unterwerfen.

Die Incubi ſind Teufel, welche aus irdiſchen Dünſten einen Körper annehmen, indem ſie die Luft verdichten und daraus einen Körper bilden. In dieſem Körper ſehen und hören ſie, reden, eſſen und trinken und treiben Unzucht mit den Hexen.

Die Autoren des Hexenhammers erzählen aus eigener Praxis, daß ſie im Verlauf von fünf Jahren zu Conſtanz und Ravensburg achtundvierzig Hexen verbrennen ließen, von welchen manche zwölf, zwanzig und dreißig Jahre einen Buhlteufel hatten.

„Erit ergo talis ordo, quod Succubus daemon ab homine scelerato semen decidat, qui si est proprius illi homine deputatus et noluerit se Incubum facere ad Maleficam, tradit illud semen Daemoni mulieri seu Maleficae deputatus: et ille sub certa constellatione sibi deserviente, ut talis genitus vel genita viribus ad peragenda maleficia persistit, se Incubum Maleficae faciet.“

Die aus einer ſolchen Verbindung entſproſſenen Kinder brauchen nach den Naturgeſetzen gerade keine Zauberer zu werden, ſind aber meiſt ſehr große und ſtarke Leute.

Die Teufel ſuchen ſich zu ihren Galanterien beſonders heilige Zeiten aus, weil ſie alsdann durch ihre Gräuel Gott mehr als ſonſt beleidigen und die Hexen in tiefere Verderbtheit und größere Strafe ſtürzen; da ferner an Sonn- und Feiertagen Frauen und Mädchen viel Zeit haben, ſo verfallen ſie leicht auf dergleichen Allotria, zu deren Ausführung den Teufeln alle Orte mit Ausnahme der Kirchen genehm ſind.

„Ad illud, an visibiliter vel invisibiliter hujusmodi spurcititias agant mutuo: dicendum quantum experientia nos docuit, quod licet semper visibiliter ex parte maleficae Daemon Incubus operetur, ita quod non est necessarium invisibiliter propter foederatum pactum expressum ei appropinquare, Tametsi quoad circumstantes saepius ipsae Maleficae supinae jacentes in agris seu sylvis visae sunt, et denudatae supra umbilicum et juxta dispositionem illius spurcitiae coaptatis membris, tibiis et cruribus se agitantes, Daemonibus Incubis invisibiliter ibidem quo ad circumstantes cooperantibus: licet in fine actus, vapor nigerrimus in longitudine hominis sursum a Malefica in aere elevabatur, sed hoc rarissime. Et qua de causa novit ille artifex, ut juvencularum circumstantiarum vel aliorum hominum mentes valeat aut allicere aut immutare. De quibus gestis et qualiter in plerisque locis, tam in oppido Ravensburg, quam etiam in dominio Nobilium de Rappoltſtein et certis aliis terris talia sunt peracta, in secunda parte patebit.“

Bisweilen kommen die Ehemänner dazu, halten die Dämonen für wirkliche Männer und greifen zur Waffe, um ſie zu ſtrafen. Der Teufel verſchwindet alsdann, und die Hexe fragt den verblüfften Mann lachend, ob er vielleicht verrückt ſei.

Kapitel 5: Wie die Hexen im allgemeinen die Menſchen bezaubern und ihre Schandthaten mit Hilfe mißbrauchter Sakramente ausüben.

Sie bezaubern die Menſchen auf ſechſerlei Art, indem ſie 1. unreine, zauberiſche Liebe, 2. zauberiſchen Haß hervorrufen, 3. die Zeugungskraft lähmen, 4. den Menſchen krank machen, 5. der Vernunft und 6. des Lebens berauben.

Beſonders bedienen ſich die Hexen gemißbrauchter Sakramente zu ihren Schandthaten; ſie verbergen wächſerne Bilder unter der Altardecke, ziehen durch das heilige Chriſam einen Faden uſw. Beſonders zur Advents- und Weihnachtszeit ſtiften ſie viel Unheil.

Kapitel 6. Von der Art und Weiſe, wie die Hexen die Zeugungskraft lähmen.

Dies geſchieht durch Kräuter, Hahnenteſtikel, unter die Schwelle gelegte Bilder uſw., ſowie endlich durch bloße Berührung. Eine Hexe zu Reichshofen legte wie ſcherzend einer ſchwangeren Frau die Hände auf den Leib, worauf dieſe ſofort einen heftigen Schmerz verſpürte, und das Kind tot in Stücken zur Welt brachte.

Kapitel 7. De modo, quo membra virilia auferre solent.

Dieſes Kapitel verträgt keinen Auszug; nur eine Stelle, welche den Gipfelpunkt bizarrſten Aberwitzes enthält, möge im Originaltext hier Platz finden:

„Quid denique sentiendum supra eas Maleficas, quae hujusmodi membra in copioso interdum numero, ut viginti vel triginta membra insimul ad nidum avium vel ad aliquod scrinium includunt, ubi ad quasi viventia membra se movent ad avenam vel pabulum consumenda, prout a multis visa sunt et communis fama refert. Dicendum, quod diabolica operatione et illusione cuncta exercentur, sic enim sensum videntium illud utuntur modis supra tactis. Retulit enim quidam, quod dum membrum perdidisset et quandam maleficam causa recuperandae suae sanitatis accessisset. Illa, ut quendam arborem ascenderet, infirmo injunxit et ut de nido, in qua plurima erant membra, si quid vellit, accipere posset, indulsit. Et cum ille magnum quoddam accipere attentasset, non, ait malefica, illud accipias et quia uni ex plebanis attineret, subjunxit.“

Kapitel 8. Wie die Hexen die Menſchen in Tiere verwandeln.

Dieſes Kapitel iſt der Hauptſache nach eine Wiederholung des im erſten Teil Geſagten.

Kapitel 9. Wie die Teufel in den Körpern der Hexen wohnen und ohne Schmerz und Verletzung der Organe ihre Blendwerke ausüben.

Die Einleitung dieſes Kapitels bildet eine höchſt wunderliche phyſiologiſche Darſtellung, wie ſich der Teufel der verſchiedenen menſchlichen Sinne bedient; dann wird nachfolgender Belegfall erzählt:

Als in einer Landſtadt bei Straßburg eines Tages ein Holzmacher bei ſeiner Arbeit war, wurde er von einer Menge Katzen beläſtigt, die ihm ins Geſicht ſprangen und ihn in die Beine biſſen. Da er ſich ihrer nicht erwehren konnte, ſchlug er ſchließlich die eine mit einem Stück Holz auf den Kopf, einer andern ſchlug er das Rückrat und einer dritten ein Bein entzwei, worauf ſich die ganze Schar davon machte. Als der Mann nach vollbrachter Arbeit nach Hauſe wollte, wurde er vom Büttel verhaftet und in den Turm gelegt, wo er, trotzdem er ſich ganz unſchuldig wußte, drei Tage ohne Verhör blieb. Er ließ den Stadtrichter inſtändig um Gehör bitten, aber dieſer entgegnete wütend, ein ſo verruchter Zauberer ſolle ſich nicht unſchuldig ſtellen, ſondern lieber ſeine offenkundigen Schandthaten bereuen. Schließlich aber ließ ſich der Richter durch das Zureden der Beiſitzer doch bewegen, den Holzhacker vorzulaſſen, und fuhr ihn hart an, ob er denn nicht wiſſe, daß er an dem und dem Tage drei vornehme Frauen ſo durch ſeine Zauberei geſchädigt habe, daß ſie auf den Tod darniederlägen. Der Holzhacker verneinte dies, da er, wie er durch Augenzeugen ſelbſt aus dem Hauſe des Richters beweiſen könne, zu der betreffenden Zeit auf der Straße Holz gemacht habe, und erzählte den Vorfall mit den Katzen. Darauf mußte der Richter den Mann gehen laſſen, ohne daß wir jedoch erfahren, ob ein Verfahren gegen die Frauen eingeleitet wurde, unter denen ſich — im Geiſte des Hexenhammers geſprochen — die Frau des Richters befunden zu haben ſchien.

Dieſe Geſchichte konnte nach Sprenger nach zweierlei Art vor ſich gehen: nämlich, entweder nahmen die Teufel Katzengeſtalt an und übertrugen die Schläge magiſcher Weiſe auf die Hexen, oder die Hexen waren wirklich zugegen, erſchienen aber durch teufliſche Verblendung dem Holzmacher als Katzen und wurden, nachdem ſie ihre Schläge erhalten, vom Teufel raſch in ihre Wohnung zurückgebracht.

Kapitel 10 zeigt, wie die Teufel durch Hexerei die Menſchen manchmal ſubſtanzialiter beſitzen, und iſt keines Auszugs wert.

Kapitel 11 und 12 schildern, wie die Hexen den Menschen Krankheiten anzaubern.

Die großen epidemischen Krankheiten des Mittelalters, der Aussatz und die Lepra, sind es hauptsächlich, mit welchen die Hexen ihre Feinde durch Anblasen schädigen, und Sprenger erzählt mehrere derartige Fälle, welche sich in Basel, zu Freiburg i. B. und irgendwo im Schwarzwald zutrugen.

Wenn die Hexen Epilepsie hervorrufen wollen, geben sie einem Toten ein Ei mit unter die Erde, graben es dann unter gewissen Ceremonien aus und geben es der betreffenden Person zu essen.

Zu Innsbruck fand die behexte Dienerin einer vornehmen Herrschaft, der allerlei Körner aus dem Leib eiterten, unter der Stallthüre ein weißes Leinentuch mit allerlei Körnern, Hülsenfrüchten, Schlangenknochen usw. Sie warf dasselbe auf Anraten ihres Herrn ins Feuer und war sofort gesund. —

Eine Frau, welche sich mit ihrer Nachbarin gezankt hatte, fühlte furchtbare Schmerzen in ihrem Leib, als ob zwei Messer darin von rechts nach links und umgekehrt wühlten. Ein Töpfer gewahrte durch Bleigießen, daß die Frau behext ist und riet ihrem Mann, unter der Schwelle nachzusuchen und das, was er finde, zu verbrennen. Der Mann fand eine spannenlange Wachsfigur, deren Bauch mit zwei sich kreuzenden Nadeln durchstochen war; er warf das Bild ins Feuer, und sofort hörten die Schmerzen seiner Frau auf.

Es kommt auch vor, daß die Hexen ein Kruzifix mit Messern oder Geißeln peinigen und durch das Murmeln gewisser Worte diese Handlung sympathetisch auf die gedachte Person übertragen. Näheres wollen die Autoren nicht mitteilen, um fromme Gemüter nicht zu beleidigen. Sie fügen hinzu, daß namentlich Tirol von Hexen wimmele, weil dort die Adeligen große Verführer des weiblichen Geschlechtes wären, welches sich dann durch Zauberei zu rächen suche.

Kapitel 13 führt aus, wie die zauberischen Hebammen die Kinder töten und dem Teufel weihen.

Eine vornehme Frau erzählte den Verfassern des Hexenhammers folgende Begebenheit:

„Als ich einſtmals meine Niederkunft erwartete und eine Hebamme zu Rath ziehen wollte, warnte mich die Wirthin zum ſchwarzen Adler zu Zabern vor derſelben und empfahl mir eine andere, da ſie die erſtere als Hexe kenne. Nach acht Tagen erſchien mir dieſe Hexe des Nachts mit zwei andern Hexen in meiner Kammer; ich wollte meinen Mann, der in einem andern Gemach ſchlief, rufen, konnte aber nicht, da ich mich wie gelähmt fühlte. Die Hexe ſagte zu ihren Genoſſinnen: Da liegt das verfluchte Menſch, das mir den Verdienſt ſchmälert; ich will es ihr aber eintränken! Auf das Zureden der andern Beiden, daß ich eigentlich eine gute Frau ſei, ſagte ſie: Nun wohl, ſo mag ſie Eurethalben noch ein halbes Jahr geſund bleiben, dann aber will ich ihr gehörige Schmerzen bereiten! Darauf berührte ſie mit der Hand meinen Leib und verſchwand, wobei mir war, als ob mir die Eingeweide herausgeriſſen und etwas Anderes hineingeſteckt würde. Als ich nun die Stimme wieder erlangt hatte, und meinen Mann rief, wollte dieſer Alles auf einen Traum ſchieben, weil, wie er ſagte, Kindbetterinnen ſehr viel phantaſirten. Ich war, als ich am nächſten Tag nichts merkte, ſelbſt ſeiner Anſicht geworden; nach einem halben Jahr jedoch fühlte ich ſolche Schmerzen, daß ich Tag und Nacht jammerte. Durch vieles Faſten und Beten zur heiligen Jungfrau glaubte ich mich meines Uebels zu entledigen, und richtig gingen mir, als ich eines Tages ein natürliches Bedürfniß verrichtete, eine Menge fingerlanger Dornen, Holzſtücke und Knochen ab, durch welche ich dann meinen Mann überzeugte, daß obiger Vorgang kein Traum war.“

Eine zu Dann bei Baſel verbrannte Hebamme bekannte, daß ſie über vierzig Kinder getötet habe, indem ſie ihnen bei der Geburt eine Nadel ins Hirn ſtieß.

Einer Hebamme zu Straßburg entfiel, als ſie zu einem Hauſe, in welchem ſie ein vor der Taufe geſtorbenes Kind accouchiert hatte, herausgehen wollte, ein Kinderarm. Leute, welche dies geſehen hatten, zeigten es an, und die Hebamme ſagte auf der Folter aus, daß ſie ſchon eine Menge Kinder durch Hexerei getötet habe; der Leiche des obigen Kindes aber habe ſie den Arm zur Bereitung ihrer Zauberſalbe entnommen.

Im Fall die Hebammen die Kinder nicht töten können, tragen ſie dieſelben wenigſtens in die Küche und weihen ſie unter dem Schornſtein über dem Herd dem Teufel, weshalb das Volk ſolche Kinder auch Herdkinder zu nennen pflegt. Manchmal nehmen ſogar die Mütter ſelbſt ſolche Weihungen vor. Derartige Kinder zeigen ſchon im früheſten Kindesalter eine hervorragende magiſche Begabung, wie nachfolgender Fall nach den Inquiſitoren darthut: Ein ſchwäbiſcher Bauer war mit ſeiner achtjährigen Tochter auf

dem Felde mit Säen beſchäftigt, wobei er über die anhaltende Dürre klagte und ausrief: Ach, wenn doch nur ein Regen käme! Darauf ſagte die Tochter: ‚Soll ich einen Regen machen? Ich kann auch Hagel und Ungewitter hervorbringen; die Mutter hat es mir gelernt, hat mir aber verboten, irgend jemand etwas davon zu ſagen. Sie gab mir einen Meiſter, von dem ich zu jeder Zeit haben kann, was ich will; ich ſehe ihn oft mit andern Männern bei der Mutter ein- und ausgehen, welche mir auf die Frage, wer denn dieſe Männer ſeien, entgegnete: Es ſind unſere Herren und ſehr reiche Gönner, denen ich dich auch übergeben habe.‘ — Der erſchreckte Vater fragte, wie ſie denn den Regen mache, worauf ſie ihn an einen Bach führte und auf ſeinen Befehl einen Regen auf ſeine Äcker zauberte, indem ſie mit der Hand Waſſer in die Höhe ſprengte; auf gleiche Weiſe machte ſie auf des Vaters Zureden auch Hagel. Als ſich der Bauer nun von den Thatſachen überzeugt hatte, klagte er ſeine Frau als Hexe an; das Mädchen aber wurde exorciſiert und Gott von Neuem geweiht.

Kapitel 14. Wie die Hexen das Vieh bezaubern.

Nach einer dogmatiſchen Einleitung wird das Melken der Meſſer geſchildert. Die Hexe ſtößt bei Nacht ein Meſſer in einen Balken, nimmt den Milcheimer zwiſchen die Knie und ruft den Teufel, daß er ihr von der oder jener Kuh die Milch bringen möge. Darauf melkt der Teufel in aller Geſchwindigkeit die Kuh und bringt die Milch durch die Luft herbei, ſo daß es ausſieht, als ob ſie aus dem Meſſerſtiel herauslaufe. Derartige Hexen haben einen Pakt mit dem Teufel.

Die Hexen machen auch durch Zauberei Butter. So erzählen die Autoren, einige Bürger hätten ihnen berichtet, daß, als ſie einſt auf einer Reiſe Hunger gehabt hätten, ein zufällig in ihrer Geſellſchaft befindliches Frauenzimmer die ſchönſte Maibutter herbeigehext habe. Sie hob den Rock auf und ſetzte ſich mit dem Rücken ſtromaufwärts in einen Bach, indem ſie einige Worte murmelte, mit den Händen im Waſſer rührte und ſofort eine Menge herrlichſter Butter hervorbrachte, welche der Teufel in größter Geſchwindigkeit durch die Luft herbeigeſchleppt hatte.

Auf ähnliche Weiſe ſtiehlt der Teufel auch für die Hexen den Wein aus den Kellern.

Nach dieſer Einleitung wird geſagt, daß die Hexen das Vieh wie die Menſchen durch Berührung oder unter die Schwelle verborgene Gegenſtände bezaubern, welche nach dem Geſtändnis Ravensburger Hexen meiſt gewiſſe Tierknochen ſind. Eine ſolche Hexe geſtand, einem Fuhrmann zu Ravensburg auf ſolche Art nach und nach einunddreißig Pferde, und eine andere, zu Füßen einem Bauer auf der Alm über vierzig Stück Rindvieh getötet zu haben.

Kapitel 15. Vom zauberiſchen Wettermachen.

Ein von Ravensburg bis Salzburg reichender Landſtrich von 28 Meilen Länge und einer Meile Breite wurde durch Hexenwetter derartig verwüſtet, daß man kaum alle drei Jahre ernten konnte. Es wurden durch das allgemeine Gerücht zwei Weiber (die ſchon das im vorigen Kapitel erwähnte Vieh bezaubert hatten), nämlich die Baderin Agnes zu Ravensburg und eine gewiſſe Anna zu Mindelheim beſchuldigt, das Unheil angeſtiftet zu haben. Die Autoren ließen ſie durch den Bürgermeiſter Gelre einziehen und ſcharf befragen, obgleich keine gravierenden Thatſachen gegen ſie vorlagen, da ſie ihre Schandthaten ſehr heimlich betrieben. Auf der Folter ergab ſich, daß ſie mit dem Maleficium Taciturnitatis behaftet waren; jedoch geſtand Agnes am andern Tag freiwillig, daß ſie achtzehn Jahre einen Buhlteufel gehabt habe. Betreffs des Unwetters habe eines Morgens dieſer Teufel geſagt, ſie ſolle ein wenig Waſſer nehmen und auf das „das Kuppel“ genannte Feld gehen, wo er ein Unwetter machen wolle. Als ſie vor das Thor gekommen wäre, habe ſie ihn unter einem Baum bei einem Stadtturm ſtehen ſehen; er habe ihr dann befohlen, eine Grube zu machen, das Waſſer hineinzugießen und in ſeinem Namen mit dem Finger umzurühren. Dies habe ſie denn gethan, indem ſie ſich dazu hingeſetzt und der Teufel dabei geſtanden habe; derſelbe habe dann das Waſſer in die Luft gehoben, und das Unwetter ſei losgebrochen. Die Anna habe auch dabeigeſtanden; ſie wiſſe aber nicht, was dieſelbe gemacht habe. — Das Merkwürdigſte war jedoch, daß die von der Agnes getrennt inkarzerierte Anna, welche von deren Ausſage nichts wußte, am nächſten Tag genau dasſelbe geſtand. Beide wurden nach drei Tagen verbrannt, wobei ſich Agnes ſehr reumütig, Anna jedoch, die zehn Jahre einen Buhlteufel gehabt hatte, äußerſt verſtockt benahm.

Nach einer andern Mitteilung der Autoren geht die Wettermacherei auch auf folgende Weise vor sich: die Zauberer beschwören auf einem Kreuzweg den Obersten der Teufel, daß er einen seiner Untergebenen sende, und opfern demselben bei seinem Erscheinen ein schwarzes junges Huhn, welches sie in die Luft werfen. Sobald der Teufel dieses Opfer hat, ruft er ein Unwetter hervor.

Der Hexenhammer nennt als hervorragende Wettermacher jener Zeit den Berner Zauberer Stauf und dessen Lausanner Schüler Hoppo und Stadlin, welche von andern Feldern den dritten Teil der Ernte auf die ihrigen hinüberzauberten. — Stauf entging vielen Verfolgungen, indem er sich vor den Augen der Häscher in eine Maus verwandelte. Endlich aber wurde er in seiner Behausung getötet, indem ihn seine Feinde überrumpelten und mit Spießen und Schwertern zum Fenster hinein niederstießen. — Stadlin hatte durch seine Zauberei in Lausanne eine Frau siebenmal zu Fehlgeburten und deren Vieh jahrelang zum Verwerfen gebracht.

Das 16. Kapitel handelt von der Zauberei der Männer.

Dabei spielen zunächst die Freischüsse eine große Rolle, welche sich die Zauberer auf folgende Weise verschaffen: Sie schießen an einem Karfreitag während der Messe nach einem Kruzifix wie nach einer Scheibe. Soviel Schüsse das Kruzifix treffen, soviel Freischüsse haben sie jeden Tag und können damit ihre Feinde treffen und töten, ohne daß sie dieselben sehen, indem nämlich der Teufel Kugeln in deren Herzen führt, selbst wenn sie sich in geschlossenen Räumen befinden.

Herzog Eberhard im Barte von Württemberg hatte einen solchen Zauberer Namens Punker in seinem Heere. Derselbe konnte alle Tage drei Leute töten, weil er drei Bolzen in ein Kruzifix geschossen hatte, und erschoß bei der Belagerung von Lendenbronnen alle Bürger bis auf einen, der ihm zugerufen hatte: Punker, willst du denn nicht einmal den Ring am Thore in Ruhe lassen? Nein, entgegnete Punker, den nehme ich mit, wenn die Stadt eingenommen ist. Er erfüllte sein Wort und hing den Ring an seiner Hausthüre zu Rohrbach auf, wo ihn die Inquisitoren sahen. Da Punker

aber den Rohrbachern durch seine Zauberei sehr beschwerlich fiel, schlugen sie ihn mit Hacken und Schaufeln tot.

Die Inquisitoren erzählen von Punker und einem ungenannten Fürsten die gleiche Sage vom Apfelschuß wie die von Tell kursierende, und Fischart fügt die Randbemerkung hinzu, daß Tell ein Freischütz gewesen zu sein scheine.

Nach den Autoren gibt es so geschickte Freischützen, daß sie mit einem Bolzen oder mit einer Kanonenkugel einen Pfennig von einem Barett herabschießen können, ohne dessen Träger zu verletzen.

Zu Hohemzorn hatte ein Freischütz mehrere Bolzen in ein Kruzifix geschossen, worauf dies zu bluten anfing und der Missethäter an den Ort festgebannt war. Ein Vorübergehender brachte dies zur Anzeige, worauf der Verbrecher verhaftet und nach abgelegtem Geständnis verbrannt wurde.

Nun folgt eine acht Seiten lange Klage über gottlose Fürsten, welche derartige Zauberer in Schutz nehmen.

Darauf wird das Festmachen abgehandelt, welches die Zauberer in der Weise bewirken, daß sie die den festzumachenden Gliedern entsprechende Körperteile von einem Kruzifix stehlen und bei sich tragen. Aus diesem Grund findet man nach Spranger von zehn auf den Feldern stehenden Kruzifixen kaum eines unzerbrochen. Weiterhin geschieht das Festmachen durch Segen, Beschwörungen, Charaktere ꝛc. und wird besonders von reisenden Kaufleuten ausgeübt.

Die zweite Frage des zweiten Teils handelt von der Art und Weise, angethanen Übeln, den „Nachtschäden“ zu begegnen. Von besonderem Interesse ist die Einleitung, worin allerlei magische, von der Kirche verbotene Mittel gegen die Hexerei aufgezählt werden. Wenn z. B. eine Kuh durch Zauberei der Milch beraubt ist, so stellen die Frauen den Milcheimer aufs Feuer und schlagen ihn unter dem Gemurmel abergläubischer Worte, wodurch die Schläge sympathetisch auf die Hexe übertragen werden.

Derartige Künste sind, wie gesagt, verboten; aber die heilige Mutter Kirche macht zuweilen zu Gunsten ihrer Söhne eine Ausnahme und erlaubt den Teufel durch Beelzebub auszutreiben, wie folgende Geschichte beweist: Ein deutscher Bischof, dessen Namen

die Autoren aus Diskretion nicht nennen, hielt sich zur Zeit von Papst Nicolaus (es ist Nicolaus V., Papst von 1447—1455, gemeint), geistlicher Geschäfte halber in Rom auf und verliebte sich daselbst in ein schönes Mädchen, welches er mit nach Deutschland nehmen wollte. Unterwegs bezauberte ihn jedoch das Frauenzimmer, welches auf seine Juwelen (clenodia) lüstern war, dermaßen, daß er sich dem Tode nah fühlte. Am dritten Tag seines Leidens besuchte den Bischof eine alte Hexe und eröffnete ihm, daß er bezaubert sei und nur durch eine andere Zauberei geheilt werden könne, infolge deren jedoch die Person, welche es ihm angethan habe, sterben müsse. Der Bischof wollte in dieser heikeln Affaire nicht nach eigenem Gutdünken handeln, sondern wandte sich mit der Bitte um Rat an den Papst, bei welchem er in hohen Gnaden stand. Der Papst erwählte von zwei Übeln das kleinere und gab seine Erlaubnis zur Ausführung des Zauberkunststückes, damit dieses Licht der Kirche erhalten bleibe. Die Hexe wurde benachrichtigt und setzte ihre Kunst ins Werk, wobei sie sagte, daß der Bischof um Mitternacht gesund sein werde. Dies geschah; aber zugleich kam die Nachricht, daß die Konkubine des Bischofs schwer erkrankt sei. Derselbe warf sich in die Kleider und suchte seine Geliebte auf, welche ihn mit wilden Schmähungen empfing und unter Fluchen und Lästern den Geist aufgab. „Episcopus autem cum gaudio ad propria remeavit.“

Der Bildzauber kann auch gegen die Hexen selbst angewandt werden.

Zum größten Leidwesen der Autoren gibt es Leute, welche Zauberei mit Zauberei vertreiben und einen ungeheuern Zulauf haben. Eine Hexe von Reichshofen war deshalb so berühmt, daß ihr Landesherr, ein Graf von Zollern, von jedem ihrer Besucher einen Pfennig Steuern nahm. Noch berühmter war ein gewisser Hengst zu Enningen, zu welchem die Leute selbst im Winter, wenn Weg und Steg verschneit war, meilenweit kamen.

Gegen die Behexung der Kühe wenden die Bauernweiber auch folgendes Mittel an: Sie hängen den bezauberten Kühen die Hosen ihrer Männer über die Augen, worauf die Kühe rückwärts vor das Haus der Hexe gehen, mit wütendem Gebrüll die Hörner in die Hausthüre bohren und so die Hexe verraten.

Wenn ein Stück Vieh durch Hexerei gefallen iſt, ſo ſchleifen deſſen Beſitzer die Därme vom Schindanger bis zur Hausthüre, ziehen ſie unter der Schwelle durch und röſten ſie auf dem Feuer. Sobald die Därme heiß werden, fühlt die Hexe entſetzliche Glut in den Eingeweiden, kommt vor das Haus und verlangt Einlaß, welchen man ihr verweigern muß, denn wenn ſie eine Kohle vom Feuer nehmen kann, hören ihre Schmerzen auf. Können nun derartig gequälte Hexen nicht ins Haus kommen, ſo erzeugen ſie oft undurchdringliche Finſternis und ſo fürchterliches Krachen, daß man glaubt, das Haus gehe in Trümmer.

Die erſten drei Kapitel der zweiten Hälfte des zweiten Teils des Hexenhammers handeln von den erlaubten Hilfsmitteln gegen die Incubi und Succubi, ſowie gegen die durch Zauberei hervorgerufene Impotenz und eben derartige Liebe. Ihre Ausführungen ſind durchaus unbedeutend und vertragen der Natur der Sache nach keinen Auszug. Das gleiche gilt vom vierten Kapitel, welches ſich mit der Heilung der in Tiere verwandelten Menſchen befaßt.

Das fünfte Kapitel handelt von der Heilung der Beſeſſenen. — Der exorciſierende Prieſter muß ſich hüten, mit den Teufeln Scherz zu treiben. Der Teufel fragte einſt zu Köln einen Prieſter während des Exorcismus, wohin er fahren ſolle. Darauf entgegnete der Prieſter im Scherz: Ei, ſo fahre in meinen Abtritt. Als aber der Prieſter dieſen Ort beſuchte, ſo wurde er vom Teufel ſo vexiert, daß er kaum mit dem Leben davonkam.

Das ſechſte Kapitel iſt den kirchlichen Heilmitteln gegen angezauberte Krankheiten gewidmet; dieſe Mittel beſtehen in Weihungen, Exorcismen und dem Umtaufen der dem Teufel geweihten Kinder.

Das ſiebente Kapitel enthält die Heilmittel gegen die Bezauberung des Viehs und die Hexenunwetter. Erlaubt iſt der Brauch der ſchwäbiſchen Frauen, zum Schutz gegen Bezauberung Kränze aus Weidenruten, die am 1. Mai vor Sonnenaufgang geſchnitten ſind, in den Ställen aufzuhängen; auch darf man zum Schutz gegen Bezauberung der Feldfrüchte Kreuze und am Palmſonntag geweihte Zweige oder Blumen in die Felder, Weinberge, Gärten oder Wieſen ſtecken. Wenn die Kühe bezaubert ſind, ſoll man alle am Sonntag gemolkene Milch den Armen ſchenken und die Kühe nebſt den Stallwänden fleißig mit Weihwaſſer beſprengen.

— Verboten iſt, den Kühen Weihwaſſer einzuſchütten oder, wenn das Buttermachen bezaubert iſt, drei Stücke Butter im Namen der heiligen Dreifaltigkeit ins Butterfaß zu thun.

Bei einem Hagelwetter ſoll man im Namen der heiligen Dreifaltigkeit drei Hagelkörner ins Feuer werfen und dazu dreimal das Vaterunſer, den engliſchen Gruß und das Evangelium Johannis bis zu der Stelle „und das Wort ward Fleiſch“ beten. Iſt nun das Unwetter von Hexen gemacht, ſo wird es ſich ſofort legen.

Eine gefangene Hexe ſagte uns, daß man auch durch folgende Beſchwörung das Hexenwetter unſchädlich machen könne: Ich beſchwöre die Hagel und Wind durch die fünf Wunden Chriſti, durch die drei Nägel, welche ſeine Hände und Füße durchbohrten und durch die Evangeliſten Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes, daß ihr euch in Waſſer auflöſt.

Bei Gewittern pflegt man auch die Glocken zu läuten, um die Teufel zu vertreiben, falls es Hexenwetter ſind.

Das ſechzehnte und letzte Kapitel des zweiten Teils handelt von verſchiedenen andern Anläufen des Teufels.

Schädliches Ungeziefer kann vom Teufel mit Hilfe der Hexen hervorgebracht worden ſein und iſt in dieſem Fall zu exorciſieren. — Die Wechſelbälge ſind ſcheinbar die Sprößlinge der Incubi und der Hexen; in Wirklichkeit jedoch Teufel. Sie bleiben beſtändig klein, ſind ſehr ſchwer, ſchreien beſtändig und ſaugen fünf bis ſechs Ammen aus.

Der dritte Teil des Hexenhammers beſchäftigt ſich mit dem Kriminalverfahren gegen die Hexen und die Einleitung desſelben beſchäftigt ſich auf 28 Seiten mit der Frage: Wer iſt der kompetente Hexenrichter? Die Antwort iſt: der Inquiſitor, denn Zauberei und Ketzerei ſind identiſch und die erſtere ein crimen exceptum, welches vor das Forum der Inquiſition gehört.

Dieſer dritte Teil zerfällt in 35 Fragen, deren erſte handelt „Von der Einleitung des Prozeſſes“.

Der Prozeß kann auf dreierlei Inzichten hin eingeleitet werden:

1. Wenn jemand eine Perſon in Gegenwart des Richters der Hexerei oder deren Begünſtigung beſchuldigt und ſich bei Strafe der Wiedervergeltung zum Beweis erbietet.

2. Wenn jemand eine Perſon aus Glaubenseifer oder aus Furcht vor der Exkommunikation und weltlichen Strafen, die den Mitwiſſer und Hehler der Hexerei bedrohen, anklagt, den thatſächlichen Beweis der Zauberei aber nicht beibringen kann.

3. Wenn das Gerücht behauptet, daß an irgend einem Ort Hexen ſeien, in welchem Fall die Inquiſitoren ex officio einzuſchreiten haben.

Die erſte Art der Anklage iſt möglichſt zu vermeiden, da ſie in Glaubensſachen nicht üblich, dem Ankläger für den Fall, daß daß er den Beweis nicht beibringt, ſehr gefährlich werden und überhaupt zu großen Unannehmlichkeiten führen kann.

Das Verfahren wird durch eine vom geiſtlichen oder weltlichen Richter ausgefertigte Vorladung eingeleitet, in welcher die Hexe bei geiſtlichen und weltlichen Strafen aufgefordert wird, ſich binnen zwölf Tagen zu ſtellen. Dieſe Vorladung wird in allen Kirchen der Diözeſe verleſen.

Der Denunziant wird in der Vorladung nicht genannt, wenn das Verfahren nach der erſten Art eingeleitet wird.

Die Richter bedürfen eines Notars und zweier geiſtlicher oder weltlicher Beiſitzer; anſtatt eines rechtsgelehrten Notars können auch zwei des Leſens und Schreibens kundige Laien fungieren. Der Denunziant wird vom Richter vereidigt und befragt, ob er Augenzeuge ſei; ob er die Hexe zur Zeit des Unwetters an dem Ort desſelben geſehen habe; ob ſie das Vieh berührt habe; ob ſie in den Stall gegangen ſei; wie ſie es gemacht habe; wann und wie oft es geſchehen; wer zugegen geweſen ſei, uſw. Iſt der Denunziant nicht Augenzeuge, ſo wird er in ähnlicher Weiſe nach ſeinen Gewährsmännern befragt.

Hierauf ſtellt der Inquiſitor das gleiche Examen an und vereidigt den Ankläger nochmals, worauf er befragt wird, ob er aus Böswilligkeit, Haß oder Groll geklagt, oder ob er aus Liebe oder Gunſt etwas verheimlicht habe. Endlich wird dem Denunzianten Stillſchweigen auferlegt und das Protokoll zu den Akten genommen.

Die Schemata der Protokolle, Citationen, Anklagen, Sentenzen uſw. ſind bei der Behandlung jeder Frage angegeben.

Die zweite Frage handelt von der Zahl der Zeugen. Gewöhnliche Zeugen, welche eine That uſw. nach der Autopſie be-

zeugen (testes legitimi) sind nicht nötig; es genügen zwei „außerordentliche Zeugen“ (testes singulares). Dieselben sind Leute, deren Aussage nicht in der einzelnen That selbst, wohl aber in der Gattung derselben übereinkommen. So sagt z. B. der eine Zeuge aus, daß die N. N. seine Kuh, und der andere, daß sie sein Kind behext habe. Diese Aussagen decken sich im Punkt der Hexerei und genügen zur Anhängigmachung eines Prozesses, nicht aber zum Fällen eines Todesurteils, wozu auch Verdacht und schlechter Ruf allein nicht genügen. (!!!)

Frage 3. Vom Zeugenzwang und wiederholter Vernehmung

Die Zeugen können zu ihren Aussagen und zum Eid gezwungen werden. Wenn das Gerücht geht, daß in einer Diöcese Hexen seien, soll der Bischof drei oder mehr unbescholtene Leute zum Zeugnis zwingen. Wer das Zeugnis verweigert, gilt als Ketzer und wird als solcher bestraft. Die Zeugen können öfter vernommen werden; bei dummen Leuten muß der Richter Achtung geben, daß sie früher Ausgesagtes nicht verwirren und umstoßen.

Die 4te Frage handelt von den Eigenschaften der Zeugen.

In Ermangelung anderer Zeugen gelten als solche: Exkommunizierte, Infame, Kriminalverbrecher, Mitschuldige und Meineidige. Ketzer können gegen Ketzer, Hexen gegen Hexen, Verwandte gegen Verwandte, Diener gegen ihre Herrschaft, der Mann gegen seine Frau, die Kinder gegen ihre Eltern aussagen. Derartige Zeugnisse haben nur Geltung, wenn sie zu Ungunsten, nie aber zu Gunsten der Angeklagten abgegeben sind.

Frage 5: Sind Todfeinde als gültige Zeugen anzusehen?

Zeugen, die den Angeklagten nach dem Leben gestanden haben, sind zu verwerfen. Alle anderen Zeugen haben Gültigkeit, wenn sie nicht von den Angeklagten als Feinde bezeichnet werden, die geflissentlich falsche Anschuldigungen erheben. Stimmen aber die Aussagen solcher Leute mit denen anderer Zeugen überein, so gelten sie.

Frage 6: Von der Fortsetzung des Prozesses.

Der Prozeß soll ohne Aufsehen und Lärmen geführt werden, indem der Richter sich möglichster Kürze befleißigt und alle Ausnahmen, Appellationen, Verschleppungen, Streitigkeiten der Parteien und Rechtsbeistände, überflüssige Anzahl und Streit der Zeugen zu

vermeiden ſucht. Der Richter ſoll den Fiskal vom Weg der perſönlichen Klageerhebung abraten und auf den minder verantwortlichen der Denunziation hinweiſen. Hierauf werden die Gewährsleute des Denunzianten citiert. Dieſelben müſſen die angeklagte Perſon rekognoscieren und werden befragt: ob ſie dieſelben für eine Hexe halten, in welcher Art und Zeit ihre Bekanntſchaft mit derſelben beſteht; weß Rufes und Glaubens die Inhaftierte iſt; was ſie Verdächtiges geſagt und gethan habe; ob Verwandte von ihr im Rufe der Hexerei ſtehen oder verbrannt wurden; ob ſie mit Verdächtigen Umgang gehabt habe; ob der Zeuge das Ausgeſagte ſelbſt geſehen und gehört habe oder es ſonſt verbürgen könne; ob er es nicht etwa leichtfertiger oder böswilliger Weiſe ausgeſagt habe. Auf gleiche Weiſe werden alle Zeugen vernommen.

Die Beklagte wird im Falle von Fluchtverdacht ſofort verhaftet; gleichzeitig wird Hausſuchung vorgenommen und genau zugeſehen, ob ſich Verdächtiges, (Schmiertopf, Kräuter, Wurzeln, verſchiedene Menſchen- und Tierknochen, Mäuſehaare ꝛc.) vorfindet.

Die Angeklagte wird zunächſt über ihre Perſonalien vernommen, wobei feſtzuſtellen iſt, ob ihre Eltern — oder eines derſelben — verbrannt wurden; in dieſem Fall iſt es wahrſcheinlich, daß ſie ſchon als Kind dem Teufel geweiht wurde. Ferner wird ſie befragt: ob ſie ſich an einem Ort aufgehalten habe, wo es viele Hexen giebt; ob ſie von Hexerei oder deren Ausübung habe reden hören; ob ſie glaube, daß es Hexen gebe, und ob dieſe ſchuldig oder unſchuldig verbrannt würden; ob ihr bekannt ſei, daß ſie die Leute für eine Hexe hielten, und warum man ſie fürchte; ob ſie gegen die oder jene Perſon Drohungen ausgeſtoßen habe; wie es komme, daß dieſen Drohungen der Erfolg ſo raſch entſprochen habe, denn das Kind oder das Stück Vieh ſei ſofort behext geweſen; warum ſie ſich zu gewiſſer Zeit auf dem und dem Felde, in dem oder jenem Stalle herumgetrieben habe; war um ſie das Vieh berührt habe, das darauf erkrankt ſei; warum ihre Kuh mehr Milch gebe, als vier bis ſechs ihrer Nachbarn; warum ſie ein ehebrecheriſches Verhältnis oder ein Konkubinat unterhalte, was als beſonders gravierend gilt.

Die ſiebente Frage erörtert verſchiedene zweifelhafte Punkte.

Wenn eine Hexe leugnet, ſo iſt ſie durch ihren Ruf als Hexe, durch die Indizien und Zeugenausſagen zu überführen. Schlechter

Ruf allein genügt nicht zur Verurteilung, sondern muß durch Indizien und Aussagen legitimer Zeugen bestätigt werden. Indizien bilden zauberische Schäden und etwa vorgefundene Zaubergerätschaften. Wenn drei, sechs oder acht Zeugen, die keine Todfeinde der Angeklagten sind, übereinstimmend aussagen, so ist es so gut, als ob dieselbe auf handhafter That ergriffen worden sei. Über allen Zweifel erhaben sind „evidente Thatsachen", wie wenn z. B. die Angeklagte zu einer Person gesagt hat: Du sollst keinen gesunden Tag mehr haben! und die betreffende Person ist bald darauf erkrankt.

Wenn eine Hexe nicht gestehen will, so kann sie der Richter für einige Jahre einsperren, bis sie mürbe gemacht ist.

Die 8. Frage behandelt die Verhaftung der Hexe.

Da die Ansichten darüber geteilt sind, ob die Angeklagte gegen Kaution auf freiem Fuß zu lassen sei, raten die Verfasser des Hexenhammers, man solle dies dem Ermessen der Richter und den Landesgesetzen überlassen. Bei Hausuchungen ist besonders unter den Schwellen nachzusehen, ob dort Zauberwerk verborgen ist. Dienstboten und Hausgenossen der Angeklagten werden in Aufbewahrungshaft genommen, um sich ihres Zeugnisses zu versichern. Die Angeklagte wird in Strafhaft abgeführt und — wenn thunlich — in Ketten schwebend aufgehangen, damit sie sich nicht durch Zauberwerk unempfindlich gegen die Tortur mache.[1]) Aus dem gleichen Grund darf man sie bei der Verhaftung nicht wieder in ihre Kammer lassen, damit sie kein Zauberwerk zu sich stecken könne.

Die 9. Frage handelt von dem Verhalten gegen die Verhaftete.

Die Verhaftete darf nur nach dem Verhör der Dienstboten und Hausgenossen gefoltert werden. Bezeichnet sie sich als unschuldig und ungerecht verhaftet, so ist dies ein Zeichen, daß sie einen Verteidiger begehrt. Ein solcher darf ihr aber nur auf ausdrückliches Verlangen gegeben werden. Der Richter darf der Hexe weder ihre Ankläger nennen, noch sie mit denselben konfrontieren, denn Papst Bonifacius VIII. verbietet ausdrücklich die Konfrontation eines Ketzers mit seinem Ankläger. Man soll die Namen

[1]) Über das Maleficium Taciturnitatis und den Hexenschlaf s. unten.

der Ankläger und Zeugen nicht nennen, weil die Hexen allerlei verwegenes Gesindel an sich haben, denen es auf Mord und Todschlag nicht ankommt. Wer unbefugt solche Namen verrät, wird exkommuniziert.

Die zehnte Frage behandelt die Verteidigung.

Den Angeklagten wird auf Verlangen ein Rechtsbeistand verwilligt. Derselbe wird über die Anklage, nicht aber über den Ankläger und die Zeugen informiert. Die Angeklagte darf keinen Verteidiger wählen, sondern der Richter muß einen frommen unverdächtigen Mann aussuchen und keinen bestechlichen böswilligen Rabulisten; derselbe muß ein bescheidener Mann sein, darf die Wahrheit nicht durch Rechtsverdreherei entstellen, keine falschen Zeugnisse beibringen und keine Verhaftungen oder Apellationen verlangen. Letztere sind durchaus unstatthaft. Das Honorar richtet sich nach ortsüblichem Brauch.

Wenn der Verteidiger die Sache gerecht findet, so soll er sie annehmen; hält er sie für verzweifelt und ungerecht, so muß er sie ablehnen. Vor allen Dingen darf er seinen Klienten nicht zu warm verteidigen, denn sonst ist er ein Begünstiger der Hexe und als solcher ein größerer Ketzer als die Hexe selbst. In diesem Fall wird er exkommuniziert.

Findet der Richter einen recht glaubenseifrigen gerechtigkeitsliebenden Advokaten, der nicht für die Angeklagte eingenommen ist, so soll er ihn zum Verteidiger erwählen. Einem solchen Mann darf er nach abgelegtem Schwur der Verschwiegenheit auch die Namen der Zeugen nennen.

Die 11. und 12. Frage behandeln das weitere Verfahren.

Der Verteidiger legt der Angeklagten nach eingeholter Information die Anklagepunkte vor. Besteht die Angeklagte auf der Nennung der Zeugen, so soll er derselben die Namen der Zeugen aus den Thatsachen erraten lassen und z. B. sagen: Deine eigenen Thaten sind Zeugnis genug und wiegen schwerer als die Zeugenaussagen! (Facta tua ut testimonia clamant, quae plus ponderantur quam testimonia verborum.) Oder: Du hast zu jemand, der dir eine Bitte abschlug, gesagt, daß es besser für ihn gewesen sei, wenn er sie gewährt habe, worauf die betreffende Person erkrankt ist! — Darauf wird die Angeklagte gestehen, daß sie diese

Worte gesagt habe; es sei aber nicht in böser Absicht geschehen. Oder sie wird die Beschuldigung auf Todfeindschaft schieben. Bestätigt sich dies, und sind keine weiteren Zeugen oder Indizien vorhanden, so ist die Angeklagte nach geschworener Urfehde von der Instanz zu entbinden.

Sind noch Zeugen vorhanden, so richtet sich das weitere Verfahren nach deren Aussagen. Liegt nur Diffamation vor, so wird die Hexe eingekerkert; liegen Thatsachen vor, so wird die Hexe vom Inquisitor zum ewigen Gefängnis und vom weltlichen Richter zum Feuertod verurteilt.

Den Einwand der Todfeindschaft soll der Richter nicht ohne weiteres gelten lassen, denn niemand wird ohne bestehende Feindschaft eine so schwere Beschuldigung erheben, und die Hexen sind allgemein verhaßt.

Krankheiten gelten als zauberisch: wenn sie plötzlich entstehen; wenn sie den üblichen Mitteln Widerstand leisten; wenn zauberische Dinge in den Betten oder unter den Thürschwellen gefunden werden, nach deren Wegnahme die Krankheit aufhört; wenn sie nach Urteil der Ärzte oder anderer Hexen zauberisch ist.

Allerlei Listen und juristische Kniffe, wie z. B. die Nennung falscher Zeugennamen, sind erlaubt, denn der Apostel sagt: Da ich verschlagen war, fing ich sie mit List. Der Richter schadet dadurch weniger einem Unschuldigen, als daß er einen Sünder zu gebührender Strafe zieht.

Frage 13 handelt von dem, was der Richter vor der Folter zu beobachten hat.

Da niemand ohne abgelegtes Geständnis zum Tode verurteilt werden darf, so ist die Angeklagte, falls sie nicht freiwillig bekennt, der Folter zu unterwerfen. Doch ist zu beobachten, daß der Teufel Hexen, die im jahrelang treu dienten, auf der Folter stumm macht (Maleficium Taciturnitatis). Diese Hexerei muß ein vorsichtiger Richter abwenden. Hexen, die dem Teufel nicht so treu dienten, werden von ihm verlassen, weshalb sie eher gestehen. Sie werden aber vom Teufel oft dahin gebracht, daß sie sich nach der Folter an einem Kleidungsstück aufhängen, weil sie durch den Selbstmord vor der Erduldung der weltlichen Strafe der ewigen Seligkeit verlustig gehen. Der Richter muß also auch in dieser Hinsicht vorsichtig sein.

Die 14. Frage handelt vom ersten Tag der Folter und davon, ob man das Leben der Angeklagten auf das Spiel setzen soll.

Zuerst verliest der Richter das Erkenntnis, nach welchem die Angeklagte der Folter zu unterwerfen ist; dann redet ihr der Richter zu, zu gestehen, und macht ihr das — unverbindliche — Versprechen, ihr das Leben zu schenken. Leugnet die Hexe trotzdem, so werden ihr die Folterinstrumente vorgezeigt, und man teilt ihr mit, daß die fortgesetzte Folter bei ihr in Anwendung kommen werde. Zauberer wurden vom Henker entkleidet, Hexen, weil sie oft Zauberwerk zum Maleficium Taciturnitatis in ihren Kleidern bei sich tragen. von ehrbaren Matronen nackt ausgezogen und so vorgeführt, Darauf werden sie mäßig gefoltert, so daß kein Blut fließt; so z. B. mit der Schnur. Man hält dabei öfter inne und beginnt dann von neuem. Der Grad der Folter muß sich nach dem Verbrechen richten und darf das Leben nicht gefährden. Bekennt die Hexe, so wird sie in ein anderes Zimmer geführt, wo sie ihr Bekenntnis ohne Folter wiederholen muß. Bekennt sie nicht, so werden ihr schärfere Instrumente vorgezeigt, und man eröffnet ihr, daß am nächsten Tag die Folter fortgesetzt werde; denn man darf die Folter wohl *fortsetzen*, aber ohne neue Indizien nicht *wiederholen*. In der Zeit zwischen diesen Fortsetzungen muß man fleißig zusehen, daß sich die Hexe nicht auf Antrieb des Teufels umbringe.

Die 15. Frage handelt von der Fortsetzung der Folter, den Kennzeichen des Maleficium taciturnitatis und den dagegen anzuwendenden Kautelen.

Die Fortsetzung der Folter ist dem Ermessen des Richters anheim gegeben.

Ein sicheres Zeichen der teuflischen Schweigsamkeit ist: wenn die Hexe auf die Aufforderung des Richters hin nicht sofort Thränen vergießt. Es wird dann eine herzbrechende Beschwörungsformel an die Hexe, sofort Thränen zu vergießen, mitgeteilt. Weint sie, so beschworen, noch nicht, so ist am Maleficium Taciturnitatis kein Zweifel.

Die Inquisitoren sollen stets geweihte Kräuter und Salz bei sich tragen und sich hüten, daß sie von den Hexen am bloßen Körper, namentlich am Handgelenk, berührt werden. Sie sollen sich beständig mit dem Zeichen des Kreuzes verwahren und die Hexen

bei allen Verhandlungen rückwärts ins Zimmer schaffen lassen, denn wenn eine solche den Richter eher ansehen kann, als er sie, so kann sie ihn durch den Blick dermaßen bezaubern, daß sich aller Zorn und Grimm bei ihm verliert und er sie wieder in Freiheit setzen läßt.

Der Richter muß den Hexen alle Haare abrasieren lassen, weil sie in diesen, manchmal an den geheimsten Orten, Zauberdinge zur Hervorrufung des Maleficium Taciturnitatis verbergen. In Deutschland gilt diese Praxis für unehrbar, weshalb die Autoren besagte Rasur durch einen Trank von Weihwasser und hineingeträufelten geweihten Wachs ersetzen, welchen die Hexen alle Morgen nüchtern trinken müssen. In andern Ländern sind die Inquisitoren jedoch nicht so delikat, und der Hexenrichter Cumanus ließ 1485 alle von ihm zu Wormserbad verbrannten Hexen rasieren.

Die Hexen brauchen nicht einmal Zauberwerk zur Hervorrufung des Maleficium Taciturnitatis bei sich zu tragen, sondern können sich dasselbe auch aus der Entfernung anhexen lassen. So war z. B. zu Innsbruck eine Hexe, die erwähnten Zauber bei jeder hervorrief, von der sie nur einen Faden ihres Kleides hatte.

Es kommt zuweilen vor, daß Hexen nicht hingerichtet werden können, in welchem Fall Fast-, Bet- und Bußtage anzuordnen sind. In Regensburg konnten einige Ketzer nicht verbrannt und ersäuft werden, die ihre Schandthaten freiwillig bekannt und sich derselben gerühmt hatten. Sie blieben im Feuer und im Wasser unverletzt. Darauf ließ der Bischof ein dreitägiges Fasten ausschreiben, nach dessen Verlauf man im Oberarm der Ketzer zwischen Haut und Fleisch einen zauberischen Gegenstand entdeckte, nach dessen Entfernung die Zauberer eingeäschert werden konnten.

Die 16. Frage handelt von der Dauer und Handhabung der fortgesetzten Folter.

Die Hexe ist besonders an Sonn- und Feiertagen während der Messe der fortgesetzten Folter zu unterwerfen, wobei das Volk in den Kirchen beten muß, daß Gott die Anläufe des Teufels zu nichte mache, ohne daß jedoch der Grund des Gebetes bekannt gemacht wird.

Man soll den Hexen während der Folter geweihtes Salz und Kräuter, Reliquien und die auf einen Zettel geschriebenen sieben

von Chriſtus am Kreuz geſprochenen Worte anhängen; auch die Umgürtung mit der Länge Chriſti[1]) hat ſich gut bewährt. — Die Hexe darf den Fußboden nicht berühren und muß beſtändig Weihwaſſer trinken. — Wenn die Zeugen mit der Hexe konfrontiert ſein wollen, und ſie verſpricht, in deren Gegenwart zu geſtehen, ſo iſt die Konfrontation zu geſtatten.

Verlangt eine Hexe die Probe des glühenden Eiſens, ſo ſoll ſie der Richter fragen, wie ſie die Frechheit haben könne, ſo etwas zu verlangen, und die Probe verweigern.

Der Richter ſoll namentlich darauf ſehen, daß die Fortſetzung der Folter an einem Freitag geſchieht, weil am Todestag des Heilands die Hexen leicht zum Geſtändnis zu bringen ſind.

Wenn die Hexe nicht geſtehen will, ſo iſt ſie in ein anderes Gefängnis zu bringen und dort mit Speiſe und Trank menſchlich zu halten. Ehrbare und unverdächtige Perſonen ſollen zu ihr gehen und ſie im Vertrauen wegen ihrer Miſſethaten befragen und verſprechen, daß die Obrigkeit Gnade über ſie walten laſſen werde, wenn ſie geſtehe; unter dem erſten „ſie“ ſeien jedoch die fragenden Perſonen und nicht die Hexe zu verſtehen.

Man ſoll Complicen der Hexe zu ihr ins Gefängnis ſetzen laſſen und die geführten Geſpräche belauſchen. Der Richter muß Tag und Nacht zur Entgegennahme eines Geſtändniſſes der Hexe bereit ſein und ſoll nicht eher eſſen und ſchlafen, als bis ſie die volle Wahrheit geſagt hat. Beſonders iſt ſie zu befragen, wie lange ſie dem Glauben abſagte, und ob ſie einen Buhlteufel habe.

Wenn die Hexe trotz aller Kunſtgriffe nicht geſtehen will, ſo ſoll der Gefangenwärter thun, als ob er verreiſe. Während dieſer Zeit ſollen bekannte ehrbare Frauen zur Hexe in den Kerker gehen und ihr Verzeihung verſprechen, falls ſie ihre Künſte offen darlegen wolle.

Dieſe Maßregel iſt oft von Erfolg begleitet. So geſtand z. B. eine zu Königsheim bei Schlettſtadt eingekerkerte Hexe, welche auf der Folter nicht zum Geſtändnis zu bringen war und glaubte, ihr Gefangenwärter ſei verreiſt, dreien ſie beſuchenden Bekannten, daß

---

[1]) Die Länge Chriſti iſt ein die angebliche Körperlänge Chriſti repräſentierender Papierſtreifen.

ſie allerdings das in Frage kommende Unwetter gemacht habe Als die Frauen zweifelten, ließ ſie eine Schüſſel mit Waſſer kommen und rührte unter dem Gemurmel gewiſſer Worte mit dem Finger darin herum, worauf ſofort über einem von den Frauen bezeichneten Wald ein Gewitter mit Hagel niederging.

Die 17. Frage handelt von der Probe des glühenden Eiſens.

Die Probe des glühenden Eiſens und kochenden Waſſers iſt durchaus zu widerraten. Da ſchon durch natürliche Mittel, Kräuterſäfte u. dergl. das glühende Eiſen unſchädlich gemacht werden kann, ſo vermag der Teufel noch viel eher dergleichen zu vollbringen.

Im Jahre 1483 wurde im Territorium der Grafen von Fürſtenberg eine Hexe verhaftet, die auf der Folter nicht zum Geſtändnis zu bringen war und ſich zur Probe des glühenden Eiſens erbot, um den Beweis ihrer Unſchuld zu führen. Der junge Graf, welcher in dergleichen Dingen nicht erfahren war, ließ die Probe zu, und die Hexe, welche verurteilt war, das Eiſen drei Schritte weit zu tragen, trug es ſechs Schritte weit und erbot ſich zu öfterer Wiederholung. Trotzdem nun gottesfürchtige Männer im Vertrauen auf Gott dies nachzuthun ſich nicht getrauten, wurde die Hexe dennoch auf freien Fuß geſetzt.

Es liegt hier vielleicht mediumiſtiſche Widerſtandsfähigkeit gegen Verbrennung zu Grund. Ich werde darauf zurückkommen.

Die 18. Frage handelt kurz von der Formalität der definitiven Urteilsfällung.

Es iſt dabei nur ein im Hexenhammer mit Laternen zu ſuchender menſchlicher Zug zu erwähnen, daß nämlich eine ſchwangere Hexe erſt nach ihrer Niederkunft hingerichtet werden darf.

In Frage 19 wird unterſucht, auf wie vielerlei Verdach hin die Todesſtrafe verhängt werden kann.

Dies kann auf leichten, ſchweren und vehementen Verdacht hin geſchehen.

Leicht verdächtig ſind Leute, die bei Tag und Nacht geheime Zuſammenkünfte in Feldern und Wäldern halten; die das Frohnleichnamsfeſt und andere heilige Tage nicht mit den andern Gläubigen feiern, die mit der Hexerei verdächtigen Perſonen verkehren und ein außergewöhnliches Leben führen.

Schwer verdächtig ſind Leute, die im Rufe ſtehen, zauberiſch

Liebe oder Haß erregen zu können; die offenkundigen Ketzern anhängen, geistlichen Zuspruch und das Abendmahl von ihnen empfangen. — Diese beiden Klassen können nur nach abgelegtem Geständnis verurteilt werden.

Vehement verdächtig sind Leute, die drohende Redensarten ausstießen, wie: Du wirst schon sehen, was dir binnen kurzem zustoßen wird! Die Menschen oder Vieh berührten, bei Tag oder Nacht in den Schlafzimmern gesehen wurden, oder sich zur Zeit eines Gewitters auf dem Felde befanden. Hierher gehören ferner rückfällige Ketzer und Leute, die Hexen um Rat fragen oder ihnen Geschenke geben. Wenn sie nicht gestehen, sind sie als Erzketzer zu betrachten und um so strenger zu bestrafen.

Der vehemente Verdacht genügt auch ohne Geständnis zur Fällung eines Todesurteils.

Die 20. Frage behandelt die Fällung des Urteils über einen Unschuldigen.

Zuerst werden die verschiedenen Formulare mitgeteilt. Dann heißt es: die Richter sollen in dem Urteil sagen, daß sie den Beklagten für unschuldig halten, nicht, daß er unschuldig sei. In diesem Fall steht einer Wiederaufnahme des Verfahrens nichts im Wege.

Frage 21 und 22 handeln vom Verfahren gegen nicht überwiesene Hexen.

Wenn gegen eine Angeklagte keine Beweise vorliegen, so ist sie verdächtig und muß sich der kanonischen Reinigung unterwerfen. Sie muß alsdann binnen gesetzter Frist eine vom Richter zu bestimmende Anzahl von Eideshelfern gleichen Standes beibringen, welche gleich der Angeklagten selbst deren Unschuld an allen Orten, wo sie bezichtigt und beklagt ist, beeidigen. Kann die Hexe während der gestellten Frist nicht die befohlene Anzahl von Zeugen beibringen, so ist sie als überwiesen anzusehen und als Ketzerin zum Tode zu verurteilen. Weigert sie die kanonische Reinigung, so ist sie auf Jahresfrist zu exkommunizieren und dann zu verbrennen, wenn sie während dieser Frist den vorgeschriebenen Eid nicht leistet.

Eine Angeklagte, die bei fortgesetzter Folter absolut gar nichts gesteht, soll man nicht weiter beläftigen, sondern frei von dannen gehen lassen.

Die 23. Frage enthält die Eidesformel der Angeklagten und die von den Inquisitoren zu sprechenden Vermahnungen.

Frage 24 enthält das Verfahren gegen stark Verdächtige.

Ein durch Indizien stark Verdächtigter, der jedoch weder durch Zeugen, noch durch Thatsachen überwiesen ist, muß seine Ketzerei öffentlich oder privatim abschwören. Bei dem öffentlichen Aktus ist am Sonntag zuerst eine Predigt über Hexerei zu halten, worauf der Inkulpat sein Sündenbekenntnis ablieſt oder, falls er nicht lesen kann, einem Notar nachspricht. Der private Aktus ist in der bischöflichen Residenz vorzunehmen. Nach dieser Buße müssen solche Sünder Kreuze auf den Kleidern tragen, eine Bußfahrt thun, oder an den Sonntagen mit einer brennenden Kerze am Altar stehen.

Die 25. Frage behandelt das Verfahren gegen vehement Verdächtige.

Eine leicht Verdächtige, welche nach Ablauf des Jahres ihrer Exkommunikation nicht abschwören will, ist zum Tode zu verurteilen.— Wenn jemand nach den oben angegebenen Kennzeichen vehement verdächtig ist, so ist die betr. Person auf der Folter scharf anzugreifen. Liegen Aussagen legitimer Zeugen gegen dieselbe vor und steht sie im Rufe einer Hexe, zeigt sie sich mit dem Maleficium Taciturnitatis behaftet und kann sie keine Thränen vergießen, so ist sie zum Tode zu verurteilen. Kommen diese Fälle nicht in Betracht, so ist die Hexe mindestens ein Jahr lang streng einzukerkern und während dieser Zeit an Sonn- und Festtagen zu foltern. Kann sie sich nach Ablauf dieses Jahres nicht durch zwanzig bis dreißig Eideshelfer kanonisch reinigen, so ist sie zu verbrennen. Reinigt sie sich, so muß sie an Sonn- und Feiertagen im Hexenkittel Kirchenbuße thun. Der Hexenkittel ist ein graues Kleid vom Schnitt einer Mönchskutte ohne Kapuze, mit safrangelben ledernen Kreuzen besetzt, die drei Hände lang und zwei breit sind. Nach der Kirchenbuße wird sie zu ewigem oder zeitweiligem Gefängnis verurteilt.

Frage 26 behandelt das Verfahren gegen leicht Verdächtige, welche nur durch die Fama der Hexerei bezichtigt werden.

Dergleichen Leute müssen den Reinigungseid unter Zuziehung von Eideshelfern ablegen und eine Zeit lang an Sonn- und Festtagen mit unbedecktem Haupt und nackten Füßen, eine Kerze in der Hand haltend, während der Messe vor der Kirchenthüre Buße thun

und am Freitag ſtreng faſten; ſie erhalten Hausarreſt und müſſen ſich an beſtimmten Tagen dem Biſchof ſtellen.

Frage 27 enthält das Verfahren gegen geſtändige und reuige Zauberketzer.

Reuige müſſen ihre Irrtümer öffentlich bekennen und abſchwören, worauf ſie von der Exkommunikation befreit und wieder in den Schoß der heiligen Kirche aufgenommen werden. Dann werden ſie im Hexenkittel bis Abends vor der Kirchenthüre ausgeſtellt und in lebenslängliches Gefängnis bei Waſſer und Brot abgeführt. Haben ſie weltliche Verbrechen begangen, ſo kann ſie das brachium saeculare zum Tode verurteilen.

Die 28. Frage behandelt das Verfahren gegen rückfällige, aber geſtändige und reuige Ketzer.

Ein rückfälliger Ketzer iſt unter allen Umſtänden zum Tod zu verurteilen und der weltlichen Juſtiz zu überliefern. Nach ſeiner Verhaftung ſoll man ihm bekannte ehrenhafte Leute in den Kerker zu ihm ſchicken, die ihn mit milden und vorſichtigen Worten auf den Tod vorbereiten und zur Abſchwörung ſeiner Irrtümer, ſowie zum Genuß des Abendmahls zu bewegen ſuchen ſollen. Da das letztere von größter Wichtigkeit iſt, ſo ſollen ſie nicht unbedachtſam mit der Ankündigung des Todes herausplatzen, weil ſich ſonſt die Ketzer verſtocken und nicht bereuen. Iſt dies aber geſchehen, ſo wird öffentlich der Tag bekannt gemacht, an welchem der Inkulpat dem brachium saeculare übergeben werden ſoll. An dieſem Tage wird er auf einem freien Platz auf eine erhöhte Stelle geſtellt, worauf ein Notar das Urteil verlieſt und ihn dem Amtmann (Balivo) übergibt. Iſt er Geiſtlicher, ſo wird er vorher vom Biſchof degradiert.

Derartige Exekutionen dürfen nicht in den Kirchen und an Sonn- oder Feſttagen vorgenommen werden.

Die 29. Frage handelt vom Verfahren gegen einen geſtändigen, aber verſtockten Ketzer.

Bei dieſem ſelten vorkommenden Fall ſollen ſich die Inquiſitoren nicht übereilen, ſondern den Inkriminierten einige Monate in ſtrenger Haft halten, während welcher Zeit Bekehrungsverſuche anzuſtellen ſind. Bleiben dieſe erfolglos, ſo wird der Sünder auf oben angegebene Weiſe dem brachium saeculare übergeben,

wobei auf offener Straße eine Predigt über sein Verbrechen zu halten ist.

Beim Verfahren gegen einen geständigen, rückfälligen und nicht bereuenden Verbrecher (Frage 30) wird das gleiche beobachtet; nur wohnt der Bischof der Schlußceremonie bei.

Die 31. Frage handelt vom Verfahren gegen überwiesene, aber leugnende Ketzer.

Diese sind in Ketten, Hand- und Fußfesseln zu legen und müssen oft inquiriert und zum Geständnis zu bringen gesucht werden. Wollen sie nicht gestehen, so werden sie der weltlichen Obrigkeit zur Vollstreckung der Todesstrafe übergeben. Man soll sich aber damit ein oder mehrere Jahre Zeit nehmen, denn es stellt sich während dieser Zeit öfter heraus, daß die Zeugenaussagen falsch waren. Falsche Zeugen sind mit lebenslänglichem Gefängnis zu bestrafen. Tritt dieser Fall jedoch nicht ein, so wird der Gefangene in bekannter Weise der Justiz überantwortet. Wenn er auf dem Scheiterhaufen noch bereut, so kann ihn die Kirche mildiglichst auf Lebenszeit einmauern, „quamvis de rigore juris, nec tali conversioni est magna fides a judicibus adhibenda, imo et propter damna temporalia illata ipsum semper punire possunt."

Die 32. Frage handelt vom Kontumacialverfahren.

Hier kommen drei Fälle in Betracht, wenn nämlich: 1. ein Überführter oder 2. ein Verdächtiger aus der Haft floh, oder wenn 3. der Beschuldigte vor seiner Verhaftung aus der Haft entwich. Im ersten Fall wird der Flüchtling in contumaciam zum Tod verurteilt; in den beiden letzten Fällen wird er zu einem bestimmten Termin durch Verlesung eines Gestellungsbefehls in allen Kirchen der Diöcese citiert und für die Dauer seiner Anwesenheit exkommuniziert. Stellt sich der Flüchtling, so verfährt man den Umständen gemäß; stellt er sich nicht zu dem bestimmten Termin, so wird er auf ein Jahr exkommuniziert und nach Ablauf desselben in contumaciam zum Tode verurteilt.

Die 33. Frage behandelt das Verfahren gegen Leute, die von überwiesenen oder verbrannten Hexen angegeben wurden.

Eine derartige Person kann schuldig oder unschuldig sein. Im ersten Fall ist sie freizugeben, und im zweiten nach dem bisher Gesagten zu behandeln. Der Richter muß jedoch vorsichtig sein,

da aus den Hexen oft der Teufel redet. Beſonders verdächtig iſt die Familie der Beſchuldigten. Die Beſchuldigte kann mit ihrer Anklägerin konfrontiert werden, denn da letztere ohnehin beſtraft wird, ſo braucht man auf ſie weniger Rückſicht zu nehmen, als auf ehrenhafte Zeugen.

Die 34. Frage handelt vom Verfahren gegen Leute, welche Hexerei löſen, gegen zauberiſche Hebammen und Freiſchützen.

Die erſteren Leute können ſich erlaubter oder unerlaubter Mittel bedienen, bei welch' letzteren ſie mit offener Anrufung oder ſtillſchweigender Mitwirkung des Teufels vorgehen können. Im erſten Fall ſind ſie freizulaſſen, und im zweiten je nach der Sachlage zu beſtrafen. Das letztere gilt auch von den zauberiſchen Hebammen, von deren Zahl es heißt: „Quarum etiam tantus numerus, ut ex earum confessionibus compertum est, quod non aestimatur villula, ubi hujusmodi non reperiantur existere.“

Auch die Freiſchützen ſind ſo zu behandeln. Dieſe finden leider viele Beſchützer, die ſtreng zu beſtrafen ſind. Derartige Teufelsmäcene zerfallen in direkte und indirekte Begünſtiger der Hexerei. In die erſte Klaſſe gehören Fürſten, die Freiſchützen in ihren Dienſten dulden; Leute, welche die Gefangenen befreien, die Inquiſitoren oder Zeugen töten, verwunden uſw. In die zweite Klaſſe gehören Fürſten, welche in ihren Landen die Inquiſition nicht dulden oder den Hexenprozeß ſelbſt in die Hand nehmen. Dieſe Leute ſind je nach der Sachlage entweder ſofort zum Tod zu verurteilen, oder auf ein Jahr zu exkommunizieren und nach dieſer Friſt, wenn ſie ihre Irrtümer nicht abſchwören, als Ketzer zu behandeln.

Die 35te und letzte Frage handelt von der Appellation.

Bei der Appellation ſoll der Richter die Annahme der Kopie, des erhobenen Proteſtes uſw. möglichſt zu verzögern ſuchen und ſich überhaupt thunlichſt Zeit nehmen. Zur Abſendung der Appellation an eine obere Inſtanz ſoll er ſich erſt eine Friſt von vier und dann von dreißig Tagen ausbitten. Während dieſer Zeit ſoll er nachſehen, ob er einen Fehler gemacht hat, worauf er den Prozeß bis zu dem betreffenden Punkt zurück annulliert und wieder von vorn anfängt. Wenn die Friſt trotzdem um iſt, ſoll er ſie verlängern, indem er ſagt, daß er zur Anfertigung des Berichtes noch keine Zeit gehabt habe. Er ſoll an den Papſt appellieren,

etwaige gegen ihn ſprechende Thatſachen als Lügen hinſtellen und überhaupt die Appellation auf alle Weiſe in die Länge zu ziehen, zu verwirren und zu verhindern ſuchen, damit nicht, wenn er ja einen Fehler gemacht hat, der Reſpekt und die Furcht vor dem heiligen Amte der Inquiſition zum großen Nachteil der Mutter Kirche verringert werde und den Ketzern die Hörner aufs neue wachſen (ipsi haeretici — erigent sibi cornua), wovor uns Gott in Gnaden bewahren wolle.

Mit der ſchon mitgeteilten Approbation ſchließt der Hexenhammer.

Auf eine Beſprechung der ihm beigebundenen kleineren Schriften kann ich unmöglich eingehen, obſchon ſie intereſſant und — ſcheußlich genug ſind.

Sechſtes Kapitel.

Die Hexenprozeſſe des 16. Jahrhunderts.

Vom Erſcheinen des Hexenhammers an bis in die zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts unterſtanden die Hexenprozeſſe in der Regel der geiſtlichen Gerichtsbarkeit, wenn ſchon im zweiten Jahrzehnt des obigen Jahrhunderts ſich einige Prozeſſe vor weltlichem Forum abſpielten, und ſogar eine Appellation an das Reichskammergericht vorkommt. Leider iſt nicht zu eruieren, welchen Erfolg dieſelbe hatte.

Einer der erſten Bekämpfer der Hexenprozeſſe war Agrippa von Nettesheim, obſchon er an die Realität der ſchädigenden Magie glaubte. Er bekämpfte hauptſächlich den von der Kirche — namentlich im Hexenhammer — gelehrten grauenhaften Teufelsblödſinn, die ſcheußliche Rabuliſterei und Grauſamkeit, ſowie die aller Kritik bare Gläubigkeit an die Ausſagen verrückter oder verlogener alter Vetteln. Agrippa hatte deshalb als Syndikus von Metz im Jahre 1519 ſeine liebe Not, um nicht von dem dortigen Inquiſitor als Hexenpatron zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Er hatte nämlich eine Hexe verteidigt, inſofern er die Indizien für ungenügend hielt und dem Inquiſitor auf ſeinen aus dem Hexenhammer geſchöpften Einwand, die Angeklagte ſei als Kind von ihrer Mutter dem Teufel geweiht worden, entgegnet: „Habt Ihr eine ſo verkehrte Theologie, Herr Pater? Ihr wollt mit ſolchen Alfanzereien unſchuldige Frauen auf die Folter bringen

und mit derartigen Sophismen Ketzer verurteilen, während Ihr mit Eurer Behauptung kein geringerer Ketzer seid als Faustus und Donatus! Wenn es so wäre, wie Ihr sagt, so wäre damit die Gnade der Taufe vernichtet, denn der Priester würde alsdann vergeblich sagen: Ziehe aus, unsauberer Geist, und weiche dem heiligen Geist! wenn das Kind wegen des Opfers seiner gottlosen Mutter dem Teufel verfallen wäre."

Der Hexenprozeß brach sich in den einzelnen Staaten Deutschlands nach und nach Bahn. Im Jahre 1516 spielte sich ein berühmter Prozeß im Herzogtum Cleve ab gegen eine gewisse Ulant Dammartz, welche zwangsweise in das Kloster Marienbaum bei Xanten gesteckt worden war und sämtliche Nonnen besessen gemacht haben sollte. Ich werde bei der Besessenheit auf diesen Prozeß zurückkommen. Sonst blieb das Herzogtum Cleve — namentlich unter dem 1592 gestorbenen Herzog Wilhelm — bis zu Ende dieses Jahrhunderts von den Hexenprozessen ziemlich verschont.

Dies war den Bemühungen Johann Wiers, des Leibarztes von Herzog Wilhelm, zu danken. Wier wurde 1515 zu Grave an der Maas als der Sohn eines reichen Hopfenhändlers geboren. Er erhielt eine gute Bildung und ging schon mit vierzehn Jahren, um Medizin zu studieren, nach Antwerpen, wo er der Schüler Agrippas wurde, den er 1530 nach Bonn begleitete. Darauf setzte er seine Studien in Paris fort, unterrichtete daselbst die Söhne des königlichen Leibarztes Natale Raimond und begleitete dieselben auf ihrer großen Reise nach Südfrankreich, Nordafrika, Kreta, Egypten usw. Im Jahre 1545 kehrte er zurück und ließ sich als Arzt in Arnheim nieder. Fünf Jahre später wurde er als Leibarzt an den Hof Herzog Wilhelms berufen, auf den er den besten Einfluß dahin ausübte, daß dieser Fürst die Gräuel der Hexenprozesse in seinen Landen nicht aufkommen ließ.

Durch diesen Erfolg kühn gemacht, ließ Wier zuerst im Jahre 1563 sein berühmtes Werk: „De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis" erscheinen; weitere Ausgaben desselben folgten 1564, 1566, 1568, 1583 und in der Gesamtausgabe der Wierschen Werke 1660; auch giebt es deutsche und französische Übersetzungen. In diesem Buch stellt sich Wier im wesentlichen auf seines Lehrers Agrippa rationalistischen und occultistischen

Standpunkt, indem er die Realität der Magie — auch einer ſchädigenden — anerkennt, deren Begründung er wie Agrippa zunächſt im magiſchen Seelenleben ſucht und dabei unentſchieden läßt, wie viel auf etwaige Beihilfe überſinnlicher Weſen, die er dem Zeitgeſchmack entſprechend „Teufel“ nannte, abzuſchieben ſei. Die eigentlichen Maleſizien, die magiſche Schädigung, ſchreibt Wier nicht dem Teufel, ſondern den Zaubergiften zu, deren Wirkſamkeit durch die Paracelſiſche Lehre von der Mumie, ſowie durch die Jägerſche Duftlehre ihre Erklärung findet. Ich komme darauf zurück. Auch erkennt er als vielerfahrener Arzt und Occultiſt eine ganze Anzahl — heute mediumiſtiſch uſw. erklärbarer — Phänomene des Hexenweſens an, aber er verwirft den ganzen diaboliſchen Aberwitz des Hexenhammers und der Hexenbrenner auf das entſchiedenſte. — Auf die Einzelheiten werde ich zurückkommen. — Beſtraft will Wier die Hexen nur ſehen — und zwar nach Maßgabe des Schadens —, wenn ſie durch giftmiſcheriſche uſw. Künſte wirklich Unheil angerichtet haben.

Deshalb und weil er in erwähntem Buch viele Hexenkünſte mitteilte und die Pseudomonarchia Daemonum herausgegeben hatte, verdarb es Wier mit allen Orthodoxen unter den Theologen, Juriſten, Medizinern und Philoſophen alten Schlages bis weit in das vorige Jahrhundert hinein, und es war ſein Glück, daß er 1588 (zu Tecklenburg) ſtarb, ſonſt hätte man ihm ſelbſt als Zauberer den Prozeß gemacht.

Wiers Thätigkeit hatte zunächſt den Erfolg, daß man in Cleve, der Pfalz und Württemberg ſehr vorſichtig in Hinſicht der Hexen vorging. Sodann aber wurden die Bücher „De praestigiis daemonum“ der Ausgang des großen litterariſchen Kampfes, welcher endlich zur Beendigung der Hexenprozeſſe führte.

Zunächſt wandten ſich Paulus Scalichius und der franzöſiſche Paraceliſt Jean Campan gegen Wier, welch letzterer unter dem Pſeudonym Leo Suavius eine „Apologia adversus Paulum Scalichium, qui se principem de Scala vocitat“ ſchrieb. Wier wies beide Welſchen mit deutſcher Derbheit ſiegreich zurück.

Nach dieſen trat der berühmte reformierte Theologe Lambertus Danäus gegen Wier auf und verteidigte in ſeinem

1575 zu Köln gedruckten „Dialogus de veneficis, quos olim sortilegos, nunc autem vulgo sortiarios vocant“ alle Dummheiten und Schweinereien des Hexenhammers, selbst die Vulvarasur. Ein gleiches that der Heidelberger Arzt Thomas Erastus, welcher auch Paracelsus blödsinnig befehdete, 1577 in seinem Buch „De lamiis et strigibus“.

Ein Hauptgegner Wiers war der berühmte französische Jurist, Philosoph und Staatsmann Jean Bodin (1530—1596), sonst ein Freigeist, aber im Punkte des wahnwitzigsten Teufelsglaubens stiernackig wie Hochwürden Sprenger selbst. Er gab 1579 zu Paris seinen „Traité de la démonomanie de Sorciers“ heraus,[1]) worin er zu allem von den Inquisitoren und Verfassern des Hexenhammers Gesagten Ja und Amen sagt und es durch tausend juristische Gründe aus eigener und fremder Erfahrung bestätigt. Wiers Auftreten ist Bodin eine auf wahnsinniger Überhebung basierende Verachtung der einem jeden Menschen einleuchtenden Autorität und dabei die vollendetste Gottlosigkeit. Bodin nennt zuerst Wier einen Zauberer. Er lobt es, daß unter Heinrich III. eine löbliche Strenge gegen das Hexengeschmeiß walte, und schreibt den frühen Tod Carls IX. der von demselben gegen den Zauberer de trois Echelles geübten Milde zu und fordert die französischen Richter auf, in ihrem Vorgehen gegen die Hexen nicht erst die Schritte des königlichen Prokurators abzuwarten, und empfiehlt die Mailänder Sitte, in den Kirchen mit Deckelspalten versehene Kästen zum Einwerfen anonymer Denunziationen wegen Hexerei aufzustellen.

Im Jahre 1583 schrieb der Marburger Professor Wilhelm Adolph Scribonius gegen Wier die von der Wasserprobe handelnde Schrift: „De Sagarum natura et potestate deque his recte cognoscendis et puniendis, deque purgatione earum per aquam frigidam epistola,“ womit er aber ein klägliches Fiasko machte.

In England wirkte weniger im Sinne Wiers als der späteren, das Kind mit dem Bade ausschüttenden Aufklärer der 1599 zu Smeeth als Privatmann gestorbene Reginald Scot, welcher

[1]) Das Buch erschien auch in zahlreichen lateinischen und in einer von Fischart veranstalteten deutschen Ausgabe.

1584 in London ſein berühmtes Buch „Discovery of witchcraft“ herausgab, worin er wohl an den geſunden Menſchenverſtand, namentlich aber an den puritaniſchen Fanatismus ſeiner alle „popery“ wie die Peſt haſſenden Landsleute appelliert.

In Deutſchland fand zuerſt Wier unter den Juriſten Beifall. Schwankend iſt allerdings die Haltung des Frankfurters Johann Fichard, welcher einerſeits den Hexenhammer neu herausgab, andererſeits aber in einem Conſilium vom Jahre 1564 die Hexenſabbathe und die Teufelsbuhlſchaft für Hirngeſpinnſte erklärt, wegen deren kein Gericht gegen Angeklagte auf den Feuertod erkennen dürfe.

Weit beſtimmter als Fichard nahm der 1559 zu Tuttlingen geborene Johann Georg Goedelmann, Profeſſor der Rechte zu Wittenberg und Roſtock, geſtorben 1611 zu Dresden als kurfürſtlicher Rat, Stellung in ſeinem „Tractatus de magis, veneficis et lamiis deque his recte cognoscendis et puniendis.“ In demſelben ſagt er:

„Die Hexen geſtehen entweder Mögliches, nämlich daß ſie Menſchen und Vieh durch ihre magiſche Kunſt und Zauberei getödtet haben; im Falle, daß ſich dieſes bewahrheitet, ſo ſind ſie nach Artikel 109 der Carolina zu verbrennen. Oder ſie geſtehen Unmögliches, ſo z. B. daß ſie durch einen engen Schlot zu den Sabbathen durch die Luft gefahren ſeien, ſich in Tiere verwandelt und mit dem Teufel gebuhlt haben; in dieſem Fall ſind ſie nicht zu beſtrafen, ſondern im Gegenteil aus dem Worte Gottes beſſer zu unterrichten. Oder ſie geſtehen endlich, daß ſie einen Pakt mit dem Teufel geſchloſſen haben, in welchem Fall ſie mit einer außerordentlichen Strafe, als Staupenſchlag, Landesverweiſung oder — wenn ſie reuig ſind — mit Geldſtrafe zu belegen ſind. — Dieſe Strafe wird wegen ihres frevelhaften Leichtſinns verhängt, weil ſie den Einflüſterungen des Teufels nicht genug widerſtanden, ſondern ſogar zuſtimmten.“

In einem ſpäteren Gutachten ſpricht ſich Gödelmann ähnlich aus und rechnet auch noch die Lykanthropie unter die Phantaſiegebilde.

In ganz gleichem Sinn wie Wier und Gödelmann ſpricht ſich Auguſtin Lercheimer oder recte Wittekind in ſeinem berühmten „Bedenken von der Zauberey“ aus, auf das ich hier wegen Überfülle des Stoffes nicht näher eingehen kann. Ich will einſtweilen nur andeuten, daß Lercheimer bereits dunkel vorſchwebte, daß die bewußte oder unbewußte Thätigkeit des Aſtralkörpers im Hexenweſen eine bedeutende Rolle ſpiele. Ich werde darauf in der

nächsten Abteilung zurückkommen. Lercheimers Hauptbestreben war darauf gerichtet, daß man „die Hexen eher zum Arzt und Kirchendiener, als zum Richter und Schultheiß führe".

Gegen diese freie Richtung wandte sich in erster Linie 1589 der Triersche Suffragan Peter Binsfeld mit seinem „Tractatus de confessionibus maleficorum et sagarum, an et quanta fides iis adhibenda sit", worin er nach dem Motto: „die Hexe sollst du nicht leben lassen" stramm den Schritten Sprengers folgt.

Binsfeld war es auch, der bei den später zu erwähnenden berüchtigten Trierer Hexenprozessen den Kanonikus Cornelius Callidius Loos zum schimpflichen Widerruf und den kurfürstlichen Rat, Universitätsrektor und Bürgermeister zu Trier, Dr. Dietrich Flade, auf den Scheiterhaufen brachte.

Einer der grimmigsten Hexenbrenner war der herzoglich Lothringische Rat Nicolaus Remigius, nach Jöcher von Geburt ein Venetianer und um 1565 wirkend. Er schrieb eine eben so berüchtigte als berühmte Hauptquelle über das Hexenwesen, nämlich „Daemonolatriae libri III", worin er die Aussagen von neunhundert von ihm während fünfzehnjähriger Amtsthätigkeit in Lothringen verbrannter Hexen benutzt. Das Buch erschien zuerst 1595 zu Leyden in der Stärke von 394 Seiten. Gleich nach seinem Erscheinen kam 1596 und 1598 zu Frankfurt eine deutsche Übersetzung unter dem Titel heraus:

„Daemonolatria d. i. von Vnholden vnd Zauber Geistern, deß Edeln vnd Ehrnvesten vnd Hochgelarten Herrn Nicolai Remigii, des durchl. Hertzogen in Lothringen Geheimen Raths vnd Peinlicher Sachen Cognitoris Publici."

Eine neue Übersetzung samt einer solchen von Bodins Damonomania erschien mit reichhaltigen sehr interessanten Anhängen 1695 in Hamburg.

Die Dämonolatria ist ein wahres Arsenal von nach Ort und Tag 2c. belegten Beispielen für alle nur erdenklichen Fälle der hexenrichterlichen Praxis. Namentlich wird hier auch dargethan, daß die Ausfahrt zum Sabbath sowohl körperlich als geistig geschehe; ganz besonders aber hat Remigius das Incubusunwesen studiert: eine Hexe vergleicht das membrum virile des Teufels mit dem Stiele einer im Arreſtlokal stehenden Ofengabel und sagt

aus, es ſeien aber „kein hoden oder geleut“ daran geweſen, und wieder eine andere vergleicht es mit einer ſpitzigen Spindel, die ſie immer blutig geſtochen habe, obwohl ſie über dreißig Jahre verheiratet und „wol verſuchet ſey“ uſw. uſw.

Remigius ſagt, daß „heilſamer Eifer ſtets dem ſchädlichen äußerlichen Schein der Begnadigung vorzuziehen ſei“. Deshalb bedauert er auch, daß er, unzeitiger Milde nachgebend, dereinſt ſiebenjährige Kinder nicht zum Feuertod verdammte, ſondern ſie während der Verbrennung ihrer Eltern nur um den Richtplatz herumpeitſchen ließ. Dabei glaubte er dichteriſch veranlagt zu ſein und iſt auf ſeine Poetaſtereien ſehr ſtolz. Schließlich gab er ſich ſelbſt als Zauberer an und wurde verbrannt. Es iſt nicht anders möglich, als daß der Unhold verrückt geworden war.

Selbſt ein König bekämpfte Wier, nämlich Jacob I von England in ſeiner in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts geſchriebenen Daemonologia, welche ebenfalls mehrere Ausgaben erlebte. Jacob ſammelte dazu ſein Material bei den Hexen ſelbſt, indem er einesteils ſich von begnadigten Hexen unterrichten ließ, und anderenteils, hinter einem Vorhang den Verhören der Hexen beiwohnend, immer ſchärfere Torturgrade in Anwendung bringen ließ, bis er die gewünſchte Ausſage erfoltert hatte. — Jacob I. nahm wie Remigius eine reale und viſionäre Hexenfahrt an, auch ihm war der Coitus mit dem Teufel als Incubus und Succubus ein realer Vorgang, und nur dadurch unterſchied ſich der königliche Dummkopf von England von dem theologiſchen Dummkopf von Italien, Thomas von Aquino, daß er nicht glaubte, dabei werde teufliſches Gewürm, Elben und Wechſelbälge, erzeugt.

Der gelehrteſte Gegner Wiers iſt Martin Delrio oder del Rio. Derſelbe iſt am 17. Mai 1551 zu Antwerpen geboren; ſein Vater war ein ſpaniſcher Edelmann, Anton Delrio, und ſeine Mutter Eleonore eine geborene Lopez von Villeneuve, die in den Niederlanden ſehr begütert war. Martin, ein jüngerer Bruder des aus Albas Blutrat bekannten Ludwig Delrio, ſtudierte am Collège de Clermont zu Paris unter dem Jeſuiten Maldonato[1]) Rhe-

[1]) Maldonato, der einen Traité des anges et demons ſchrieb, hat wohl Delrio ſeine Vorliebe für die Diabologie beigebracht.

torik und Philoſophie, dann Jura zu Douay und Löwen und promovierte 1574 zu Salamanca. Er wurde dann Rat des Conſeils zu Brabant, Generalauditeur der ſpaniſchen Armee in den Niederlanden, Vizekanzler von Brabant und Prokurator des Fiskus. Im Jahre 1580 ging er zu den Jeſuiten nach Valladolid, um noch einmal ſyſtematiſch die ſcholaſtiſche Philoſophie zu ſtudieren, worauf er dieſe 1589 zu Douay, Moral in Lüttich, 1593 Theologie in Löwen und 1604 in Salamanca lehrte. Nach Löwen zurückberufen, ſtarb er drei Tage nach ſeiner Ankunft am 19. Oktober 1608.

Im Jahre 1599 gab er ſein berühmtes Werk: „Disquisitionum magicarum libri VI“ heraus, welches zahlreiche Auflagen erlebte, deren beſte die Mainzer Folioausgabe von 1603 iſt; die übrigen wimmeln von zahlloſen Druckfehlern.

Delrio gilt als Hexenfanatiker κατ' ἐξοχήν, allein mit Unrecht. Iſt er auch ein im Teufelsglauben ſeiner Zeit völlig befangener Mann, ſo benahm er ſich doch bei zahlreichen Anläſſen in puncto der Zauberei ſehr vernünftig; auch zeigt er ſich in ſeiner Lehre vom gerichtlichen Verfahren beſonnener und milder als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen und Glaubensbrüder.

Über Luthers ſpäter zu erwähnende Auslegung des Galaterbriefes ſagt er:

„Sane Lutherus nimis magnificat in hac re daemonis potestatem. Dicit eum in toto mundo regnare; et mox regnum istud quale sit, explicat his verbis: Sumus autem nos omnes corporibus et rebus subjecti diabolo, et hospites sumus in mundo, cujus ipse princeps et deus est. Ideo panis, quem edimus, potus, quem bibimus, vestes, quibus utimur, imo aer et totum, quo vivimus in carne, sub ipsius imperio est. — Haec ille blasphemus.“

Ziemlich gleichzeitig mit Delrio ſchrieb deſſen Landsmann Franz Torreblanca ſeine 1603 in Mainz zuerſt gedruckte und Papſt Paul V. gewidmete: „Daemonologia sive de magia naturali, daemoniaca, licita et illicita deque aperta et occulta Libri IV.“

Soviel über die im 16. Jahrhundert über das Hexenweſen entbrannte litterariſche Fehde.

Kehren wir nun zur Entwickelung der Hexenprozeſſe zurück, ſo ſehen wir, daß Südweſtdeutſchland im großen und ganzen in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts faſt verſchont blieb. In Württemberg kam zwar 1518 ein Hexenprozeß vor, allein erſt

Spukvorgänge und alles überſinnliche Wirken ſind Kraftäußerungen des Teufels. Von den zahlloſen dies beweiſenden Stellen hier nur eine:

„Ich gläube, daß die Heiligen im Kampfe viel Teufel ſchlagen und würgen, ſagt Origenes. Ich aber gläube, daß aus den geſchlagenen und überwundenen Teufeln Poltergeiſter und wilde Lappen werden, denn es ſind verdorbene Teufel.“ [1])

Der Teufel macht die Leute beſeſſen:

„Es werden aber die Menſchen auf zweierlei Weiſe vom Teufel beſeſſen; etliche leiblich, etliche geiſtlich. In den Raſenden, ſo er leiblich beſitzt, hat er allein aus Gottes Verhängniß Gewalt über den Leib, den ängſtigt und plagt er; nicht über den Geiſt, den muß er zufrieden und unverletzet laſſen, alſo daß er ihn an der Seligkeit nicht hindern kann. Die Gottloſen aber, ſo göttliche Lehre verfolgen und erkannte Wahrheit als Teufelslügen läſtern, der leider itzt viel ſind, die ſind geiſtlich vom Teufel beſeſſen, die werden ſeiner nicht los, ſondern bleiben, das ſchrecklich iſt zu hören, ſeine Gefangene, als zur Zeit Chriſti Hannas, Caiphas und alle gottloſen Jüden waren, aus welchen Chriſtus ſelbſt nicht konnte den Teufel austreiben und itzt der Papſt ſammt ſeinen Meßbiſchöfen und Anhange, Rottengeiſtern nnd gottloſen Tyrannen.“ [2])

„Nun halt ich, daß jetzt ja ſo viel Beſeſſene ſind als zur Zeit Chriſti; man wolle denn allein für Beſeſſene rechnen, die leiblich vom Teufel geplagt und gepeinigt werden, nicht der Mondſüchtigen, Sinnloſen, Narren ꝛc.“ [3])

„Die Zauberei iſt ein crimen laesae majestatis gegen Gott, darum ſo wird ſie billig an Leib und Leben geſtraft.“ [4])

„Dr. M. L. ſaget viel von Zäuberei, vom Herzgeſpann und Alpen, wie ſeine Mutter ſehr geplaget wäre worden von ihrer Nachbarin einer Zäuberin, daß ſie ſie auf das allerfreundlichſte und allerherrlichſte hat müſſen halten und verſöhnen. Denn die ſchoß ihr die Kinder, daß ſie ſich zu Tod ſchrieen. Und ein Prediger ſtrafte ſie nur in gemein, da bezauberte ſie ihn, daß er mußte ſterben; man konnte ihm mit keiner Arznei helfen. Sie hatte die Erde genommen, da er auf ihr war gangen und in's Waſſer geworfen und ihn damit bezaubert, ohn welche er nicht wieder konnte geſund werden.“ [5])

„Anno 1538 den 25. Aug. ward viel geredt von Hexen und Zäuberin, die Eier aus Hühnerneſtern, Milch und Butter ſtehlen. Sprach Dr. M. L. Mit denſelben ſoll man keine Barmherzigkeit haben; ich wolte ſie ſelber verbrennen. Wie man im Geſetz lieſt, daß die Prieſter angefangen die

[1]) „Tiſchreden“ III. 23.
[2]) A. a. O. III. 34.
[3]) A a. O. III. 25.
[4]) A. a. O. III. 98.
[5]) A. a. O. III. 96.

Uebelthäter zu steinigen. Man sagt aber, daß solche gestohlene Butter stinke und falle zu Boden im Essen, und daß solche Zauberin danach, wenn man ihnen wieder eine Schalkheit will anthun, vom Teufel weidlich veziret und geplagt werden. Die Dorfpfarrherr und Schulmeister haben vor Zeiten ihre Kunst gewußt und sie wohl geplaget."[1])

An die Teufelsbuhlschaft und Wechselbälge, Kielkröpfe, Elben usw. glaubt Luther steif und fest wie Sanct Thomas Aquinas selbst. So sagt er in seiner Erklärung zur Genes. VI. 1:

„Was die Buhlteufel, so sich zu den Zauberinnen thun, Incubos und Succubos genannt, belangt, bin ich dawider nicht, sondern glaube, daß solches geschehen könne, daß der Teufel entweder Incubus oder Succubus sei. Und Augustinus schreibt, er hab solches auch gehört von glaubwürdigen Leuten, denen er hab glauben müssen, denn dem Satan geschieht gar lieb damit, wenn er uns in einer angenommenen Jünglings oder Weibsgestalt betrügen kann. Daß aber aus dem Teufel in einen Menschen etwas sollte können geboren werden, das ist durchaus falsch; daß man aber sagt von häßlichen und ungestalten Kindern, derer ich etliche gesehen hab, sie seien den Teufeln ähnlich, halte ich, daß dieselben von Teufeln entweder also verstellet, nicht aber von ihm gezeugt sind, oder sind rechte Teufel selbs, die Fleisch haben, entweder falsch oder gefärbt, oder anders woher gestohlen. Denn so aus Gottes Verhängnuß der Teufel den ganzen Menschen besitzen, und sein Gemüth ändern kann, was ists Wunder, daß er den Leib verstellet und schaffet, daß entweder Krüppel oder Blinde geboren werden. — Darum kann er gottlosen Leuten und die ohne Gottesfurcht leben, wohl ein Geplärr vor die Augen machen, daß ein junger Gesell meint, er hab eine Jungfrau im Bette, wenn er den Teufel darin hat. Denn viel Zauberin sind hin und wieder darüber verbrannt, daß sie mit dem Teufel gebuhlet und zugehalten haben. Daß aber aus demselben Beischlafen etwas können gezeuget werden, glaub ich nicht. Denn kann er dir vor die Augen und Ohren ein solches Geplärr machen, daß du dich dünken lässest, du säheſt oder hörteſt etwas, das doch nichts ist, wie viel leichter ist es ihm, das Gefühl zu betrügen, welches in dieser Natur sehr grob und dick ist."

Von den Wechselbälgen sagt Luther in den Tischreden:

„Wechselbälge und Kielkröpfe leget der Teufel an der rechten Kinder Statt, damit die Leute geplaget werden. Etliche Mägde reißet er oftmals ins Wasser, schwängert sie und behält sie bei ihm, bis sie des Kindes genesen;[2]) und leget darnach dieselben Kinder in die Wiegen, nimmt die rechten Kinder draus und führet sie weg. Aber solche Wechselbälge sollen, wie man sagt, über 18 oder 19 Jahr nicht leben."[3])

---

[1]) „Tischreden" III. 98.

[2]) Hier sieht man den Widerspruch zu Luthers obigem Ausspruch.

[3]) „Tischreden" III. 56.

„Wie werden aber die Kinder gezenget? Darauf ſage ich alſo, daß dieſe Söhne ſind auch Teufel geweſen, haben ſolche Leibe gehabt wie die Mutter. Es iſt wahrlich ein gräulich, ſchrecklich Exempel, daß der Satan ſo kann die Leute plagen, daß er auch Kinder zenget. Alſo iſt es auch mit dem Nixen im Waſſer, der die Menſchen zu ihm hineinzeucht, als die Jungfrauen und Mägde, mit welchen er hernach zuhält und Teufelskinder zenget. Denn ſonſt Kinder zeugen allein ein göttlich Werk iſt, und da muß unſer Herrgott Schöpfer ſein, denn wir nennen ihn ja allzeit Vater, und muß auch die conceptio per constituta media et per homines in einem momento geſchehen; denn er gebrauchet zur Schöpfung der Menſchen als ein Mittel, und durch dieſelbige wirket er allein und nicht durch den Teufel. Darum ſo müſſens geſtohlene Kinder ſein, wie denn der Teufel wohl Kinder ſtehlen kann, wie man denn bisweilen wohl Kinder in den Sechswochen verleuret, oder müſſen supposititii ſein, Wechſelkinder, die denn die Sachſen nennen Kielkröpfe."

„Vor acht Jahren war zu Deſſau eins, das ich Dr. M. L. ſelbſt geſehen und angegriffen hab, welches 12 Jahr alt war, ſeine Augen und alle Sinne hatte, daß man meinete, es wäre ein recht Kind. Dasſelbige thät nichts, als daß es nur fraß und zwar ſo viel als irgends vier Bauern oder Dreſcher. Es fraß, ſchiß und ſeichte, und wenn mans angriff, ſo ſchrie es. Wenns übel im Hauſe zuging, daß Schaden geſchah, ſo lachte es und war fröhlich; gings aber wohl zu, ſo weinete es. Dieſe zwo Tugend hat es an ſich. Da ſagte ich zu den Fürſten von Anhalt: Wenn ich da Fürſt oder Herr wäre, ſo wollte ich mit dieſem Kinde ins Waſſer, in die Molda, ſo bei Deſſau fleußt, und wollte das homicidium daran wagen. Aber der Kurfürſt von Sachſen, ſo mit zu Deſſau war, und die Fürſten von Anhalt wollten mir nicht folgen. Da ſprach ich: So ſollten ſie in der Kirchen ein Vater unſer beten laſſen, daß der liebe Gott den Teufel wegnehme. Das thäte man täglich zu Deſſau; da ſtarb dasſelbige Wechſelkind im andern Jahr danach. Alſo muß es da auch ſein. Es hat einer ſonſt von den succubis und incubis fein geſchrieben, denn es iſt nicht ſeltſam. Und ſind die succubi Weiber, welche mit dem Teufel zu thun haben und denſelbigen alten Huren und Wettermacherinnen die Luſt büßt, wie die Meluſina zu Lucelburg auch ein ſolcher succubus und Teufel geweſt iſt."

„Anno 1541 hat Dr. Luther dieſer Hiſtorie auch über Tiſch gedacht, und daß er den Fürſten von Anhalt gerathen hätte, daß man ſollte den Wechſelbalg oder Kielkropf erſäufen. Da ward er gefraget, warum er ſolches gerathen hätte? Antwortet er darauf: daß ers gänzlich dafür hielte, daß ſolche Wechſelkinder nur ein Stück Fleiſch, eine massa carnis, ſeien, da keine Seele innen iſt, denn ſolches könne der Teufel wohl machen, wie er ſonſt die Menſchen, ſo Vernunft, ja Leib und Seele haben, verderbt, wenn er ſie leiblich beſitzet, daß ſie weder hören, ſehen oder etwas fühlen; er machet ſie ſtumm, taub, blind. Da iſt denn der Teufel in ſolchen Wechſelbälgen als ihre Seele. Es iſt eine große Gewalt des Teufels, daß er unſere Herzen

also gefangen hält. Und sprach: Origenes hat die Gewalt des Teufels nicht genugsam verstanden, da er in den Gedanken gewesen ist, daß am jüngsten Tage die Teufel von der ewigen Verdammniß sollten erlöset werden. Ach, saget er, es ist eine große Sünde des Teufels, daß er sich wissentlich gegen seinen Schöpfer setzet."

„Solche Wechselbälge und Kielkröpfe supponirt Satan in locum verorum filiorum und plaget die Leute damit. Denn diese Gewalt hat der Satan, daß er die Kinder auswechselt und einem für sein Kind einen Teufel in die Wiege leget, das dann nicht gedeihet, sondern nur frisset und säuget; aber man sagt, daß solche Wechselbälge und Kielkröpfe über 18 oder 19 Jahr nicht alt werden. Dies geschieht nun oft, daß den Sechswöchnerinnen die Kinder verwechselt werden, und die Teufel sich an ihre Statt legen und sich garstiger machen mit Scheißen, Fressen und Schreien denn sonst andere zehn Kinder, daß die Eltern für solchen Unfläthern keine Ruhe haben und die Mütter ausgesogen werden, daß sie sie nicht mehr stillen können" usw. usw.

So viel zur Charakteristik von Luthers Stellung zum Hexenwesen.

Wohl mit infolge von Luthers Stellungnahme heißt es in der kursächsischen Kriminalordnung von 1572:

„So jemands in Vergessung seines christlichen Glaubens mit dem Teufel ein Verbündniß aufrichtet, umgehet, oder zu schaffen hat, daß dieselbige Person, ob sie gleich mit Zauberei niemands Schaden zugefügt, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gerichtet und gestraft werden soll."

Wie viele Leute in ganz Sachsen Hexerei halber während des 16. Jahrhunderts justifiziert wurden, ist nicht zu eruieren, wohl aber kann ich den Nachweis für die an Sachsen gefallene Grafschaft Henneberg führen nach dem „Verzeichnus derer Vnholde oder Hexen, welche von 1595—1612 auff zuvor bey denen Schöpffenstühlen an einem oder dem andern Orth erhaltene rechtliche Information in der Grafschaft Henneberg justificiret worden sind".

Es ergiebt sich, daß

1. in Benshausen[1]) 26 Weiber und Männer,
2. in Alten- und Frauenbreitungen[2]) 5 Weiber,
3. in Meiningen[3]) 59 Hexen

verbrannt wurden.

Bei Einzelnen stehen erläuternde Zusätze, z. B.: „diese hat dem Herrn Christo abgesagt, ihre heilige Taufe verleugnet, hin-

[1]) Benshausen hatte 1811 nur 32 Einwohner.

[2]) Die beiden Breitungen hatten 1811 zusammen 1726 Einwohner.

[3]) Meiningen hatte 1600 etwa 5000 Einwohner.

gegen dem böſen Feind gehuldigt und ſich zum ſelben verſprochen, Unzucht mit ihm getrieben die Teüffelstänz beſucht, dem Menſchen und Vieh Schaden zugefügt," oder: „hat den Leuten Milch geſtolen, etliche Leut geſterbt," oder: „die Zoll-Lieſe zu Waſungen 5. Oct. 1598 hat dem böſen Feind, ſo Rumor geheiſſen,[1]) verpflichtet, Menſchen und Vieh zum Theil gekrenckt, zum Theil geſterbt" — ferner: „Margarethe Hennebergin ebenſo und weil ſie den Wein zu Obermaßfeld aus des Wirths Keller geholt, die Milch geſtolen, das heyl. Abendmahl profaniret, Wetter gemacht, daß in etlichen Fluren das Getraidigt verhagelt" uſw.

Ferner ſind:

4. in Waſungen[2]) 10,
5. in Friedelshauſen[3]) 6,
6. in Suhl[4]) 5,
7. in Marisfeld[5]) 19 Hexen verbrannt und 1 Mann mit dem Schwert gerichtet,

endlich:

8. in Schleuſingen[6]) 14 Männer verbrannt worden, darunter der „Schrey-Andres", „weil er den Fuhrleuten Weizen abgekauft, das Geld den Leuten wiederumb aus dem Beutel abzaubern können".

In Summa 144 Exekutionen. Und nun ging, wie wir im nächſten Kapitel ſehen werden, das Hexenbrennen im Hennebergiſchen erſt recht an.

Kurfürſt Johann Georg I. von Sachſen erließ im Jahr 1612 an die gemeinſchaftliche Regierung zu Meiningen eine Verordnung „gegen das ſchendtliche Laſter der Zauberey". Die berüchtigten und in Haft gebrachten verdächtigen Perſonen ſollen „mit ziemlich ſcharfer Frage" in der Tortur angegriffen werden; doch fügte der Kurfürſt mildernd hinzu, es ſolle darin nicht excediert werden, noch

---

[1]) Die Buhlteufel der Hexen ſind der ordinärſte Höllenpöbel und führen die ſonderbarſten Namen.

[2]) Waſungen hatte damals etwa 800 Einwohner.

[3]) Friedelshauſen hatte 1811 404 Einwohner.

[4]) Suhl hatte um 1600 etwa 4000.

[5]) Marisfeld etwa 120.

[6]) Schleuſingen etwa 1000.

durch allzu ſcharfes Angreifen und daher geurſachte Pein und Qual von der Bezüchtigten ein Mehres, denn ſie begünſtigt und verwirkt, erzwungen werden.

Von Sachſen wenden wir uns nach dem benachbarten Brandenburg, wo unter der Regierung Joachims II. (1535—1571) die erſten Hexenprozeſſe vorkommen. Das erſte Beiſpiel iſt das einer Frau zu Neuſtadt-Eberswalde, welche — unbekannt in welchem Jahr — Milch und Bier durch Zauberei verdorben hatte. Im Jahre 1545 wurde im Lande Rhinow eine Hexe verbrannt, welche eine Zauberſuppe, aus einer Kröte, Erde von einem Grab und Holz von einer Todtenbahre gekocht, ihrem Opfer in den Weg gegoſſen hatte, um dasſelbe zu lähmen. Andere Prozeſſe kamen 1551, 1552, 1553, 1554, 1563 ꝛc. vor. Im Jahre 1552 wurden nach Manlius zu Berlin zwei Weiber verbrannt, weil ſie Kinder ermordet und zu ihren Hexenſalben ausgebraten hatten. Am 28. Januar 1573 wurde zu Berlin der bekannte Münzjude Lippold hingerichtet, weil er ein arger Teufelsbündner geweſen ſein, dem Kurfürſten durch Zauberei nach dem Leben geſtrebt und einen Ritualmord begangen haben ſollte.

In Hamburg wurde 1521 ein Doktor Viet, der als Geburtshelfer Ruf beſaß, verbrannt, weil er Kinder während der Geburt verzaubert haben ſollte. Am 16. Juli 1555 wurden von vierzehn gefangenen Hexen zwei zu Tod gefoltert und verbrannt. Das Jahr darauf wurden einige Zauberer lebendig verbrannt. Am 12. Auguſt 1576 wurden fünf, am 12. Auguſt 1581 ſechs, am 8. März 1583 eine und am 26. Auguſt des gleichen Jahres fünf Hexen verbrannt. Weitere Hexenverbrennungen in Hamburg fanden ſtatt 1589, 1591 und 1594.

Zu Lübeck fanden 1551, 1581 und 1591 Hexenprozeſſe ſtatt. Bei dem erſten derſelben wurde eine Frau verbrannt, weil ſie geſagt hatte: „Wenn mir Gott nicht helfen will, ſo helfe mir der Teufel!“ Bei dem letzten hingegen wurde der Ankläger verhaftet und mußte Strafe nebſt den Koſten zahlen.

In Nordhauſen wurden 1573 zwei Hexen verbrannt, weil ſie den Leuten Elben anmachten. Davon ſpäter.

In der Göttinger Chronik heißt es, daß im Jahre 1561 der Magiſtrat von Göttingen ſo mit Hexenbrennen beſchäftigt geweſen

ſei, daß faſt kein altes Weib vor der Folter und dem Scheiterhaufen ſicher geweſen wäre. — Im Jahre 1565 ließ Herzog Heinrich von Wolfenbüttel zehn und bei Lichtenberg ſieben Hexen an einem Tag verbrennen. Ja im Jahre 1573 wurde ſogar Anklage gegen die Herzogin Sidonie von Braunſchweig-Calenberg erhoben, weil ſie im Bund mit dem Teufel ſtehe und mit ihrem ſauberen Geſpan ihren Gemahl habe vergiften wollen. Nur durch die Flucht zu ihrem Bruder, Kurfürſt Auguſt von Sachſen, entging die Herzogin, die übrigens die größte Säuferin ihrer Zeit war, ihrem Schickſal. Unter Herzog Heinrich Julius nahmen ſeit 1590 die Hexenprozeſſe ſo zu, daß an manchem Tag zehn bis zwölf Hexen zu Wolfenbüttel, wo die Brandpfähle auf dem Richtplatz wie ein kleiner Wald ſtanden, hingerichtet wurden.

Am ſchrecklichſten raſte der Hexenteufel im Erzbistum Trier, wo der ſchon genannte Binsfeld zu Ende des 16. Jahrhunderts bei 6500 Menſchen wegen Hexerei verbrennen ließ, wie David Meder in ſeinen „Acht Hexenpredigten, von des Teufels, der Hexen, zauberiſchen Drachenleuten, Milch-Dieben, ſchröcklichem Abfall“, Leipzig, 1615, 4°., ſagt. Von 1587 bis 1593 wurden allein aus zwanzig um Trier gelegenen Dörfern 368 Perſonen verbrannt. Felder und Weinberge lagen wüſt, aber die Frau des Henkers ritt auf ſtolzem Rappen in Purpur und Goldbrocat gekleidet einher.

In Münſter verbot Fürſtbiſchof Bernhard von Ranſfeld in den ſechziger Jahren des 16. Jahrhunderts die Hexenprozeſſe und befahl, daß die Geiſtlichen auf Grund der Bibel die Leute ermahnten, von ihren teufliſchen Phantaſien abzulaſſen, da dieſelben auf Aberglauben gegründet ſeien.

Im geiſtlichen Kurfürſtentum Mainz kommen bis 1570 nur einzelne Hexenprozeſſe vor[1]); von dem genannten Jahr an mehren ſie ſich, bis 1593 eine reguläre Jagd auf das Hexengeſindlein organiſiert wurde, und weder alters- noch geiſtesſchwache, noch ſchwangere Frauen dem Holzſtoß entgingen. In dem gleichen Jahre machte die geſamte Bürgerſchaft der Stadt Buchen eine Eingabe an den Kürfürſten, in der es heißt: Der Thorwart Veit Meffert

[1]) Vier Auszüge aus Mainzer Hexenakten von 1505—1511 teilt Horſt im 4. Band ſeiner „Zauberbibliothek,“ S. 210 ff. mit.

habe in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli gegen 12 Uhr ein unerhörtes Rumoren von Pfeifen, Trommeln, Reitern und ungeschmierten „Gutschen“ gehört, so daß er vor Schreck ins Horn gestoßen, aber niemand habe aufwecken können. Darauf habe er in der Vorstadt ein Getümmel, Springen, Tanzen und einen Lärm gehört, als ob alle Häfen in der ganzen Stadt zerschmissen würden. Endlich sei um den Thorturm herum ein greuliches Unwetter mit entsetzlichem Platzregen losgebrochen, und ein aus dem Wirtshaus heimkehrender Bürger habe das schwarzvermummte Zaubergesindel auf der Gasse tanzen sehen. Deshalb wolle die liebe von Gott eingesetzte und von ihm mit scharfem Verstand wohlbegabte Obrigkeit eine heilsame Strafe gegen die dem leidigen Strafe ergebenen Zauberer verordnen.

Und wirklich wurden auf diesen wüsten Traum eines vielleicht betrunkenen Menschen hin eine Menge Personen eingekerkert, gefoltert und verbrannt.

Im Erzbistum Köln wurden gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine Unzahl Personen jeden Geschlechts, Standes und Alters verbrannt. Der Pfarrer Duren zu Alfter schreibt an den Grafen Werner von Salm u. a.: „Es gehet gewiß die halbe Stadt darauf. Denn allhier sind schon Professores, Candidati Iuris, Pastores, Canonici und Vicarii, Religiosi eingelegt und verbrannt. Ihre fürstl. Gnaden haben siebzig Alumnos, welche folgends Pastores werden sollen, von welchen quidam insignis musicus, gestern eingelegt; zwei andere hat man aufgesucht, sind aber ausgerissen. Der Cantzler samt der Cantzlerin und des geheimbden Secretarii Hausfrau sind schon fort und fort gerichtet. Am Abend unserer lieben Frauen ist eine Tochter allhier, so den Namen gehabt, daß sie die schönste und züchtigste gewesen von der ganzen Stadt, von neunzehn Jahren, hingerichtet, welche von dem Bischof selbst von Kind an auferzogen. Einen Thumbherren mit Nahmen Rothensahe habe ich sehen enthaupten und folgend verbrennen sehen. Kinder von drei bis vier Jahren haben ihren Buhla (Buhlteufel). Studenten und Edelknaben von neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn und vierzehn Jahren sind hier verbrannt. Summa, es ist ein solcher Jammer, daß man nicht weiß, mit was Leuten man conversiren und umgehen soll.“

In der Deutschordenskomthurei Ellingen in Franken wurden 1590 achtundsechzig Hexen verbrannt, ein Jahr vorher in Quedlinburg an einem Tag hundertunddreißig, und im Stift Zuckmantel beförderten 1551 acht Henker zweihundertzweiundvierzig Personen wegen Hexerei vom Leben zum Tode.

Im Elsaß wurden allein in dem kleinen Städtchen Thann von 1572 bis 1620 einhundertsechsunddreißig Hexen hingerichtet und oft noch auf dem Weg zur Richtstätte mit glühenden Zangen gezwickt.

Österreich anlangend, wurden bereits 1498 und 1499 einige Weiber in Wien verbrannt, in Deutsch-Tirol eine Hexe 1540, ein sechzehnjähriges tiroler Bauernmädchen und ihre Großmutter, die sie verführt, ihr 12652 Teufel in den Leib gezaubert, oft zum Sabbath gefahren und über fünfzig Jahre lang Hexenunwetter gemacht hatte. In Wien wurden 1588 zwei Weiber und ein Mann wegen Läusemachens eingesetzt. Das Teufelspackt hexte aber den Inquisitor tot, und man weiß nicht, was aus der ganzen Sache wurde.

Im italienischen Tirol brachte zu Ende des 15. Jahrhunderts der Hauptmann Vigil von Firmian gegen dreißig Hexen zu gefänglichen Haften. Im Jahr 1510 wurden im Gericht Völs neun Weiber wegen Besuch des Sabbaths, Wettermacherei und Viehbehexung verbrannt, und in Salzburg 1594 eine Hexe eingeäschert.

In Ungarn und Siebenbürgen kommen im 16. Jahrhundert keine Hexenprozesse vor.

In der Schweiz traten die Hexenprozesse besonders seit 1542 in Genf hervor und zeichneten sich durch ganz besondere Grausamkeit in der Art der Folter und Hinrichtungen aus. In der Stadt Genf wurden vom 17. Februar bis zum 15. Mai 1545 allein vierunddreißig Hexen, worunter die Mutter des Scharfrichters, in der raffiniertesten Weise hingerichtet. Am 18. Mai 1545 erklärte der Scharfrichter dem Rat, daß die Arbeit seine Kräfte übersteige. Alles Früchte der Thätigkeit des Gottesmannes Calvin.

Im Kanton Waadt trieben die „Twingherren“ das Hexenbrennen so arg, daß die Amtleute bei der Berner Regierung, die das Waadtland erobert hatte, dagegen vorstellig wurden. Daraufhin wurde das Hexenbrennen untersagt; aber dennoch wurden diese Vorschriften umgangen, wo es nur anging. Erst 1571 kommt wieder eine Hexenhinrichtung in Bern selbst vor, jedoch wurden

von 1591 bis 1600 im ganzen Kanton dreihundert und elf Hexen hingerichtet.

In Basel kamen bis 1550 vierzehn Hexenprozesse vor, worauf dieselben bis zum Jahre 1602 verschwinden.

In den Niederlanden kamen bis zum Jahre 1570 nur ganz vereinzelte Hexenprozesse vor, obschon, wie wir noch sehen werden, Fälle epidemischer Besessenheit eintraten. Erst 1570 setzte Philipp II. eine Kriminalkommission ein, welche eine schärfere Handhabung des Hexenprozesses zur Hauptaufgabe hatte; aber trotzdem kommt eine vermehrte Anzahl von Hexenprozessen erst von 1594 an vor. Bekannt ist die Hexenwage von Oudewater, auf die ich zurückkommen werde.

In Italien, namentlich in den Alpen, wüteten nach dem Erlaß der Hexenbulle die Hexenprozesse furchtbar, und als 1523 Hadrian VI. eine ähnliche Bulle erlassen hatte, raste der, wie wir später sehen werden, von den Hexen erschlagene Inquisitor Georg von Casale teuflisch in der Lombardei, während nach Spina zur Zeit Julius II. der Hexenrichter Bernhard von Como jährlich über hundert Hexen verbrannte und bei tausend Prozesse anhängig machte.

Am tapfersten hielt sich die Republik Venedig gegen den Hexenteufel, und als 1521 Leo X. eine schärfere Handhabung der Hexeninquisition daselbst einführen wollte, erklärte der Rat das Verfahren der Inquisitoren für „zu rigoros."

In Spanien wurden zuerst 1507 zu Calahorra über dreißig Hexen verbrannt, während 1527 hundertundfünfzig Hexen nur zu Gefängnis und Auspeitschung verurteilt wurden, obschon eine derselben vor den Augen der Inquisitoren einen Luftflug unternommen haben soll. Ich werde darauf zurückkommen. Hingegen wurden 1536 zu Saragossa einige Brände veranstaltet.

In Frankreich war an die Stelle der früheren Strenge große Milde gegen das Hexengeschmeiß getreten, und Crespet klagt, daß zur Zeit von Franz I. über hunderttausend Zauberer in Frankreich vorhanden, die Gerichte aber viel zu lau gewesen wären. Heinrich II. ging schon schärfer vor und ließ nach Bodin 1549 zu Nantes sieben Zauberer auf einmal verbrennen. Ähnlich ging es zu Laon zu, und 1557 teilte Heinrich II. Papst Paul IV. mit, daß er gesonnen sei, die Inquisition gegen die Lutheraner und Hexen in Frankreich

einzuführen.[1]) Von 1582—1604 fällte das Pariſer Parlament eine ganze Anzahl Todesurteile, die meiſt durch den Strang und nachheriges Verbrennen vollzogen wurden. Nach Bodin ſoll der Hofzauberer Carls IX. de Trois Echelles um den Preis ſeiner Begnadigung dreißigtauſend Hexen und Zauberer in ganz Frankreich angegeben haben. Die Neigung Katharinas von Medicis zu magiſchen Künſten erregte großen Anſtoß, und auch ihr Lieblingsſohn, Heinrich III., galt als Teufelsbündner, der ſeinem Geſellſchaftsteufel Terragon im Bois de Vincennes Opfer darbringe. Es erſchienen ſogar ein paar Schmähſchriften über den Umgang des Königs mit dem Buhlteufel Terragon.

Beſonders verbreitet in Frankreich war die Lykanthropie, worauf ich zurückkommen werde.

Heinrich IV. war ein firmer Hexenbrenner, und ſchon 1594 ſchreibt der königliche Rat Florimond zu Remond zu Bordeaux:

„Nos Conciergeries en regorgent (scil Hexen und Zauberern) et ne se passe jour que nos jugemens n'en soient ensanglantez, et que nous ne revenions tristes en nos maisons, espouuentez des choses hideuses et effroyables qu'elles confessent. Et le diable est si bon maistre, que nous ne pouuons enouyer si grand nombre au feu que de leur cendres il n'en renaisse de nouueau d'autres."

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts befahl Heinrich IV. die große Hexenverbrennung zu Navarra und Bearn, namentlich gegen die Basken von Labourd, bei denen die königlichen Hexenrichter d'Espagnet und de Lancre über ſechshundert Angeklagte verbrannten.

De Lancre ſchrieb über ſeine bei dieſen Prozeſſen gemachten Erfahrungen zwei ebenſo berühmte als berüchtigte Bücher, nämlich:

L'incrédulité et mécréance du sortilège pleinement convaincues. Paris 1612. 4°. und

Tableau de l'inconstance des mauvais Anges et démons, où il est amplement traité des Sorciers et de la Sorcellerie, avec les procédures faites contr'eux et la figure du Sabbath. Paris 1612/13. 4°.

Beide deutſch unter dem Titel:

Wunderbahrliche Geheimnuſſen der Zauberey uſw., gezogen aus einem weitleufftigen in Frantzöſiſcher Spraach getruckten Trac-

[1]) Raynald. Annal. eccles. ad. ann. 1557.

[2]) Delrio Lib. V. Append.

tat Herrn Petri de Lancre, Parlamentsherrn zu Bordeaux.“ O. O. 1630. 4°.

In England gab es noch während des 15. Jahrhunderts einige Hexenprozesse gegen hoch und höchst stehende Personen: So wurde die Herzogin von Glouceſter vom Kardinal Beaufort beſchuldigt, König Heinrich VI. durch Zauberei nach dem Leben geſtrebt zu haben, und deshalb auf die Inſel Man verbannt. — Richard III. beſchuldigte die Königin-Wittwe Margarethe und den Biſchof von Canterbury, ſeinen Arm durch Zauberei gelähmt zu haben. — Ein Lord Hungerford wurde 1541 enthauptet, weil er Prophezeiungen über die Dauer des Lebens von Heinrich VIII. eingeholt hatte. Als eine Gräfin Lenox die Aſtrologen über die Lebensdauer der Eliſabeth befragt hatte, wurde 1562 eine Parlamentsakte erlaſſen, worin die Stellung der königlichen Nativität und alle Arten der Zauberei verboten wurden. Trotzdem aber ſchlich ſich, wie ich in meiner kleinen Schrift „John Dee, ein Spiritiſt des 16. Jahrhunderts“ ausführlich nachweiſe, die „jungfräuliche“ Queen Beß nach Mortlake zu Dee und ließ ſich durch deſſen Aſtrologie allerlei politiſche und Herzensfragen beantworten. Ja, ſie hatte ſogar Leiceſter zu Dee geſchickt, damit dieſer den für ihre Krönung günſtigſten Tag herausrechne.

Jacob III. von Schottland ließ ſeinem Bruder, dem Grafen Mar, die Adern öffnen, weil er Hexen über ſeine Regierungsdauer befragt hatte, und zwölf in dieſe Angelegenheit verwickelte Weiber nebſt vier Männern verbrennen. Unter Maria Stuart vermehrten ſich die Hexenprozeſſe in Schottland furchtbar. Wie es unter König Jacob zuging, habe ich oben ſchon geſagt. Unter dieſes Königs Regierung kam auch 1593 der auf Kindergeklatſch beruhende Hexenprozeß zu Warbois vor, zu deſſen Andenken daſelbſt bis ins vorige Jahrhundert hinein eine „Hexenpredigt“ gehalten wurde.

Von den Hexenprozeſſen des 16. Jahrhunderts in den ſkandinaviſchen Ländern iſt nichts bekannt. Nur Wier erzählt beiläufig, daß während der däniſchen Wirren der dreißiger Jahre Hexen die Hilfstruppen, welche ein Graf von Schwarzburg dem König ſtellte, begleitet hätten, um die Kriegskünſte der Feinde durch Zauberei zu hemmen.

Siebentes Kapitel.

Die Hexenprozesse des 17. Jahrhunderts.

Zunächst begeben wir uns in die Pfaffengasse des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, die voller Blut und Brandstank der Scheiterhaufen ist.

Im Jahre 1603 machte der Fürstabt von Fulda, Balthasar von Dernbach, den scheußlichen Centgrafen Balzer Nuß zum Malefizmeister seines Landes, welcher von da an bis zum Jahre 1606 über zweihundert Unglückliche aus Gewinnsucht auf das fürchterlichste foltern und hinrichten — manchmal zehn bis zwölf auf einem Scheiterhaufen — ließ. Nuß fragte u. a. die Angeklagte, ob sie denn in ihrer Gasse keine Zauberinnen mehr wisse; sie möge sie angeben, denn andere hätten sie auch nicht geschont; die Reichen tanzten so gern wie die Armen usw. usw. Für Freisprechungen ließ sich Nuß je nach dem Vermögen der Angeklagten dreißig bis hundert Gulden zahlen. — Als im Frühjahr 1606 Johann Friedrich von Schwalbach zur Regierung kam, ließ er Nuß, gegen welchen beim Reichskammergericht Klage geführt worden war, verhaften. Alle dessen Unthaten kamen während zwölfjähriger strengster Haft an das Tageslicht, und Nuß wurde im Jahre 1618 enthauptet.

Noch fürchterlicher wüteten die Hexenprozesse im Erzbistum Würzburg.

Hier hatte schon der Stifter der Universität, Bischof Julius Echter von Mespelbrunn, eine eifrige Hexenverfolgung begonnen

und 1616 allein in Gerolzhofen neunundneunzig Hexen verbrennen laſſen. Sein Nachfolger, Johann Gottfried von Aſchhauſen, ſetzte das Geſchäft rüſtig fort und ließ in der Würzburger Münze zwei Stuben und acht Kammern zu Gefängniſſen für die Hexen einrichten. Allein die Hauptthätigkeit entfaltete der von 1623 bis 1631 regierende Biſchof Philipp Adolph von Ehrenberg, der von 1627 an bis zu ſeinem 1631 erfolgten Tod neunhundert Hexen verbrennen ließ.

Hier das von Hauber in ſeiner Bibliotheca magica mitgeteilte, vom 16. Februar 1629 datierte Verzeichnis der in den erſten 29 Bränden hingerichteten Perſonen:

„Verzeichniß der Hexenleuthe, ſo zu Würtzburg Anno 1627, 1628 und Anfangs 1629 mit dem Schwert gerichtet und hernach verbrennet worden.

Im erſten Brand vier Perſonen: Die Liblerin, die alt Anckers-Witwe, die Gutbrodin, die dick Hökerin.

Im andern Brand vier Perſonen: Die alt Beutlerin, zwey fremde Weiber, die alt Schenckin.

Im dritten Brand fünff Perſonen: der Tungersleber, ein Spielmann; die Kulerin; die Stierin, eine Procuratorin; die Bürſtenbinderin; die Goldſchmiedin.

Im vierten Brand fünff Perſonen: Die Siegmund Glaſerin, eine Bürgermeiſterin; die Birckmannin; die Schickelte Amfrau. NB. Von der komt das gantz Unweſen her. Die alt Rumin. Ein fremder Mann.

Im fünften Brand acht Perſonen: Der Lutz, ein vornehmer Kramer; der Rutſcher, ein Kramer; des Herrn Dom-Probſts Vögtin. Die alt Hof-Seilerin; des Joh. Stembacks Vögtin; die Baunachin, eine Raths-Herrn Frau; des Herrn Neunecks Vögtin; die Znickel Babel; ein alt Weib.

Im ſechſten Brand ſechs Perſonen: Der Rath-Vogt Gering genannt. Die alt Cantzlerin. Die dick Schneiderin. Des Herrn Mengersdorffers Köchin Ein fremder Mann. Ein fremd Weib.

Im ſiebenten Brand ſieben Perſonen: Ein fremd Mägdlein von zwölf Jahren. Ein fremder Mann. Ein fremd Weib. Ein fremder Schultheiß. Drei fremde Weiber. NB. Damals iſt ein Wächter, ſo theils Herren ausgelaſſen, auf dem Markt gerichtet worden.

Im achten Brand ſieben Perſonen: Der Baunach, ein Raths-Herr und der dickſte Bürger von Würtzburg. Das Herrn Dom-Probſt Vogt. Ein fremder Mann. Der Schleipner. Die Viſirerin. Zwey fremde Weiber.

Im neunten Brand fünf Perſonen: Der Wagner Wunth. Ein fremder Mann. Der Bentzen Tochter. Die Bentzin ſelbſt. Die Eyeringin.

Im zehnten Brand drey Perſonen: Der Steinacher, ein gar reicher Mann. Ein fremder Mann. Ein fremd Weib.

Im eilften Brand vier Perſonen: Der Schwerdt, Vicarius im Dom. Die Vögtin von Rensacker. Die Stiecherin. Der Silberhans, ein Spielmann.

Im zwölften Brand zwey Perſonen: Zwey fremde Weiber.

Im dreyzehnten Brand vier Perſonen: Der alt Hof-Schmidt. Ein alt Weib. Ein klein Mägdlein von neun oder zehen Jahren. Ein geringeres, ihr Schweſterlein.

Im vierzehnten Brand zwey Perſonen: Der erſtgemeldten zwey Mägdlein Mutter. Der Lieblerin Tochter von 24 Jahren.

Im fünfzehnten Brand zwey Perſonen: Ein Knab von zwölf Jahren in der erſten Schul. Eine Metzgerin.

Im ſechzehnten Brand ſechs Perſonen: Der Edelknab von Ratzenſtein, iſt Morgens um 6 Uhr auff dem Kantzleyhof gerichtet worden, und den gantzen Tag auf der Pahr ſtehen blieben, dann hernacher den andern Tag mit den hier beygeſchriebenen verbrannt worden. Ein Knab von zehn Jahren. Des obgedachten Raths-Vogt zwo Töchter und ſeine Magd. Die dick Seylerin.

Im ſiebzehnten Brand vier Perſonen: Der Wirth zum Baumgarten. Ein Knab von eilf Jahren. Eine Apothekerin zum Hirſch und ihre Tochter. NB. Eine Harffnerin, hat ſich ſelbs erhencket.

Im achtzehnten Brand ſechs Perſonen: Der Batſch, ein Rothgerber. Ein Knab von zwölf Jahren. Noch ein Knab von zwölf Jahren. Der Dr. Jungen Tochter. Ein Mägdlein von funfzehn Jahren. Ein fremd Weib.

Im neunzehnten Brand ſechs Perſonen: Ein Edelknab von Rotenhan, iſt des Morgens um 6 Uhr auff dem Cantzley-Hof gerichtet und den andern Tag verbrant worden. Die Secretarin Schelharin. Noch ein Weib. Ein Knab von zehn Jahren. Noch ein Knab von zwölf Jahren. Die Brüglerin, eine Beckin, iſt lebendig verbrant worden.

Im zwanzigſten Brand ſechs Perſonen: Die Göbel Babelin, die ſchönſt Jungfer in Würzburg. Ein Student in der fünften Schul, ſo viel Sprachen gekont, und ein vortrefflicher Musicus instrumentaliter et vocaliter. Zwey Knaben aus dem neuen Münſter von zwölf Jahren. Des Steppers Babel Tochter. Die Huterin auff der Brücken.

Im einundzwanzigſten Brand ſechs Perſonen: Der Spitalmeiſter im Dietericher Spital, ein ſehr gelehrter Mann. Der Stoffel Holtzmann. Ein Knab von vierzehn Jahren. Des Stoltzenberger Rathsherrn Söhnlein. Zween Alumni.

Im zweiundzwanzigſten Brand ſechs Perſonen: Der Stürmer, ein reicher Bütner. Ein fremder Knab. Des Stoltzenberger Rathsherrn groſſe Tochter. Die Stoltzenbergerin ſelbſt. Die Wäſcherin im neuen Bau. Ein fremdes Weib.

Im dreiundzwanzigſten Brand neun Perſonen: Des David Croten Knab von zwölf Jahren in der andern Schul. Des Fürſten-Kochs zween Söhnlein, einer von 14 Jahren, der ander von 10 Jahren aus der erſten Schul. Der Melchior Hammelmann, Vicarius zu Hach. Der Nicodemus Hirſch, Chorherr im neuen Münſter. Chriſtoph Barger, Vicarius im neuen Münſter. Ein Alumnus. NB. Der Vogt im Brennerbacher Hof und ein Alumnus ſind lebendig verbrant worden.

Im vierundzwanzigſten Brand ſieben Perſonen: Zween Knaben im Spital. Ein reicher Bütner. Der Lorentz Stüber, Vicarius im neuen Münſter. Der Betz, Vicarius im neuen Münſter. Der Lorentz Roth, Vicarius im neuen Münſter. Die Roßleins Martein.

Im fünfundzwanzigſten Brand ſechs Perſonen: Der Friedrich Baſſer, Vicarius im Domſtift. Der Stab, Vicarius zu Hach. Der Lambrecht, Chorherr herr im neuen Münſter. Des Gallus Hanſen Weib. Ein fremder Knab. Die Schelmerey-Krämerin.

Im ſechsundzwanzigſten Brand ſieben Perſonen: Der David Hans, Chorherr im neuen Münſter. Der Weydenbuſch, ein Rathsherr. Die Wirtin zum Baumgarten. Ein alt Weib. Des Valkenbergers Töchterlein, iſt heimlich gerichtet und mit der Laden verbrant worden. Des Rathsvogts klein Söhnlein. Der Herr Wagner, Vicarius im Dom-Stifft iſt lebendig verbrant worden.

Im ſiebenundzwanzigſten Brand ſieben Perſonen: Ein Metzger, Kilian Hans genant. Der Hüter auff der Brücken. Ein fremder Knab. Ein fremd Weib. Der Hafnerin Sohn, Vicarius zu Hach. Der Michael Wagner, Vicarius zu Hach. Der Knor, Vicarius zu Hach.

Im achtundzwanzigſten Brand nach Lichtmetz Anno 1629 ſechs Perſonen: Die Knertzin, eine Metzgerin. Der Dr. Schützen Babel. Ein blind Mägdlein. Der Schwart, Chorherr zu Hach. Der Ehling, Vicarius. Der Bernhard Marck, Vicarius am Dom-Stifft, iſt lebendig verbrannt worden.

Im neunundzwanzigſten Brand ſieben Perſonen: Der Viertel Beck. Der Klingen Wirth. Der Vogt von Mergelsheim. Die Beckin bey dem Ochſenthor. Die dick Edelfrau. Ein geiſtlicher Doctor, Meyer genannt, zu Hach und ein Chor-Herr iſt früh um 5 Uhr gerichtet und mit der Bar verbrant worden. Ein guter von Adel, Juncker Fiſchbaum genant. Ein Chor-Herr zu Hach, iſt auch mit dem Doctor eben um die Stunde heimlich gerichtet und mit der Bar verbrant worden. Paulus Vaecker zum Breiten Hut.

Seither ſind noch zwey Brändte gethan worden.

Datum, den 16. Februar 1629.

Bis dahero aber noch viel unterſchiedliche Brändte gethan worden."

Selbſt ein Neffe des Biſchofs, der Page Ernſt von Ehrenberg, entging der Hinrichtung wegen Hexerei nicht. Er wird von einem Jeſuiten in der „Historia tragica adolescentis praenobilis Ernesti ab Ernberg perniciosa familiaritate seducti et obstinati in magia, supplicio affecti"[1]) als ein ſchöner ſehr begabter junger Menſch geſchildert, der in die Hand einer vornehmen Buhlerin gefallen ſei, die ihn zur Zauberei verführt habe. Die Jeſuiten nahmen ihn unter ihre Obhut und machten eifrige Bekehrungsverſuche, die aber erfolglos blieben. Wie aus der ſchwülſtigen

[1]) Vgl. Gropp: Collectio scriptorum et rerum Wirceburgensium. Tom. II. p. 287 sq.

Darſtellung des Jeſuiten hervorgeht, ſcheinen ſich — namentlich Nachts — bei Ernſt mediumiſtiſche Vorgänge, Levitationen ꝛc. eingeſtellt zu haben, weshalb ihn der Biſchof zum Tod verurteilte. Als er in das zur Hinrichtung beſtimmte Zimmer geführt wurde, brach er in ein ſolches Jammergeſchrei aus, daß ſelbſt ſeine Richter zum Biſchof eilten und um Begnadigung baten. Doch kam der Befehl zur Hinrichtung zurück. Der Unglückliche riß ſich los und raſte in wahnwitziger Angſt im Zimmer umher; der Henker ſprang ihm nach und ſchlug ihm im Fliehen das Haupt ab.

Jetzt begannen aber die Hexen beim Befragen nach Complicen auf den Biſchof ſelbſt und ſeinen Kanzler auszuſagen, und Philipp Adolph hätte wohl ſelbſt den Weg zum Richtplatz machen müſſen, wenn er nicht Landesherr geweſen wäre. So aber ſtellte er die Hexenprozeſſe ein und ließ für deren Opfer vierteljährlich und jährlich Gedächtnisfeier halten.

Dieſer Biſchof wäre übrigens nicht der einzige Reichsfürſt ſeiner Zeit geweſen, der ſein Leben wegen Zauberei verloren hätte. Wurde doch der allem Soldatenaberglauben ſeiner Zeit ergebene Herzog Johann Friedrich VI. von Weimar, der jüngſte Bruder Bernhards von Weimar, 1627 wegen Zauberei von ſeinen Brüdern in ſtrenge Haft nach Oldisleben und von da nach Weimar ins Kornhaus (das jetzige Landgerichtsgebäude) gebracht, wo er auf nicht aufgeklärte Weiſe in der Nacht vom 16. auf den 17. Oktober 1628 gewaltſam ums Leben kam. — Er ſoll noch als der ſogenannte (wegen der grauen Farbe ſeiner Kleidung) „löſchpapierene Prinz“ in den Korridoren und auf den Treppen des Landgerichts ſpuken.

Nach G. von Lamberg[1]) ließ Biſchof Johann Georg II. von Bamberg von 1625 bis 1630 neunhundert Hexen verbrennen. Ein nicht ganz drei Jahrzehnte ſpäter mit biſchöflicher Approbation gedrucktes Flugblatt nennt ſechshundert. Ich bringe dasſelbe ohne Kommentar einfach zum Abdruck:

„Kurtzer und wahrhafftiger Bericht
und erſchröckliche Newe Zeitung.

Von ſechshundert Hexen, Zauberern und Teuffelsbannern, welche der Biſchof von Bamberg hat verbrennen laſſen, was ſie in gütlicher und peinlicher

[1]) Kriminalverfahren vorzüglich bei Hexenprozeſſen im ehemaligen Bistum Bamberg während der Jahre 1624 bis 1630 ꝛc. Nürnberg o. J.

Frage bekannt. Auch hat der Bischoff im Stift Würzburg über neunhundert verbrennen lassen.

Und haben etliche hundert Menschen durch ihre Teuffels-Kunst um das Leben gebracht, auch die lieben Früchte auff dem Felde, durch Reiffen und Frost verderbet, darunter nicht alleine gemeine Persohnen, sondern etliche der vornehme Herren, Doctor und Doctorsweiber, auch etliche Rathspersohnen, alle hingericht und verbrannt worden, welche so schreckliche Thaten bekannt daß nicht alles zu beschreiben ist, die sie mit ihrer Zauberey getrieben haben, werdet ihr hierinnen allen Bericht finden.

Mit Bewilligung des Bischoffs und gantzen Thum-Capitels in Druck geben.

Gedruckt zu Bamberg
Bei Augustin Czinchium, im Jahr 1659.

Wahrhafftiger Bericht, wie in dem Kaiserlichen Stifft Bamberg viel Zäuberin sind verbrant worden, wie sie bekennet haben, daß sie in etlichen Jahren im gantzen Land den Wein und das Geträydig Alles erfröret, vies Menschen und Viehe gesterbet, auch krumm und lahm gemacht und schrecklichi, Thaten bekannt haben. Wie denn in der Stadt Ziel über die Hundert Menschen, darunter acht Raths-Herren und zween Bürgermeister mit ihren Weibern und etlichen Töchtern sind verbrennet worden, und hat der eine Bürgermeisterl welcher ein Gastgeber gewesen, und am Marckt gewohnet, er und sein Weib, und Tochter bekant, daß sie viel Pferd und Vieh gesterbet, das Fleisch auff dem Schindanger geholet, dasselbige gekocht, auch Hund und Katzen für Hasen gebraten, und den Gästen zu essen gegeben.[1])

Es sind auch zwei Metzger oder Fleischhauer in der Stadt Ziel gewesen, welche mit ihrer Teuffels-Kunst die Weyde vergifft, welches Viehe davon gegessen, alles niedergefallen und gestorben, hat ihnen ihr teufflischer Geist dasselbige Viehe helffen in die Stadt schleiffen, und die Leut verblendt, als wenn sie lebendig Viehe in die Stadt trieben, und dasselbe zerhauen und verkaufft dadurch viel Menschen um ihre Gesundheit und um ihr Leben gebracht.

Wie denn auch der Cantzlar und Dr. Horn, auch der Wirth zum Großkopff in Bamberg berichtet, mit ihrer teufflischen Gesellschafft ein Pancket bey dem Wirth zum Großkopff angestellet, dardurch den Bischoff von Bamberg berichtet, als wenn Kayserliche Commissarien bey dem Wirth zum Großkopff wären eingezogen, weil sich der Bischoff schwach befunden, hat er Dr. Horn und den Cantzlar fragen lassen, was der Commissarien von wegen Kayserlicher Majestät Anbringung und Begehrung sey, haben sie ihn bericht, daß zwe Regimenter Fuß-Volcks Qvartier begehrten, darauff der Bischoff den Commissarien eine güldene Ketten und zwey Credentz verehret, welche über die tausend Gülden werth gewesen. Auch hat der Bischoff nicht anders vermeynet, als wenn Kaiserliche Commissarien da gewesen und ane sie ihne

[1]) Solche Hexen giebt es auch heute noch.

bericht, was auff das Pancket gangen, alles aus des Biſchoffs Cammer bezahlt worden, welches mit dem Geſchenck über zwey tauſend Reichsthaler gekoſtet hat.

Auch haben ſie ihn bericht, als wenn die Commiſſarien kein Volck einquartieren wolten, wie nun ihre Zauberey an Tag kommen, eingezogen und peinlich verhöret worden, da hat Dr. Horn und der Cantzler bekant, wie ſie den Biſchof fälſchlich betrogen, die güldenen Ketten und die Credentz bey dem Cantzlar wieder funden worden.[1])

Darauff der Cantzlar und Dr. Horn, des Cantzlars Sohn, ſein Weib und zwo Töchter, auch viel vornehme Herren und Rathsperſonen, ſonderlich etliche Perſonen, die mit dem Biſchoff über der Taffel geſeſſen, ſind alle gerichtet und zu Aſche verbrandt worden.

Und haben bekennet, daß ſich ihrer über zwölff hundert mit einander verbunden haben, und wenn ihre Teuffels-Kunſt und Zauberey nicht an Tag kommen, wollen ſie gemacht haben, daß in vier Jahren kein Wein oder Getraydig im gantzen Land gerathen wäre, und dadurch viel Menſchen und Vieh hätten Hungers ſterben, und ein Menſch das andere freſſen müſſen, welches aber Gott der Herr nicht zugeben wollen, ſondern ihre Teufels-Kunſt und Zauberey an Tag gebracht, alſo daß derſelben über 1200 ſind verbrandt worden, und werden derſelbigen noch täglich viel eingezogen und verbrant, doch haben ſie auch bekannt, daß ſie viel gifftige Nebel gemacht, daß viel Menſchen und Viehe haben ſterben müſſen, auch durch ihre Teuffels-Kunſt den Menſchen Frörer[2]) und groſſe Kranckheit gemacht, Aepffel und Birnen, auch das Gras auff den Wieſen verderbet.

Es ſind auch unter dieſen Zauberin geweſt, die ſich zu feurigen Drachen haben machen können, wie ſie in der Lufft als Geſpenſt herumgefahren. Es iſt auch eine Amme oder Wehmutter darunter geweſen, welche bekennet, daß ſie über die zweyhundert Kinder in der Geburt die Hörnſchalen eingedrucket und ums Leben gebracht.

Es iſt noch eine Wehmutter gefänglich eingezogen und peinlich verhöret worden, hat bekennet, daß ſie über die funffzig Kindbetterin mit ihren Kindern ums Leben gebracht, wenn ſie denſelben hat helffen ſollen, hat ſie die Hand mit ihrer zauberiſchen Salben geſchmieret, ſobald ſie die Weiber mit ihrer Hand berühret, ſind ihnen die Leiber gantz angeſchwollen, daß Mutter und Kinder in groſſen Schmertzen haben ſterben müſſen, wie dann auch zwo Ammen und Wehmütter geſagt haben, man ſol keine Amme eine ſchwangere Frau anrühren laſſen, ſie habe dann die Hand mit friſchen Waſſer gewaſchen.[3])

Es ſind auch etliche catholiſche Pfaffen darunter geweſen, die ſo groſſe Zauberey und Teuffels-Kunſt getrieben, daß nicht Alles zu beſchreiben iſt, wie

---

[1]) Alſo auch ganz gemeiner Schwindel war Hexerei.

[2]) D. h. Fieber.

[3]) Natürlich, weil Unreinlichkeit die Infektionskrankheiten überträgt.

ſie in ihrer Pein bekennet, daß ſie viel Kinder in Teuffels Namen getaufft haben. Es haben auch die Zauberin bekant, wann ſie einem was abgekaufft, es ſey Wein oder Haber, oder was es wolle, haben ſie ihnen das Geld ins Teuffels Nahmen zugezehlet und gegeben, wenn ſich derſelbige Menſch mit Gottes Wort nicht verwehret, haben ſie ihm das Geld durch ihre Teuffelskunſt wieder abgezaubert.

Der eine Bürgermeiſter in der langen Gaſſen, und der ander Bürgermeiſter Stephan Bawer, die haben bekannt, daß ſie viel ſchreckliche Wetter und groſſe Winde gemacht, viel Heuſſer und Gebeu eingeworffen, und viel Bäum im Wald und Felde aus der Erden geriſſen, und nicht anders vermeint, ſie wolten das Wetter und den Wind ſo ſtarck machen, daß es den Thum zu Bamberg über den Hauffen werffen ſolt.

Die Becken auff dem Marckt haben bekannt, wie ſie viel Menſchen haben geſterbet, die Wecke mit ihren teuffliſchen Salben geſchmieret, daß viel Leute haben müſſen verdorren. Die Bürgermeiſterin Lambrechin und die dicke Metzgerin haben bekant, daß ſie den Zauberin die Salbe gemacht haben und von einer jeden Hexen wöchentlich zwey Pfennige bekommen, hat im Jahr 600 Gülden gemacht.

Der Wirth und die Wirthin zum Großkopff haben mit zweyen Töchtern bekant, daß ſie viel Menſchen in ihrem Haus mit ihrer teufliſchen Kunſt haben umgebracht, das Fleiſch für Schweine-Braten, die Därm mit etlichem Fleiſch gefüllt und Bratwurſt daraus gemacht[1]), auch Krotten und Fröſch für Karpffen geſotten, den Gäſten zu eſſen geben, daß mancher redliche Mann ſeinen geſunden Leib und Leben hat müſſen verlieren.

Es haben auch die Zauberin bekant, daß ſie in die Keller haben fahren können, Wein und Bier darin ausgeſoffen, und etliches in Ledern Säcken hinweggeführt.

Die Cantzlern und die Kannegieſſern, auch die alt Müllerin haben bekannt, daß ſie heuer dieſen Sommer Sachen eingegraben, daß die Sonne nicht hat ſcheinen ſollen, nur lauter Kält und Regen gemacht, vermeynten, daß die Früchte alle ſolten dadurch verderben.

Der Bürgermeiſter Neidecker hat mit ſeiner teuffliſchen Geſellſchafft bekennt, wie ſie die Brunn vergifftet haben. Wer davon getruncken, hat alsbald die Beul und Peſtilentz bekommen, und viel Menſchen dadurch geſterbet.

Es haben auch die Zauberin bekant, wie ihrer 3000 die Walpurgisnacht bey Würtzburg auff dem Kreydenberg auff dem Cantz geweſen, hat ein jeder dem Spielmann einen Kreutzer geben, darmit der Spielmann viertzig Gülden zum Lohn bekommen, und haben auff demſelben Cantz 7 Fuder Wein dem Biſchoff zu Würtzburg aus dem Keller geſtohlen.

Es ſind etliche Mägdlein von 7, 8, 9 und 10 Jahren unter dieſen Zauberin geweſen, deren 22 ſind hingericht und verbrannbt worden, wie ſie

[1]) Derartige aktenmäßig verbürgte Fälle kommen auch im „Neuen Pitaval“ vor.

bericht, was auff das Pancket gangen, alles aus des Biſchoffs Cammer bezahlt worden, welches mit dem Geſchenck über zwey tauſend Reichsthaler gekoſtet hat.

Auch haben ſie ihn bericht, als wenn die Commiſſarien kein Volck einquartieren wolten, wie nun ihre Zauberey an Tag kommen, eingezogen und peinlich verhöhret worden, da hat Dr. Horn und der Cantzler bekant, wie ſie den Biſchof fälſchlich betrogen, die güldenen Ketten und die Credentz bey dem Cantzlar wieder funden worden.[1])

Darauff der Cantzlar und Dr. Horn, des Cantzlars Sohn, ſein Weib und zwo Töchter, auch viel vornehme Herren und Rathsperſonen, ſonderlich etliche Perſonen, die mit dem Biſchoff über der Taffel geſeſſen, ſind alle gerichtet und zu Aſche verbrandt worden.

Und haben bekennet, daß ſich ihrer über zwölff hundert mit einander verbunden haben, und wenn ihre Teuffels-Kunſt und Zauberey nicht an Tag kommen, wollen ſie gemacht haben, daß in vier Jahren kein Wein oder Getraydig im gantzen Land gerathen wäre, und dadurch viel Menſchen und Vieh hätten Hungers ſterben, und ein Menſch das andere freſſen müſſen, welches aber Gott der Herr nicht zugeben wollen, ſondern ihre Teufels-Kunſt und Zauberey an Tag gebracht, alſo daß derſelben über 1200 ſind verbrandt worden, und werden derſelbigen noch täglich viel eingezogen und verbrant, doch haben ſie auch bekannt, daß ſie viel gifftige Nebel gemacht, daß viel Menſchen und Viehe haben ſterben müſſen, auch durch ihre Teuffels-Kunſt den Menſchen Frörer[2]) und groſſe Kranckheit gemacht, Aepffel und Birnen, auch das Gras auff den Wieſen verderbet.

Es ſind auch unter dieſen Zauberin geweſt, die ſich zu feurigen Drachen haben machen können, wie ſie in der Lufft als Geſpenſt herumgefahren. Es iſt auch eine Amme oder Wehmutter darunter geweſen, welche bekennet, daß ſie über die zweyhundert Kinder in der Geburt die Hörnſchalen eingedrucket und ums Leben gebracht.

Es iſt noch eine Wehmutter gefänglich eingezogen und peinlich verhöret worden, hat bekennet, daß ſie über die funffzig Kindbetterin mit ihren Kindern ums Leben gebracht, wenn ſie denſelben hat helffen ſollen, hat ſie die Hand mit ihrer zauberiſchen Salben geſchmieret, ſobald ſie die Weiber mit ihrer Hand berühret, ſind ihnen die Leiber gantz angeſchwollen, daß Mutter und Kinder in groſſen Schmertzen haben ſterben müſſen, wie dann auch zwo Ammen und Wehmütter geſagt haben, man ſol keine Amme eine ſchwangere Frau anrühren laſſen, ſie habe dann die Hand mit friſchen Waſſer gewaſchen.[3])

Es ſind auch etliche catholiſche Pfaffen darunter geweſen, die ſo groſſe Zauberey und Teuffels-Kunſt getrieben, daß nicht Alles zu beſchreiben iſt, wie

---

[1]) Alſo auch ganz gemeiner Schwindel war Hexerei.

[2]) D. h. Fieber.

[3]) Natürlich, weil Unreinlichkeit die Infektionskrankheiten überträgt.

herausgegoſſen wird, es ſey Menſchen oder Viehe, welches darüber gehet, muß verkrummen und verlahmen, kann ihn nimmermehr kein Menſch nit helffen.

Sie haben auch bekant, wann ſich ein Menſch des Morgens frühe mit Gottes Wort verwaret und bey ſich trägt Tauſend Gulden[1]), Widerthon,[2]) es ſey bey Menſchen oder Viehe, ſo können ſie demſelbigen mit ihrer Zauberey nichts thun.

Darum ihr lieben Haus-Vätter und Haus-Mütter, ihr wöllet auf eure Haushaltung ſehen, und für ſolchen Leuten euch wohl hütten, denn das Vieh auf dem Land nicht ſicher iſt, geſchweige denn der Menſch, der zu Feld und zu Lande ziehen muß."

In Schmalkalden erſchien 1630 als „Truten-Zeitung" ein langes Bänkelſängerlied im Nibelungenversmaß über die Bamberger Hexenprozeſſe, worin der Verfaſſer die proteſtantiſchen Behörden ermahnt, ſich an dem Glaubenseifer des Biſchofs ein Beiſpiel zu nehmen. Es war nach der Melodie eines damaligen Gaſſenhauers: „Dorothea, mein Schätzel" ꝛc. zu ſingen.

Im Kurfürſtentum Mainz nahm in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts die Zahl der Hexenprozeſſe beſtändig zu. Das Zaubergeſindel ſollte ſich zu Tauſenden namentlich auf dem Eichwaſen bei Dieburg verſammeln und daſelbſt ſeine Sabbathe abhalten. Zu Dieburg ſelbſt wurden 1627 fünfundachtig Leute wegen Hexerei verbrannt und in Bürgel und Großkrotzenburg gar dreihundert. Der uns ſchon als Alchymiſt bekannte Kurfürſt Johann Philipp von Schönborn machte dieſem Unweſen ein Ende.

Im Kurfürſtentum Köln wütete der Hexenteufel in derſelben Weiſe wie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts weiter.

In Paderborn rief 1656 eine Magd, Trinike Morings, einen ungeheueren Beſeſſenheitsſpektakel hervor, der mehreren hundert Menſchen das Leben koſtete. Ich werde darauf zurückkommen.

In Salzburg wnrden 1679 allein ſiebenundneunzig Leute wegen Beſuch der Sabbathe, Wettermachen und Behexung dis Viehs hingerichtet.

Das Wettermachen ſpielte auch in Öſterreich eine große Rolle, und Abraham a Santa Clara ſagt in einer ſeiner Kapuzinaden, daß er „hundert und hundert und über hundert dergleichen Begebenheiten" erzählen könne.

---

[1]) Erythraea centaurium.

[2]) Antirrhinum majus.

In Tyrol wüteten die Hexenprozeſſe namentlich in den Jahren 1643 und 1644, dann von 1647 bis 1651 und von 1679 bis 1680. In dem letzten Jahr begleitete nach ſeinen eigenen Aufzeichnungen der Benefiziatprieſter Baumgartner zu Meran allein dreizehn Hexen zum Brandplatz.

In Offenburg im Breisgau wurden von 1627 bis 1631 ſechzig Hexen verbrannt, in Büdingen 1633 und 1634 einhundert und vierzehn.

Aus dem Jahr 1627 bringt Zſchokke in ſeiner Geſchichte des bayriſchen Volkes einige Citate:

„In Schongau einige Hexen verbrannt, ſo viel gewaint undt gelamentirt undt aber ſich gut gricht haben. Item die zwey Hexen zu Weilhaimb verbrandt, haben ſich gar ſchon gricht gehabt.“

Im Elſaß nahmen die Hexenprozeſſe einen ſolchen Umfang an, daß der Magiſtrat von Straßburg ſich genötigt ſah, im Jahre 1630 „das Diffamiren wegen Hexerey“ zu verbieten. Im Amt Ballbronn wurden von 1658 bis 1663 dreiundzwanzig Hexen hingerichtet.

In dem heſſiſchen Ort Lindheim kamen 1631 bis 1633 und beſonders von 1661 bis 1664 die von Horſt in ſeiner Dämonomagie ausführlich geſchilderten Hexenprozeſſe vor. Der in den letzteren eine ſcheußliche Rolle ſpielende Hexenrichter Geiß brach bei der Verfolgung einer Hexe infolge eines Sturzes vom Pferd den Hals und ſoll noch heute ſpuken.

In Heſſen wütete der Hexenteufel ſo grimmig wie anderwärts bis zum Jahre 1673, ohne daß genauere ſtatiſtiſche Nachweiſe bekannt wären; von da an nehmen die Prozeſſe ab, um mit dem Jahre 1711 ganz zu verſchwinden.

Im Heſſenland giebt es wie in Thüringen eine Menge Hexentanzplätze. Bei denſelben tauft der Teufel die Novizinnen mit ſeinem Urin, worauf er ihnen carnaliter beiwohnt. Beim Tanz pfeifen die Hexenpfeifer auf dem Hintern ſchwarzer Katzen eins auf, und auf dem Kopf ſtehende Hexen, denen Lichter in den After geſteckt ſind, fungieren als Leuchter.

In Naſſau wurden von 1629 bis 1632 in Herborn 90, in Dillenburg 35, in Driedorf 30 und zu Idſtein 1676 eine Pfarrersfrau wegen Hexerei hingerichtet.

In Thüringen waren die Hexenprozeſſe am meiſten in der unter ſächſiſcher Oberherrſchaft ſtehenden Grafſchaft Henneberg verbreitet.

Allein in dem kleinen Städtchen Meiningen kamen von 1610 bis 1685 einhundertundſechs Hexenverbrennungen vor, welche ſich folgendermaßen verteilen: 1610 drei; 1611 zweiundzwanzig; 1612 zwei; zwei im Gefängnis geſtorbene Angeklagte wurden ohne Ceremonien eingeſcharrt; 1614 zwei; 1616 ein Mann; 1617 eine Frau; 1621 drei; 1622 neun; 1623 zwei; 1624 zwei; 1625 drei; 1627 vier; 1628 dreizehn; 1629 neun; 1630 fünf; 1631 eine. Da ſich von jetzt die Schrecken des dreißigjährigen Krieges über Meiningen ergoſſen, dachte man wohl nicht mehr an das Regiſtrieren der Hexenbrände, die indeß wohl ſchwerlich ganz aufhörten. Erſt 1656 werden wieder vier Leute Hexerei halber juſtifiziert; 1659 drei; 1660 eine; 1661 vier; 1662 wurde ein im Gefängnis geſtorbener Zauberer und Blutſchänder unter dem Galgen begraben. 1663 wurde eine Hexe verbrannt; 1664 drei; 1665 eine; 1668 eine; 1676 eine. Die bisher Hingerichteten wurden in überwiegender Zahl lebendig verbrannt. Erſt Herzog Bernherd I. ließ, die unter ſeiner Regierung von 1680 bis 1685 wegen Hexerei verurteilten vier Leute vor dem Verbrennen köpfen.

Die letzte Hinrichtung wegen Hexerei kam am 26. Juni 1685 vor. Es wurde auf dem „Hexenberg“ zwiſchen Meiningen und Untermaßfeld der aus Leutersdorf gebürtige Bauernburſche Hans Schau geköpft und verbrannt. Vor der Hinrichtung ſoll er geſagt haben, daß zum Beweis ſeiner Unſchuld der Brandpfahl ſeines Scheiterhaufens ausſchlagen und zum Baum erwachſen werde. Es geſchah, und der Baum ſoll die in der ganzen Gegend bekannte „Hexenbuche“ von wohl zweihundertjährigem Alter ſein. — Von der ehemaligen Feſtung Untermaßfeld führte bis zum Jahre 1858, wo die Werrabahn gebaut wurde, vom Werraufer die halbverfallene hölzerne „Hexentreppe“ nach dem Hexenberg hinan, über welche die Schlachtopfer zur Exekution geführt wurden. Auch auf dem Breuberg unterhalb Meiningens und dem „untern Raſen“ wurden Hexen — auf letzterem 1349 auch einige hundert Juden (trotzdem iſt aber Meiningen noch Klein-Jeruſalem!) — verbrannt.

Auch in den kleinen Städten Waſungen und Themar ver

brannte man viele Hexen. In der „Pfaffenburg“ zu Waſungen ſieht man noch die Keuchen, in denen die Hexen ſchwebend angeſchloſſen waren; und vor dem nach Meiningen zu gelegenen Thor ſtand bis vor einigen Jahren ein ſteinerner Tiſch (in deſſen Nähe noch die Fundamente des Galgens ſich befinden), an welchem die Maleſizgerichte über die Hexen abgehalten wurden.

In Themar wurden die Hexen in einem noch ſtehenden, wegen ſeines Schieferdaches „die blaue Kappe“ genannten Turm der Stadtmauer eingekerkert. Die früher dort befindlichen zahlreichen Folterwerkzeuge werden jetzt in der Sammlung des Hennebergiſchen altertumsforſchenden Verein in Meiningen aufbewahrt.

Auf einige Meininger Hexenprozeſſe von großem ſachlichen Intereſſe werde ich im nächſten Teil zurückkommen.

Auch in den Herzogtümern Gotha und Weimar leiſtete man im Hexenbrennen Anerkennenswertes.

Im gothaiſchen, damals kaum 4000 Einwohner zählenden Amt Georgenthal kamen von 1652 bis 1700 vierundſechzig Hexenprozeſſe — von 1670 bis 1675 allein achtunddreißig — vor, und Hitzig druckt in ſeinen Annalen mehrere Protokolle ab, nach welchen die Inquiſitinnen nach ſtundenlanger Folter ſtarben. Dabei ſcheint es aber doch „ein fideles Gefängnis“ geweſen zu ſein, denn bei der Verbrennung der achtzigjährigen „Sachſen-Urſel“ kneipte das Gerichtsperſonal nur 17½ Maß Wein und 26 Kannen Bier. — Wie Soldan-Heppe, welcher die Protokolle in extenso beibringt, angeſichts dieſer Thatſachen ſagen kann, die unter Ernſt dem Frommen geführten Hexenprozeſſe ſeien milder als im übrigen Deutſchland geweſen, iſt mir unerklärlich.

Aus Weimar liegen keine ſtatiſtiſchen Angaben vor; wie es aber ſelbſt in dem kleinen Ilmenau zuging, beweiſen die in der weimariſchen Landeskunde mitgeteilten Aufzeichnungen eines dortigen Bürgers, die 1724 gemacht wurden. Es heißt:

„1664 iſt ein ſchon betagter, eisgrauer Mann aus Bösleben allhier in Verhaft genommen und als Erzzauberer und Hexenmeiſter am 20. Mai lebendig verbrannt worden. 1668 iſt eine Wittwe, welche, wie man vernommen, mit dem Satan gebuhlet und junge Geiſter geſäuget, den 13. November enthauptet und darauf verbrannt worden. 1669 iſt auch eine Wittwe, ein ſehr ganz altes Weib, nach ſattſamer Ausſage wegen dieſes teufliſchen Laſters den 5. Februar lebendig verbrannt worden. 1669 den 10. März

wurde ein alter Fuhrmann wegen Zauberei enthauptet und verbrannt. 1670 den 6. April wurde ein alt betagt Weib wegen dieſes Laſters enthauptet und verbrannt. 1675 ſind abermals vier Weiber aus Unterpörlitz wegen Zauberei gefänglich eingezogen. Die eine ſtarb auf der Folter, die zweite wurde enthauptet, und beide Körper wurden verbrannt; die dritte wurde auch enthauptet und dann verbrannt; die vierte ſtarb im Gefängniß, und der Leichnam wurde auch verbrannt."

Im Jahre 1690 wurde zu Oldisleben die letzte Hexe im Weimariſchen, Maria Glade, verbrannt.

Das Jahr vorher hatte in Jena der Profeſſor T. H. Pott eine Schrift in Quart herausgegeben: „De nefando lamiarum cum diabolo coitu, von der Hexen ſchändlichem Beiſchlaff mit dem böſen Feind, cum exemplis." Ich komme auf dieſe erbaulichen Exempel zurück.

Aus Kurſachſen liegen ebenfalls keine ſtatiſtiſchen Angaben vor; doch genügt wohl die Angabe, daß der ſächſiſche Kriminaliſt Benedict Carpzov (1595—1666) über zwanzigtauſend Todesurteile, darunter die Hälfte Hexen betreffend, fällte. Dafür las aber der fromme Mann die Bibel dreiundfünfzig Mal durch.

Um 1660 wurde der ſächſiſche Arzt Veit Pratzel, ein Spaßvogel, der im Wirtshaus taſchenſpieleriſch zwanzig Mäuſe hervorgezaubert hatte, verbrannt; ſeinen Kindern, die man im Verdacht hatte, die Teufelskunſt ihres Vaters auch zu können, öffnete der Henker in einer Badewanne die Adern.

Im Jahre 1694 kam der berüchtigte Prozeß gegen die Generalin von Neidſchütz vor, welche den Kurfürſt Johann Georg IV. zauberiſche Liebe gegen ihre Tochter eingeflößt haben ſollte. Die Generalin wurde gefoltert und zum Tode verurteilt, jedoch von Auguſt dem Starken, „der ſeine Regierung nicht gern mit der Beileidigung einer vornehmen Familie anfangen wollte," auf ihr Gut an der ſchleſiſchen Grenze verbannt, wo ſie in größter Dürftigkeit ſtarb. Ich werde auf dieſen ſeiner Zeit eminentes Aufſehen erregenden Prozeß zurückkommen.

In Brandenburg kamen unter der Regierung des großen Kurfürſten nur wenig Hexenprozeſſe vor, die mit Gefängnis, Staupenſchlag oder Landesverweiſung endigten.

Deſto ſchlimmer ging es in dem benachbarten Mecklenburg zu, wo ſich namentlich der in der erſten Hälfte des 18. Jahr-

brannte man viele Hexen. In der „Pfaffenburg“ zu Waſungen ſieht man noch die Keuchen, in denen die Hexen ſchwebend angeſchloſſen waren; und vor dem nach Meiningen zu gelegenen Thor ſtand bis vor einigen Jahren ein ſteinerner Tiſch (in deſſen Nähe noch die Fundamente des Galgens ſich befinden), an welchem die Maleſizgerichte über die Hexen abgehalten wurden.

In Themar wurden die Hexen in einem noch ſtehenden, wegen ſeines Schieferdaches „die blaue Kappe“ genannten Turm der Stadtmauer eingekerkert. Die früher dort befindlichen zahlreichen Folterwerkzeuge werden jetzt in der Sammlung des Hennebergiſchen altertumsforſchenden Verein in Meiningen aufbewahrt.

Auf einige Meininger Hexenprozeſſe von großem ſachlichen Intereſſe werde ich im nächſten Teil zurückkommen.

Auch in den Herzogtümern Gotha und Weimar leiſtete man im Hexenbrennen Anerkennenswertes.

Im gothaiſchen, damals kaum 4000 Einwohner zählenden Amt Georgenthal kamen von 1652 bis 1700 vierundſechzig Hexenprozeſſe — von 1670 bis 1675 allein achtunddreißig — vor, und Hitzig druckt in ſeinen Annalen mehrere Protokolle ab, nach welchen die Inquiſitinnen nach ſtundenlanger Folter ſtarben. Dabei ſcheint es aber doch „ein fideles Gefängnis“ geweſen zu ſein, denn bei der Verbrennung der achtzigjährigen „Sachſen-Urſel“ kneipte das Gerichtsperſonal nur 17½ Maß Wein und 26 Kannen Bier. — Wie Soldan-Heppe, welcher die Protokolle in extenso beibringt, angeſichts dieſer Thatſachen ſagen kann, die unter Ernſt dem Frommen geführten Hexenprozeſſe ſeien milder als im übrigen Deutſchland geweſen, iſt mir unerklärlich.

Aus Weimar liegen keine ſtatiſtiſchen Angaben vor; wie es aber ſelbſt in dem kleinen Ilmenau zuging, beweiſen die in der weimariſchen Landeskunde mitgeteilten Aufzeichnungen eines dortigen Bürgers, die 1724 gemacht wurden. Es heißt:

„1664 iſt ein ſchon betagter, eisgrauer Mann aus Bösleben allhier in Verhaft genommen und als Erzzauberer und Hexenmeiſter am 20. Mai lebendig verbrannt worden. 1668 iſt eine Wittwe, welche, wie man vernommen, mit dem Satan gebuhlet und junge Geiſter geſäuget, den 13. November enthauptet und darauf verbrannt worden. 1669 iſt auch eine Wittwe, ein ſehr gantz altes Weib, nach ſattſamer Ausſage wegen dieſes teufliſchen Laſters den 5. Februar lebendig verbrannt worden. 1669 den 10. März

wurde ein alter Fuhrmann wegen Zauberei enthauptet und verbrannt. 1670 den 6. April wurde ein alt betagt Weib wegen dieſes Laſters enthauptet und verbrannt. 1675 ſind abermals vier Weiber aus Unterpörlitz wegen Zauberei gefänglich eingezogen. Die eine ſtarb auf der Folter, die zweite wurde enthauptet, und beide Körper wurden verbrannt; die dritte wurde auch enthauptet und dann verbrannt; die vierte ſtarb im Gefängniß, und der Leichnam wurde auch verbrannt."

Im Jahre 1690 wurde zu Oldisleben die letzte Hexe im Weimariſchen, Maria Glade, verbrannt.

Das Jahr vorher hatte in Jena der Profeſſor T. H. Pott eine Schrift in Quart herausgegeben: „De nefando lamiarum cum diabolo coitu, von der Hexen ſchändlichem Beiſchlaff mit dem böſen Feind, cum exemplis." Ich komme auf dieſe erbaulichen Exempel zurück.

Aus Kurſachſen liegen ebenfalls keine ſtatiſtiſchen Angaben vor; doch genügt wohl die Angabe, daß der ſächſiſche Kriminaliſt Benedict Carpzov (1595—1666) über zwanzigtauſend Todesurteile, darunter die Hälfte Hexen betreffend, fällte. Dafür las aber der fromme Mann die Bibel dreiundfünfzig Mal durch.

Um 1660 wurde der ſächſiſche Arzt Veit Pratzel, ein Spaßvogel, der im Wirtshaus taſchenſpieleriſch zwanzig Mäuſe hervorgezaubert hatte, verbrannt; ſeinen Kindern, die man im Verdacht hatte, die Teufelskunſt ihres Vaters auch zu können, öffnete der Henker in einer Badewanne die Adern.

Im Jahre 1694 kam der berüchtigte Prozeß gegen die Generalin von Neidſchütz vor, welche den Kurfürſt Johann Georg IV. zauberiſche Liebe gegen ihre Tochter eingeflößt haben ſollte. Die Generalin wurde gefoltert und zum Tode verurteilt, jedoch von Auguſt dem Starken, „der ſeine Regierung nicht gern mit der Beileidigung einer vornehmen Familie anfangen wollte," auf ihr Gut an der ſchleſiſchen Grenze verbannt, wo ſie in größter Dürftigkeit ſtarb. Ich werde auf dieſen ſeiner Zeit eminentes Aufſehen erregenden Prozeß zurückkommen.

In Brandenburg kamen unter der Regierung des großen Kurfürſten nur wenig Hexenprozeſſe vor, die mit Gefängnis, Staupenſchlag oder Landesverweiſung endigten.

Deſto ſchlimmer ging es in dem benachbarten Mecklenburg zu, wo ſich namentlich der in der erſten Hälfte des 18. Jahr-

hunderts (1713—1744) regierende Herzog Carl Leopold als Hexenverfolger auszeichnete; er ließ ſogar einen Geiſtlichen, den Rektor Beatus, in der Kaſematte zu Dömitz foltern.

In Holſtein ließ Chriſtoph von Rantzau, ein Nachkomme oder Verwandter des Aſtrologen Heinrich von Rantzau, im Jahre 1686 an einem Tag achtzehn Hexen verbrennen.

Im Fürſtentum Neiſſe wurden in neun Jahren über tauſend — im Jahre 1651 allein zweiundvierzig — Hexen in einem beſonders dazu erbauten Backofen verbrannt.

In der freien Stadt Hamburg waren im 17. Jahrhundert die Hexenprozeſſe weit weniger umfangreich und grauſam als anderswo; der letzte nachweisbare Prozeß fällt in das Jahr 1643, in welchem ein altes Weib, Cäcilie Haubels, wegen Zauberei und Ermordung ihres Gatten geradebrecht und verbrannt wurde.

In Pommern wurde am 19. Auguſt 1620 nach erlittener ſcharfer Tortur die achtzigjährige Sidonie von Borck enthauptet und verbrannt, weil ſie einen Buhlteufel namens Chim von der „dicken Woude Albrechts“, einer Zigeunerin, erhalten haben, mehrere Leute an ihrer Geſundheit geſchädigt und den Herzog Philipp II. zu Tod gebetet haben ſollte. Mit letzterem hatte ſie lang ein unſauberes Verhältnis unterhalten, war aber von ihm nicht geheiratet, ſondern in das Stift Marienfließ geſteckt worden, wo ſie nichts als Unfug trieb. Sie war eine im ſiebenundfünfzigſten Jahr noch mannstolle bösartige alte Vettel. — Ihr wurde auch nachgeſagt, daß ſie durch Neſtelknüpfen das Ausſterben der pommerſchen Herzogsfamilie verurſacht habe.

Von Hexenprozeſſen außerhalb Deutſchlands — zunächſt in der Schweiz — führt Soldan im 17. Jahrhundert zu Lauſanne zweiundneunzig nachgewieſene Hinrichtungen an.

Im Kanton Bern wurde die Hexeninquiſition ſehr mild gehandhabt; nur im Waadtland fanden 1665 vierundzwanzig Hinrichtungen ſtatt.

Im Kanton Zürich fanden um die Mitte des 17. Jahrhunderts einige Hexenverbrennungen ſtatt.

In Genf fand 1652 der letzte Hexenprozeß ſtatt.

Über die franzöſiſchen Hexenprozeſſe unter Heinrich IV. habe ich bereits geſprochen. Unter Ludwig XIII. fanden 1611 und

1634 die berühmten und berüchtigten Prozeſſe gegen Louis Gauffridy in Marſeille und Urbain Grandier in Loudun ſtatt, welche ſich mit dem Teufel verbunden und mit deſſen Hilfe Nonnen verführt und beſeſſen gemacht haben ſollten. Sie wurden natürlich verbrannt. Ich kann die durch eine Reihe von Schriften bekannt gewordene Entwickelung dieſer Prozeſſe hier übergehen, umſomehr, als ich bei Darſtellung der Beſeſſenheit auf das Sachliche zurückkommen werde.

Unter Ludwig XIV. ſchien es, als ob bei Gelegenheit der Prozeſſe der Brinvillers und Voiſin die Chambres ardentes die Hexenprozeſſe noch einmal in Gang bringen würden. Aber es war Strohfeuer; der Zeitgeiſt war eben in Frankreich ein anderer geworden.

Anders war es in England, wo während des Bürgerkrieges der amtlich angeſtellte Witch-Finder-General Matthias Hopkins Hunderte und aber Hunderte von Weibern der Waſſer- und Nadelprobe unterwarf und auf den Scheiterhaufen brachte. Er erhielt für den Kopf zwanzig Schilling Prämie. Schließlich wurde aber dem Volk die Sache zu bunt; es unterwarf Hopkins ſelbſt der Waſſerprobe und verbrannte ihn, als er ſchwamm.

In Schottland wurden 1662 über einhundertundfünfzig Perſonen der Hexerei angeklagt und vierzehn Unterſuchungskommiſſionen eingeſetzt. Wie es bei den Hinrichtungen zuging, ſehen wir aus der Erzählung eines Grafen Mar, welcher es mit anſah, wie ſich mehrere Hexen halbverbrannt vom Scheiterhaufen losriſſen, raſend gegen die Zuſchauer ankämpften und von dieſen ſchließlich wieder ins Feuer zurückgeworfen wurden.

Auch nach dem engliſchen Nordamerika griffen die Hexenprozeſſe hinüber. Im Jahre 1645 wurden im Staate Maſſachuſetts vier Leute wegen Hexerei hingerichtet; aber das war erſt das Vorſpiel; das Trauerſpiel begann 1688 in Boſton. Hier beobachtete der berühmte Prediger Cotton Mather ein beſeſſenes Kind, welches ſich in Ekſtaſe rittlings auf einen Stuhl ſetzte und ſcheinbar auf den Sabbath galoppierte. Dann ſprach es anſcheinend mit unſichtbaren Perſonen, hörte ihnen zu uſw. Derartige Fälle mehrten ſich, und im Jahre 1692 wollte ein Geiſtlicher zu Salem, namens Paris, durch magiſche Künſte herausgebracht haben, daß zwei ſeiner indianiſchen Dienſtboten die Urheber dieſer Behexungen ſeien. Die-

ſelben wurden eingeſteckt und bekannten wieder auf andere. So ging dies fort, bis der Gouverneur Phipps von Neuengland etwa dreihundertundfünfzig Anklagen wegen Zauberei erhoben hatte und neunzehn Angeklagte, darunter ein ſehr angeſehener Geiſtlicher und ein Rechtsanwalt, gehängt worden waren. Als im Frühjahr 1693 der Gouverneur Phipps abberufen worden war, wurden ſämtliche Angeklagte in Freiheit geſetzt, und 1696 hielt man zum Andenken an die unſchuldigen Opfer einen Faſt- und Bettag ab.

Die Salemer Hexenprozeſſe erzeugten eine ganze Streitſchriftenlitteratur, aus welcher hervorgeht, daß hier entſchieden die ſogenannte epidemiſche Beſeſſenheit vorliegt, und daß wohl von verſchiedenen Seiten — vielleicht von den Indianern erlernte — ſchädigende magnetiſche Künſte geübt worden ſein mögen.

In Italien wurden, nachdem ſchon 1532 ein gleicher Prozeß gewütet hatte, 1625 und 1628 in Palermo, 1629 in Mailand und in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts an verſchiedenen Orten Norditaliens Hunderte von Menſchen die Opfer einer ganz beſtimmten Form des Hexenglaubens. Es hatte ſich nämlich das Gerücht verbreitet, daß eine Rotte verruchter Menſchen, unter dieſen ein Scharfrichter und verſchiedene Totengräber, auf Antrieb des Teufels aus ausgegrabenen Peſtleichen Salben und Pulver bereiteten, um alle Einwohner der betreffenden Ortſchaften umzubringen. Auf der Folter ſagten die Angeklagten aus, daß ſie die Pulver den Leuten auf die Kleider geſtreut, und mit den Salben Hauswände, Thürklopfer, Drücker, Kirchenbänke ꝛc. geſchmiert hätten. Wenn nun auch ſicher ſo manche nicht unſchuldig an derartigen verbrecheriſchen Verſuchen waren, ſo opferte doch das Volk ganz unſchuldige Leute, die aus irgend einer harmloſen Urſache die Hauswände berührt hatten, ſeiner Rache. Einen Arzt zu Palermo, der im Verdacht ſtand, das Weihwaſſer mit Peſtpulver vergiftet zu haben, und einen alten Mann zu Caſale, der in der Kirche eine Bank mit dem Rockzipfel abgewiſcht hatte, zerriß das Volk lebendig. Zu Mailand ſtarben deshalb 1630 die Wundärzte Johann Jacob Mora und Wilhelm Platea auf der Folter, worauf man ihnen am 1. Auguſt des gleichen Jahres eine Schandſäule errichtete.

Ich werde auf die Peſthexen zurückkommen.

In dieſem Jahrhundert werden auch die ſkandinaviſchen Länder in die Hexenprozeſſe verwickelt. In Dänemark entſtand zu Kjöge im Jahre 1612 infolge mediumiſtiſcher Vorgänge ein berüchtigter Hexenprozeß, auf den ich ausführlich zurückkommen werde.

Ein Hexenprozeß en gros ſpielte ſich 1670 zu Mora in Schweden ab, wo eine Menge Kinder in tiefe Ohnmachten fielen, von fürchterlichen Krämpfen und Ekſtaſen befallen wurden, in denen ſie phantaſierten, daß ſie von Hexen, welche ſie auf Ziegenböcken in den Hintern geſteckte Stangen ſetzten, auf den Hexenſabbath nach Blokula mitgenommen würden. Hier erſcheine der Teufel als ein reich mit Bändern geſchmückter Mann, und es werde der gewöhnliche Unfug getrieben. Sei der Teufel guter Laune, ſo ſinge er zur Harfe; im andern Fall prügele er nach dem coitus die Hexen mit Rollen von Wäſchemangen uſw. uſw.

Carl XI. ſandte eine Unterſuchungskommiſſion nach Mora, welche über dreihundert Kinder verhörte. Der Prozeß endete damit, daß zweiundſiebzig Weiber und fünfzehn größere Kinder zum Tode und ſechsundfünfzig andere zu ſchweren Leibes- und Freiheitsſtrafen verurteilt wurden. — Auch hier liegt die ſogenannte epidemiſche Beſeſſenheit zu Grund.

Achtes Kapitel.

Der Verfall der Hexenprozesse.

Das sechzehnte Jahrhundert war für die Bestrebungen eines Agrippa von Nettesheym, Wier, Loos usw. noch nicht reif gewesen. Anders wurde dies im siebzehnten. Allerdings hatten die ersten Bekämpfer der Hexenprozesse auch in diesem Jahrhundert einen harten Stand. So zunächst der tiroler Jesuit Adam Tanner (1572—1632), welcher, in den Naturwissenschaften gut zu Hause, die Teufelsbuhlschaft und Hexenfahrt für unmöglich hielt und auf eine Reformation des gerichtlichen Verfahrens drang. Er empfahl den Richtern, die Angeklagten nicht von vornherein als Schuldige anzusehen, nach Recht und Vernunft zu verfahren, die Tortur möglichst vorsichtig anzuwenden und eher mit geistlichen als kriminalistischen Mitteln gegen den Unfug der Zauberei vorzugehen. Tanner hatte wegen seiner Anschauungen viele Verfolgungen auszustehen; zwei Inquisitoren äußerten sich, sie wollten ihn verbrennen, wenn er in ihre Hand falle, und nach seinem Tod wurde er für einen Teufelsbündner erklärt, weil man einen haarigen Teufel — nämlich einen unter der Loupe liegenden Floh — bei ihm entdeckt hatte.

Ganz in demselben Sinne wie Tanner sprach sich dessen gleichzeitiger Ordensgenosse und Landsmann Paul Laymann aus.

Der berühmteste Bekämpfer der Hexenprozesse aus jener Zeit ist Friedrich von Spee (1591—1635), ebenfalls Jesuit, welcher

während der bambergisch-würzburgischen Hexenprozeßperiode Beichtvater der Schlachtopfer derselben war. Als er von dem nachmaligen Kurfürst-Erzbischof von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, damals gefragt wurde, woher er bei so jungen Jahren sein graues Haar habe, antwortete er, daß es der unsägliche Jammer, den er in diesem Amt habe mitansehen müssen, verschuldet habe. — Spee schrieb — aus Vorsicht anonym — seine berühmte Cautio criminalis gegen die Hexenprozesse, die er 1631 in dem protestantischen Rinteln herausgab. In diesem Werk erkennt Spee die Realität der schädigenden Magie bis zu einem gewissen Grad an, kämpft aber mit dem größten Eifer gegen den bodenlosen Unfug des Kriminalverfahrens. Das Buch machte ein gewaltiges Aufsehen, so daß die erste Auflage in wenig Monaten vergriffen war, und neue Auflagen, Übersetzungen und Bearbeitungen folgten. Spee hielt sein Inkognito so gut aufrecht, daß erst Leibniz der Welt den wahren Verfasser der Cautio criminalis nannte.

Der Umstand, daß zufällig die drei ersten Bekämpfer der Hexenprozesse im 17. Jahrhundert Jesuiten waren, giebt Jarcke Anlaß zu der Annahme, daß der Jesuitenorden als solcher gegen den Unfug der Hexenprozesse aufgetreten sei. Mit Recht nennt dies Soldan-Heppe „eine für einen Schriftsteller auf diesem Felde wenig anständige Unkunde", aber er selbst beweist nichts Besseres, wenn er diesen Jesuiten den „Protestanten" Wier entgegensetzen will. Wier war Katholik, wie schon aus jener Stelle seines Buches „De praestigiis daemonum" hervorgeht, in welchem er den Unfug katholischer Geistlicher, Luther als teuflischen Wechselbalg hinzustellen, tadelt. Er sagt: „Aber deß wil ich solch hochgelerte gewarnnt haben, daß sie sich nit vnterstehen, Luthers lehr zu bekämpffen mit solcher erdichtung, sonder mit der heyligen geschrifft vnd auffrechtem gebrauch erster heyliger kirchen, sonsten merckens die bawren, und fallen des andern lehr vmb so mer zv."[1]) Beide Konfessionen haben einander nichts vorzuwerfen.

Gegen diese großen Männer und noch einige weniger bedeutende wendet sich der schon genannte sächsische Jurist Benedict Carpzov, welcher sich in seiner Practica nova rerum crimi-

[1]) Deutsche Übersetzung von 1564.

nalium imperialis saxonica. Viteb. 1635. Fol. und öfter bis 1678, als proteſtantiſcher Sprenger zeigte.

In derſelben ſagt er,[1]) daß auf den Feuertod gegen alle zu erkennen ſei, welche mit dem Teufel gewirkt, ihm vertraut, zu den Sabbathen gefahren wären, oder einen Pakt geſchloſſen hätten, möchten ſie nun Schaden gethan oder gar nichts ausgerichtet haben. Die Teufelsbuhlſchaft iſt Carpzov eine reale Thatſache, nur nimmt er nicht an, daß reale Kinder, ſondern ein teufliſches Gewürm, die Elben, daraus erzeugt würden. Ich werde darauf zurückkommen. — Und Carpzov beteten die proteſtantiſchen Juriſten nach, wie die katholiſchen dem Innsbrucker Profeſſor Johann Chriſtoph Frölich von Frölichsburg.

Gegen die Hexenprozeſſe trat in Deutſchland der Profeſſor der Rechte Brunemann in Frankfurt a. O. auf, und in Frankreich der gelehrte Mazarinſche Bibliothekar Gabriel Naude. In England dagegen traten hochachtbare berühmte Männer, die Theologen und Philoſophen Joſeph Glanvil, Henry More, Mericus Cauſaubonus und Ralph Cudworth für die Realität der Wirkungen ſchädigender Zauberei ein, wozu ich ausdrücklich bemerke, daß dies auch von ſeiten der bisher genannten deutſchen Bekämpfer der Hexenprozeſſe, was das Phyſiologiſche anlangt, geſchah, und nur die unſinnige Diabologie oder die barbariſche Rechtspflege oder beides bekämpft wurde. Bei den ſpäteren trat nur die dogmatiſche Seite hervor, während die anthropophyſiologiſche gänzlich verſchwand. So konnte es kommen, daß man während und nach der Aufklärungsperiode im Hexenweſen nicht ein univerſalgeſchichtliches Problem, ſondern nur den geiſtesbarſten Blödſinn von der Welt ſah.

Dieſen Ton gab der niederländiſche Geiſtliche Balthaſar Bekker zu Amſterdam an, welcher in ſeiner 1691 daſelbſt erſchienenen Schrift „De betoeverde wereld“ ausführt, daß der Teufel weder die Menſchen ſchädigen, noch ſpuken könne, weil er von Chriſtus in den Abgrund geſtoßen und dort eingeſchloſſen worden ſei. An ein anderes überſinnliches Wirken als ein mit Hilfe des Teufels mögliches dachte niemand auch nur im entfern-

[1]) Quaest. 49. Nr. 23.

teſten. Eine Perücke betete der andern nach, die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften machten Mengen alter wiſſenſchaftlicher Annahmen illuſoriſch, und ſo kam es denn, daß alles Überſinnliche oder beſſer geſagt — nicht durch mechaniſch-phyſiſch-chemiſche Kräfte Hervorgerufene — in Mißkredit geriet.

Im weſentlichen trägt auch die Polemik von Chriſtian Thomaſius, den ich im erſten Teil genügend als Occultiſten charakteriſiert habe, dieſelben Züge. Derſelbe war im Jahre 1694 von der Fakultät mit dem Referat über den Fall der als Hexe angeklagten Barbara Labarentz aus Köslin betraut worden. Da er völlig von der Realität der ſchädigenden Magie und der Wahrheit des dogmatiſchen Hexenglaubens überzeugt war, beantragte er die Torquierung der Labarentz, aber die Fakultät erkannte auf Freiſprechung. Zuerſt war der lebhafte Mann aufs tiefſte in ſeiner Eitelkeit beleidigt, was wohl nicht ohne Einfluß auf den Umſchlag ſeiner Geſinnung blieb; dann aber ſtudierte er eifrig die pro et contra Hexenprozeſſe ſprechenden Schriften und erkannte den grauenhafteſten Teufelsblödſinn, gegen den er nun ſeine allbekannte Polemik richtete. Die Anſchauungen dieſer Männer ſchlugen endlich ſiegreich durch, und ich kann es mir erſparen, die Details der ſpätern gelehrten Kämpfe zu ſchildern.

In Preußen beſchränkte Friedrich I. im Jahre 1706 die Hexenprozeſſe, und Friedrich Wilhelm I. hob ſie 1728 ganz auf. Als aber 1793 die Preußen das Großherzogtum Poſen okkupierten fanden ſie noch die Reſte von fünf Brandpfählen, an welchen unlängſt Hexen juſtifiziert worden waren.

Das übrige proteſtantiſche Deutſchland folgte dem Vorgang Preußens, nachdem in Heſſen-Kaſſel die Hexenprozeſſe bereits mit dem Jahre 1711 aufgehört hatten.

In Öſterreich machte die peinliche Halsgerichtsordnung von 1707 den Verſuch einer Wiederbelebung der Hexenprozeſſe, jedoch wurde dieſelbe von Maria Thereſia 1740 aufgehoben, welche befahl, ihr alle Fälle zur perſönlichen Entſcheidung zu unterbreiten. Im Jahre 1766 hob Maria Thereſia die Hexenprozeſſe ganz auf.

In dem jetzt württembergiſchen Prämonſtratenſerſtift Marchthal wurden 1746 und 1747 ſechs Weiber als Hexen hingerichtet. 1749 fand in Würzburg der allbekannte Hexenprozeß gegen die Suk-

priorin von Unterzell, Maria Renata Sängerin ſtatt, welche am 21. Juni des genannten Jahres geköpft und verbrannt wurde. Die Sängerin war eine böſe Sieben, auf welche ich zurückkommen werde.

In Bayern kamen bis tief in das 18. Jahrhundert hinein ähnliche Dinge vor. So wurde 1754 ein dreizehn- und 1756 ein vierzehnjähriges Mädchen wegen Teufelsbuhlſchaft, Wettermacherei und Krankmacherei von Menſchen hingerichtet. Im Jahre 1769 wurde eine „Inſtruction zum Maleſiz-Inquiſitions-Proceß“ eingeführt, welcher das Kriminalverfahren des Hexenhammers ganz und voll zu Grund liegt. Faſt jedes Kloſter hatte ſeinen Hexenpater, bei welchem man ſich in Fällen der Bezauberung Rats erholte, und am 11. April 1775 wurde zu Kempten die geiſteskranke Anna Maria Schwägelin wegen Hexerei geköpft.

In der Schweiz kamen Fälle grauſamer Torquierung und Hinrichtung von Hexen 1737 und 1738 vor, und die letzte Hexe, Anna Maria Göldi, wurde zu Glarus am 17. Juni 1782 geköpft.

In Italien wurde am 7. April 1724 das letzte Hexenautodafé zu Palermo abgehalten; zwölf Perſonen wurden gelegentlich desſelben verbrannt.

In Bayern empfing noch 1809 ein alter Mann eine Penſion vom Rentamt Mitterfels, weil er früher durch wegen Bezichtigung der Hexerei erlittene Folter arbeitsunfähig geworden war.

Durch unſer ganzes Jahrhundert bis zur Gegenwart herab ziehen ſich Fälle, daß in allen Ländern Europas Hexen der Volksjuſtiz zum Opfer fielen. In Mexiko jedoch wurden von 1860 an von Amtswegen mindeſtens fünfzehn Hexenprozeſſe geführt, und am 7. Mai 1874 zu San Juan de Jacobo zwei Perſonen wegen Zauberei lebendig verbrannt, wie der unlängſt verſtorbene Heller von Hellwald gleichzeitig in den Cölner „Deutſchen Blättern“ mitteilt.

Durch die rückwirkende Kraft des Infallibilitätsdogmas endlich ſind die von Alexander VI. ſanktionierten Lehren des Hexenhammers noch heute die Lehren der allein ſeligmachenden Kirche.

Zweite Abteilung.

Das Sachliche des Hexenwesens.

Erstes Kapitel.

Die Hexensalben und die Hexenfahrt.

Die Salbe giebt den Hexen Mut,
Ein Lumpen ist zum Segel gut,
Ein gutes Schiff ist jeder Trog,
Der flieget nie, der heut nicht flog.
Goethe.

Es ist sehr auffallend, daß die eifrigsten Gegner der Hexenprozesse, wie Wier, Spee usw., dem Hexenwesen einen gewissen realen Hintergrund beilegen und ihre Polemik zunächst gegen den unsinnigen Teufelsaberglauben und die Scheußlichkeit des Kriminalverfahrens richten. Diese auffallende Thatsache gab Anlaß zu der Annahme, daß sich jene Männer doch nicht ganz über den Aberglauben ihrer Zeit hätten erheben können. Damit thut man aber jenen würdigen Leuten großes Unrecht, denn, es muß gesagt sein, in so mancherlei Hinsicht beruht der Hexenglaube auf Thatsachen. Sehen wir zu auf welchen, und betrachten wir zuerst die Ausfahrt der Hexen zum Sabbath.

Als es nicht mehr anging, das Hexenwesen in Bausch und Bogen als eine Ausgeburt verbrannter Hirne von fanatischen Pfaffen und wahnwitzigen alten Vetteln darzustellen, fing man an, demselben eine subjektive Wahrheit zu Grund zu legen, welche man in den Visionen suchte, die der Gebrauch narkotischer Mittel bei den Hexen hervorgerufen habe.

So stellt Dr. Ludwig Mejer die Behauptung auf[1]), daß dem gesamten Hexenwesen ein Rauschmittel, nämlich Stechapfelabsud zu Grund liege, dessen Genuß so lebhafte Visionen und Träume von allem damals in den menschlichen Köpfen hausenden Teufelsspuk hervorgerufen habe, daß sie von der unwissenden Menschheit für äußere Thatsachen gehalten worden seien. Mejer argumentiert, daß kein Volk ohne Rauschmittel lebe, und vom frühesten Mittelalter her einzelne alte Weiber aus Solaneengiften Präparate herzustellen verstanden hätten, durch deren Genuß sie Hunger und Kummer vergaßen. Zur Zeit nun, als die Kirche die Idee der Teufelsbuhlschaft ausbildete[2]) hätten die Zigeuner den Stechapfel eingeschleppt, dessen stimulierende Wirkung den Incubusglauben unterstützt habe, und mit der Ausdehnung der Wanderungen der Zigeuner und der Verbreitung des Stechapfels stehe die Ausbreitung des Hexenwesens in der engsten Verbindung. — Diese Annahme Dr. Mejers, daß die Erscheinungen des Hexenwesens auf Visionen, durch narkotische Mittel erzeugt, zurückzuführen seien, erkennt Dr. J. L. Holzinger als richtig an[3]), wendet sich aber gegen die Hypothese, daß der Stechapfel das angewendete Narkoticum gewesen sei, indem er mit leichter Mühe nachweist, daß derselbe bis in das vorige Jahrhundert hinein so gut wie ganz unbekannt war und nur von einzelnen Botanikern in Gärten gezogen wurde.

Der Versuch Mejers, die Hexenausfahrt, und die Tierverwandlung auf den Gebrauch der Narkotica zurückzuführen ist nicht neu und wurde schon von Wier[4]), Bacon von Verulam[5]), Cardanus[6]), Porta[7]), Rudolph Reuß[8]) und andern gemacht;

---

[1]) „Die Periode der Hexenprozesse." Hannover 1882. 8°.

[2]) Wie unrichtig diese Annahme ist, erhellt schon aus der Thatsache, daß Thomas von Aquino, der Hauptbeförderer des Incubusglaubens, bereits 1274 starb, während die Zigeuner erst 1417 in Deutschland auftauchten.

[3]) „Zur Naturgeschichte der Hexen." 2 Hefte. Graz 1883. 8°.

[4]) De praestigiis daemonum, Lib. III. cap. 17.

[5]) Silvae Silvarum. Cent. X. pag. 501. Ed. Amstelod.

[6]) De subtilitate, Lib. XVIII. De varietate, Lib. XV. cap. 80.

[7]) Magie naturalis libri quatuor. Lib. II. cap. 26.

[8]) La sorcellerie au 16. et 17. siècle. Paris 1871. S. 130 ff.

jedoch kann ihn Soldan nicht als ſtichhaltig anſehen und macht dagegen folgende Einwände geltend: 1. Was hat wohl Tauſende von Weibern dazu vermocht, freiwillig und mit der Ausſicht auf Tortur, Scheiterhaufen und ewige Verdammnis ſich Viſionen zu bereiten, in welchen ihren eigenen Ausſagen zufolge weder Behagen noch Reichtum, ſondern nichts als Schauder, Schmach und Schmerz zu finden war? 2. Woher rührte die Einbildung von dem erſten Zuſammentreffen mit dem Teufel, daß jedesmal dem Sabbathsritte und folglich dem erſten angeblichen Gebrauch der Salbe voranging? — Wenn gleich eine berauſchende Subſtanz Ekſtaſen im Allgemeinen erzeugen kann, giebt es eine ſolche, die bei allen Perſonen, die ſie anwenden, ganz gleichmäßige Viſionen, und zwar immer nur die der bekannten Hexengreuel hervorbringt? Wenn ein Weib des Blocksbergsrittes ſich ſchuldig bekannte und zwanzig andere als Complicen angab, welche dann auf der Folter ebenfalls bekannten, Salben gebraucht und ſich gegenſeitig erkannt zu haben: ſollen dann alle einundzwanzig oder nur jene erſte in viſionärem Zuſtand geweſen ſein? — In der Folge giebt jedoch Soldan zu, daß ſich durch Narkotica, namentlich wenn der menſchliche Geiſt unter dem Banne gewiſſer Vorſtellungen — wie z. B. die des Hexenweſens — ſtehe, ſo lebhafte Viſionen erzeugen ließen, daß ſie mit der Wirklichkeit verwechſelt werden könnten; aber er will den Gebrauch derartiger Mittel nur bei Einzelnen gelten laſſen und ſtellt namentlich die Anwendung der Salbe nach der Einkerkerung der Hexe gänzlich in Abrede.

Den erſten Einwand Soldans beantworte ich dahin, daß die Hexen dasſelbe zur Ausübung ihrer magiſchen Künſte trieb, was die Heiligen und Märtyrer anreizte, ſich den Beſtien der Arena entgegenzuwerfen, was die Ketzer aller Zeiten und Nationen dazu vermochte, der Folter und dem Holzſtoß zu trotzen, was den Asketen zur größten Entſagung, den Fakir und Derwiſch zur äußerſten Selbſtpeinigung und dem fanatiſchen Hindu dazu zwingt, ſich unter die Räder des Dſchaggernaut zu werfen: nämlich die vom bewußten Tagesleben abgekehrte magiſche Seelenthätigkeit. Von dieſer freilich wie vom Mediumismus,

[1]) Geſchichte der Hexenprozeſſe. Bd. II. S 375 ff.

womit ſich das dem zweiten Einwurf zu Grunde liegende Prinzip im allgemeinen — in allen Einzelheiten iſt es der Natur der Sache nach nicht möglich — löſen läßt, hat Soldan nie etwas gewußt und erkannt.

Was den erſten Teil ſeines dritten Einwandes anlangt, ſo hat Soldan denſelben in ſeinen weitern Ausführungen, wie wir ſahen, ſelbſt widerlegt; zweitens aber vergißt er oder kennt er nicht die äußerſt wichtigen Faktoren der Autoſuggeſtion und des Hellſehens, welche bei unſerm Problem eine große Rolle ſpielen; drittens werden wir ihm endlich ſeine Annahme, daß ſich vielleicht nur einige wenige Hexen geſalbt hätten, und daß der Hexe nach ihrer Verhaftung der Gebrauch der Salbe unmöglich geworden wäre, an der Hand der Thatſachen widerlegen.

Überhaupt iſt die Aufgabe, das Rätſel der Ausfahrt der Hexen zu löſen, gar nicht ſo einfach, denn es iſt dabei zu berückſichtigen: die viſionäre Hexenfahrt in einem durch Narkotica innerhalb des Kreiſes der gewohnten Vorſtellungen hervorgerufene Traum ohne realen Hintergrund, der am häufigſten vorkommende Fall; zweitens die viſionäre Ausfahrt, indem durch den Gebrauch der Narkotica oder Anwendung irgend welcher anderer magiſcher Künſte Hellſehen hervorgerufen wird; drittens die Ausſendung des Aſtralkörpers und endlich das Phänomen der Levitation. In enger Verbindung der Hexenfahrt ſteht ferner noch die Tierverwandlung und die Teufelsbuhlſchaft.

Ich gebe jetzt eine Anzahl von Beiſpielen der erſterwähnten viſionären Hexenfahrt, deren häufiges Vorkommen bereits im 16. Jahrhundert zu der Annahme Anlaß gab, daß das geſamte Hexenweſen auf die Anwendung von Narkoticis zurückzuführen ſei. Die älteſte hierhergehörige Erzählung hat Johann Nider nach Mitteilung ſeines Lehrers in ſeinem Formicarius aufbewahrt[1]):

---

[1]) Formicarius. Lib. II. cap. IV. Geiler von Kaiſersberg überſetzte dieſes Buch unter dem Titel: „Die Emeis, dis iſt das Buch von den Omeyſſen, vnd auch Herr der König ich diente gern, vnd ſagen von Eigenſchafft der Omeyſſen, vnd gibt Vnderweyſung von den Vnholden vnd Hexen, und von Geſpenſt, der Geiſt, vnd von dem wütenden Heer, wunderbarlich vnd nützlich

„Ein gewiſſer Geiſtlicher hatte gepredigt, daß die Hexenfahrt nicht wahrhaft und körperlich, ſondern nur in der Phantaſie oder wenigſtens im Traum vor ſich zu gehen pflege, und daß ſich deshalb die Hexen einbildeten, ſie würden an fremde Orte getragen und ſähen, hörten und thäten dort allerlei, was ſie nachher andern erzählten und anvertrauten. Eine alte Zaubervettel nahm dieſe Verachtung ihrer magiſchen Kunſt übel, redete den Geiſtlichen beim Verlaſſen der Kirche an und erbot ſich, ihm thatſächlich zu beweiſen, daß die Hexenfahrt kein Traum ſei, wenn er ſie nach Hauſe begleiten wolle. Der Geiſtliche begleitete ſie. Darauf ſetzte ſie ſich in einen Backtrog[1]) auf eine Bank und ſalbte ſich. Sie ſchlief bald ein und bewegte ſich im Schlaf, warf die Hände in die Höhe, als ob ſie fliegen wollte, war ſehr unruhig und ſprang, als ob ſie tanzen wollte. Sie trieb dies eine Zeit lang, bis ſie aus dem Backtrog, welcher umfiel, auf die Erde herabſtürzte. Als ſie hier eine Zeit lang gelegen hatte, bewegte ſie ſich und ſprach erwachend: Jetzt haſt du mich wirklich fortfliegen und wiederkommen ſehen. Ja wohl, ſagte der Prieſter, biſt du fortgeflogen! Du haſt in einem Backtrog liegend geſchlafen, biſt darauf auf die Erde gefallen, wo du eine Zeit lang gelegen haſt, bis du erwachteſt. Berühre den obern Teil deines Auges, welchen du dir durch den Fall blutig geſchlagen haſt! So wurde die alte Vettel von ihrem falſchen Wahn geheilt, und der Geiſtliche ging davon, beſtärkt in ſeiner Meinung, daß die Hexenfahrt ein Unding ſei.“

Der Zeit nach begegnen wir der nächſten hierhergehörigen Erzählung bei dem ſchon erwähnten Magiſter des päpſtlichen

---

zu wiſſen, was man davon halten vnd glauben ſol. Vnd iſt von dem hochgelerten Dr. Johann Geiler von Kayſersberg ꝛc. in einem Quadrageſimal gepredigt worden. Straßburg, durch Johann Grieninger. 1516. Folio. — Dieſe Überſetzung gab Anlaß zu der von Schindler, Perty uſw. kolportierten Sage, daß Geiler obiges beobachtet habe.

[1]) Dies erinnert an die altgermaniſche Mythologie. In Dänemarck tragen die Hexen Schweinströge auf dem Rücken, ebenſo wie in den nordiſchen Überlieferungen die Rieſinnen, Ellekonger und Huldrefrauen. Bei Snorro Sturleſon kommt als Hexenſynonym „Backrauf“ vor. Der Alp, die norwegiſche Nachtfrau Gurorpſe und Frau Welt in Conrads Gedicht ſind am Rücken ungeſtalt. (Grimm, deutſche Mythologie, Kap. 34.) In Frommanns Werk „De Fascinatione“ Norimb. 1675. 4°. kommt S. 153 folgende Ausfahrtsformel vor:

„Ich beſchwere dich Alff, Alff,
Der du Augen haſt wie ein Kalff,
Einen Rucken wie ein Deig-Trog,
Weiß mir deines Herrn Hoff.“

Wir haben es hier mit einer Symbolik zu thun, deren Deutung verloren gegangen iſt.

Palaſtes Dr. Bartholomäus de Spina, welcher 1525 ſeine Quaestio de Strigibus ſchrieb. Er ſagt:

„Zuerſt iſt anzuführen, was dem großen Fürſten N. begegnete, und wovon noch Augenzeugen leben. Als nämlich eine Hexe in dem dortigen Inquiſitionsgefängniß gefangen gehalten wurde, welche bekannte, daß ſie oft genug auf der Fahrt geweſen ſei, wünſchte jener Fürſt zu erfahren, ob dies Wahrheit oder vielmehr Einbildung ſei. Er ließ den Inquiſitor rufen und brachte ihn endlich dahin, zu erlauben, daß ſich die Hexe in ſeiner Gegenwart und in der des Hofes mit ihrer gewöhnlichen Salbe ſalbte, damit ſie ſähen, ob ſie von dem ſichtbar oder unſichtbar erſcheinenden Teufel durch die Luft auf die Fahrt getragen werde. Als der Inquiſitor dies erlaubt hatte, rühmte ſie ſich vor dem Hof, daß ſie auf die Fahrt gehen werde, oder vom Teufel davon getragen werden würde, wenn ſie ſich einſalbe. Sie ſalbte ſich gründlich[1]) und blieb unbeweglich ſtehen, ohne daß ſich irgend etwas Ungewöhnliches ereignete, wovon noch Augenzeugen leben. Daraus erhellt, daß die Annahme von der körperlichen Hexenfahrt falſch, und es ein Betrug des Teufels iſt, wenn ſie fortgetragen zu werden glauben. Zur Bekräftigung dieſes will ich noch mehr Beiſpiele anführen, die ſich zu meiner Zeit ereigneten: Herr Auguſtus de Turre aus Bergamo, ein zu unſerer Zeit ſehr berühmter Arzt, hat mir vor mehreren Jahren in ſeiner Wohnung zu Bergamo erzählt, daß er zu der Zeit, als er noch zu Padua ſtudierte, einſtmals mit ſeinen Genoſſen um die ſechſte Stunde der Nacht nach Hauſe gekommen ſei und ihm auf ſein Klopfen Niemand geöffnet oder geantwortet habe. Hierauf ſei er über die äußere Treppe durch das Fenſter des erſten Stockwerks geklettert und habe die Magd zur Rede ſetzen wollen, dieſelbe habe aber in der Kammer nackt, ohne Empfindung und wie todt auf der Erde gelegen und ſei durch nichts zu erwecken geweſen. Als er ſie am nächſten Morgen, nachdem ſie wieder zur Beſinnung gekommen war, gefragt hätte, was denn dieſe Nacht vorgegangen ſei, habe ſie geſtanden, ſie ſei auf der Fahrt geweſen. Hieraus geht klar hervor, daß diejenigen ſich täuſchen, welche glauben, daß die Hexen ſich körperlich durch die Luft bewegen, während es nur im Geiſt oder im Traum geſchieht, und ſie unbeweglich zu Hauſe liegen."

„Dieſem ähnlich iſt es, was mir vor mehreren Jahren der noch lebende Dr. Petrus Cella, früher Vicar des Marcheſe von Saluzzo, von einer ſeiner Mägde erzählte, welche eben ſo getäuſcht von ihm angetroffen wurde. Auch kam das Gerücht zu uns, daß, als in der Diöceſe von Como das heilige Officium abgehalten wurde[2]), in der Stadt Lugano der Frau eines Notars der Inquiſitionsproceß gemacht wurde, weil ſie eine Nachtfahrerin und Hexe ſei."

---

[1]) Wir haben alſo hier einen Beweis gegen Soldans Behauptung, daß ſich die Hexen im Gefängnis nicht hätten ſalben können. Ich werde noch mehr ſolcher Fälle beibringen.

[2]) Es ſind die erwähnten Prozeſſe unter Hadrian VI. gemeint.

„Ein gewiſſer Geiſtlicher hatte gepredigt, daß die Hexenfahrt nicht wahrhaft und körperlich, ſondern nur in der Phantaſie oder wenigſtens im Traum vor ſich zu gehen pflege, und daß ſich deshalb die Hexen einbildeten, ſie würden an fremde Orte getragen und ſähen, hörten und thäten dort allerlei, was ſie nachher andern erzählten und anvertrauten. Eine alte Zaubervettel nahm dieſe Verachtung ihrer magiſchen Kunſt übel, redete den Geiſtlichen beim Verlaſſen der Kirche an und erbot ſich, ihm thatſächlich zu beweiſen, daß die Hexenfahrt kein Traum ſei, wenn er ſie nach Hauſe begleiten wolle. Der Geiſtliche begleitete ſie. Darauf ſetzte ſie ſich in einen Backtrog[1]) auf eine Bank und ſalbte ſich. Sie ſchlief bald ein und bewegte ſich im Schlaf, warf die Hände in die Höhe, als ob ſie fliegen wollte, war ſehr unruhig und ſprang, als ob ſie tanzen wollte. Sie trieb dies eine Zeit lang, bis ſie aus dem Backtrog, welcher umfiel, auf die Erde herabſtürzte. Als ſie hier eine Zeit lang gelegen hatte, bewegte ſie ſich und ſprach erwachend: Jetzt haſt du mich wirklich fortfliegen und wiederkommen ſehen. Ja wohl, ſagte der Prieſter, biſt du fortgeflogen! Du haſt in einem Backtrog liegend geſchlafen, biſt darauf auf die Erde gefallen, wo du eine Zeit lang gelegen haſt, bis du erwachteſt. Berühre den obern Teil deines Auges, welchen du dir durch den Fall blutig geſchlagen haſt! So wurde die alte Vettel von ihrem falſchen Wahn geheilt, und der Geiſtliche ging davon, beſtärkt in ſeiner Meinung, daß die Hexenfahrt ein Unding ſei.“

Der Zeit nach begegnen wir der nächſten hierhergehörigen Erzählung bei dem ſchon erwähnten Magiſter des päpſtlichen

---

zu wiſſen, was man davon halten vnd glauben ſol. Vnd iſt von dem hochgelerten Dr. Johann Geiler von Kayſersberg ꝛc. in einem Quadrageſimal gepredigt worden. Straßburg, durch Johann Grieninger. 1516. Folio. — Dieſe Überſetzung gab Anlaß zu der von Schindler, Perty uſw. kolportierten Sage, daß Geiler obiges beobachtet habe.

[1]) Dies erinnert an die altgermaniſche Mythologie. In Dänemarck tragen die Hexen Schweinströge auf dem Rücken, ebenſo wie in den nordiſchen Überlieferungen die Rieſinnen, Ellekonger und Huldrefrauen. Bei Snorro Sturleſon kommt als Hexenſynonym „Backrauf“ vor. Der Alp, die norwegiſche Nachtfrau Gurorpſe und Frau Welt in Conrads Gedicht ſind am Rücken ungeſtalt. (Grimm, deutſche Mythologie, Kap. 34.) In Frommanns Werk „De Fascinatione“ Norimb. 1675. 4°. kommt S. 153 folgende Ausfahrtsformel vor:

„Ich beſchwere dich Alff, Alff,
Der du Augen haſt wie ein Kalff,
Einen Rucken wie ein Deig-Trog,
Weiß mir deines Herrn Hoff.“

Wir haben es hier mit einer Symbolik zu thun, deren Deutung verloren gegangen iſt.

Palaſtes Dr. Bartholomäus de Spina, welcher 1525 ſeine Quaestio de Strigibus ſchrieb. Er ſagt:

„Zuerſt iſt anzuführen, was dem großen Fürſten N. begegnete, und wovon noch Augenzeugen leben. Als nämlich eine Hexe in dem dortigen Inquiſitionsgefängniß gefangen gehalten wurde, welche bekannte, daß ſie oft genug auf der Fahrt geweſen ſei, wünſchte jener Fürſt zu erfahren, ob dies Wahrheit oder vielmehr Einbildung ſei. Er ließ den Inquiſitor rufen und brachte ihn endlich dahin, zu erlauben, daß ſich die Hexe in ſeiner Gegenwart und in der des Hofes mit ihrer gewöhnlichen Salbe ſalbte, damit ſie ſähen, ob ſie von dem ſichtbar oder unſichtbar erſcheinenden Teufel durch die Luft auf die Fahrt getragen werde. Als der Inquiſitor dies erlaubt hatte, rühmte ſie ſich vor dem Hof, daß ſie auf die Fahrt gehen werde, oder vom Teufel davon getragen werden würde, wenn ſie ſich einſalbe. Sie ſalbte ſich gründlich[1]) und blieb unbeweglich ſtehen, ohne daß ſich irgend etwas Ungewöhnliches ereignete, wovon noch Augenzeugen leben. Daraus erhellt, daß die Annahme von der körperlichen Hexenfahrt falſch, und es ein Betrug des Teufels iſt, wenn ſie fortgetragen zu werden glauben. Zur Bekräftigung dieſes will ich noch mehr Beiſpiele anführen, die ſich zu meiner Zeit ereigneten: Herr Auguſtus de Curre aus Bergamo, ein zu unſerer Zeit ſehr berühmter Arzt, hat mir vor mehreren Jahren in ſeiner Wohnung zu Bergamo erzählt, daß er zu der Zeit, als er noch zu Padua ſtudierte, einſtmals mit ſeinen Genoſſen um die ſechſte Stunde der Nacht nach Hauſe gekommen ſei und ihm auf ſein Klopfen Niemand geöffnet oder geantwortet habe. Hierauf ſei er über die äußere Treppe durch das Fenſter des erſten Stockwerks geklettert und habe die Magd zur Rede ſetzen wollen, dieſelbe habe aber in der Kammer nackt, ohne Empfindung und wie todt auf der Erde gelegen und ſei durch nichts zu erwecken geweſen. Als er ſie am nächſten Morgen, nachdem ſie wieder zur Beſinnung gekommen war, gefragt hätte, was denn dieſe Nacht vorgegangen ſei, habe ſie geſtanden, ſie ſei auf der Fahrt geweſen. Hieraus geht klar hervor, daß diejenigen ſich täuſchen, welche glauben, daß die Hexen ſich körperlich durch die Luft bewegen, während es nur im Geiſt oder im Traum geſchieht, und ſie unbeweglich zu Hauſe liegen."

„Dieſem ähnlich iſt es, was mir vor mehreren Jahren der noch lebende Dr. Petrus Cella, früher Vicar des Marcheſe von Saluzzo, von einer ſeiner Mägde erzählte, welche eben ſo getäuſcht von ihm angetroffen wurde. Auch kam das Gerücht zu uns, daß, als in der Diöceſe von Como das heilige Officium abgehalten wurde[2]), in der Stadt Lugano der Frau eines Notars der Inquiſitionsproceß gemacht wurde, weil ſie eine Nachtfahrerin und Hexe ſei."

---

[1]) Wir haben alſo hier einen Beweis gegen Soldans Behauptung, daß ſich die Hexen im Gefängnis nicht hätten ſalben können. Ich werde noch mehr ſolcher Fälle beibringen.

[2]) Es ſind die erwähnten Prozeſſe unter Hadrian VI. gemeint.

„Deren Mann, welcher sie fast für eine Heilige hielt, wurde auf folgende wunderbare Art betrübt: Durch göttliche Zulassung kam er am Morgen des heiligen Charfreitags, als er seine Frau nicht im Hause fand, in den Schweinestall und fand sie dort nackt mit entblößter Scham [1]) empfindungslos und mit Schweinskoth bedeckt in einem Winkel liegen. Da er sich nun durch den Augenschein von dem überzeugte, was er früher nicht hatte glauben wollen, ergriff er sein Schwert und wollte sie tödten. Aber er faßte sich und beschloß das Ende abzuwarten. Nach kurzer Zeit kam sie zu sich und fiel ihrem Mann, als sie sah, daß er sie tödten wollte, zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und gestand, daß sie diese Nacht auf der Fahrt gewesen sei ꝛc. Als der Mann dies gehört hatte, klagte er sie bei dem Inquisitor an, damit sie dem Feuer überantwortet würde. Als man sie aber nun suchte, fand man sie nirgends und entdeckte, daß sie sich in den See, an dessen Ufern jener Landstrich liegt, gestürzt habe."

Eine ähnliche und namentlich in Bezug auf die stimulierende Wirkung der Hexensalben interessante Beobachtung machte der Leibarzt des Papstes Julius III., Andreas de Laguna (1499 bis 1560). Als dieser im Jahre 1545 den Herzog von Guise behandelte, hatte man einen Mann und eine Frau, welche in der Nähe von Nantes eine Einsiedelei bewohnten, als Zauberer verhaftet und bei ihnen einen Topf mit einer grünen Salbe gefunden. Laguna untersuchte sie und fand sie aus Extrakten von Schierling, Nachtschatten, [2]) Mandragora, Bilsenkraut und andern narkotischen Pflanzen zusammengesetzt. Da gleichzeitig die Frau des dortigen Henkers an Phreneſie und gänzlicher Schlaflosigkeit litt, ließ er alle Glieder dieses Weibes mit dieser Salbe einreiben. [3]) Sie schlief

---

[1]) Mit der stimulierenden Salbe wurden besonders auch die Geschlechtsteile eingerieben.

[2]) Unter Nachtschatten, im Urtext Solanum, ist nicht unser bekanntes Unkraut,' der schwarze Nachtschatten, Solanum nigrum, sondern Tollkirsche, früher Solanum furiosum oder maniacum genannt, zu verstehen. Bartholomäus Zorn bezeichnet in seiner Botanologia medica, Berlin 1704, 4°, obige beide Gattungen als S. bacciferum und furiosum, die Judenkirsche als S. halicacabon. Den Stechapfel (Datura Stramonium) kannte er nicht, sondern bezeichnet mit diesem Namen die Stechpalme und Gartenbalsamine. Dagegen kennen und beschreiben die Italiener Matthioli (1500—1571) und Porta die verschiedenen Arten der Datura.

[3]) Dieses Experimentum in anima vili ist äußerst charakteristisch: Laguna will sich als Naturforscher über die Wirkung der Hexensalbe vergewissern, fürchtet aber die etwaige Einmischung des Teufels, weshalb er sich nicht selbst

36 Stunden lang ununterbrochen, und ihr Schlaf hätte noch länger gedauert, wenn man nicht sehr einschneidende Erweckungsmittel — u. a. Schröpfköpfe — angewendet hätte. Sie beklagte sich beim Erwachen bitter, daß man sie mit Gewalt aus den Armen eines jungen liebenswürdigen Mannes gerissen habe.

Eine weitere hierhergehörige Begebenheit überliefert uns Porta,[1]) welcher zugleich den ersten Versuch einer physiologischen Erklärung der Hexensalbe macht:

„So sehr hat sich die böse Lust mancher Menschen bemeistert, daß sie, die wohlthätigen Gaben der Natur mißbrauchend, viele derselben zusammenmischen, um sich Hexensalben zu bereiten, die, obgleich viel Aberglauben beigemengt ist, doch — wie man leicht erkennt — durch natürliche Kräfte wirksam sind. Ich will darüber anführen, was ich von denen, die sich damit abgeben, mitgetheilt erhielt. Das Fett eines womöglich noch ungetauften in einem kupfernen Kessel gekochten Knaben wird vom Wasser abgeschöpft und noch Anderes dazu gethan, nämlich Eleoselinum,[2]) Aconitum,[3]) Pappelzweige[4]) und Ruß. Oder in anderer Weise Sium,[5]) Acorum,[6]) Pentaphyllum,[7]) Nachtschatten[8]) mit Oel und Fledermausblut. Beim Gebrauch werden die Glieder zuvor bis zur Röthe gerieben, damit die schnell aufgesogene Salbe ihre Wirkung um so kräftiger äußern könne. Auf diese Weise glauben sie des Nachts im Mondschein durch die Luft zum Schmaus, Spiel, Tanz und Buhlschaft mit jungen Gesellen, die sie besonders begehren, zu fahren. Und so gewaltig ist die Kraft der Imagination, daß der Theil des Gehirns, wo das Gedächtnis liegt, von dem Eingeprägten voll ist, und weil sie von Natur sehr leichtgläubig sind, so erfassen sie die Eindrücke gar schnell, so daß die Geister des Gehirns verändert werden, um so mehr, als sie Tag und Nacht an nichts anderes denken. Dies geschieht um so leichter, als diejenigen, welche die Salben ge-

---

salbt, wie heute jeder Arzt thun würde, sondern die Frau des von der Menschheit ausgestoßenen Scharfrichters.

[1]) Magiae naturalis libri quatuor. Lib. II. cap. 26.

[2]) In der der deutschen Übersetzung Wiers „Epffig", also Apium graveolens, Sellerie, vielleicht auch Sumpfeppig.

[3]) Bei Wier „Münchscappen", „Blaw Wolffswurtz", also Aconitum Napellus und nicht Lycoctonum, wie Holzinger will.

[4]) Wahrscheinlich junge Zweige der Balsampappel (Populus balsamifera).

[5]) Sium latifolium, Wassermerk.

[6]) Wier übersetzt „geel Schwertel", also Iris Pseudacorus, Wasserschwertel, und nicht nach Holzingers Annahme Kalmus.

[7]) Fünffingerkraut; die Spezies läßt sich nicht bestimmen.

[8]) Siehe obige Anmerkung über den Nachtschatten.

brauchen, weiter nichts eſſen als Mangold, Wurzeln, Gemüſe, Kaſtanien und dergleichen rohe Speiſe. Da ich nun ernſtlich über die Sache nachdachte, noch ungewiß, was ich davon halten ſollte, machte ich die Bekanntſchaft eines alten Weibes von welcher Art, der man nachſagt, daß ſie des Nachts in die Häuſer gehen und den in den Wiegen liegenden Kindern das Blut ausſaugen. Als ich ſie nun ernſtlich über Einiges ausfragte, ſagte ſie gleich, ſie wolle mir im Augenblick Antwort darauf geben. Darauf hieß ſie mich und die andern, welche ich als Zeugen mitgebracht hatte, aus der Stube gehen, zog ſich nackt aus und rieb ſich über und über mit der Salbe ſtark ein, wie wir durch eine Ritze der Thüre ſehen konnten. Durch die Macht der Salbe fiel ſie ſofort nieder und verſank in einen tiefen Schlaf. Wir öffneten darauf die Thüre und fanden die Betäubung, in der ſie lag, ſo ſtark, daß ſie von den Schlägen, die wir ihr gaben, gar nichts merkte, ſo tief war der Schlaf. Wir gingen wieder heraus, bis die narkotiſche Salbe ihre Wirkung verloren hatte. Als ſie nun erwacht war, erzählte ſie Wunderdinge, wie ſie über Meere und Berge gefahren ſei uſw. Was wir auch dagegen ſagen mochten, blieb ohne Wirkung auf ſie, und als wir ihr die blauen Flecke zeigten, die wir ihr im Schlaf geſchlagen hatten, ſo widerſtand ſie uns noch halsſtarriger."

Selbſt Nicolaus Remigius giebt zu,[1]) daß die Hexen durch die Salbe in einen „ſteinharten" Schlaf verſetzt werden, in welchem ſie glauben, daß ſie durch weite Lande führen und darin Paläſte, Säle, Luſtgärten, Brunnen uſw. ſähen. Wenn dann die Richter eine ſolche nach vorgenommener Salbung beobachten ließen,[2]) ſo ſah man ſie z. B. in heftiger Bewegung auf einem Stuhle ſitzend reiten und ſcheinbar einem Pferd die Sporen geben. Wieder erwacht, waren ſie dann ſo müde und zerſchlagen, als ſeien ſie weit über Land geweſen, und wußten Wunderdinge zu erzählen.

Auch Jean Bodin weiß zwei hierhergehörige Fälle zu berichten:[3]) Demſelben hatte der Präſident de la Tourette erzählt, daß er in der Dauphiné eine Zauberin gekannt habe, die, als ſie am Feuer ſich wärmte, in Ekſtaſe kam und ausgeſtreckt dalag. Der Herr, bei welchem ſie diente, ſchlug ſie aufs heftigſte mit einer Ruthe, weil ſie ſich nicht regte und wie tot dalag, und brachte Feuer an ihre empfindlichſten Teile, was ohne Eindruck zu machen oder ſie zu erwecken ſpurlos an ihr vorüberging. Der Herr und

[1]) Daemonolatria. Lib. I. cap. 11.

[2]) Abermals ein Beweis gegen die obige Behauptung Soldans.

[3]) Daemonomania, cap. 12.

ſeine Frau ließen ſie daher, wie ſie war, liegen, weil ſie glaubten, daß ſie tot ſei. Als ſie am nächſten Morgen in ihrem Bett lag, fragte ſie ihr Herr höchſt verwundert, was denn mit ihr vorgegangen ſei. Da rief ſie in ihrem Dialect: „Ach, Herr, du haſt mich ſehr geſchlagen!“ Der Herr erzählte es ſeinen Nachbarn, welche meinten, daß ſie eine Hexe ſei. Er ließ aber nicht ab, bis ſie die Wahrheit geſtand, daß ſie auf dem Hexenſabbath geweſen ſei und noch mehr Bosheiten begangen habe, worauf ſie verbrannt wurde.

Nicht lange darauf wurde zu Florenz eine Frau der Zauberei angeklagt und vor den Richter gebracht. Sie geſtand die Sache ein und verſicherte, ſie werde noch in derſelben Nacht auf den Sabbath fahren, wenn man ſie nach Hauſe entlaſſe und ihr geſtatte, ſich zu ſalben. Der Richter willigte in ihr Geſuch, worauf ſie ſich mit einer ſtinkenden Salbe einrieb, ſich niederlegte und ſogleich einſchlief.[1]) Man band ſie in ihrem Bette feſt, ſchlug, ſtach und brannte ſie, ohne daß dies ihren Schlaf zu ſtören vermochte. Als ſie am nächſten Tag mit Mühe aufgeweckt wurde, erzählte ſie, daß ſie wirklich auf dem Sabbath geweſen ſei, und man unterſchied bei ihrem Berichte deutlich, wie ſich die ihr angethanen Schmerzen unter die Traumbilder gemengt hatten.[2])

Gödelmann berichtet ein ähnliches Vorkommnis. Er ſagt:[3])

„Eine gleiche Erfahrung machte ein Edelmann in Magdeburg mit ſeiner Magd. Dieſelbe hatte ihm lang und treu gedient, war aber zuletzt von Andern der Zauberei und Blocksbergfahrt angeklagt worden. Von ihrem Herrn deshalb zur Rede geſtellt, geſtand ſie ihm, daß ſie durchaus die nächſte Nacht auf den Brocken müſſe. Der Edelmann nahm den Pfarrer und Andere zu Zeugen und bewachte ſie während der Nacht aufs Sorgfältigſte. Nachdem ſie ſich geſalbt hatte, verfiel ſie in einen ſo tiefen Schlaf, ſo daß ſie weder in der Nacht, noch am folgenden Tag erweckt werden konnte. Als ſie endlich wieder zu ſich gekommen war, ließ ſie ſich nicht ausreden, daß ſie wirklich auf dem Blocksberg zum Tanz geweſen ſei.“

---

[1]) Abermals ein Beweis gegen Soldan.

[2]) Daemonomania, cap. 12.

[3]) Tractatus de magis etc. Francof. 1591. 4°. Lib. II. cap. 4.

Das Rauſchartig-Viſionäre dieſer Art Hexenausfahrt ergiebt ſich auch aus der Ausſage der am 10. Dezember 1661 zu Gutenhag in Steiermark verbrannten Urſula Kolar, welche bekannte, „daß nach volbrachtem Eſſen die alte Wolwekhin ſie alleſammt mit einer ſchwarzen Salbe unter den Irxen (Achſeln) angeſchmiert, auf welches ihnen allen der Leib fedrig worden, und alſobald am Rohitſchberg — voran der Böſe — gleichwie die Storchen geflogen.“ Sie giebt auch an, fährt Holzinger fort,[1]) „daß ſie unter eine Menge Hexen gerathen, von einem, ihr von der Kolwekhin zugebrachten Trunck gekoſtet habe, worauf ihr der Kopf gleichſam ohne Vernunft geweſen.“ Es iſt nur ſchade, daß Holzinger nicht ſagt, ob die Wol- oder Kolwekhin der Kolar den Trank vor der Ausfahrt oder erſt beim Hexenmahl kredenzte; im erſteren Fall hätten wir ein Beiſpiel des weit ſeltener als die Hexenſalbe vorkommenden Hexentranks.

Bei derſelben ſteieriſchen Hexenverfolgung erzählt der ſiebzigjährige Michael Zotter hinſichtlich ſeiner Ausfahrt: „Wehre maiſtentheils rauſchig geweſſen und nicht (beim Fliegen) nachher komben mögen,“[2]) was ebenfalls auf die vorherige Anwendung eines Narkoticum, aber auf unvollkommene Intoxikation deutet.

Die angeführten Beweiſe mögen zur Charakteriſierung des von mir angenommenen erſten Modus der Herenfahrt und zur Widerlegung Soldans, daß ſich nur etwa hie und da eine Hexe geſalbt habe, und daß den Zauberweibern im Gefängnis die Anwendung der Salbe unmöglich geweſen ſei, dienen, wozu ich noch bemerken will, daß im Hexenturm zu Lindheim noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts ein derartiger Schmiertopf gefunden wurde welcher noch im Altertumsmuſeum der Wetterau zu ſehen iſt.

Im Verlauf der ganzen Geſchichte ſuchte man durch Anwendung narkotiſcher Stoffe ekſtatiſche Zuſtände und Hellſehen hervorzurufen, denn faſt alle Narkotica ſind geeignet, den Körper künſtlich in einen Zuſtand zu verſetzen, in welchem das bewußte Gehirnleben zurückgedrängt wird, die überſinnlichen Fähigkeiten dagegen gekräftigt erſcheinen. Jedoch iſt das auf dieſem Weg erreichte Hellſehen kein Schauen im klaren Licht des Tages, ſondern nur der trügeriſche Blick in eine blitzdurchzuckte Wetternacht.

[1]) Holzinger. A. a. O. I. S. 12.

[2]) Dr. F. Unger: Die Pflanze als Zaubermittel. Wien 1859. S. 40.

Schon die Brahminen bedienten sich des unter großen Feierlichkeiten bereiteten Somatrankes zur Erzeugung des Hellsehens und Vollendung der Yoga. Dieser Trank erhebt sie über alle Welten in einen Zustand, in welchem sie „mit Brahma vereint das Innere aller Dinge erkennen“. Der Milchsaft des Somatrankes ist nach de Candolle der Saft der Asclepias acida oder Cynanchum viminale. Er ist scharf und reizend und kann in größerer Gabe leicht giftig werden; in manchen Fällen werden die Nerven wie von andern scharfen narkotischen Mitteln affiziert und gleichsam erstarrt, so daß die Bewegungsthätigkeit der Nerven gehemmt wird, ohne daß ein betäubender Schlaf eintritt. Jedoch scheint es, daß bei der Bereitung des Somatrankes das Opium nicht ganz gefehlt hat und vielleicht noch Hanf und ähnliches angewendet wurde.

Wahrscheinlich waren auch das Amrita, Ambrosia und das Manna Stoffe, welche zur Hervorrufung des Hellsehens angewendet wurden, was gleichfalls vom Tranke der Unsterblichkeit behauptet werden kann, welcher in den Zendschriften so viel erwähnt wird. Dem gleichen Zweck dient das Haschisch und Opium, das Nepenthes bei Homer, das Potomantes, Thalassegle, Gelatophyllis, Marmoritides, Achämenis und Heliocabus des Plinius. Letztere Pflanze, auch Halicacabon und Moly genannt, ist eines der berühmtesten Zauberkräuter aller Zeiten und wird nach Georg Ebers schon in Tempelinschriften zu Dendera und Edfu erwähnt. Wahrscheinlich ist es mit Antropa Mandragora oder A. Belladonna identisch.

Selbst die halbwilden Völkerschaften der Lappen, Kamtschadalen und Tunguſen haben ein derartiges Mittel, sich in Ekstase zu versetzen, nämlich eine Art Fliegenschwamm, welcher nach den Memoiren des nach Sibirien verbannt gewesenen Generals Kopec auf vulkanischem Boden wächst. Ein Schamane hatte Kopec mit diesem Schwamm und dessen wunderbaren Eigenschaften bekannt gemacht. Aus Furcht aß Kopec das erste Mal nur die Hälfte eines Pilzes uud fiel in einen tiefen Schlaf, in welchem er schöne Frauen sah, die ihm die herrlichsten Früchte darboten. Das zweite Mal aß Kopec einen ganzen Pilz und fiel in einen vierundzwanzigstündigen Schlaf, bezüglich dessen er sagt: „Je n'ose dire tout ce que je vis dans mes rèves: tout le passé et l'avenir se sont

devoilés devant moi; j'ai tout vu, les hommes, les événements, tout, jour pour jour, année pour année.“ [1])

Ich ſelbſt habe mehrfach mit ähnlichen Stoffen und Hexenſalben experimentiert. Die Einreibung der Herzgrube mit einer Löſung von ſelbſtdargeſtelltem Hyoscyanin bewirkte Träume von einem lebhaften Fliegen in einer Spirale, als ob ich von einem Wirbelſturm umhergeriſſen würde. Wenn ich mir mit Portas Salben nach Weglaſſung der unwirkſamen Beſtandteile Herzgrube, Achſelhöhlen, Scheitel und Kreuz eingerieben hatte, ſchlief ich des Nachts darauf ſtets tief und erwachte am Morgen, ohne irgendwelche nachteiligen Folgen zu ſpüren; dagegen träumte ich ſtets in den folgenden Nächten ſehr lebhaft von blitzſchnellen Reiſen per Eiſenbahn oder zu Waſſer in prachtvollen tropiſchen Gegenden. Dabei kam es mir mehrfach vor, daß ich mich auf einer Art Pagode ſtehen ſah, welche auf einem hohen Berg lag; im Thal darunter befand ſich eine Stadt mit würfelförmigen mehrere Stock hohen Häuſern, deren obere Stockwerke ſtets kleinere Würfel waren. Ich ſprach als eine Art Prieſter zum verſammelten Volk. [2]) — Ich bereitete mir von obigen Stoffen alkoholiſche Tinkturen und nahm davon vor dem Schlafengehen. Das Reſultat war zunächſt ein bleierner Schlaf und nach dem Erwachen eine narkotiſche Intoxikation mit Erſcheinungen der Karphologie, Erweiterung der Pupille, Trockenheit des Schlundes (ich wollte Waſſer trinken und ſaugte an der Taſchenuhr, obſchon ich mir über das Unſinnige dieſer Handlung völlig klar war), Röte des Geſichts ꝛc. Beſonders merkwürdig war mir, daß ſich bei jeder kleinen Bewegung mein Arm oder Bein in das Unendliche zu verlängern ſchien. Dieſer Zuſtand hielt, während ich viel ſchwarzen Kaffee oder Eſſig trank, mit leidlicher Beſſerung bis zum Abend an. Die nächſte Nacht verging unter ziemlich gutem, nur durch Herzklopfen unterbrochenen Schlaf. In den folgenden Nächten hatte ich lebhafte ſymboliſche Träume. Die Pupillen blieben noch mehrere Tage erweitert und gegen Licht äußerſt empfindlich. Ein wirkliches Hellſehen habe ich bei meinen wenigen Verſuchen nicht

[1]) La Pologne. Paris 1841. Cahier 7. pag. 433.

[2]) Dieſe Träume waren mit einer gewiſſen ſchaurigen Wonne verbunden, die wohl auch bei den Viſionen der Sabbathe vorhanden war.

erzielt, da mich von weiteren Experimenten die Gefährlichkeit der Sache und der nachfolgende ganz gemeine Kater abhielt.

Ich bin vielfach brieflich gebeten worden, über die Bereitung derartiger Salben und magischer Räucherungen detaillierte Mitteilungen zu machen; ich thue dies aus naheliegenden Gründen nicht.

Hinsichtlich der von Soldan angezweifelten Möglichkeit des Hervorrufens gleichartiger Visionen durch Narkotica will ich bemerken, daß wir hier nicht nur mit der physiologischen Wirkung der Solaneengifte und der schon von Porta hervorgehobenen auf einen Punkt gerichteten Imagination, sondern auch mit der Suggestion zu rechnen haben. Jeder Kenner der Hexenprozesse weiß, daß die Einweihung in die Mysterien des Hexenwesens folgenden feststehenden Charakter aufweist: Eine junge Hexe, gleichviel ob Mädchen oder Frau, wird von einer alten Hexe aufgesucht; diese verspricht ihr den Genuß der bekannten Herrlichkeiten, wenn sie Gott entsagen und einen andern Herrn annehmen wolle, den sie ihr zuführen werde. Die Novizin willigt nach längerem Hin- und Herreden ein; sie befolgt die Ratschläge ihrer Verführerin, tritt auf einen Misthaufen, nimmt einen weißen Stock in die Hand, legt drei Finger auf die Brust und verleugnet Gott und den Glauben, während die alte Hexe allerlei Hokuspokus vornimmt. Darauf erscheint der Buhlteufel. — Suchen wir nun diesen Vorgang, wie er in tausend Prozessen geschildert wird, dem modernen Verständnis näher zu bringen: Wir haben das Hexengesindel als eine mehr oder weniger fest organisierte Glaubensgemeinschaft zu betrachten, bei welcher aller aus uralt-heidnischer Zeit herstammende Orgiasmus und Aberglaube, aber auch die Kenntnis magischer Künste und Mittel fortlebte, wozu in erster Linie der Lebensmagnetismus mit seinen Begleiterscheinungen, der Hypnotismus und die Kenntnis hypnogener Mittel (Narkotica) gehörte. Diese Gemeinschaft bezweckte, von der Befriedigung niederer — realer oder visionärer — Gelüste abgesehen, die Ausbildung einer nach der finstern Seite zugekehrten Medien- oder Adeptschaft und suchte so viel als möglich Propaganda zu machen: Eine alte, auf alle Zauberkniffe eingehetzte Vettel, deren Imagination mit allem Teufelsspuk jener Zeit überladen ist, und welche in *ihrer* Art psychisch feinfühlend und

ſeheriſch begabt iſt, begegnet nun einem jungen Mädchen, in welcher ſie kraft ihrer Veranlagung eine congeniale Natur wittert. Sofort wirft ſie ihre Schlingen nach ihm aus, ſchwatzt ihm von den Herrlichkeiten des Sabbaths, die das Mädchen natürlich für bare Münze nimmt, ſo lange vor und erfüllt ſein Gemüt ſo lang mit allen diaboliſchen Herrlichkeiten, bis es einwilligt, den Pakt zu ſchließen. Das Mädchen iſt, wie die Hexe wohl erkannt hat, eine ſenſible, wenn nicht mehr oder minder mediumiſtiſch veranlangte Perſon, deren Nerven ſchon durch alles bisher Vorgegangene in einen hohen Grad von Spannung verſetzt wurden, und nun beginnt die Initationsceremonie, bei welcher die Hexe der Novizin unter allerlei Hokuspokus — vielleicht mesmeriſch-hypnotiſchen Manipulationen — die Gegenwart des diaboliſchen Bräutigams „Junker Hans“, „Flederwiſch“, „Kraushärlin“ uſw. uſw. ſuggeriert. Selbſtverſtändlich kann eine im niederſten magiſchen Seelenleben aufgegangene Bauerndirne der Hexenprozeßperiode das erträumte Erlebnis nicht von einem wirklichen unterſcheiden, und die einmalige Suggeſtion wird durch öftere Wiederholung *ſtabil*. So würde ſich der von Soldan hinſichtlich der erſten Begegnung der Hexe mit dem Teufel geknüpfte Knoten in einer für alle Parteien annehmbaren Weiſe löſen laſſen. — Dieſem aber läßt ſich noch hinzufügen, daß auch die Spaltung des Ich und mediumiſtiſcher „Geiſterverkehr“ — namentlich in den Fällen, wo der Verkehr der Hexe mit dem Teufel ohne Initiation, ſozuſagen ſpontan herbeigeführt wird, — nicht ausgeſchloſſen iſt, ohne daß wir freilich bei der Beſchaffenheit des Überlieferten zu ſagen im Stande ſind, wo ein etwaiges Faktum anfing und endete.

Um die im Hexenweſen angeſtrebte Adeptſchaft nach der finſtern Seite hin zu erreichen, bedurfte es natürlich anderer Mittel und Wege als in der höheren Myſtik. Vor allem mußte das Verfahren kein umſtändliches ſein, alle feineren Anregungen vermeiden und ſich an energiſch eingreifende, raſch zum Ziele führende Mittel halten. Dieſe waren vorzugsweiſe die hypnogenen Narkotica, welche die derbbeſaitete Pſyche des Hexenvolkes aus dem normalen Geleiſe warfen und ſie — wenn auch in einer trüben irrlichtartigen Erleuchtung — hellſehend machten. Darum war auch zur Initiation in das Hexenweſen keine Enthaltſamkeit, Faſten, Kaſteiung uſw.

nötig, um ſo mehr noch, als die auf den niedern Ständen, aus denen ſich die überwiegende Mehrheit der Hexen rekrutierte, laſtende Not und Armut ſo viel Entbehrungen mit ſich brachte, daß die Askeſe überflüſſig wurde. Die zahlreichen andern Übel, welche in den niedern Ständen auf den Frauen laſten, thaten das Übrige, und ſo war es ein mit Naturnotwendigkeit ſich abſpielender Vorgang, wenn ſich das Hexenweſen in den hier in Frage kommenden Bevölkerungsſchichten mit Hilfe jener phyſiſchen Mittel mit ſpielender Leichtigkeit entwickelte und wie eine anſteckende Seuche um ſich griff, oder wie Wier von den beſeſſenen Nonnen im Kloſter Nazareth in Cöln ſagt: „Ita pestis haec velut contagio proserpsit.“ [1])

Die Hexenſalben und Hexentränke erzeugten einen eigentümlich modifizierten Somnambulismus, der mit Fernſehen und Fernwirken verknüpft iſt und das Rätſel des Hexenſabbaths zum großen Teil erklärt. Namentlich gilt dies für diejenigen Fälle, wo die Ausfahrt zum Sabbath als geiſtige Epidemie auftrat und gleichzeitig Hunderte infiziert waren wie zu Labourd, Logrono, Calw, Mora uſw. Wie viel freilich dabei noch geiſtige Anſteckung und eigene oder fremde Suggeſtion thaten, läßt ſich heute nicht mehr unterſcheiden. Thatſache iſt jedoch, daß die hierher gehörigen Künſte ſeit altersgrauer Zeit wirklich geübt wurden, und das heidniſch-jüdiſch-chriſtlich-mythologiſche Schema des Hexenſabbaths mit allen Zuthaten des Ceremoniells eine feſte, nur durch nationale und individuelle Eigentümlichkeiten wenig modifizierte Form angenommen hatte. Wenn ſich alſo Hexen und Zauberer an beſtimmten Abenden ſalbten, ſo verfielen ſie in einen ſomnambulen Schlaf und kamen — wenn auch auf ſehr viel niedriger moraliſcher Stufe ſtehend — ſachlich in genau dieſelbe „Seelenvereinigung“ wie die modernen Myſtiker auch. Die ſcheinbar unerklärliche Übereinſtimmung bezüglich des Sabbaths in den Ausſagen der Hexen wird alſo eine natürliche und begreifliche, insbeſondere noch dann, wenn wir die feſtſtehenden mythologiſchen Grundtypen des Hexenweſens ins Auge faſſen.

Im Anſchluß an die oben mitgeteilten Beobachtungen ſich ſalbender Hexen will ich mitteilen, daß der ſchon genannte de Lancre erzählt [2]), wie ſich bei dem großen Hexenprozeß von Labourd im

[1]) De praestigiis daemonum. Lib. IV. cap. 12.

[2]) Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons. Paris 1612. S 97.

Jahre 1609 der Herr von Lamiſſena ſeine ſich ſalbende Magd nicht nur die ganze Nacht hindurch bewachte, ſondern auch, ſich mit ihr ans Kamin ſetzend, ſeinen Fuß auf das Feſteſte an den ihren band und ſie, wenn ſie einſchlafen wollte, mit harten Schlägen aufweckte. Trotzdem bekannte die Magd am nächſten Morgen, daß ſie auf dem Sabbath geweſen ſei, und erzählte viele Umſtände auf daß Genaueſte, welche von zahlreichen andern Beſucherinnen des Sabbaths in allen Einzelheiten beſtätigt wurden. — Ich bemerke hierzu nochmals, daß der Parlamentsrat de Lancre als königlicher Oberprokurator und Leiter des gerichtlichen Verfahrens ſpricht.

Alle bei dem Prozeß von Labourd Beteiligten ſind darüber einig, daß man, um den Sabbath beſuchen zu können, vorher geſchlafen haben, d. h. alſo in ſomnambulen Zuſtand geweſen ſein müſſe. Deshalb bemühten ſich auch die eingekerkerten Hexen, wach zu bleiben, um den Verdacht des fortdauernden Sabbathbeſuchs von ſich abzuhalten. Sämtliche Beteiligten behaupten, es genüge, auch nur ein Auge geſchloſſen zu haben, um ſofort davongeführt zu werden. So bekannte Jeanette d'Abbadie, daß ſie, die jetzt ſechzehn Jahre zählte und zuerſt im vierten Jahr von einer Hexe mit zum Sabbath genommen wurde, die letzten drei Monate vor ihrer Verhaftung wachend in einer Kirche zugebracht habe. Endlich ſei ſie am 13. September 1609 während der Meſſe eingeſchlafen und am hellen Tag zum Sabbath geführt worden. Das Mädchen konnte offenbar den ſomnambulen Zuſtand nicht vom tagwachen unterſcheiden und verwechſelte beide miteinander.

Auch die Kinder, welche ſich durchgehend vor dem Sabbath fürchteten, wachten, um ihm zu entgehen, oder wurden von ihren Eltern wach erhalten. Indeſſen ſagten ſie auch aus, man ziehe nie ſchlafend zum Sabbath, ſondern wach und bei Sinnen, was klar auf ein vielleicht nach nur momentanem Schlummer eintretendes Schlafwachen deutet. Der körperliche Schlummer hatte ſich mit zunehmender Steigerung des ſomnambulen Zuſtandes bis auf Momente (transſcendentales Zeitmaß) verkürzt, und ſo erklärt es ſich, daß die Richter verwirrt werden mußten, wenn viele Hexen zu Labourd bekannten, daß ſie in Sommernächten zu zehn bis zwölf an der Zahl bis nachts elf Uhr ſpinnend vor den Hausthüren geſeſſen, und, als nun die Stunde gekommen, ſich gute Nacht geboten

hätten, um ſo vor den Uneingeweihten den Schein anzunehmen, als legten ſie ſich in ihre Betten; in Wirklichkeit jedoch ſeien ſie ſofort auf den Sabbath entrückt worden.

Bei einem ſo hochgradig entwickelten Somnambulismus, in welchem der Durchgang durch den körperlichen Schlaf auf einen kaum wahrnehmbaren Augenblick zuſammenſchrumpft, war die Salbung unnötig geworden, und das bloße Verlangen genügte zur Entrückung. Deshalb ſagte auch die dreißigjährige Katharina von Landal zu Labourd aus, ſie bedürfe des Schlafes gar nicht, ſondern, wenn ſie des Abends am Feuer ſitze, wandle ſie ein ſolches Verlangen nach dem Sabbath an, daß ſie es mit keiner andern Begierde vergleichen könne, und ſofort werde ſie dahin verſetzt.[1]) Die Entbehrlichkeit der Salben bei den entwickelten Hexen ergiebt ſich auch aus dem Umſtand, daß unzählige Hexen im Gefängnis, wo ſie keine Salbe zur Hand hatten, zum Sabbath entrückt wurden und, nachdem ſie wieder zum Tagesbewußtſein zurückgekehrt waren, in ihren Ausſagen übereinſtimmten, wofür ſich bei de Lancre, Bodin, Remigius uſw. Mengen von Beiſpielen finden.

Auf die lebensmagnetiſche Natur der Hexenekſtaſe deutet auch die Übertragbarkeit der Viſionen. Alle Kinder zu Labourd, welche auf dem Sabbath geweſen waren, und es waren deren bei dreihundert, bezeugten einſtimmig: die, welche ſie dorthin geführt, ſeien ihnen nur mit der Hand über den Kopf und das Angeſicht gefahren, worauf ſie ſich verwirrt und eingenommen gefühlt hätten und entrückt worden wären. Alſo ein hypnotiſches, vielleicht mit Maſſenſuggeſtionen verbundenes Einſchläfern. — Ein andermal hätten ihnen die Hexen einen Apfel oder ein Stück Brot zu eſſen gegeben, was die gleiche Wirkung hervorgebracht habe[2]), denn des Nachts darauf ſeien die Zauberweiber unfehlbar gekommen, um ſie davon zu führen, und es habe nichts geholfen, wenn Vater oder Mutter, Schweſter oder Bruder ſie in den Armen gehalten, denn kein Kind habe ſich deshalb ermuntern können.[3]) — Ganz den gleichen Zügen begegnen wir bei den ſpäter näher zu beſprechenden Beſeſſenheitsepidemieen zu Harlem, Calw, Mora uſw

[1]) Tableau etc. S. 101.

[2]) Ich erinnere an magnetiſiertes Waſſer.

[3]) Tableau etc. S. 109.

Ein genau beobachtetes Beiſpiel eines hierher gehörigen mehr perſönlichen Traumes findet ſich bei Frommann. Derſelbe ſchreibt [1])

„Im Jahre 1670 litten z. H. in Schleſien, wie mir ein befreundeter Arzt ſchrieb, zwei Mädchen von 16 und 18 Jahren, die Tochter eines Bäckers und eines Müllers, an heftigen Paroxmen, welche ſich zu einer vorausbeſtimmten Zeit einſtellten. Dabei lagen ſie wie in epileptiſcher Ekſtaſe ohne Empfindung und Bewegung auf ihren Betten, wovon ich ſelbſt Augen- und Ohrenzeuge bin. Nachdem ſie wieder zu ſich gekommen waren, erzählten ſie, daß ſie auf einer ſchönen Wieſe bei einem Galgen an einem großen See in Geſellſchaft vieler Hexen geweſen ſeien. Dieſe Hexen, von denen einige ſogar von Candia gekommen wären, ſeien ihnen bis auf zwei unbekannt geweſen und hätten an zehn bis zwölf Tafeln geſeſſen. Als Vornehmſter der Verſammlung ſei ein Mann in ſeidenen Kleidern dageweſen, der Leichenfeierlichkeiten für einen toten Hund oder eine tote Katze veranſtaltet und den Anweſenden für ihr Erſcheinen Dank geſagt hätte. Beide Mädchen erzählten die Leichenfeierlichkeiten mit denſelben Worten. Darauf hätten die Hexen allerlei Poſſen getrieben, unter großer Fröhlichkeit geſchmauſt und gezecht und nach dem Schall von Pfeifen und Flöten getanzt. Ihnen ſelbſt aber hätten die Hexen allerlei ſchwere Arbeit aufgelegt [2]), als Spinnen, Stoßen, Waſchen, Scheuern ꝛc., und wirklich hatten die Mädchen während ihres ekſtatiſchen Schlafes zur größten Verwunderung der anweſenden Perſonen die zu dieſen Verrichtungen nöthigen Gebärden gemacht.“

Ich bin übrigens weit entfernt von der Annahme, daß der Somnambulismus genüge, das Rätſel des Hexenſabbaths ganz zu löſen, ja ich behaupte ſogar, daß man bei deſſen Erklärung einen ſehr wichtigen Faktor überſehen hat, nämlich die thatſächlichen Zuſammenkünfte der Hexenzunft, wenn auch nicht auf Beſen und Ofengabeln, ſo doch auf ihren zwei Beinen.

Von irrigen Vorausſetzungen ausgehend und in falſcher Scham befangen, leugnet der Kulturhiſtoriker, daß es je Hexen gegeben habe, d. h. Leute, welche ſich mit allerlei finſtern magiſchen, magnetiſch-hypnotiſchen Künſten, ja oft nur mit plumper ſchmutziger Giftmiſcherei befaßten, weil er als Konſequenz dieſer aus jeder Seite der hierher gehörenden Litteratur klar erhellenden Annahme den ganzen dogmatiſch-mythologiſchen Firlefanz des Hexenweſens in den Kauf nehmen zu müſſen glaubt. Nichts iſt unrichtiger als

---

[1]) De Fascinatione. Norimb. 1675. 4°. S. 757.

[2]) Bekanntlich mußten die angehenden Hexen auf dem Sabbath allerlei niedere Dienſte verrichten, Kröten hüten uſw.

dies. Die Hexen bildeten eine mehr oder minder locker organisierte Glaubensgemeinschaft, und bei ihnen lebte aller Aberglaube und aller grausam-wollüstige Orgiasmus fort, der sich von den Geheimkulten des Altertums und von den altchristlichen Ketzersekten an von Generation zu Generation vererbt hatte. Aus guten und allbekannten Gründen umgab sich die Zaubersekte mit einem tiefen Geheimnis und kam zu gewisser Zeit und an gewissen Orten zusammen, um in diesen Cirkeln ihren abergläubischen Kultus zu pflegen und ihren Lüsten zu fröhnen. Die narkotischen Mittel der Salben und Tränke kamen bei diesen thatsächlichen Zusammenkünften zu ausgiebigem Gebrauch, und so erklärt es sich denn, namentlich wenn wir die magische Erregtheit der Betreffenden im Auge behalten, ganz natürlich, daß wir heute aus den vorliegenden Berichten über offenbar körperlich stattgefunden habende Zusammenkünfte nicht mehr sagen können, wo das reale Faktum aufhört und die Vision beginnt.

Ich will nur darauf hinweisen, daß im Jahre 1582 zu Mömpelgard auf einer Anhöhe drei Tische mit Silberzeug im Wert von 2500 Thalern gefunden wurden. Das Silberzeug wurde zu den Goldschmieden von Mömpelgard geschafft, dort gewogen und taxiert. Die Goldschmiede erkannten auf mehreren Stücken die Chiffern angesehener Ortseinwohner; es wurden Nachforschungen angestellt, welche ergaben, daß die Apothekerin von Mömpelgard ihre Tochter dem Teufel verheiratet, d. h. in den unzüchtigen Ritus der Sekte initiiert hatte. Hundertundvierunddreißig Personen büßten in dem entstandenen Prozeß ihr Leben ein.[1]) Ein ganz ähnliches Beispiel berichtet der berühmte Humanist Joachim Camerarius aus der Gegend von Bamberg.[2]) Spina berichtet, wie der ihm befreundete Arzt Sozinus Bentius zu Ferrara bei einem nächtlichen Krankenbesuch in einem benachbarten Dorf eine derartige Zusammenkunft beobachtete.[3]) Er sagt: „pedestres vadant multoties et velocius currant“ und berichtet weiterhin Folgendes:

„In der Stadt Mendrisio bei Como ereignete es sich vor kaum

---

[1]) La sorcellerie etc.

[2]) Anhang zur deutschen Uebersetzung des Remigius. Hamburg 1695.

[3]) De Strigibus. cap. 20.

fünfzig Jahren, daß daſelbſt der Inquiſitor Bartholomäus de Homate, der Podeſta Dr. Laurentius de Concoretio und der Notar Johannes de Foſſato gegen die Hexen prozeſſierten, daß eines Tages der Podeſta, von Neugierde getrieben, erfahren wollte, ob die Hexen wirklich und körperlich zu ihrem Spiel gingen, und nach getroffener Übereinkunft an einem Donnerstag Abend mit ſeinem Notar und einem dritten an einen gewiſſen Ort gingen, den ihm eine Hexe beſchrieben hatte. Als die drei ſich dem Ort näherten, ſahen ſie viele Perſonen um einen wie ein großer Herr Daſitzenden[1]) verſammelt. Plötzlich warfen ſich alle Verſammelten auf Befehl desſelben auf den Beamten und ſeinen Begleiter und ſchlugen, weil Gott es wegen deren Vorwitz zuließ, mit Prügeln derart, daß alle drei innerhalb vierzehn Tagen ſtarben."

Wir haben wohl keinen Grund, an dieſem ſo plaſtiſch-ſinnlichen Vorkommnis zu zweifeln. Wuttke behauptet in ſeinem Volksaberglauben der Gegenwart, daß es in Württemberg und Frankreich noch heute derartige Verbindungen gebe.

Daß räumliches Fernſehen im Hexenweſen durch Autohypnoſe und den Gebrauch der Salbe erzielt werde, lehren uns zwei Berichte Bodins. Derſelbe erzählt[2]):

„Ich habe im Jahr 1546, als ich zu Nantes war, ein merkwürdiges Stück von ſieben Zauberern vernommen, welche ſich im Beiſein vieler Leute äußerten, ſie wollten innerhalb einer Stunde Nachricht von all dem bringen, was in einem Umkreis von zehn Meilen geſchehe. Sie fielen danach[3]) in Ohnmacht nieder und blieben dergeſtalt drei Stunden liegen. Nach dieſem ſtanden ſie wieder auf und ſagten, was ſie in Nantes und Umgebung geſehen hätten, wobei ſie ſehr eingehend die Umſtände, Orte, Vorgänge und Perſonen ſchilderten; bei den angeſtellten Nachforſchungen zeigte es ſich, daß ihre Ausſagen richtig waren."

„Ein anderer Vorfall ereignete ſich während der heftigen Hexenverfolgung des Jahres 1571 zu Bordeaux und iſt mir derſelbe wohl erinnerlich. Es war eine alte Zauberin daſelbſt, welche vor den Richtern bekannte, daß ſie mit ihren Genoſſen alle Woche an gewiſſe Orte geführt und getragen würde. Als nun einer der oberſten Richter, Monſieur Belot, die Probe machen wollte, ſagte ſie, daß ſie nicht könne, wenn ſie nicht ihrer Bande entledigt würde.

---

[1]) Dieſer Mann war wohl das Oberhaupt der Verſammelten, nach heutiger Ausdrucksweiſe der Leiter des Cirkels.

[2]) Daemonomonia, cap. 12.

[3]) Alſo iſt wohl die Salbung als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt.

Hierauf befahl er, ſie zu entledigen. Darauf ſchmierte ſie ſich ganz nackend mit einer Salbe und fiel fühllos wie todt nieder. Als ſie nach fünf Stunden wieder zu ſich kam, erzählte ſie Vorgänge, welche ſich an fremden Orten ereignet hatten, was man denn in Wahrheit alſo befand. Dieſe Geſchichte erzählte mir ein noch lebender Graf und Ordensritter, welcher dem Vorgang beigewohnt hatte.“[1])

An das durch Narkotica erzeugte Hellſehen und die dadurch bewerkſtelligte Seelengemeinſchaft ſchließt ſich die willkürliche Ausſendung des Aſtralkörpers oder Doppelgängers mit beſtimmt gewollter Thätigkeit des Phantoms und bewahrter Erinnerung an dieſe vollbrachte Thätigkeit. Dafür ſpricht ſchon die bei allen ſich ſalbenden Hexen beobachtete Katalepſie, ein mit Doppelgängerei faſt unzertrennlicher Zuſtand.

Bekannt iſt, daß die von den Indiern Majavi Rupa genannte Kunſt der willkürlichen Ausſendung des Doppelgängers von alters her in Lappland ſyſtematiſch betrieben wurde. So berichtet ſchon Saxo-Grammaticus († 1204)[2]):

„Wenn ein Fremder das Befinden ſeiner Feinde oder Freunde zu wiſſen wünſcht, auch wenn er fünfhundert oder tauſend Meilen weit von ihnen entfernt iſt, ſo bittet er einen in dieſer Kunſt erfahrenen Lappen oder Finnen, welchem er ein leinenes Kleid oder einen Bogen ſchenkt, daß er erforſche, wo ſeine Freunde oder Feinde ſind, und was ſie treiben. Darauf begiebt ſich dieſer, nur von ſeiner Frau begleitet, in ſein Gemach und ſchlägt mit einem Hammer einen ehernen Froſch oder Schlange auf einem Amboß mit vorgeſchriebenen Schlägen und wälzt ihn durch das Murmeln von Zauberformeln hin und her.[3]) Er fällt raſch in Ekſtaſe und liegt binnen kurzem wie todt da. Während derſelben wird er von ſeiner Begleiterin auf das Sorgfältigſte überwacht, daß kein lebendes Weſen, nicht einmal eine Fliege oder Mücke, ihn berühre. Durch die Kraft des Zauberliedes wird der Geiſt desſelben vom Teufel fortgeführt und bringt als Zeichen ſeiner überbrachten Botſchaft und ausgerichteten Auftrags aus der Ferne einen Ring oder ein Meſſer als Zeichen mit, worauf er aufſteht und das Zeichen ſeinem Auftraggeber übergiebt, dem er auch die gewünſchten Aufſchlüſſe erteilt.“

[1]) Dieſe Hexen leiſten alſo dasſelbe wie die modernen Somnambulen.

[2]) Historia Danica. Lib. VII.

[3]) Saxo verdunkelt hier, wie es ſcheint wegen der Zauberliebe ſeiner Landsleute abſichtlich, den Sachverhalt. Der Amboß iſt die bekannte Zaubertrommel der Lappländer, an welcher ein Bündel Meſſingringe — der eherne Froſch — hängt, welcher durch Schläge mit einem Hammer aus Rennthierhorn auf dem Pankenfell umhergetrieben wird. Vgl. Johann Scheffer: „Kurtzer Bericht von der Lappländer Zauberkunſt.“ Amſterdam 1679. 8°.

Ähnlich schreibt Olaus Magnus:[1])

„Wenn ein Fremder von dem Befinden der Seinen etwas Gewisses zu erfahren wünscht, so bewerkstelligen sie (die Lappen), daß er dies binnen 24 Stunden erfahre, auch wenn sie dreihundert Meilen weit entfernt wären, auf folgende Weise: Nachdem der Zauberer vermittelst der gebräuchlichen Ceremonien sich seine Götter geneigt gemacht hat, stürzt er plötzlich leblos zusammen, und seine Seele verläßt thatsächlich den Körper, als ob er todt wäre. Es scheint weder sein Geist, noch irgend ein Sinn des Lebens, noch Bewegung in ihm zurückgeblieben zu sein. Aber es müssen immer einige Leute da sein, welche den leblos daliegenden Körper bewachen, daß er nicht von den Dämonen fortgeschleppt werde. (Levitationserscheinungen?) Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden kehrt der Geist zurück, und der bis dahin lebloſe Körper richtet sich gähnend und wie aus tiefem Schlaf erwachend oder wie aus dem Tod ins Leben zurückgerufen auf. Nachdem er so wieder zu sich gekommen ist, beantwortet er die Fragen und berichtet zu seiner Beglaubigung etwas, das der Fragende kennt und gewiß weiß, daß es sich in seinem Hause oder in dem von einem seiner Verwandten befindet."

Einem auf diese Prozeduren bezüglichen Bericht begegnen wir bei Johann Frischius,[2]) einem angesehenen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, welcher sagt:

„Ein Lübecker Schiffer kam in Bergen mit einem Lappländer in ein Gespräch über Zauberei, worin sich dieser rühmte, daß er seinen Geist in ferne Länder senden und von dort Nachricht bringen könnte. Er begehrte deshalb eine Probe von ihm, daß er nämlich diese Stunde ihm Zeitung bringen sollte, was seine Frau in Lübeck thäte. Der Lappe machte sich alsobald fertig zur Reise, brachte nach wenigen Stunden die Zeitung, daß er zu Lübeck bei seiner Frau gewesen, und zum Wahrzeichen derselben ein Messer mitbrachte und sagte, daß sie mit demselben damals Brot geschnitten, solches in eine Weinkanne gethan, um das Hochzeitsmahl vor einem seiner Blutsverwandten zu bereiten. Beschrieb auch die Gestalt und Kleider des Bräutigams, der Braut und der Eingeladenen so eigentlich, daß der Schiffer sehr bestürzt war, und hiernach alles gänzlich also befand. Unterdessen hatte der Lappe gleich als todt zur Erde gelegen."

Eine ähnliche Begebenheit berichtet Johann Scheffer[3]) von einem Lübecker Kaufmannsdiener Johann Dolling, dem der Finnlappe Jacob Smaoswend, nachdem er eine Weile im Kreis herumgetanzt hatte und wie tot zur Erde gefallen war, Nachrichten

---

[1]) Histor. gent. septentr. Lib. III. cap. 18.

[2]) J. Frischius: Ruhestunden, nach A. Braskius: Historia Norwegiae.

[3]) A. a. O. S. 26.

vom Befinden ſeines in Lübeck weilenden Herrn gebracht habe. Die Begebenheit ſoll im Buch der Hanſa zu Bergen verzeichnet worden ſein.

Ein gut beglaubigtes Beiſpiel von dem bei den Lappen vorkommenden Ausſenden des Aſtralkörpers giebt Franz Wallner[1]) aus der Mitte dieſes Jahrhunderts, und dieſes Beiſpiel iſt umſomehr von Intereſſe, als bei ihm anſtatt des in den bisherigen Beiſpielen vorkommenden Korybantismus die Narkotica das wirkende Agens ſind. Er erzählt dieſen Fall nach den ihm von dem General von G(erlach) gemachten Mitteilungen, der ſeinerſeits die Erzählung aus dem Munde Friedrich Wilhelms IV. hatte:

„Der Erzbiſchof von Upſala beſuchte auf einer Reiſe durch Deutſchland unſern königlichen Hof und hatte die Ehre, von Sr. Majeſtät zur Tafel gezogen zu werden. Bald kam die Rede auf den maßloſen Aberglauben, welcher jetzt noch in den Lappmarken herrſche, wonach der Glaube an Zauberer und erbliche unheimliche Künſte in manchen Familien bis zur Stunde feſtwurzelt. Der Erzbiſchof ſelbſt war vor mehreren Jahren von der höchſten Landesbehörde an der Spitze einer Kommiſſion dahin geſandt worden, um dieſes wüſte irreligiöſe Treiben zu unterſuchen und mit Ernſt auszurotten. Ein Arzt und ein höherer Beamter waren dem Prieſter zu dieſer Miſſion beigegeben wo rden.

„Bei dem Mangel an Verkehrsmitteln — erzählte der Erzbiſchof — war unſere Reiſe eben ſo lang wie beſchwerlich. Der Zweck derſelben war nur uns bekannt, und wir nahmen, dieſen in ein tiefes Geheimniß hüllend, für unſere Wohnung die Gaſtfreundſchaft eines reichen Mannes in Anſpruch, der in dem unheimlichen Rufe ſtand, über finſtere Zaubermittel gebieten zu können. Zu unſerer Verwunderung deutete nichts im Aeußeren oder im Haushalt desſelben darauf hin, dieſen Ruf zu begründen. Mit der gewohnten Gaſtfreundlichkeit der Lappmarken wurden uns von dem Wirth des Hauſes, einem offen ausſehenden, behäbigen Manne, die beſten Zimmer eingeräumt und Alles, was Küche und Keller vermochte, aufgeboten, die Gäſte zu ehren. Zu unſerm Erſtaunen aber machte weder unſer Gaſtgeber noch irgend ein anderer Menſch im Orte ein Hehl daraus, daß Peter Lärdal, ſo hieß der Mann, im Beſitz übernatürlicher Kräfte, ja geradezu ein Zauberer ſei. Am dritten Tag, als wir gemüthlich am Frühſtückstiſch beieinander ſaßen, brachte ich unter dem Vorwand der Neugierde das Geſpräch auf das Thema und frug Lärdal, ob es ihm nicht unangenehm ſei, in ſolchem Rufe zu ſtehen. Ein feines Lächeln glitt über die Züge des Mannes. ‚Was nützt es denn, hochwürdigſter Herr Erzbiſchof, daß Sie mir den Zweck Ihrer Frage ver-

[1]) In „Aus meinem Leben“.

bergen wollen. Sie und dieſe Herren ſind ja doch nur deshalb da, um die Wahrheit dieſes Rufes zu ergründen und mich zur Verantwortung zu ziehen.'"

„‚Nun denn, antwortete ich energiſch, wenn Ihr es ſchon wißt, ja, wir ſind hier, um dieſen Aberglauben zu zerſtören und dieſem Unſinn ein Ende zu machen.'"

„‚Das mögen Sie halten, wie Sie wollen und können, aber Unſinn, lieber Herr, Unſinn iſt die Sache nicht!' antwortete Lärdal mit leichtem Kopfſchütteln."

„‚Was wollen Sie damit ſagen?' antwortete ich mit ſtrengem Ton."

„‚Ich will Ihnen den Glauben an die Hand geben. Meine Seele, mein Geiſt, oder wie Sie es nennen wollen, ſoll vor Ihren Augen das Haus des Körpers verlaſſen und ſich an einen Ort begeben, den Sie dafür beſtimmen werden. Nach der Rückkehr will ich Ihnen Beweiſe dafür liefern, daß meine Seele in Ihrem Dienſt an dem von Ihnen bezeichneten Platz geweſen iſt. Wollen Sie dieſe Ueberzeugung haben?'"

„Die widerſtreitendſten Empfindungen, fuhr der Erzbiſchof fort, bemächtigten ſich meiner. Furcht vor dem Bewußtſein, zu dem frevelhafteſten Spiel mit dem Heiligſten meine Hand zu bieten, der Wunſch, einem etwaigen Betrug auf die Spur zu kommen und ihn zu entlarven, und heftige Neugierde, zu erfahren, wie der ſchlichte Mann ſein Wort löſen werde, kämpften in mir. Letztere, das Erbtheil aller Evaskinder, trug den Sieg davon. Ich willigte in den Vorſchlag und trug Lärdal auf, ſeine Seele in mein Haus zu ſenden, mir zu ſagen, was in dieſem Augenblick meine Frau beginne, und die Beweiſe für ſeine Anweſenheit daſelbſt zu liefern. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß meine Reiſegefährten, von noch brennenderer Neugierde beſeelt als ich, mit meinem Thun völlig einverſtanden waren."

„‚Nun wohl, Ihr Herren,' ſprach Lärdal, ‚gönnen Sie mir eine Viertelſtunde Zeit zu meinen Vorbereitungen.' — Kaum waren dieſe verfloſſen, ſo erſchien unſer Hausherr wieder, in der Hand eine Pfanne mit trockenen Kräutern tragend. ‚Ihr Herren,' fuhr er fort, ‚ich werde dieſe Kräuter anzünden und ihren Dampf einathmen. Hüten Sie ſich aber, meine Herren, in dieſem Zuſtande Verſuche zu meiner Wiederbelebung zu machen oder mich nur zu berühren. Der Erfolg wäre mein ſicherer Tod, denn in wenig Minuten wird mein Geiſt aus dem Körper entweichen und alle Anzeichen des Todes werden an dieſem ſichtbar werden. In einer Stunde wird mein Körper ſich von ſelbſt wiederbeleben und Ihnen Nachricht aus der Heimath bringen.'"

„Nach einer unheimlichen Pauſe, während welcher keiner von uns ein Wort der Entgegnung finden konnte, ſetzte der Zauberer die trockenen Kräuter in Brand und hielt ſeinen Kopf über den übelriechenden narkotiſchen Dampf derſelben. In wenigen Minuten bedeckte Leichenbläſſe ſein Geſicht, der Körper fiel nach kurzen Zuckungen in den Lehnſtuhl, in welchem jene Procedur vorgenommen wurde, zurück und lag regungslos, in allem einem Todten gleichend, da."

„Um Gottes Willen, rief der Arzt entsetzt aus, der Mensch scheint sich vergiftet zu haben, er stirbt wirklich, wenn man ihm nicht schnelle Hülfe bringt."

„Ich mußte ihn mit Gewalt zurückhalten, ehe er seinen Vorsatz ausführen und sich auf den Bewußtlosen stürzen konnte."

„Haben Sie vergessen, daß der Unglückliche uns beschwor, in dem jetzt eingetretenen Fall den Körper nicht zu berühren, wenn wir ihn nicht wirklich tödten wollten? Haben wir gegen unser Gewissen unsere Einwilligung zu dem unheimlichen Experiment gegeben, so müssen wir auch den Erfolg abwarten."

„Nach einer in athemloser Spannung verlebten endlosen Stunde kehrte langsam aber ersichtlich die Farbe des Lebens wieder auf die Wangen des Entseelten zurück, die Brust hob sich unter stürmischen Schlägen, die nach und nach in ein regelmäßiges Athemholen übergingen."

„Bald darauf wendete er sich mit den Worten an mich: ‚Ihre Frau ist in diesem Augenblick in der Küche.'"

„Ja wohl, entgegnete lächelnd der Arzt, um diese Stunde pflegen, wie Sie wohl wissen, alle Frauen bei uns in der Küche zu sein."

„Ohne diesen ungläubigen Einwand einer Entgegnung zu würdigen, beschrieb mir Lärdal meine Wohnung und Küchenräume, die er meines Wissens nie betreten haben konnte, mit allen Details mit peinlichster Gewissenhaftigkeit. ‚Zum Beweis, daß ich wirklich dort war,' schloß er seinen Bericht, ‚habe ich den Ehering Ihrer Frau, den dieselbe bei der Zubereitung einer Speise vom Finger streifte, auf dem Grund des Kohlenkorbes versteckt.'"

„Ich schrieb sofort, es war am 28. Mai, nach Hause und meine frug Frau, was sie um elf Uhr an diesem Tage gemacht habe. Ich bat sie, ihr Gedächtniß recht genau zu prüfen und mir recht sorgfältig Bericht abzustatten. Nach vierzehn Tagen, so lange brauchte bei den schlechten Verbindungswegen der Brief und die Anwort Zeit, schrieb mir meine Frau, sie wäre am 28. Mai um diese Zeit mit der Zubereitung einer Mehlspeise beschäftigt gewesen. Es wäre ihr der Tag deshalb unvergeßlich, weil an demselben Tag ihr Trauring verloren gegangen wäre, den sie kurz vorher am Finger gehabt habe, und den sie trotz alles Suchens nicht habe wiederfinden können. Wahrscheinlich habe ihn ein Mann entwendet, der sich in der Kleidung eines wohlhabenden Bewohners der Lappenmarken einen Augenblick in der Küche gezeigt, aber, als er um sein Begehren gefragt worden sei, sich wortlos wieder entfernt habe."

„Der Trauring fand sich später in der Küche des Erzbischofs im Kohlenkorb wieder vor."

Daß auch im Hexenwesen das Aussenden des Astralkörpers häufig vorkam, beweist folgende Legende des heiligen Germanus[1]) und die gleich zu citierende Stelle bei Lercheimer.

---

[1]) Acta Sanctorum. 31. Juli 1287.

„Als der heilige Germanus einſt bei einem Gaſtfreund übernachtete, ſah er, daß nach der Abendmahlzeit der Tiſch wieder gedeckt wurde. Auf ſeine Frage, weshalb dies geſchehe, erhielt er die Antwort, man wolle einigen guten Männern und Frauen,[1]) die des Nachts kommen würden, eine Mahlzeit bereiten. Germanus beſchloß die Nacht zu durchwachen und ſah nach einiger Zeit eine Menge Männer und Frauen kommen, welche ſich niederſetzten und weder wankten noch wichen. Er fragte nun ſeinen Gaſtfreund, ob dieſer die Leute kenne, worauf ihm die Entgegnung ward, daß es Nachbarn und Nachbarinnen ſeien. Als man aber in deren Häuſern nachſah, lagen die betreffenden Perſonen ruhig in ihren Betten, obſchon ihre Ebenbilder beim Schmaus geſeſſen hatten."

Der heilige Germanus exorciſierte nun die Geſellſchaft und ſchloß aus ihrem Verſchwinden, daß es Teufel geweſen ſeien, denen der Herr geſtatte, in der Geſtalt ſündiger Menſchen zu wandeln.

Dieſer Glaube wurde während der Hexenprozeßperiode der herrſchende und koſtete, da bis tief in das 17. Jahrhundert hin,[2]) namentlich aus Deutſchland und Italien zahlreiche hierhergehörige Berichte vorliegen, gewiß Tauſenden das Leben, denn man hielt die Betreffenden für Teufelsbündner, weil „der Herr dem Teufel geſtatte, in ihrer Perſon zu wandeln". Ja, man ging — namentlich bei den Proteſtanten — ſogar ſo weit, den zurückbleibenden Elementarleib für eine diaboliſche Illuſion und den Aſtralkörper für die wahre Perſönlichkeit zu halten, wie folgende Stelle bei Lercheimer beweiſt:

„Ja etliche, die die Richter zu Billigkeit und Gerechtigkeit ſolten vermahnen, ſind den armen Hexen alſo auffätzig: daß, wann der Mann von ſeinem Weibe zeuge, ſie ſey die Nacht, da ſie beym Tantze ſol geweſt ſeyn, vnd dort geſehen worden, nie aus dem Bette, vnd von ſeiner Seite kommen, ſie dann ſagen vnd ſtreitten: im Bett ſey ein Geſpenſt gelegen, der wahre Leib aber ſey drauſſen geweſt. Lieber, warum kehret ihr es doch nicht vmb, vnd deutet es nicht dem Teuffel, ſondern dem Menſchen zum Beſten, daß der wahre Leib im Bett gelegen, der falſche drauſſen geweſen ſey? Gilt

[1]) Hier ſpielen noch heidniſche Züge hinein; doch bin ich der Anſicht, die „guten Frauen, bonnes femmes, bonnes dames", nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, mythologiſche Fabelweſen, ſondern euphemiſtiſch vom furchtſamen Volk alſo genannte Hexen waren.

[2]) So erzählt z. B. Frommann die Geſchichte einer Hexe, welche von einer derartigen Zuſammenkunft eine Mütze mitbringt; alſo eine völlige Parallele zu Lärdal.

denn bey euch nicht, daß man in zweiffelhaltigen Sachen allezeit das Mildere dem Härteren ſol vorziehen?“ [1])

Noch mehr als zur Erklärung des Hexenſabbaths möchte ich, wie ſchon du Prel that, das willkürliche Ausſenden des Aſtralkörpers bei den ſogenannten Beheꝛungen, dem Maleſizium, zur Erklärung heranziehen, inſofern nämlich die Bezauberten behaupten, die Geſtalt der plagenden Hexen in ihren Zimmern zu ſehen. Namentlich dürfte dies u. a. in dem Fall der Oſanna Albert zu St. Albrechts bei Meiningen (1621—1626) Geltung beſitzen, wo es heißt: [2])

„Bald nach dieſem ſind die Vnholden vnd böſen Weiber abermals kommen, welche ſie nicht alle gekennt, weil ſie nicht eigentlich weiß, ob dieſelben vermummet oder ſonſt geblendt Werck geweſen. Die haben ſie aus dem Bett bald an einen andern Orth, bald in die Höhe, bald nieder zur Erden geworffen, ſie gezerret und geſchlagen, daß mans hat klitſchen hören (wiewol diejenigen, ſo dabey geweſen, nichts geſehen), ſie gewunden vnd gedrähet, wie man einen Braten am Spieß wendet, ſie hin vnd wieder geriſſen vnd gezocket, wie die Weiber das Garn zu zocken pflegen, vnd wie ſie diejenige Weiber, ſo ſie jetzt erzehlter maſſen geplaget, hat namhafftig machen wollen, hat eine aus jhnen M. A. [3]) ſie über das Angeſicht vnd den Mund herab geſtrichen, davon ſie alsbalden verſtummet, [4]) und in acht Wochen nicht reden können, auch alſobalden ſie über das Angeſicht hinauff geſtrichen, davon iſt ſie blind worden, [5]) und in zehn Wochen nichts hat ſehen können, und ſolches hat gewäret bis auff den Chriſt-Abend jetzt abgeſetzten, damahls zu Ende lauffenden 1621. Jahres.“

Als Oſanna die Namen der Weiber nennen wollte, quälten ſie dieſelben wieder mit allerlei magnetiſchen Plagen,

„vnd ſolche groſſe faſt ungläubliche Marter und Qvaal, deren ſich wohl ein Stein, geſchweige ein Menſch erbarmen mögen, hat von obgeſetzter Zeit gewäret alle Tage, biß ſo lang der böſen Weiber neun nach Vrtel und Recht ſind juſtificiret worden den 28. Februarii 1622.“ — „Da ſie fürnehmlich noch eine geſehdn, A. A., welche ſie grauſamlich gebiſſen, geſchmiſſen und ge-

[1]) Chriſtlich Bedencken von Zauberey.

[2]) Güth: Chronik von Meiningen. Gotha 1676. 4°. adann. 1621.

[3]) Wahrſcheinlich die am 4. November 1624 in Meiningen verbrannte Magdalena Alberts aus St. Albrechts.

[4]) Ich erinnere an das bekannte hypnotiſche Stummmachen. Was die lange Dauer anlangt, ſo heilte Dr. med. G. von Langsdorff in Freiburg i. B. 1882 ein von einem Stümper hypnotiſiertes Mädchen, das wochenlang hypnotiſch geweſen war. Siehe deſſen Wegweiſer zum Magnetiſieren.

[5]) Auch dies kann hypnotiſch bewerkſtelligt werden.

ſchlagen, jhr die Nägel von den Fingern herunter geriſſen, vnd dieſelben neben andern Sachen jhr eingegeben, die aber gantz wieder von jhr kommen, und damit hat es nun auch gewäret, biß angedeutetes Weib aus der Flucht herbeygehohlet und neben einer andern auch zu Meiningen verbrannt worden den 18. November 1624, denn da hat zu eben derſelben Stunde zwiſchen 10 und 11 Vhren im Mittage, als das Supplicium vollzogen worden[1]) das vielfältige Plagen nachgelaſſen, unangeſehen, daß ſie denſelben Morgen noch 10 mahlen aus dem Bette geworffen, ſich die Hexen auch beym Teuffel hohlen verſprochen, nicht ehe nachzulaſſen, und wann ſie gleich auff dem Scheitterhauffen ſäſſen, biß ſie ſie vmgebracht hätten."

Derartige Fälle zählen in den Hexenakten nach Hunderten. Übrigens hat es du Prel auch wahrſcheinlich gemacht, daß ein derartiges Ausſenden des Doppelgängers bei den Hexen auch ohne Rückerinnerung vor ſich gegangen ſein kann, inſofern 1689 zu Döttingen eine im ganzen Ort als Hexe verrufene Frau vor Gericht den Zeugen, die ſie am Ort des Vorganges geſehen haben wollten, ganz erſtaunt die Frage vorlegt: „Ob denn auch eine ein Hex, ohnwiſſend der Perſohn, ſeyn könte?"[2])

Daß endlich die Levitation im Hexenweſen ebenſo wie im occulten Phänomenalismus überhaupt eine große Rolle ſpielt, hat du Prel in ſeiner Studie über „die Hexen und Medien" wahrſcheinlich gemacht, ohne jedoch für die Hexen ſelbſt Belege beizubringen. Ich will hier nur drei derſelben anführen, die nicht den Ausſagen Gefolterter entnommen ſind und bei denen nichts übrig bleibt, als ſie entweder für baaren Wahnſinn oder für ſpiritiſtiſche Levitationen anzuſehen.

Die erſte rührt von dem Biſchof von Tui und Pampelona, dem Benediktiner Prudentius von Sandoval her, welcher gelegentlich des 1507 vor dem Staatsrat von Navarra geführten Hexenprozeſſes von Calahorra, der mit der Verurteilung von 30 Hexen endete, berichtet, daß er ſelbſt[3]) und nicht, wie Holzinger ſagt, der Commiſſär der Inquiſition, ſich durch den Augenſchein habe überzeugen wollen, auf welche Weiſe die Hexen eigentlich flögen. Er habe deshalb

[1]) Güths Chronik hat dieſe Exekution nicht. Doch iſt deren Verfaſſer nicht genau, weil in meinem Exemplar eine ganze Anzahl Hexenverbrennungen handſchriftlich ergänzt ſind.

[2]) Erasmus Franzisci: „Hölliſcher Proteus", S. 1093.

[3]) Historia del Emperador Carlos V. und L'Torrente Histoire de l'Inquisition.

einer mitgefangenen alten Hexe Gnade verſprochen, wenn ſie in ſeiner Gegenwart ihr Zauberwerk üben wollen. Die Alte nahm den Vorſchlag an und verlangte die ihr bei der Verhaftung fortgenommene Salbenbüchſe.[1]) Darauf ſtieg ſie in Begleitung vieler Perſonen auf einen Turm, ſtellte ſich an ein Fenſter und rieb mit der Salbe die flache Hand, die Lende, die Ellenbogengelenke, die untere Seite des Armes, die Schulter um die linke Seite ein. — Darauf fing ſie an, am Turme herabzuſteigen, den Kopf nach abwärts gerichtet, und ihrer Hände und Füße ſich nach Art der Eidechſen bedienend. Als ſie ſo in die Mitte der Turmhöhe gelangt war, flog ſie in die Luft, und die Augen der Anweſenden folgten ihr, bis der Horizont die Fliehende verbarg.[2])

Ähnlich erzählt Martin Delrio[3]): Er befand ſich 1587 zu Calais, als Erzherzog Albert die Stadt eingenommen hatte. An der Brücke nach Boulogne zu ſtanden walloniſche Vorpoſten. Zwei derſelben ſahen abends bei hellem Himmel eine ſchwärzliche Wolke heranziehen und hörten aus ihr verwirrte Stimmen ertönen, ohne daß ſie etwas unterſcheiden konnten. Da ſie der Sache mißtrauten, ſchoß der eine Poſten ſeine Arkebuſe auf die Wolke ab, worauf zu ſeinen Füßen ein dickes, nacktes, betrunkenes Weib mittleren Alters niederſtürzte, welches verwirrt fragte: Sind Feinde oder Verbündete hierſelbſt?

Im Theatrum Europaeum heißt es[4]):

„Am 9. Januar (1666) empfing zu München, der Chur-Bayeriſchen-Reſidentz-Stadt ein Hexenmeiſter ſeinen Lohn, welcher, wie droben ſchon erwehnet worden, im abgewichenen Sommer, in einem Ungewitter, welches er zur Verderbung der Erndten wolte angerichtet haben, durch die Wolcken gefahren, und nackend zur Erde gefallen, auch darüber gefangen und nach München gebracht worden."

Was ſollen wir nun zu derartigen Berichten ſagen? Wir müſſen angeſichts des modernen Phänomens der Levitation[5]) ſchweigen,

[1]) Abermals ein Beweis gegen Soldan.

[2]) Anſcheinend hatte die Salbe die magiſche Kraft aus ihrer Latenz entfeſſelt.

[3]) Lib. II. Sect. III. pag. 19. Ed. Mogunt. 1603. Fol.

[4]) Tom. X. S. 447.

[5]) Ich verweiſe bezüglich der Levitation auf die Schriften von Perty uſw., da ich hier unmöglich eine Phänomenologie des Spiritismus ſchreiben kann.

wenn wir uns auch keineswegs auf den Standpunkt der alten Dämonologen ſtellen, welche die Hexenfahrt nur auf dieſe grobſinnliche Art erklären zu müſſen und zu kennen glaubten.

Was ſind nun und woraus beſtehen dieſe Hexenſalben? Ihrem Weſen nach müſſen wir dreierlei Arten unterſcheiden: nämlich erſtens rein ſagenhafte Salben, indifferente und endlich narkotiſche Salben, von welch' letzteren bereits einige Beiſpiele gegeben wurden.

Rein ſagenhafte Salben ſind z. B. die von Remigius erwähnten[1]) weißen und roten Salben, welche mit weißen und gelben Tropfen vermengt waren, die wie von beigemiſchten Metallplättchen glänzten, platzend und krachend mit heller Lohe brannten und dabei einen diaboliſchen Geſtank entwickelten, in der Hand der Hexe ſchadenſtiftend und in der des Richters unwirkſam waren uſw.

Zu den indifferenten Salben gehört das von Dr. Hartlieb[2]) erwähnte aus Mondraute, Eiſenkraut, Bingelkraut, Fetthenne, Frauenhaar und Cichorie erwähnte Unguentum Pharelis ſowie die von Jacob von Lichtenberg[3]) und Paracelſus[4]) angeführten Salben aus dem Fett von Katzen, Hunden, Wölfen, Eſeln uſw. oder aus Katzen- und Wolfsfett und Eſelsmilch.

Zu den narkotiſch wirkſamen Salben iſt dagegen zu rechnen die von Paracelſus genannte[5]) Salbe aus Kinderfett, Mohn, Nachtſchatten, Cichorie und Schierling. Die Beſtandteile der Salben Portas und Lagunas wurden ſchon oben erwähnt. Wier nennt außer Waſſereppich: Waſſerſchwertel, Fünffingerkraut, Fledermausblut, Tollkirſche und Öl noch[6]) ein aus einem Ölabſud der Samen von Taumellolch, Bilſenkraut, Schierling, Feld- und Gartenmohn, Giftlattig, Wolfsmilch und Tollkirſchenbeeren beſtehendes Öl von gleicher Wirkung. Cardanus giebt eine Zuſammenſetzung von Kinderfett, Eppichſaft, Eiſenhut, Fünffingerkraut und Ruß.[7]) Verſuche mit dieſer Salbe (bei welcher natürlich

---

[1]) Daemonolatria. Lib. I. cap. 3 u. 4.

[2]) „Buch aller verbottenen Kunſt ungelaubens vnd zauberei." 1455.

[3]) Hexenbüchlein. S. l. e. a. ca. 1522.

[4]) Philosophia ad Athenienses.

[5]) De sagis et earum operibus.

[6]) De praestigiis daemonum. Lib. III, cap. 17.

[7]) De subtilitate. Lib. XVIII.

Schweinefett angewendet wurde,) ergaben einen rasch eintretenden tiefen Schlaf mit bald angenehmen, bald fürchterlichen Träumen.[1]) Valvassor hat[2]) Fünffingerkraut, Tollkirsche, Wassermerk, Eppich, Eisenhut und Ackerwurz.[3]) Gassendi brachte endlich durch eine Opium enthaltende Salbe Bauern Visionen des Sabbaths bei, wobei jedoch Suggestion das ihre that.

Der Vollständigkeit halber teile ich hier noch mit, was Cornelius Agrippa über Augensalben sagt[4]):

„Es giebt Augensalben, die uns plötzlich die Schatten von Dämonen in der Luft oder sonst wo erblicken lassen, und ich selbst weiß aus Menschengalle, aus den Augen eines schwarzen Katers und einigen andern Dingen (wahrscheinlich aus narkotischen Kräutern) eine solche Salbe zu bereiten. Etwas Ähnliches wird aus dem Blute eines Wiedehopfs, einer Fledermaus und eines Bocks gemacht."

Unger sagt[5]), daß direkte Angaben über Hexentränke nicht vorlägen. Kennt er als Schriftsteller über das Hexenwesen seinen Hexenhammer so schlecht, daß ihm das oben mitgeteilte Bekenntnis des Berner Zauberers über den Zaubertrank aus gekochten kleinen Kindern entging?

Der Gebrauch von Leichenteilen zu magischen Zwecken gehört keineswegs in das Reich der Fabeln. Ich will nur beiläufig an die Teraphim, die Anthropomantie, die Kephalomantie und daran erinnern, daß der am 27. Oktober 1449 zu Nantes verbrannte Marschall von Frankreich Gilles de Raiz einige hundert Kinder dem Teufel geschlachtet hatte. Oben habe ich bereits darauf hingewiesen, daß in Berlin nach Manlius im Jahre 1552 zwei Frauen hingerichtet wurden, weil sie Kinder an sich gelockt, geschlachtet und ausgebraten hatten.

In der schon mehrfach erwähnten Meininger Chronik des Diakonus Mag. Güth wird erzählt, daß zu Meiningen am 6. Oktober 1629 die „alt Meisen-Wirthin" als Hexe verbrannt wurde. Dieselbe war nach den vom weil. Oberkirchenrat Dr. Müller, hier,

[1]) Unger a. a. O. S. 41.
[2]) Ehre des Herzogthums Krain. Laibach 1689. Tom. I. S. 359.
[3]) Kalmus oder Wasserschwertel. Vgl. Zorn a. a. O. S. 19 u. 20.
[4]) Görres: Christliche Mystik. Bd. III. S. 568.
[5]) Occulta Philosophia. Lib. I. cap. 45.
[6]) A. a O. S. 50.

meinem Großvater nach den Akten gemachten Mitteilungen eine derartige Kindesmörderin. Im Sommer des genannten Jahres waren in Meiningen zum öftern Kinder verſchwunden, und zuletzt an einem Sonntag Nachmittag das Töchterchen eines in der Nähe des Gaſthofs zur Meiſe wohnenden Bäckers. Nachbarsleute hatten das Kind mit der „alten Meiſen-Wirthin“ — einen andern Namen nennt die Chronik nicht — in dem genannten Hauſe, deſſen Oberſtock meine Großeltern 1865 bis 1867 bewohnten und wo Dr. Müller meinem Großvater dieſe Mitteilungen machte, verſchwinden ſehen. Bei der obrigkeitlichen Nachſuchung fand man die Alte auf friſcher That in dem noch exiſtierenden, unter der Küche des Erdgeſchoſſes gelegenen Keller mit dem Auskochen des Kindes beſchäftigt.[1]) — Leider ſcheinen die Akten bei dem großen Brand von 1874 zu Grund gegangen zu ſein, denn im Archiv des Hennebergiſchen Altertumsforſchenden Vereins hierſelbſt, wo ſie früher aufbewahrt waren, befinden ſie ſich nicht mehr.

Daß übrigens Leichenteile vielfach zu Zauberzwecken gemißbraucht werden, iſt eine bekannte Sache. Häufig machen Berichte von zu abergläubiſchen Zwecken vorgenommenen Grab- und Leichenſchändungen ihre Runde durch die Zeitungen; ſo wurden erſt 1887 von der Meininger Staatsanwaltſchaft vergebliche Recherchen nach den Thätern angeſtellt, welche zu Lengfeld bei Themar Kindergräber in offenbar abergläubiſcher Abſicht geplündert hatten; meine Mutter kannte vor Jahren eine alte Magd des hieſigen Hofmetzgers R., welche ein Kinderhändchen, mit dem ſie ſich bei nächtlichen Diebereien in dem reichen Hauſe unſichtbar machen wollte, in der Taſche trug, uſw. uſw.

Doch auch einen authentiſchen Bericht über einen narkotiſchen Zaubertrank, den Jung-Stilling beibringt[2]), kann ich Dr. Unger vorlegen:

„Eine alte Frau ſaß gefangen, wurde gefoltert und geſtand alles, was man ſonſt den Hexen zur Laſt zu legen pflegt; unter anderem zeigte ſich auch

---

[1]) Die Mutter und die noch lebende Tochter des zu meiner Zeit die Meiſe in Pacht habenden Wirtes, welche von obigem nichts wußten, behaupteten, daß im Hinterhaus eine alte Frau in altmeininger Tracht (Küppeleshaube und goldbetreſſter blauer Mantel mit Zackenkragen) ſpuke.

[2]) Theorie der Geiſterkunde. § 167.

eine Nachbarin an, welche in der letzten Walpurgisnacht auf dem Brocken geweſen ſei. Dieſe Frau wurde gerufen, und man fragte ſie, ob das wahr ſei, was die Gefangene von ihr ſage. Hierauf erzählte ſie, ſie ſei am Abend vor der Walpurgisnacht zu dieſer Frau gekommen, weil ſie etwas zu reden gehabt habe. Beim Eintritt in die Küche habe ſie die Gefangene mit dem Kochen eines Kräutertranks beſchäftigt gefunden. Auf die Frage, was ſie da koche, habe jene lächelnd und geheimnißvoll gefragt: willſt du dieſe Nacht mit auf den Brocken? Aus Neugierde und um hinter die Sache zu kommen, habe ſie geantwortet: Ja, ich will wohl! Hierauf hätte die Gefangene eine Weile Vieles vom Schmaus, vom Tanz und vom großen Bock geſchwatzt, hätte dann von dem Kräutertrank getrunken und ihr ihn auch dargeboten mit den Worten: Da, trink' rechtſchaffen, damit du durch die Luft wohl fortkommſt! Sie hätte auch das Töpfchen an den Mund geſetzt und ſo gethan, als trinke ſie, aber ſie hätte keinen Tropfen gekoſtet. Während dem habe die Gefangene eine Ofengabel zwiſchen die Beine genommen und ſich auf den Herd geſtellt; bald aber ſei ſie niedergeſunken, habe angefangen zu ſchlafen und zu ſchnarchen; nachdem ſie nun eine Weile zugeſehen, ſei es ihr zu lang geworden, und ſie ſei nach Hauſe gegangen. Am andern Morgen ſei die Gefangene zu ihr gekommen und habe ſie gefragt: Nun, wie hat es Dir auf dem Blocksberg gefallen? Gelt, das war herrlich? Darauf habe ſie herzlich gelacht und ihr geſagt, ſie habe nichts von dem Trank getrunken, und auch ſie — die Gefangene — ſei nicht auf dem Blocksberg geweſen, ſondern ſie habe mit ihrer Ofengabel auf dem Herde geſchlafen. Hierauf ſei die Frau ärgerlich geworden worden und habe ihr zugeredet, ſie ſolle doch nicht leugnen, ſie habe ja auf dem Brocken mit ihr gegeſſen und den Bock geküßt."

Wir haben alſo auch hier die durch hypnogene Narkotica hervorgerufene, ſich im Kreiſe der gewohnten Vorſtellungen bewegende Viſion.

Die Salbe ſpielt auch in der Lykanthropie eine gewiſſe Rolle, und ſchon Virgil ſingt:

„Oftmals ſah ich, wie Möris, durch ſie zum Wolfe geworden,
Sich in Wäldern verbarg;" — —

und auch in den Hexenakten kommen zahlreiche diesbezügliche Andeutungen vor. Die ausführlichſte Schilderung iſt die der 1521 zu Beſançon hingerichteten Währwölfe Peter Bourgot und Michael Verdung, die ich mit Überſetzung der lateiniſchen Relation Wiers[1]) gebe:

„Am 31. Dezember 1521 bekannte Pierre Bourgot in Gegenwart vieler Zeugen, daß vor ungefähr 19 Jahren auf der Meſſe zu Polignac auf einmal

[1]) De praestigiis Daemonum. Lib. VI. cap 14.

ein so heftiger Sturm und Platzregen entstanden sei, daß nicht nur alle Buden umgeworfen wurden, sondern daß auch das Vieh, welches Pierre bewachen mußte, vor Schreck auseinanderlief und nicht wieder zusammenzubringen war. Nachdem ihm dies zum Theil endlich mit Hülfe einiger Bauern gelungen, sei er weggegangen. Als er sich allein auf dem Heimweg befand, seien ihm drei schwarz gekleidete Reiter begegnet, deren einer ihn fragte: Freund, wohin gehst du? Du scheinst betrübt. Es ist wahr, antwortete Petrus; die Ursache ist der Verlust eines Theils des Viehes durch das Unwetter, und ich habe keine Hoffnung, diesen Verlust auf irgend eine Weise wieder zu ersetzen. Der Reiter versprach Peter, wenn dieser ihm den Eid der Treue leiste, einen Herrn zu geben, der ihn eine Kunst lehren werde, daß kein Wolf oder anderes reißendes Thier ein Stück seines Viehes anfalle, daß kein Stück verloren gehe, und daß er das Verlorene wieder erhalten werde. Auch versprach er ihm Geld. Peter ging auf den Vorschlag ein und versprach, binnen fünf oder sechs Tagen wieder an diesen Ort zurückzukehren.

Peter setzte mit den Bauern seine Nachforschungen nach dem Vieh fort und kehrte nach vier Tagen wieder an denselben Ort zu dem Reiter zurück und fragte ihn, wer er denn sei. Dieser antwortet: Ich bin ein Diener des großen Teufels der Hölle. Aber fürchte dich nicht. — Darauf verspricht Petrus auf Geheiß dem Dämon seine Dienste zu weihen, wenn jener ihm sein Vieh schaffe und seine sonstigen Versprechungen halte. Dann muß er Gott, der Jungfrau Maria, allen Engeln und Heiligen, der Taufe und dem Chrisam entsagen, worauf ihm jener die linke Hand zum Kuß reicht, die schwarz und kalt wie die einer Leiche ist. Nach diesem mußte Petrus auf die Kniee fallen und mit entblößtem Haupt den Teufel seinen Herrn nennen. Er durfte den Glauben nicht mehr beten und binnen zwei Jahren die Kirche nicht vor dem Schluß der Messe oder wenigstens nach der Weihung des Wassers betreten, mit welchem er sich nicht besprengen durfte. Ihm wurde befohlen, seinen Meister Moyset zu nennen."

„1. Unterdessen wurde Peter nicht unterrichtet, wie er sein Vieh schützen sollte, sondern der Teufel übernahm selbst das Amt des Wächters, wenn Wölfe in Sicht kamen."

„2. Bald vernachlässigte Peter den Dienst des Teufels, besuchte acht bis neun Jahre lang die Kirchen und beichtete, bis er endlich von Michael Verdun am obigen Ort wieder in den Dienst seines Meisters durch das Versprechen zurückgebracht wird, daß er nun sein Geld erhalten solle."

„3. Darauf pflegten sie an einem gewissen Abend in einem Wald bei bei Castel Charlon zusammenzukommen, wo sie mit Unbekannten zusammentrafen und Tänze abhielten. Peter sah in der Hand eines Jeden eine grüne Fackel, welche eine dunkle, blaue Flamme von sich gab. Hierauf wurde ihm von Michael vorgeschlagen, dieser wolle, wenn Peter ihm den Treueid leiste, machen, daß er mit wunderbarer Leichtigkeit laufen könne. Petrus stimmte

zu, falls das Verſprechen gehalten werde, und er ſein Geld bekomme; im andern Fall werde er ſich vor dem Betrug zu hüten wiſſen."

4. „Michael verſprach, daß er reichlich Geld erhalten werde und ſchmierte den nackt ausgezogenen Peter mit einer Salbe, die er bei ſich trug, und durch welche ſich Peter in Wahrheit in einen Wolf verwandelt ſah und ſich vor dem Anblick ſeiner in vier Wolfsklauen verwandelten Arme und Beine entſetzte. Aber er verſicherte, daß er ſo ſchnell wie der Wind gelaufen ſei. Er hätte jedoch dies nur gekonnt, wenn er die Werke ſeines Meiſters, welcher dem Flug unſichtbar beiwohnte, verrichtete; er konnte aber ſeinen Meiſter nicht eher ſehen, als bis dieſer menſchliche Geſtalt angenommen hatte. Darauf habe ſich auch Michael geſalbt und ſei dann ſo ſchnell gelaufen, daß er gewünſcht hätte, ihm an Schnelligkeit gleichen zu können. Nachdem dieſe Metamorphoſe eine oder ein paar Stunden gedauert hatte, habe Michael beide wiederum geſalbt, worauf ſie wieder ihre vorige Geſtalt annahmen."

„5. Die Salben hatte Jeder von ſeinem Herrn erhalten, Michael von Guillemin, und Peter von Moyſet."

4. „Als ſich Peter bei ſeinem Herrn über die ſchwer zu bewältigende Müdigkeit nach dem Lauf beklagte, antwortete dieſer, daß das nichts zu beſagen habe und bald vorüber ſein werde."

„7. Es ereignete ſich auch, daß Peter, als er ſich auf Michaels Geheiß geſalbt und in einen Wolf verwandelt hatte, einem Knaben von ſechs oder ſieben Jahren mit ſeinen Zähnen angriff, aber auf deſſen erhobenes Zetergeſchrei hin zurück zu ſeinen Kleidern flüchtete, wo er ſich nach Anweiſung Michaels mit gewiſſen Kräutern einrieb und dadurch wieder menſchliche Geſtalt annahm. Auch tödtete er einſtmals, als er mit Michael als Wolf lief, eine Erbſen ſammelnde Frau, und beide ſuchten vereint den dazu kommenden Herrn von Chuſnee zu zerreißen, mußten aber nach einigen vergeblichen Verſuchen abſtehen. Auch bekannten beide, daß ſie als Wölfe ein Mädchen von etwa vier Jahren zerriſſen und bis auf einen Arm gefreſſen hatten; Michael hatte das Fleiſch ſehr gut geſchmeckt, er hatte jedoch wenig gefreſſen, während es Peter gierig hinunterſchlang. Sie bekannten, daß ſie einem andern Mädchen erſt das Blut ausgeſaugt und dann deſſen Hals gefreſſen hätten. Von einem dritten getödteten Mädchen fraß Peter, weil er einen böſen Hals hatte, nur den Bauch. Ein anderes Mädchen von acht oder neun Jahren zerriß Peter, weil es ihm einſt ein Almoſen verweigert hatte, mit ſeinen Zähnen in einem Garten und brachte es als Opfer ſeinem Herrn dar."

„9. Auch bekannte er, daß er eine Ziege auf dem Acker des Pierre Bongre getödtet habe; er habe ſie erſt in den Hals gebiſſen und ihr dann die Kehle mit einem Meſſer abgeſchnitten."

„10. Michael wurde bekleidet, Peter nur nackt transfigurirt; er wußte auch nicht, wie bei der Verwandlung die Haare wüchſen und verſchwänden."

„11. Sie hätten ſich auch mit Wölfinnen begattet und dabei das gleiche Vergnügen wie bei Frauen empfunden, lautete ein Theil des Bekenntniſſes."

„12. Ihrer Meinung nach ſei manchmal der für die Verwandlung beſtimmte Termin kürzer geweſen wie ſonſt."

„13. Sie bekannten auch, daß ſie ein gewiſſes graues Pulver erhielten, wenn ſie ſich mit demſelben den linken Arm und die linke Hand einrieben, hätten ſie jedes beliebige Thier durch Berührung mit derſelben tödten können."

„14.[1]) Es iſt jedoch ausdrücklich zu bemerken, daß ſich beide ſowohl hinſichtlich der Thatſachen, als auch der Nebenumſtände häufig widerſprechen."

Dieſer auf den erſten Blick blödſinnig erſcheinende Bericht giebt uns den pſychologiſchen Schlüſſel zur Erklärung der Lykanthropie.

Die Lykanthropen ſind auf gar keiner Bildungsſtufe ſtehende mehr als halbvertierte Menſchen, Bauern, Hirten und dergleichen, deren geiſtiger Horizont vom Vieh und deſſen ſchlimmſtem Feind, dem Wolf, ausgefüllt wird. Ihre magiſche Veranlagung iſt ähnlich der der Hexen und ihre Verwilderung läßt ſie in dem Treiben der Wölfe aufgehen. Sie ſalben ſich gleich den Hexen und kommen in einen ekſtatiſchen Zuſtand, worin ſie ſich ihrem Ideenkreis zufolge in Wölfe verwandelt glauben. Gewiſſe Narkotika erregen das Gefühl des Pelzigſeins; daher kommt es, daß die Lykanthropen zu Anfang der Ekſtaſe glauben, es wüchſen ihnen Haare, während dies Gefühl am Ende derſelben verſchwindet. Ihr raſcher Lauf entſpricht dem Gefühl der Hexenfahrt. Der durch die Salbe erregte Wolluſtkitzel ſetzt ſich bei ihnen in das Bild der Begattung mit Wölfen um, während die Hexen mit dem Teufel zu buhlen glauben.[2]) Beide empfinden die katzenjämmerliche Nachwirkung der narkotiſchen Salbe als tiefe Ermüdung nach der Fahrt oder dem Lauf. Endlich aber ſcheint bei den Lykanthropen unter Umſtänden ebenſo wie bei den Hexen ein unvollkommenes Hellſehen erzeugt worden zu ſein, während deſſen ſie ſahen, was wirkliche Wölfe an andern Orten ausführten, und nun ſelbſt zu thun glaubten. Dies ſcheint z. B.

---

[1]) Im Original iſt der betr. Bogen ſehr unordentlich geſetzt, ſo daß die Zahlen der einzelnen Abſätze durcheinander geworfen ſind, und das Latein manchmal beinahe unverſtändlich iſt.

[2]) Verdorbene Phantaſie, Hyſterie, ekſtatiſche Viſionen und widernatürliche Laſter, namentlich Onanie, ſpielen im Hexenweſen eine große Rolle. Paracelſus giebt als Hauptkennzeichen der Hexen an (De sagis et earum operibus, Tr. 5. cap. 1): „der Bulerey Veneris vergeſſen, — die Manne verlieren, — wöllen actum venerem nicht halten, — verborgen, allein ſeyn, — wol liegen, ſich verſperren" ꝛc.

bei dem von Perty citierten Fall[1]) des vierzehnjährigen Lykanthropen Grenier des Fall zu ſein, von dem es heißt:

„man habe bei der Unterſuchung die Väter der vom Angeklagten als gefreſſen angegebenen Kinder vorgeladen, und es habe ſich ergeben, daß ſie mit Greniers Depoſitionen in Bezug auf Zeit, Ort, die Geſtalt des Wolfes, die Wunden, die Hülfe der Angehörigen die Worte, mit denen ſie den Wolf angeſchrieen, völlig übereinſtimmten. Ferner: ein wolfſüchtiges Weib ſalbt ſich in Anweſenheit des Magiſtrats, der eine Probe machen will, ſtürzt nieder und fällt in tiefen Schlaf. Nach drei Stunden erwacht ſie plötzlich, und befragt, wo ſie geweſen, berichtet ſie, in einen Wolf verwandelt bei einer mehrere Meilen weit entfernten Stadt ein Schaf und eine Kuh zerriſſen zu haben, was ſich auf geſchehene Nachfrage beſtätigt."

Bei Peter und Michael mag wohl ähnliches vorgelegen haben. Die dem Teufel dargebrachte Huldigung und ähnliches ſind dem Bewußtſein der Zeit entnommene Viſionen.

Lercheimer erzählt einen ähnlichen, anſcheinend mit der Ausſendung des Aſtralkörpers verbundenen Fall, den ein Landvogt — wie er kurz zuvor erzählte, ſein Freund — ſelbſt beobachtete:

„Kurtz zuvor wars geſchehen am ſelbigen ort, daß ein bawer ins Fogts hauß kamm, aß da zu nacht. Nachdem er wol geßen und getruncken, fellt er plötzlich von der banck hinderſich, als wann jn der tropff ſchluge. Der Fogt, der das ding, wie er meinnte, verſtund, ließ jn alſo ligen vnangerürt, hieß das geſind ſchlaffen gehen. Morgens fand man für der Statt, auff der weide, ein todt pferdt, war mit einer ſenzen mitten vonander gehawen, die lag dabey. Der Fogt ließ den bawren, ſeinen gaſt, einzihen. Der bekennt er habs gethan. Es ſey ein Hexe da vmbher geflogen wie ein liechtflamm, welchen die Wehrwolffe feind ſein vnd müßen ſie verfolgen, nach der habe er gehawen mit der ſenzen: da ſie aber vnders pferd ſich verbarg, das da gieng vnd graſete, ſei der haw durch das pferdt gangen. Alſo hat der menſch bekannt, das er nicht gethan, ſondern das jm getreumt hatte, wie auch der vorige. Jener lag mit leib vnd ſeel eingeſchloßen im thurn, darumb konte er nicht vber zwantzig meil daheimb ſeyn: dieſer lag mit leib vnd ſeel die gantze nacht in der ſtuben, darumb konte er nicht drauſſen auff dem felde ſein, daß er die that begienge. Der teuffel hats gethan, vnd es jm ſo ſtarck im tieffen ſchlaff vnd traumb eingebildet, daß er gemeinnt vnd bekennt, es ſey ſein werck. Jſt derauff verbrennt worden. — Daß der Fogt verboot, den ligenden gaſt anzurühren, das geſchahe der vrſachen, daß er glaubte, wie viel andere, die ſeel ſey von ſolchen leuten außgefahren, vnd verrichte die dinge

[1]) „Myſtiſche Erſcheinungen." Bd. I. S. 393 ff.

die ſie darnach bekennen. Wann man ſie aber die weile anrürte, ſo keme die ſeel nicht wieder, vnd blieben ſie todt."

Dieſer Übereinſtimmung des Volksglaubens der Deutſchen und Lappen muß doch irgend etwas Thatſächliches zu Grund liegen. — Der andere Vorgang, auf welchen Lercheimer anſpielt, iſt deſſen eigenes Erlebnis mit einem Lykanthropen, welches er unmittelbar vorher mit folgenden Worten erzählt:

„Ich bin einmal mit einem Kirchendiener,[1]) einem guten freunde, in eins Landfogts hauß gangen, der einen Wehrwolff (wie man ſolche leute auff Deutſch pflegt zu nennen) gefangen hielt. Den ließ er für vns kommen, daß wir geſprech mit jm hielten, erkundigten was es doch für ein handel mit den leuten were. Der menſch geberete ſich wie ein vnſinniger, lachete, hüpffete als wann er nicht auß dem thurn, ſondern von eim wolleben keme. Bekannte neben viel anderm teuffeliſchen betrug vnd geſpenſt, daß er am Oſtertag nachtes, daheimb bey ſeim geſind were geweſen in wolffsgeſtalt, welches ort mehr denn zwantzig meil von dannen war, vnd ein fluß dazwiſchen zweymal ſo breit als der Rhein für Cöllen. Wir fragten: Wie kemmſtu außem gefenguß? Ich zohe die füße aus dem ſtocke, vnd flog zum fenſter hinauß. Was theteſtu bey den deinen? Ich gieng vmbher, beſahe wie ſie lagen vnd ſchlieffen. Warum keerteſtu wider ins gefengnuß? Ich muſte wol, mein Meiſter wolte es ſo haben. Rhümbte ſeinen Meiſter ſehr. Da wir jm ſagten, Das were ein böſer Meiſter: ſprach er: Könnet jr mir einen beſſern geben, den wil ich annemmen. Er wußte von Gott ſo viel, als ein wolff. Es war ein erbärmlich ding den menſchen anzuſehen vnd zu hören. Wir beten vnd erhieltens, daß er loß ward, ſonſt hette er müſſen brennen. Gott beßere ſolche gerichte."

Bekannt iſt, daß die Lykanthropie durchweg als Geiſteskrankheit — wie z. B. von Leubuſcher — aufgefaßt wird, was jedoch nicht im vollen Umfang zutreffend iſt. Daß ſomnambule Zuſtände mitwirkten, glaube ich genügend nachgewieſen zu haben; inwieweit dagegen von einem offenbar mitſpielenden Ausſenden des Aſtralkörpers die Rede ſein kann, iſt bei der Vagheit der Berichte wohl nicht feſtzuſtellen, aber durch die im modernen Mediumismus wie in der Lykanthropie vorhandene Verwandtſchaft des Phantoms mit dem Körper macht die vielen Erzählungen von der Übertragung der dem geſpenſtiſchen Wolf uſw. beigebrachten Wunden auf die zu Hauſe befindlichen Lykanthropen oder Hexen einigermaßen verſtändlich.

---

[1]) D. h. Geiſtlichen, minister sacri officii.

Wie übel man übrigens zuweilen wahnſinnigen Lykanthropen mitzuſpielen pflegte, geht aus einigen Erzählungen Pomponazzis hervor, ſo z. B. von einem Bauern, welcher, auf dem Felde unter einem Heuhaufen liegend, andern Leuten zurief, ſie ſollten fliehen, er ſei ein Wärwolf. Die betreffenden Schnitter jedoch, welche nach dem italieniſchen Volksglauben annahmen, daß ein Wärwolf die Wolfshaare an der Innenſeite ſeiner Menſchenhaut trage, welche er nach Belieben umwende, fingen an den Ärmſten lebendig zu ſchinden und ließen erſt auf dringliches Zureden Pomponazzis, der den Unglücklichen heilte, ab. Minder glücklich war ein Bauer zu Padua, dem eine entmenſchte Rotte Arme und Beine abhackte, um ſich zu überzeugen, ob er inwendig Wolfshaare habe. Nachdem ſie ſich überzeugt hatten, daß er unſchuldig ſei, wurde er von einem Chirurgen verbunden; aber nichtsdeſtoweniger ſtarb der Unglückliche nach einigen Tagen. — Der Arzt Rondeletius beobachtete zu Montpellier einen an Lykanthropie leidenden Mann, welcher ein Grab, in dem am vorigen Tag eine Frau begraben worden war, öffnete, der Leiche einen Schenkel abtrennte und gierig daran fraß.

Gegenwärtig kommt die Tiermetamorphoſe in der Form der Hyänanthropie beſonders in Abeſſinien vor. Perty ſagt darüber[1]):

„Es ſollen ſich dort die Eiſen- und Thonarbeiter, bei den Amharas Buda genannt, ein verachtetes und gefürchtetes Geſchlecht, welches ſich durch einen beſondern goldenen Ohrring von den andern Claſſen unterſcheidet, in Hyänen verwandeln. Coffin hat dieſe Art Ringe oft bei Hyänen gefunden, die er ſelbſt geſchoſſen oder mit dem Speer getödtet; aber nie herausbringen können, wie die Ringe an ſie gekommen ſeien. Vielleicht hängen die Buda um einen für ſie irgendwie nützlichen Wahn erhalten zu können, gefangenen jungen Hyänen ſolche Ringe an. Coffin läßt einen Buda-Diener, der Urlaub begehrt, von ſich gehen und dreht den Kopf weg; da ruft ein Anderer: ſeht, er verwandelt ſich in eine Hyäne; als Coffin wieder hinblickt, ſieht er in der ganzen freien Ebene den Diener nicht, aber etwa 100 Schritt weit eine große Hyäne laufen. Dies erkläre ich ſo, daß der Buda, wie er ſich entfernte, in den zoanthropiſchen Zuſtand einging und demgemäß auch in den Andern die Viſion der Hyäne erzeugte, welche er im Geiſte geworden war."

Eine gewiſſe Analogie mit der Lykanthropie hat der Vampyrismus. Da über denſelben eine ganze Litteratur exiſtiert,

[1]) A. a. O. S. 394.

kann ich mir ein Eingehen auf die einzelnen Fälle und Epidemien erſparen. Ich ſtimme völlig mit Perty überein in der Annahme, daß der Aſtralkörper eines verwilderten rohen Menſchen unter gewiſſen Umſtänden längere Zeit an den begrabenen Leichnam gebunden bleibt. Der noch fortſchwingende viehiſche Freßtrieb äußert ſich in dem Aſtralleib als Drang zum Blutſaugen, und nun entwickelt ſich zwiſchen dem Vampyr und ſeinem Opfer ein ſpuk- und traumhafter Wechſelverkehr, welcher den davon Befallenen ſchließlich erſchöpft. Äußerſt zahlreich ſind die Berichte, daß man die Körper und Särge der Vampyre mit friſchem Blut gefüllt gefunden haben will. Ich wage nicht zu behaupten, daß — wie man ſonſt hier wohl annehmen müßte — Apporte von Blut ſtattgefunden hätten, wie ſie bei ſpiritiſtiſch-occulten Vorgängen ſo oft von tauſenderlei andern Gegenſtänden ſtattfinden.

Doch will ich den weitverbreiteten Irrtum berichtigen, daß der Vampyrismus nur bei den ſlaviſchen Völkern vorkomme. Es heißt in Luthers Tiſchreden:[1])

„Es ſchrieb ein Pfarrherr M. Georg Rörer nach Wittenberg, wie ein Weib auf dem Dorf geſtorben wäre, und nun, weil ſie begraben, freſſe ſie ſich ſelbs im Grabe, darum wären ſchier alle Menſchen in ſelbem Dorfe geſtorben. Und bat, er wolle Dr. M. fragen, was er dazu riethe. Der ſprach: Das iſt des Teufels Betrügerei und Bosheit, wenn ſie es nicht gläubeten, ſo ſchadete es ihnen gewiß nicht und hieltens gewiß für nichts anders, denn des Teufels Geſpenſt. Aber weil ſie ſo abergläubiſch wären, ſo ſtürben ſie nur immerdar je mehr dahin. Und wenn man ſolchs wüßte, ſollt man den Teufel nicht ſo freventlich ins Grab werffen, ſondern ſagen: Da friß, Teufel, da haſt du Geſalzenes. Du betrengſt uns nicht!“

Die Auffaſſung Luthers hat den pſychologiſchen Hintergrund, daß der Glaube auch ohne äußere überſinnliche Urſache nur durch Autoſuggeſtion wirken kann, während Unglaube und feſter Wille bis zu einem gewiſſen Grad gegen reale äußere überſinnliche Einflüſſe panzern.

Gelegentlich der Erwähnung Luthers will ich bemerken, daß der Stoff von Goethes Gedicht „der Todtentanz“ dem Vampyrglauben entſtammt. Goethe veränderte nur den Schluß der ſich zuerſt in Martin Zeilers Theatrum tragicum, 8°. Tübingen 1628, S. 24 ff. findenden Erzählung. Es heißt daſelbſt:

[1]) Ed. Förſtemann. Bd. III. S. 62.

„Faſt eine gleiche Geſchicht hat ſich vor etlichen Jahren zu Cywanſchitz in Mähren zugetragen, (wie ich ſolche anno 1617 und 18 zu vnterſchiedlichen Malen von laubwürdigen Burgern allda habe erzehlen hören, mir auch der Ort iſt gewieſen) begeben, indeme, dem anſehen nach ein ehrlicher Bürger daſelbſt auff den Kirchhoff in der Statt iſt begraben worden, welcher ſtets bei der Nacht auffgeſtanden iſt, vnd etliche vmbgebracht hat: ſeinen Sterbküttel ließ er allzeit bey dem Grab liegen, vnd wann er ſich wieder niderlegte, ſo zoge er den Sterbküttel wieder an. Einsmals aber, da er alſo von Grab hinweg gienge, vnd die Wächter auf dem Kirchthurn ſolches erſahen, haben ſie jhme den Sterbküttel vnterdeſſen hinweg getragen: als er nun wieder zum Grab kame, vnd ſeinen Küttel nicht fande, ruffte er den Wächtern, ſie ſollen jhme den Küttel geben, oder er wolle ſie alle erwürgen: welches ſie haben thun müſſen: hernach aber wurde er vom Hängcker außgegraben, vnd in Stücken zerhawen, da hörete das Vbel auff, vnd da er auß dem Grab genommen worden, ſagte er: ſie hetten es jetzt wol recht getroffen: ſonſten, weil ſein Weib auch geſtorben, vnd zu jhme gelegt worden war, wolten ſie beede die halbe Stadt vmbgebracht haben. Der Hängker zoge jhme auß dem Maule einen langen groſſen Schleyer, welchen er ſeinem Weib vom Kopff hinweg geſſen hatte, denſelben hat der Nachrichter dem beyſtehenden Volcke gezeiget, vnd geſaget: ſchawet, wie der Schelm ſo geitzig geweſen!“

Dieſe Erzählung ging in den „Hölliſchen Proteus“ von Erasmus Franzisci über, welchem ſie Goethe wohl entnahm.

Übrigens iſt das Glauben an das unheilbringende „Schmatzen“ der Toten an Halstuchzipfeln ꝛc. auch in der hieſigen urgermaniſchen Gegend verbreitet, wo keine Spur ſlaviſchen Einfluſſes iſt.

Aus dem Eibenſchützer Vorgang entwickelte ſich eine Vampyrepidemie, die gleich denen von 1357 zu Blow in Böhmen, 1345 zu Lewin in Böhmen, 1552 zu Freiburg, Hermsdorf, Dittersdorf und Clausnitz in Thüringen, 1553 in Schleſien und Sangerhauſen und 1565 in Merſeburg in der neueren Litteratur noch nicht erwähnt wurden.

Über den Glauben an die männlichen und weiblichen Buhlteufel habe ich in kulturgeſchichtlicher Beziehung ſchon ſehr viel geſagt und könnte noch weit mehr ſagen, wenn es nötig wäre, noch mehr teufliſchen Unſinn und teufliſche Schweinerei beizubringen. Da dies jedoch nicht der Fall iſt, iſt es vielmehr angezeigt, zuzuſehen, ob wir dem Problem nicht eine phyſiologiſche Seite abgewinnen können.

Es iſt keine Frage, daß die ſtimulierend wirkenden narkotiſchen Stoffe der Hexenſalben erotiſche Phantaſien und Träume hervor-

riefen, was aber das Rätſel nicht allein löſt. Sehr viele Ausſagen von Hexen lauten dahin, daß der diaboliſche Coitus nur Unbehagen und Schmerz hervorgerufen habe. Hier liegen wohl hyſteriſche Zuſtände zu Grund, wie ſich recht klar auf folgendem Teil eines von H·o r ſt in ſeiner Zauberbibliothek mitgeteilten Hexenprotokolls ergiebt:

„Frage: Ob ſie nicht mit dem Teufel Unzucht getrieben und zu ſchaffen gehabt?"

„Antwort: Sie wüßte nicht anders, als daß es geſchehen; müßte in der Krankheit, ſo ſie bißher für die ſchwere Noth gehalten, geſchehen ſeyn. Sie könte aber nicht ſagen, wie ihr unterdeſſen zu Muthe were, ſondern were, als wann ſie ſchlieffe. Wann ſie aber wieder zu ſich käme, wäre es, als wenn ſie mit Knüppeln geſchlagen were, indem ſie vor dem Verbündniß an ſolchem Anfall keine Noth gehabt; hätte vorlengſt auff der Tortur es auch gehabt.'

„F.: Ob es nicht unter dem geſtellten Jammer geſchehen?"

„A.: Ja, es geſchehe darunter, und könte nicht ſagen, wie übel es ihr were, wenn es geſchehen." — —

„F.: Wie es der Böſe mache?"

„A.: Wüßte es ſelber nicht, denn ſie nicht ſagen könne, wie ihr zu Muthe ſey. Es lieffe ihr inwendig im Rücken als wie eine groſſe Ratze, und würde ihr ſo übel, ſo übel, müßte hohjahnen."

Auch Nymphomanie, Onanie und Beſtialismus ſcheinen mitgewirkt zu haben, mindeſtens laſſen die aus den Genitalien kommenden Stücke Holz uſw. den Schluß zu, daß nymphomaniſche Frauenzimmer damit onaniert haben, wobei der betreffende Gegenſtand in den Uterus gelangte.

Mit einer Onaniſtin ſcheint ſich auch jenes Protokoll bei Horſt zu beſchäftigen, in welchem die Inquiſition gefragt wird:

„Was ſie in ihrer Kammer, wie ſie bey Joachim Liecht gedienet, alle Zeit gemachet; warum ſie des Nachts im Bette ſo gepampert, wann das kleine Mädchen Katharina bey ihr geſchlaffen, und was das Pampern ſey?"

Aus dem Coitus mit dem Teufel ſollten die Hexen allerlei teufliſches Gewürm, die Elben, Erucae, gebären, die ſie alsdann zu ſchädigender Zauberei zu benutzen pflegten. Carpzov kennt in ſeiner Kriminalpraxis[1]) viererlei Arten von Elben, nämlich: Sent. XX: „Elben eines Fingers lang, bundſtreifftig wie Raupen. Sent. XXI: weiſſe Elben ſo gelebet, ſpitze Schnäbel und ſchwartze Köpff gehabt. Sent. XXIX: geſtalt wie der böſe volant, wäre

[1]) Pars I. Quaest. 50. No. 66.

kein Leben oder menſchliche Geſtalt in jhnen zu ſpüren geweſen. Sent. XXXV: wie weiſſe Würmer mit ſchwartzen Köpffen.“ — Nach Rimpofs „Drachenkönig“ gebar eine Hexe zu Kloſter Lockum vom Teufel einen „grauſamen Schnaken“, d. h. einen großen Wurm. Die Elben ſind demnach wohl als Eingeweidewürmer, die vielleicht durch Hunde, mit denen manche Hexen nach nicht wiederzugebenden Berichten beſtialiſche Unzucht trieben, an den Ort ihrer Beſtimmung übertragen wurden. Den ſich entwickelnden Blaſenwürmern ꝛc. gaben dann Aberglaube und Phantaſie die abenteuerlichſten Geſtaltungen.

Zweites Kapitel.

Das Maleficium.

Zu den auffallendſten und unglaublichſten Erſcheinungen des Hexenweſens gehören die auf überſinnliche Weiſe in den menſchlichen Leib aufgenommenen oder — nach der Ausdrucksweiſe der früheren Zeit — in ihn „hineingezauberten“ Gegenſtände, die Injecta, welche in demſelben tiefe Störungen von meiſt krampfartiger oder entzündlicher Natur hervorrufen und endlich durch Erbrechen, Stuhlgang und Auseiterung fortgehen. Als ſolche Gegenſtände werden genannt: Nadeln, Nägel, Scherben, Holzſtücke, Knochen, Haare, Schnüre, Garnknäuel, Lumpen, Lederſtücke, ja ſelbſt Eidexen, Fröſche, Kröten, Mäuſe, Raupen uſw.

Was ſoll man davon halten? Der Gedanke, ein Körper könne durch eine überſinnliche Kraftäußerung ſo in einen andern hineingebracht werden, daß bei einem oder mehreren lebenden Organismen eine Durchdringung des Stoffes ſtattfinde, iſt ſo abenteuerlich, daß die wiſſenſchaftliche Aufklärung der Neuzeit denſelben ſchon längſt in die finſterſte Ecke der Rumpelkammer mittelalterlichen Aberglaubens verwies. Und doch muß eine Erſcheinung, welche bei den Finnen und Lappen wie bei den Indiern, den ſibiriſchen und Negervölkern, bei den Ureinwohnern Amerikas wie bei den civiliſierten Europäern des 15. bis 19. Jahrhunderts in vollſtändig gleicher Form auftritt, einen thatſächlichen Hintergrund haben, ſo fremd ſie uns auch vorkommen mag und ſo ſehr ſie allen land-

läufigen phyſiſchen und phyſikaliſchen Geſetzen zu widerſprechen ſcheint; das Leugnen hilft hier nichts, denn die Vorfälle ſind zu grobſinnlich, zu zahlreich und zu gut durch glaubwürdige Zeugen beſtätigt.

Ein Teil der Ärzte und Laien leugnet auch nicht, daß manche der genannten Gegenſtände in der That aus dem Körper kommen, ſchreibt aber ihre Einverleibung der Allotriophagie, Hyſterie, dem Zufall uſw. zu. Dabei iſt jedoch zu bemerken, daß ſich die Fälle echter Injecta ſehr charakteriſtiſch von derartigen Exkretionen dadurch unterſcheiden, daß in der Regel mediumiſtiſch-ſomnambuliſtiſche Erſcheinungen aller Art ihre Begleiter ſind, oder — wenn dieſe fehlen — die Umſtände ſo liegen, daß Allotriophagie und Ausſcheidung eines zufällig verſchluckten Gegenſtandes, wie z. B. einer Nadel, durch Stuhlgang, Urin, Erbrechen und Auseiterung gänzlich ausgeſchloſſen ſind. Hyſterie iſt bei Fällen echter Injecta wie bei ſo vielen mediumiſtiſch-ſomnambulen Phänomenen in der Regel eine Begleiterſcheinung; ſie genügt aber als ſolche keineswegs zur vollen Erklärung der eintretenden Umſtände überſinnlicher Natur.

Wir können die Injecta in drei Gruppen teilen, nämlich erſtens ſolche, die ſcheinbar aus dem Körper kommen, in Wirklichkeit aber „Apporte“ ſind, zweitens eine Mittelgruppe, von der es infolge ihres eigentümlichen Erſcheinens oder Zutagtretens zweifelhaft bleibt, ob die Gegenſtände wirklich aus dem Körper kommen oder nicht, drittens endlich Injecta, welche auf operativem Wege entfernt oder durch die Sektion als wirklich im Körper befindlich nachgewieſen werden.

Bei Injecten der erſten Gruppe fiel den Beobachtern ſehr bald auf, daß die ſcheinbar aus dem Körper kommenden Gegenſtände meiſt viel größer waren, als daß ſie die natürlichen Kanäle hätten paſſieren können, aus denen ſie zu kommen ſchienen. Dieſe Beobachtung machte zuerſt Johann Wier, welcher die Injecta folgendermaßen ſchildert[1]):

„Es ſind meiſt Fetzen von grobwollenem Tuch, gerade und krumme Nägel, Drathſtücke, metallene und eiſerne Spangen, große und kleine Nadeln, welche oft in Tuchſtücke und Garnknäuel gewickelt ſind, Knochen, Schürzen und noch viel wunderlichere Dinge, welche ich ſelbſt ſah und die oft ſo groß ſind, daß ſie die größtmöglichſte Ausdehnung des

[1]) De Praestigiis Daemonum. Basil. 1568, 8°. Lib. IV. Cap. 2.

Schlundes eines lebenden Menſchen an Rauminhalt übertreffen."

Da nun ferner derartige oft harte, ſcharfe und eckige Gegenſtände den Magen und Schlund ohne Verletzung unmöglich würden paſſieren können, ſchließt Wier, ſie befänden ſich überhaupt nicht im Körper, ſondern würden durch den Teufel von außen ſo raſch herbeigebracht, daß ſie aus dem Mund zu kommen und Erſtickungsfälle uſw. hervorzurufen ſchienen. Für dieſe Auffaſſung ſei der Umſtand beweiſend, daß die ausgebrochenen Gegenſtände nicht mit Mageninhalt vermiſcht ſeien, möchten ſie nun kurz oder lang nach einer Mahlzeit ausgebrochen werden.[1])

„Dieſes habe ich mehrfach[2]), fährt Wier fort, im Jahre 1548 zu Arnheim beobachtet, wo ich damals als obrigkeitlich angeſtellter Arzt praktizierte, dort brachte man mir auf Wagen ſolche Beſeſſene[3]), deren Magen, in welchem ſich dieſe ungeheuerlichen Dinge nothwendigerweiſe befinden müßten, wenn ſie wirklich aus dem Körper ausgeworfen würden, ich in Gegenwart vieler Leute vor und nach dem Erbrechen mit dem größten Eifer unterſuchte und mit Daumen, Fingern und Handfläche ſo befühlte, daß ein jeder in demſelben befindliche größere, feſte und kantige Körper durch ſeinen Widerſtand und durch den verurſachten Schmerz oder Uebelkeit hätte entdeckt werden müſſen. Hierbei wurde nie das Geringſte ausgebrochen noch irgend eine Beläſtigung verſpürt, was hätte geſchehen müſſen, wenn die vor unſern Augen aus dem Munde kommenden Gegenſtände tiefer als aus der Rachenhöhle hervorkämen."

„Ein von mir auf dieſe Weiſe unterſuchtes Mädchen von etwa 16 Jahren fing nach einiger Zeit an ſich zu übergeben, wobei ich den Mund desſelben auf das Schärfſte beobachtete. Während dieſer Beobachtung ſah ich, wie die Zunge plötzlich durch einen Fetzen groben ſchwarzen Tuches bedeckt wurde, welches ich mit den Fingern ergriff und herauszog, gleichzeitig förderte ich aus dem Hintertheil der Rachenhöhle wunderliche Dinge, wie die oben genannten, zu Tag, die ſich alſo nicht im Magen befunden hatten. Der Vater des Mädchens ſagte mir, das dasſelbe früher ſchon vielfach ähnliche Stoffe erbrochen habe, und zeigte mir die Beweiſe dafür, nämlich noch einige Stücke groben ſchwarzen Tuches, worin große und kleine Nadeln ſteckten und um das Fäden gewickelt waren, Bruchſtücke alter eiſerner Nägel uſw. Der Augenſchein lehrte mich, daß mein Fetzen ſchwarzen Tuches kaum mit Speichel benetzt war, während er, wenn er aus dem Magen gekommen wäre, mit

[1]) D. P. D. a. a. O. „Ad ejus assertionem quoque facit, quod tametsi mox vel paulo post longius a cibo subsequatur vomitus hic ludibriosus, nihil tamen vel cibi vel chyli appareat mixtum, quod a me diligenti inspectione observatum est.

[2]) D. P. D. L. IV. c. 3.

[3]) Derartige Fälle wurden meiſt zur Beſeſſenheit gezählt.

Speiſe oder Chylus hätte bedeckt ſein müſſen, da er in der dritten Nachmittagsſtunde nach der gebräuchlichen Vesper herausgezogen wurde."

Begleiterſcheinungen waren Kinnbackenkrämpfe, furchtbare Krämpfe des ganzen Körpers, wobei die Augäpfel unter dem obern Augenlid verſchwanden[1]) und das charakteriſtiſche unbewußte Sprechen mit veränderter Stimme.

Antonius Benivenius, ein anderer berühmter Arzt des 16. Jahrhunderts, beobachtete ein Mädchen gleichen Alters, welches ſo große krumme Nägel auswarf, daß dieſelben, wenn wirklich aus dem Magen kommend, die Speiſeröhre unmöglich ohne Verletzung hätten paſſieren können, und ſchließt daraus auf einen dämonomagiſchen Apport,[2]) wie er nach Wier auch bei den beſeſſenen Knaben des Waiſenhauſes zu Amſterdam im Jahre 1566 ebenfalls häufig vorkam.[3]) — Als ein faſt unglaubliches Beiſpiel von einem durch ſeine Größe zum Ausgangskanal in ſchreiendem Mißverhältnis ſtehenden „eingezauberten" Gegenſtandes nennt der als Arzt wie als Mathematiker gleich berühmte Löwener Profeſſor Cornelius Gemma Friſius ein drei Pfund ſchweres Stück eines metallenen Kanonenlaufes, welches, die eingegoſſenen Buchſtaben und Ornamente genau zeigend, im Januar 1571 von einer durch Gemma ſelbſt behandelten und beobachteten Böttcherstochter durch den Stuhlgang ausgeſchieden wurde.[4]) Hier wollen wir nur geſchichtlich referierend auf dieſen Fall wie darauf hinweiſen, daß J. B. van Helmont zu Lier einen Waiſenknaben beobachtete, der eine hölzerne Maſchine wie eine Folterbank mit Rad und Schnüren auswürgte, die mindeſtens das doppelte Volumen des Schlundes hatte.[5])

Als ein ſchematiſcher Fall des mit Krämpfen, Erſtickungsgefahr und mediumiſtiſch-ſomnambulen Erſcheinungen verbundenen Erbrechens kleinerer Injecta kann der nachfolgende gelten, welcher

---

[1]) wie bei den Somnambulen.

[2]) De abditis morborum causis. Cap. 8.

[3]) De Praest. Daem. Lib. IV cap. 8.

[4]) Cosmocritica. Lib. II Lovan. 1575. Fol.

[5]) De Injectis Materialibus § 2. „Sic olim vidimus Lirae puerum orphanorum per vomitum rejecisse equuleum, manibus astantium extractum, scamnum scil. quadrupes, sua rota atque funiculis instructum, quae unque autem situ locaretur equuleus, erat facile duplo major gutture."

ſich in allerneueſter Zeit in der Familie des Lehrer Schauſtein in Wangen am Argen (Württemberg) zutrug. Ich laſſe den an mich geſandten Bericht des genannten Herrn folgen, ſoweit ihn derſelbe der Veröffentlichung nicht vorenthalten zu ſehen wünſcht:

„Einige Erörterungen über meine kranken Töchter werden Ihnen von Intereſſe ſein. Die älteſte (17½ Jahr) erkrankte am 15. Nov. v. Jahres (1886) in Ulm, wo ſie das Nähen erlernte. — Verdrehen der Augen, ſtierer Blick, Zerkratzen des Geſichts, Umſichſchlagen, Zerraufen und Ausreißen der Haare waren die erſten Symptome. — Der ſie drei Tage darauf behandelnde Spitalarzt, Herr Dr. Mayer in Ulm, äußerte, ſo etwas habe er noch nie geſehen. Ein anweſender Geiſtlicher habe bei dem Anblick der furchtbaren Convulſionen und ſchmerzlichen Krämpfe geweint. Am 28. Nov., nachdem durch vielfaches Einſpritzen von Morphium und öfteres Electrogalvaniſiren natürlicher Weiſe einige Erſchlaffung eingetreten war, wurde ſie nach Hauſe gebracht. Eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft brach ſie in diaboliſches Hohnlachen, Heulen und Toben aus, das nur von ſtundenlangen Krämpfen bei weitaufgeſperrtem Mund unterbrochen wurde. Dieſer Zuſtand dauerte bis andern Morgen um 5 Uhr. So wiederholte ſich dieſer Zuſtand trotz Beiziehung eines dritten Arztes und vergebliche Anwendung von drei Medicamenten täglich und nächtlich. Am 13. December verſuchten wir durch magnetiſches Streichen dagegen einzuwirken. Kaum ½ Stunde darauf erbrach ſie unter heftigen Convulſionen einige Büſchel Haare, Kinderhaare, blonde und graue, auch in Knäuel zuſammengeballte. Dies kam öfters vor bis zum 15. Von da an blieben die Vorfälle untertags ganz aus und die Kranke konnte das Bett verlaſſen; dagegen begann ſie Nachts gegen ½11 Uhr ein drolliges Hin- und Herlaufen, Tanzen und Hüpfen, bis ſie um Mitternacht in ſchreckliche Starrkrämpfe fiel, wie todt mit aufgeſperrtem Mund und ſtarren Gliedern dalag. Gerade am 15ten Morgens ſagte ſie ihre Heilung auf die Chriſtnacht vorher, reſp. daß ſie da den letzten Krampf bekommen und aus dieſem nicht mehr auffahren werde. Am 23ten Morgens konnte ich und eine ſtarke Frauensperſon ſie nicht mehr halten, die Andern riefen zwei ſtarke Männer herbei, die uns halfen; mir und jener Perſon wurde es übel.[1]) Von der Chriſtnacht an kehrte kein Anfall wieder, 11 Tage lang hatte ſie gar nichts und vorher nur äußerſt wenig gegeſſen. Die von einem vierten Arzt verordneten 22 Pulver gegen Krämpfe nahm ſie nicht an, ſondern ſchleuderte ſie in eine Zimmerecke und ſagte wiederholt: ich werde doch am Weihnachten geſund. — So geſchah es auch."

„Die jüngere Tochter von 13 Jahren kam krank vom Inſtitut Bonlanden nach Hauſe, bekam oft nachts und auch Vormittags in der Kirche Anfälle, war oft über alles heiter, muthwillig, launiſch und redete Nachts von Geiſtern wirres, unverſtändliches Durcheinander, bis ſie am gleichen Tage

[1]) Dies kommt häufig in Erzählungen von ſog. Beſeſſenen vor.

wie ihre Schweſter Maria Antonia Haare aber auch Nägel, Drath, Glas, Nadeln ꝛc. erbrach. — Am 24. um 1 Uhr erbrach ſie zwei Dräthe und ſagte: heut Abend 8 Uhr kommen die letzten zwei Dräthe. Dieſe kamen aber nicht zum Vorſchein, weil ein vierter Arzt ihr mit einem Stahl über Bruſt und Unterleib geſtrichen hatte. Doch 9 Tage darauf, am 1. Januar abends 1/29 Uhr erſchienen dieſelben unter unbeſchreiblichen Convulſionen. Tags darauf zwiſchen 9 und 10 vormittags wiederholten ſich noch einmal die Krämpfe mit Verdrehung der Augen, Verzerrung der Muskeln und Seitwärtsbewegung der Kiefern. Seitdem iſt kein Anfall erfolgt."

Dieſes Schreiben gelangte mit einer Schilderung der medumiſtiſchen in intelligente Äußerungen kundgebenden Klopflaute und in Bewegungsphänomen beſtehenden Erſcheinungen, ſowie mehrerer ſomnambuler Äußerungen am 13. Januar 1887 in meine Hände. Leider geſtattete Herr Schauſtein nicht, die letzteren zu veröffentlichen. In dem ganzen Referat iſt kein Zug, der nicht in den Geſchichten ſogenannter Behexter oder Beſeſſener und Somnambulen vorkommt, ich erinnere nur an die von Wier berichteten Vorfälle in den Klöſtern zu Werteln, Köln und Berg, an die bekannte Beſeſſenheitsepidemie im Kloſter Unterzell bei Würzburg, welche im Jahre 1749 der Priorin Maria Renata Sängerin das Leben koſtete, und endlich an das 1782 von der Anna Göldi „behexte" Töchterchen des Züricher Arztes Tſchudi.[1]) Bei allen dieſen Fällen hatten ſich die geſchilderten Zufälle ebenſo wie bei der ältern Tochter des Herrn Schauſtein unmittelbar nach dem Genuß gewiſſer Speiſen und Getränke eingeſtellt, worauf ich beiläufig hinweiſen will.

Herr Schauſtein begleitet ſeinen Bericht mit folgendem abſchriftlichem Zeugnis:

„Die fürchterlichen Krämpfe der älteren Tochter des Lehrers Schauſtein, mit denen Todeskampf und Erſtickungsgefahr verbunden war, ſowie die außerordentlichen Anfälle der jüngern nicht hyſteriſch kranken Schweſter mit Erbrechen von Haaren, Nadeln, Nägeln, Drath uſw. haben mit angeſehen: L. Schauſtein, Magdl. Schauſtein, Roſa Pfeiffer, Will. Pfeiffer, Magnus Haſelhofer, Mar. Knappig, Joh. Georg Henle, Joſepha Henle. — Wangen, den 23 XII. 1886."

Offenbar haben einige der Unterzeichneten das Erbrechen der Haare ſeitens der älteren Schweſter nicht beobachtet, woher wohl

---

1) Wier: De praest. Daemon. L. IV, cap. 10—12. — Horſt: Zauberbibliothek. Bd. I u. III. — Soldan: Geſchichte der Hexenprozeſſe. Stuttg. 1880 2. Bd. S. 325.

die nicht ganz geschickte Zusammenfassung beider Fälle rühren mag Herr Schaustein hat dieselben noch außerdem in Nr. 299 des „Ulmer Tageblattes“ und in Nr. 148 des „Laupheimer Verkündigers“ geschildert und durch ein Zeugnis vom 9. Januar d. J. bestätigt.

Einen weiteren hierhergehörigen in vieler Beziehung sehr instruktiven Fall erzählt Dr. Caspar Peucer (1525—1602), der Schwacher Melanchthons, mit folgenden Worten:[1])

„Ich könnte unzählige Exempel davon beibringen, doch sei nur ein einziges genug, wovon ich selbst Einiges gesehen habe. In Quedlinburg lebt ein berühmter Arzt und Philosoph, Caspar Buchanus. Derselbe hat einen Sohn, der sich bis in sein zehntes Jahr ganz wohl befand. Nachher bekam er heftiges Kopfweh, Ekel vor Speisen, brach grüne Galle und gab am fünften Tag mehr als hundert Steine von Bohnen- und Muscatnußgröße durch den Urin von sich. Der Knabe erzählte beim Anfang des Auswurfs, es stehe an seiner einen Seite eine alte Frau, an der andern ein junges Frauenzimmer, welche lebendige Schlangen[2]) auf ihn würfen, wodurch sich die Schmerzen wieder steigerten. Als der Vater den Betrug des Satans merkte, hörte er mit den Arzneien auf und überließ die Sache Gott. Bald darauf gingen dem Knaben durch den Stuhlgang Steine von der Größe eines Hühnereies ab, welche aussahen, als wären sie von Mühlsteinen abgeschlagen worden. Der Vater brachte den Sohn nach Erfurt, wo er ohne Unterlaß noch mehr Steine von sich gab. Außerdem kamen unter den größten Schmerzen an den andern Orten des Körpers noch viel größere Steine als die vorigen unter der Haut hervor, welche der Vater sowohl als andere Leute berührten. Man fand nachher in des Knaben Bett eine große Anzahl Steine, ohne daß man hätte sehen können, wie sie durch die Haut gekommen wären. Nach fünf Jahren hörten diese Zufälle völlig auf.“

Dieser Vorfall ist sehr komplizierter Natur und hat hinsichtlich der im Bett gefundenen Steine[3]) die auffälligste Familienähnlichkeit mit dem allbekannten mysteriösen Steinwerfen, bei dem die ohne sinnlich nachweisbare Ursache geschehenden Würfe von einer meist in den Pubertätsjahren stehenden Person auszugehen oder nach ihr zu zielen scheinen und somit entweder den Charakter der Ausstoßung

---

[1]) Commentarius de praecipuis divinationum generibus. Witteb. 1560. 8°, cap. de divinat. med.

[2]) Offenbar symbolische Vision schädlicher magnetischer Einflüsse.

[3]) Die anscheinend durch Urin und Stuhlgang entfernten Steine von größerem Durchmesser als die betr. Kanäle gehören in diese Kategorie der Injecta.

oder Anziehung tragen. Im letzten Fall haben die Würfe häufig die Eigentümlichkeit, daß die geschleuderten Gegenstände, obschon anscheinend aus weiter Ferne mit großer Gewalt kommend, kraftlos am Körper herabgleiten. So erzählt z. B. Baxter[1]) als Augenzeuge eines Spukes in Lutterworth, daß die Steine machtlos am Körper des Geworfenen herabfielen, und Professor Schuppart in Gießen erzählt 1725[2]), daß auf ihn von unsichtbarer Hand geschleuderte Feder- und Tranchirmesser, Gabeln usw. machtlos herabfielen oder in seinen Kleidern stecken blieben. Das ist offenbar der Übergang zu der hier in Frage kommenden magischen Attraktion der Steine, wozu auch die spiritistischen „Bringungen" überhaupt notwendig gerechnet werden müssen. Schindler schildert als Augenzeuge[3]) diese Attraktion folgendermaßen:

„Der Knabe Carl Paul in Oelse bei Striegau, welcher im Jahre 1847 die Aufmerksamkeit erregte, zog allerlei leichte Gegenstände in seinen Mund ein. Einen zwei Zoll langen, einen halben Zoll breiten Holzspahn sah er starr an, es stellten sich convulsivische Vor- und Rückwärtsbewegungen ein, und bei der achten Vorwärtsbewegung flog der Spahn in den Mund. Hatte er den Gegenstand in sich gezogen, so geberdete er sich wie ein Erstickender (man denke an die Mädchen Wiers und Schausteins) mit rückwärts gebogenem Leibe, und blieb in dieser Stellung 10—15 Minuten lang, dann wurde das Eingezogene unter krampfhaften Erscheinungen wie durch innere Kraft, jedoch ohne irgend einen Beistand, von ihm ausgestoßen. Während das Einziehen bei Licht nur in einer Entfernung von zwei Zoll stattfand, steigerte sich jene in der Dunkelheit bis auf achtzehn Zoll. So warf er eine Menge roher Erbsen, eine Eichel, ein Stück Cichorienwurzel 2c. aus. Wir dürften hier einen Schlüssel zu dem Auswerfen jener Gegenstände erhalten, das sich öfters, besonders bei Kindern wiederholt."

Soweit es sich nun um sogenannte Bringungen oder „Apporte" handelt, hat Schindler gewiß vollkommen recht, wobei noch zu bemerken ist, daß über eine Grenze dieser anziehenden Kraft noch keine Versuche angestellt wurden und es sich sehr gut denken läßt, daß dieselbe sich noch sehr viel weiter als achtzehn Zoll erstreckt. Auch ist die Annahme gestattet, daß kleinere Tiere ebensogut als vegetabilische und mineralische Körper dieser magischen Anziehung unterworfen seien, wodurch die so zahlreichen Erzählungen von an-

[1]) „Gewißheit der Geister 2c." 8. Nürnb. 1691.

[2]) Anhang von Horsts „Dämonomagie", Frkf. 1817. 2 Bde.

[3]) „Magisches Geistesleben". S. 310.

ſcheinend ausgebrochenen oder durch den Stuhlgang entfernten Tieren, wie Fröſche, Schlangen, Fiſche, Mäuſe, Raupen uſw. möglicherweiſe einen phyſiologiſchen Hintergrund finden würden, obſchon das Meiſte noch unerklärlich bleibt. Sei dem aber, wie ihm wolle, ſo ſind wir doch ſicher nicht berechtigt, Berichte der beſten Ärzte ihrer Zeit, wie Cornelius Gemma[1]) und J. B. van Helmont[2]), welche durch den Stuhl entfernte Aale und Schlangen beobachteten, oder Erzählungen Frommanns[3]), der auf gleiche Weiſe entfernte Mäuſe und Kröten ſah, ohne weiteres gänzlich zu verwerfen. Auch Peter Borel (1620—1678), Leibarzt Ludwigs XIV., erzählt[4]), daß er von einem Patienten Erbſen, Kieſelſteine, Haarballen und kleine Fröſche habe fortgehen ſehen. Johann Faber, Leibarzt Ludwigs XIII. und Mitbegründer der berühmten Academia dei Lincei, welcher auch Galilăi und Porta angehörten, beobachtete erbrochene Kröten und Schlangen[5]), und endlich der Leibarzt des großen Kurfürſten, Timäus von Güldenklee (1600—1667) vier ganz gleiche Fälle.[6]) — Zu ſolchen immer noch gelegentlich von den Zeitungen berichteten Fällen, deren ſich noch eine große Zahl anführen ließe, würden wir in ſpiritiſtiſchen Apporten lebender oder toter Tiere Analogien finden; ich weiß nicht, ob derartige Fälle regiſtriert ſind.

In der Erzählung Caſpar Peucers wird erwähnt, daß unter der Haut des jungen Buchanus Steine hervorgekommen wären, ohne daß man hätte ſagen können, wie es geſchah. Dieſe Erſcheinung führt uns zu der zweiten Gruppe unſerer „Rätſel", nämlich zu den Injekten, welche an beliebigen Orten des Körpers aus der Haut hervorgezogen werden, ohne daß dieſelbe verletzt

---

[1]) Cosmocritica. Lib. II.

[2]) De inject. material. § 2.

[3]) De Fascinatione, Norimb. 1675. 4°. S. 464. Vgl. auch Miscellanea curiosa sive Ephemerides medico-physicae Germanicae Academiae Naturae Curiosorum Ann. I. Obs. 103.

[4]) Borellus: Historiarum medico-physicarum Centuriae IV, Cent. II Obs. 86, Frſt. 1670, 8°.

[5]) In ſeiner Pharmacopoea chymica nach Frommann De Fasc. S. 922.

[6]) Casus medicinales et observationes practicae, Lips. 1667, 4°. L. V. Obs. 24.

wird. Einen ſolchen Fall beobachtete Ennemoſer als Augenzeuge bei der bekannten Stigmatiſierten Katharina von Mörl in Kaltern bei Bozen, welche Stecknadeln, Nähnadeln, Glasſcherben, Roßhaare und Nägel von allen Gattungen, abgebrochene Stricknadeln und ſpitze Knochenſtücke von ſich gab.

„Das Meiſte kam aus dem Mund, Einiges zeigte ſich am Kopfe, das ihr der Beichtvater mit Mühe herauszog; ein großer Brettnagel kam aus dem linken Fuß heraus. Sonderbar war es, daß dieſe Gegenſtände keine Verwundung zurückließen. Die Mörl konnte nie angeben, wie dieſe Dinge in ſie kämen; es ſchien ihr aber, als gingen ſie bald durch die Augen, bald durch den Mund. Auf den Leintüchern, Matratzen, und unter denſelben auf dem Strohſack waren Nadeln, Nägel, Haare, und reinigte man das Bett davon, fanden ſich die Gegenſtände doch wieder.“[1])

Auch dieſes in ſeinem Schluß an Peucers Fall erinnernde Phänomen iſt allbekannt und wird von der Kirche, welche ſehr wohl Trug, Selbſttäuſchung und Zufall von Echtem zu unterſcheiden weiß, für eine Art Apport gehalten.[2])

Wier erzählt beiläufig[3]), daß er derartige ohne Verletzung der Haut zum Vorſchein gekommene Injecta als Haare, Sand, Nägel, Holzſtücke, Glasſcherben, Werg und Steine, welche aus den Ohren einer gewiſſen Henrica von Kaltenbroch in Geldern herausgenommen wurden, geſehen habe; er ſelbſt hatte das an furchtbaren Krämpfen leidende Mädchen, das krankhafte Neigung zum Beißen beſaß, in Behandlung und kurierte es glücklich.

---

[1]) Mag. Geiſtesleben. S. 310

[2]) Vergl. hierzu die von Horſt (Zaub. Bibl. III. S. 119 ff.) mitgeteilte Instructio pro formandis processibus in causis strigum, sortilegiorum et maleficiorum, Romae 1657: „Et idio si perquirentur singulorum lecti, praecipue ex pluma confecti, nec mirum, quod quandoque reperiantur acus, nam ubi sunt mulieres, acus ibi abundant et facile est, quod per accidens spatio alicujus temporis multae acus in praedictis mobilibus introcludantur. Neque forsan ab re est considerare, daemonem aliquando talia supponere potuisse absque participatione, ut inde credantur maleficium commissum et sic aliqua persona indebite dammun patiatur, quem ad modum videmus in actu exorcismi nonnullorum obsessorum, qui videntur evomere acus, clavos et diversa involucra que tamen impossibile est obsessos in corpore habere, prout non habent etc. Ex quibus patet, quam circumspectus esse debeat judex circa hujusmodi reperta cum de facili, vel potuerint supponi, vel esse naturalia vel facta opera daemonis sine alicujus ministerio.

[3]) De Praestig. Daem.. Lib. I, cap. 11.

Von den bisher geſchilderten Fällen, in denen die Injecta während krampfartiger Zufälle plötzlich am Ausgang der großen Kanäle des menſchlichen Leibes zum Vorſchein kommen, oder wo ſie, ohne eine Verletzung zu hinterlaſſen, aus der Haut hervorzugehen ſcheinen, ſo daß es zweifelhaft bleibt, ob ſie von innen oder von außen kommen, ſind jene weſentlich verſchieden, in denen die Injecta mit Entzündungserſcheinungen aus einem Geſchwulſt oder Abſceß herauseitern oder operativ entfernt werden. Die ſie begleitenden Umſtände ſind große Schmerzen, ſtarke Fieberhitze, Ohnmachten, Abzehrung, hyſteriſche Krämpfe aller Art, ſomnambule und ſog. Beſeſſenheitsphänomene; Wier nennt außerdem auch noch Eiterung größerer Hautflächen, Ausfallen der Haare, geglaubte Impotenz uſw.

Dieſe weſentliche Verſchiedenheit erkannte man ſchon im ſechzehnten Jahrhundert und ſah deshalb derartige Injecta als Gegenſtände an, welche von den Zauberern und Hexen wirklich in den Leib „hineingeſchoſſen“ wären, während man die erſteren Fälle meiſt für Blendwerk des die Beſeſſenen plagenden Teufels hielt, der dieſe Dinge ſo ſchnell herbeibrächte, daß ſie aus dem Körper zu kommen ſchienen. — Wir werden auf die Erklärungsverſuche der „eingeſchoſſenen“ Injecta zurückkommen.

Wir wollen uns nur auf die Mitteilung einiger dieſer Fälle beſchränken. Der 1626 als anhaltiſcher Leibarzt geſtorbene Philipp Salmuth erzählt[1]), daß er eine Magd beobachtete, welcher Nadeln, Haare und Kohlen aus einem Geſchwulſt des linken Armes herauseiterten. — Der ſchon erwähnte Gießener Profeſſor der Theologie Superint. Dr. Schuppart berichtet[2]) in dem Referat über die bekannten merkwürdigen Spukerſcheinungen in ſeinem Hauſe:

„Als meine Frau einsmals einen ſo gar dicken Backen hatte, ſchickte mir ein Chirurgus den Carrichter[3]); in demſelben Buche ſtand ein Recept,

[1]) Observationem medicarum Centuriae V, Ed. H. Conring, Brunsv. 1648. 4°. Cent. III, Obs. 34.

[2]) Anhang zu Horſts „Dämonomagie“.

[3]) Es iſt gemeint die „Von Heylung zauberiſcher Schäden“, Breslau 1551, 4°. betitelte Schrift des Leibarzts Maximilians II., Bartholomäus Carrichter von Reckingen. Carrichter zeitigt die Geſchwüre durch eine Salbe, entfernt nach Anwendung eines Räucherpulvers die Injecta und verſpundet ſie in eine junge Eiche oder einen ſtarken Hollunderſtrauch.

das ließ ich machen, nämlich ein Rauchpulver, in der Apothek, legte es hernach auf Kohlen, und hielte meiner Frauen, weilen sie sagte, sie könne die Schmerzen, so sie von diesem Rauch empfände, nicht ausstehen, den Kopff mit Gewalt darüber, ich holete einen Schöpffer[1]) herbey, und zog ihr erstlich ein langes schwartzes Pferdehaar aus dem Mund, hernach viel Zwirn und des Zengs mehr, den halben Schöpffer voll, als hierauff die Schmertzen ziemlich nachließen, sie aber noch etwas fühlete, hielte ich ihr den Kopf noch einmal über und zog noch ein solches Pferdehaar heraus, da war es all."

Daß solche Fälle sehr häufig vorkamen, geht aus den Werken zahlreicher Mediziner des 16. bis 18. Jahrhunderts hervor, welche Mittel zur Austreibung dieser Injecta empfehlen; wir nennen außer den bereits erwähnten Ärzten noch Paracelsus mit seinen Schülern und Anhängern, dann Daniel Sennert (1572—1637), Oswald Croll († 1603), Rudolph Goclenius (1572—1621), Eberhard Gockel (1636—1710), Adrian Mynsicht und Nicolaus Martius.

Einen sehr interessanten Fall, in welchem die Apporte in wirkliche Injecta der letzten Art übergehen, erzählt Wier mit folgenden Worten[2]):

„Hie muß ich nicht für übergehen, die wunderbarliche Historia, die geschehen ist in einem Dorff, genannt Leuenstatt, gelegen unter dem durchleuchtigen Fürsten vnd Herren Heinrich den Jüngern Hertzogen zu Braunschweig ꝛc., in dem ampt Lichtenberg. Da wohnt bey jhrer schwester eine Magdt, Margareth genant, die Tochter von Hennig Achiß, jhres alters im zwantzigsten Jar. Wie diese im Jar 1562 den zweidten tag July, jhrer Schwester schuh rein vnd sauber machen wolt, nam sie jhrer Schwester messer eins mit gehlen messingsschahlen, wie sie dann derselben zwey eines formes in der scheiden gehabt, vn satzte sich auff einen niedrigen stuhl (nachdem sie von einem langwierigen feber gemüdet vn ausgemergelt war) vmb die schuhe zu reinigen, in dem kompt ein alt Weib zu jhr ins hauß vn fragt die magdt, ob sie das feber oder kalt weh noch habe, vn wie es jr gehe, vn nach dem die magdt antwordt gegeben, gehet dz alt weib still schweigendt wider auß dem Hauß, vn ist dz alt weib der magdt für vndt nach gar vnbekant gewest."

„Nachdem nun die schuhe rein waren, legt sie dz Messer in den schoß, oder auff dz schürtzeltuch, vnd alß sie widder darnach greifft, ist dz Messer hinweg, davon sie erschrecket, vndt suchet das eillendt, vmb sich her vnd weiters im hauß, vnd alß sie an den tisch kompt, siehet sie vnter dem lippen einen kolschwartzen hundt, ob etwa dz messer bey oder vmb jn läge. Also wuscht

[1]) Schöpftopf.

[2]) De Praest. L. Daem. IV, cap. 7. Wir geben die Erzählung nach der deutschen Ausgabe von 1567, ohne Druckort, wo sie am ausführlichsten steht.

der hundt mit murren auff, vndt ſpringet auß dem hauß. Indem ſcheußt der magdt jhres empfindens vnd bedunkens etwas als obs ein kalter Fluß oder andere dergleichen materie wäre vom haubt im rucken herab, von welchen ſie in ein unmacht fiel vnd nider ſincket vnd bleibt vor todt one verſtand liggen biß in den dritten tag. Do begunt ſie ſich ein wenig zu regen, vnd zu eſſen vn zu trincken: un alß man ſie zum fleiſſigſten bätte, ſie wolt anzeigen, wie es jhr ergangen, wodurch ſie in dieſes vnglück gekommen, hebt ſie ſtracks an vn ſagt, ſie wiſſe gewiß, ſie habe dz meſſer im leibe, dz ſie jrer Schweſter auß der Scheiden gezogen, vn dz hätte ſie in jhrer lincken ſeite, da thäte es jhr wehe. Vnd wiewol vatter vnd mutter vnd andere dagegen ſagten vnd vermeinten, das die Magdt ſchwermete oder were etwa des langen lägers vn faſtens halber, oder was jhr ſonſt für oder zu geſtoſſen ſeyn möcht, haubtkrank worden, So iſt ſie doch durch ſolchen ſtettig geſchrey, vn das ſie nit ſchlaffen können, von ſinnen vn vernunft kommen, hat auch ſonſt offtmals in zweyen tagen nit geſſen noch getruncken, ob mans jr wol mit guten vnd böſen worten vn betreuwungen einbringen wollen. Hat vnterweilen ruhe gehabt vn wol gelegen, aber nicht viel, von wegen der ſtettigen wehe im leib. Iſt derhalb an einem ſtecken gar ſehr krump gangen."

„Vnd iſt dieſe je jämmerlicher geweſen, vn vngetröſtet geblieben, ſo ſie gar meinte ein meſſer im leib zu haben, vn andere das vnmöglich hielten, vn für lauter phantaſeyen vn ſchwermerey: Inſonderheit weil man desſelben die geringſte anzeigen an jr nit haben, finden oder ſehen können, außgenommen jr täglichs geſchrei das dreyviertel jars werete."

„Nun trug es ſich aber anno LXIV jm erſten viertheil desſelben jares zu, das vielgemelter magdt ein gewächs oder beule, vngefärlich eines hünereyes groß in der lincken ſeitten auf der miltzen zwiſchen den beyden vnterſten rippen wuchs Monß weiß: nämlich nachdem der Mon zu oder abgenommen, iſt es auch groß vn klein worden. Alſo hat die Magdt angehaben vn geſagt, jr wolltet mir nit glauben das ich ein meſſer im leib habe, Laſſet aber vnſerer lieben frawen tag die heimſuchung wieder kommen, ſo ſollet ihr gewißlich ſehen vnd befinden, das ich ein Meſſer im leib hab. Alſo iſt jr in ſelben jar den XXX tag Junij die beule auffgebrochen, vnd darauß vnflath vn wuſt gelauffen, das ſich darauff die beule oder geſchwulſt wieder nieder gegeben hat. Da hat ſich ein kleiner ſpitz als eines meſſers herfür gethan vnd ſehen laſſen, das die magdt mit den henden hat außziehen wollen. Uber die eltern vnd andere habens gewehret vn den wundartzten des Hertzogs von Braunſchweig-Wolffenbüttel dazu gefordert, der den IIII Tag Julij zu der magdt kommen iſt, vn hat den pfarrherrn erſtlich erſuchet, das er die Magdt anſprechen tröſten vnd mit GOttlichen wort vnderrichten ſolt, vnd auff jre reden vnd antwort (dieweilen etliche einen argwohn hatten, alß wurde ſie vnterweilen vom böſen Geiſt angefochten) gute achtung geben wolte, vnd nach jrer antwort, ſagt ſie wie ſie willig folgen, vnd darin ſich gerne geben, ſolte ſie auch darüber ſterben."

„Darauff hat der Meiſter am ſelben Sonntag die Magdt angenommen, vn alß er den ſpitzen von eyßen an obgemeltem Orth vnter den vnterſten beyden rippen herausgucken ſiehet, hat er dasſelbe mit ſeinen Inſtrumenten heraußgethan, vnd iſt das meſſer gleichförmig dem andern vorgewelten geweſt, allein das es am Eyſen ſehr verzehret vnd dadurch ſchmaler worden dann das ander vnd iſt der magdt darnach geholffen worden von der verſchwärung."

Zu dieſem Bericht ſei folgendes bemerkt: Es iſt ſehr zu bedauern, daß es unklar bleibt, ob die Eingangs erwähnte alte Frau nur eine Viſion der Rekonvaleszentin oder eine wirkliche Perſönlichkeit war. Im erſten Fall würde ich annehmen, daß das Meſſer von dem Mädchen während ihres ſchlafwachen Zuſtandes wahrſcheinlich in dem Augenblick eingezogen wurde — wie Carl Paul den Spahn einzog —, wo ſie das Gefühl hatte, als ob ſie mit kaltem Waſſer überſchüttet würde. Allerdings konnte ſolche Einziehung wohl nicht auf natürlichem Wege durch Schlund und Magen geſchehen, und es bleibt auch ferner noch unerklärlich, wie ein ziemlich langes ſpitzes Meſſer ein Jahr lang im dreidimenſionalen Raum des Körpers bleiben konnte, ohne ſich der Unterſuchung durch Betaſtung ꝛc. kund zu thun. Die Medizin wird einen ſolchen Fall für unmöglich erklären. Wäre dagegen die alte Frau eine wirkliche Perſönlichkeit geweſen, die mit Margaretha vielleicht in feindlichem magnetiſchen Rapport ſtand, ſo würde die weiter unten folgende Erklärungsweiſe der Paracelſiſten angewendet werden können. Der Hund mag ein ganz gewöhnlicher geweſen ſein und wir geben ihn wie das mit dem Mond an Ausdehnung wechſelnde Geſchwür ſehr gern preis. Die übrigen Symptome ſind die bekannten und es bleibt nur zu erwähnen, daß Margaretha im ſomnambulen Zuſtand den Termin ihrer Geneſung vorausſagte und das Meſſer wirklich auf operativem Wege entfernt wurde[1]).

Jeder Zweifel, ob ſich derartige Injecta wirklich im Körper befunden haben oder Apporte ſind, muß verſtummen, wenn dieſelben bei einer Sektion aufgefunden werden. Und in der That liegt ein derartiger Fall vor, denn der Arzt Dr. Emanuel Seliger erzählt[2]), daß er im Juni 1681 mit mehreren Kollegen bei der Sektion einer fünfzigjährigen Frau in den Muskeln der Nabel-

[1]) Wier bildet das Meſſer ab.

[2]) Vgl. die ſchon erwähnten Miscell. Acad. Nat. Cur. Dec. II, ann. I.

und Zwergfellgegend folgende Injecta gefunden habe: eine Menge in Kugeln geballte Haare mit einer dem Lederabschabsel der Gerber ähnlichen Masse vermischt, einen Katzenschädel mit Unterkiefer und Hundszähne, alles so verfitzt und verwickelt, daß man es kaum mit dem Messer zertrennen und aus den Bauchmuskeln herausschälen konnte.

Einen der merkwürdigsten Fälle dieser Art teilt Wier[1]) nach dem Bericht des Johannes Lang (1485—1565), Leibarzt des Pfalzgrafen bei Rhein und einer der berühmtesten Ärzte des 16. Jahrhunderts, mit. Lang war Zeuge der zu Weihnachten 1539 in dem Eichstädtschen Ort Fuggenstall vorgenommenen Sektion und sagt[2]):

In diesem Ort war der Bauersmann Ulrich Neuseffer von dem furchtbarsten Seitenstechen geplagt und ergriff plötzlich mit der Hand einen unter der unverletzten Haut hervorkommenden eisernen Nagel, welchen der Ortschirurg mit dem Messer herauslöste. Dennoch hörten die Schmerzen nicht auf, sondern wurden von Tag zu Tag unerträglicher, weshalb der arme Mensch, keine Linderung seiner Leiden absehend, sich die Kehle abschnitt Als der Bauer am dritten Tag begraben werden sollte, öffneten Eucharius Rosenbader von Weißenburg (Bayern) und der Bader Johann von Ettenstädt den Magen der Leiche in Gegenwart einer großen Volksmenge und fanden in demselben ein länglichrundes krummes Holz, vier eiserne zum Theil scharfe zum Theil schartige Messer, zwei über spannenlange kantige Eisenstücke und einen großen Haarknäuel.

Lang kann sich nicht enträtseln, wie so viele und große Gegenstände in dem weit kleineren Magen Platz gehabt hätten, und meint natürlich, daß der Teufel das Seine dabei gethan habe.

Sind diese letzten Berichte schon erstaunlich genug, so scheint doch nachfolgende Notiz des Meininger Diaconus Mag. J. S. Güth, welcher als Zeitgenosse und Ortsgeistlicher spricht, allen Glauben zu übersteigen. Er sagt nämlich[3]):

„1672 gegen den Frühling hat Gottfried Gmälin, Balbierer und Wundarzt, allhier einer Magd, so viel Anfechtung von den Zauberern gehabt, und große Schmerzen im Haupt gespüret, endlich eine natürliche Maus Stückweise aus dem rechten Ohr herausgezogen."

---

[1]) De Praest. Daem. Lib. IV, cap. 9.

[2]) Epistolar. Lib. I, Ep. 38.

[3]) J. S. Güth: Chronik der Stadt Meiningen, Gotha 1676, 4°. ad ann. 1672.

Was ſoll man dazu ſagen, da ſich einerſeits gegen den Glauben an ſolche Dinge jede Vernunft ſträubt, welche nicht allzu willig iſt, ſich gefangen nehmen zu laſſen, da aber andrerſeits unmöglich alles Erdichtung oder Übertreibung ſein kann? — Offenbar handelt es ſich hier um eine gegenſeitige Durchdringung der Materie oder um Phänomene, welche ſich innerhalb der ſog. vierten Dimenſion abſpielen, was ſchon Paracelſus und Helmont vorgeſchwebt haben mag, wenn ſie in der ihnen eigentümlichen Weiſe eine rationelle Erklärung dieſer rätſelhaften Vorgänge zu geben ſuchten.

An einer Stelle[1]) will Paracelſus offenbar darauf hindeuten, daß durch die magiſche Kraft der Imagination ein „einzuzaubernder" Gegenſtand decomponiert, durch Fernwirkung in den Körper eines Dritten gebracht und hier ad integrum reſtituiert werde. Er ſagt:

„Die ſtrenge Imagination iſt ein Anfang aller magiſchen Werke. Alſo iſt auch mein Gedanke ein Zuſehen auf einen Zweck. Ich darf das Auge nicht dahin kehren mit den Händen, ſondern die Imagination kehrt es dahin, wohin ich begehre. Die ſtrenge Imagination eines Andern wider mich mag mich tödten. — Und wenn Einer einen Andern lähmen und erſtechen will, ſo muß er das Inſtrument erſt in ſich attrahiren, dann mag er's imprimiren, denn was hineinkommt, das wird auch wieder herausgehen durch den Gedanken, als ob es mit den Händen geſchähe."

Es iſt auffallend, wie genau die magiſche Operation, vermittelſt deren die Hexen die Injecta in den Leib ihrer Opfer zu ſchießen ſuchten, mit den Worten des Paracelſus übereinſtimmt. Es heißt z. B. bei dem ſchwarzburgiſchen Leibarzt Andreas Tenzel[2]):

„Oder ſie machen (in böſer Imagination) einen kleinen Bogen von Schlehendorn, die Senne von Bockshaaren zuſammengedreht, die Pfeile ſind von Fiſchgräten oder Leichennadeln oder Nägeln vom Roßhuf und dergleichen martialiſch-ſaturniſchen Dingen, welche ſie in einer feindlichen Conſtellation des Saturn und Mars in die verſchiedenen Orte des Bildes ſchießen. Darauf wird der Menſch, in deſſen Namen das Bild gemacht iſt und deſſen Haare darunter geknetet wurden, auf über hundert Meilen Entfernung getroffen, ſo daß ihm dergleichen Gegenſtände an dem Orte ausſchwären, an welchem ſie in das Bild geſchoſſen wurden. — Dies wird gewöhnlich der Hexenſchuß genannt."

---

[1]) De ente spirituali.

[2]) Scripta gemina de amore et odio. Erf. 1616, 12°. p. 300.

Carrichter giebt faſt die gleiche Schilderung des Hexenſchuſſes und hebt nur „die böſe, giftige Imagination“ noch mehr hervor. — Gegenwärtig heißt bekanntlich eine akute rheumatiſche Affektion der Rückenmuskeln Hexenſchuß, aber eben dieſe noch allgemein gebräuchliche Bezeichnung geſtattet uns Rückſchlüſſe auf die Verbreitung des echten Hexenſchuſſes in früherer Zeit.

An einem andern Ort[1]) nennt Paracelſus den Hexenſchuß Clausura Nigromanticae und ſagt, indem ihm offenbar die vierte Dimenſion unklar vorſchwebt:

„Nuhn weiter von der vierdten (species Nigromantiae), ſo wiſſendt welcher kan in ein Menſchen greiffen on verletzung desſelbigen, das iſt on eröffnung, zu gleicher weiß als einer der in ein waßer greifft, vndt nimbt herauß ein Fiſch, vnd das Waßer entpfehet kein loch nit, oder einer legt etwas hinein ins Waßer, vnd entpfehet auch kein loch nit, derſelbig kan die vierdt speciem Nigromantiae, das iſt er mag in Leib greiffen, vndt herauß-nemmen, hinein greiffen vnd etwas hinein legen. Vndt heißt mit jhrem rechten nammen Clausura Nigromanticae.“

Etwas weitläufiger, wenn auch in Bezug auf die ihm gar nicht notwendige Annahme teufliſcher Mitwirkung inkonſequenter verſucht Helmont folgende Erklärung:[2]) — Was die gegenſeitige Durchdringung der Körper anlangt, ſo löſt der Archäus die Injecta, ſie vergeiſtigend, gleichſam in ſich auf wie das Scheidewaſſer die Metalle, die alsdann durch das Filter dringen können, was ihnen vorher unmöglich war. So ähnlich muß man ſich den Beginn des Vorgangs denken. Die unſichtbar gemachten Injecta bringt der Teufel durch die fernwirkende Kraft (Blas liberum) in den Menſchen, indem er das von ihm gemachte geiſtige Bild des Wollens (Idea) lenkt. Die Injecta gelangen dabei in das Vacuum naturae, einen in der Luft befindlichen Hohlraum, über den Helmont einen größern Aufſatz ſchrieb, — alſo etwa in die „vierte Dimenſion“ —, worin eine Durchdringung poröſer Körper möglich wird, wenn dieſelben ganz unter der Herrſchaft des Geiſtes ſtehen, der den Körper alsdann umgiebt und gleichſam ſeiner Dimenſionen beraubt.

Bedenken wir, daß bei der doppelten Wahlverwandtſchaft die Stoffe in der Endosmoſe die Häute durchwandern, und daß ein

[1]) Philosophia sagax L. I, cap. 4.

[2]) Injecta materia § 13 und § 7, ſowie Injaculatorum modus intrandi § 2.

Draht der galvanischen Batterie die chemisch positiven, der andere die chemisch negativen Stoffe überführt, wobei Stoff den Stoff durchwandert, und betrachten wir die allbekannten mediumistischen Vorkommnisse, welche Zöllner zur Annahme einer „vierten Dimension“ nötigten, so haben wir gewiß kein Recht, den Kern des Helmontschen Erklärungsversuches zu belächeln; ich wenigstens halte es für vollkommen gleichartige Erscheinungen, wenn — wie bei Zöllner — Geldstücke aus einer versiegelten und unverletzt gebliebenen Schachtel, oder — wie bei Peucers Knaben und der Mörl — Steine und Nägel aus der unversehrten Haut hervorkommen. In ihrem eigentlichen Wesen aber sind die Injecta noch heute wie vor dreihundert Jahren ein physiologisches „Rätsel“.

Wir kommen nun zur wichtigsten Art des Maleficium, dem zu allen Zeiten und bei allen Völkern nachweisbaren „Anzaubern“ von Krankheiten. Dasselbe beruht, worauf ich in den „Psychischen Studien“ zuerst aufmerksam machte, zum Teil auf der spezifischen Wirkung der Paracelsischen Mumie,[1]) resp. auf deren Gehalt an Anthropotoxin, nicht Anthropin, wie ich mich damals ausdrückte. Herr Professor Jäger berichtigte denn auch meine falsche Ausdrucksweise,[2]) indem er jedoch meinen Anschauungen völlig beipflichtete und sagte: „die Mumie von Kranken und Sterbenden ist so reich an Anthropotoxin, daß sie für Giftmischer sehr gut zu verwenden ist.“[3])

Diese und ähnliche Giftstoffe gewann man meist durch Kochen, so von Leichenteilen, Teilen giftiger oder gefallener Tiere ꝛc., und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dabei auch einfache Übertragung von Infektionskrankheiten eine große Rolle spielt. Derartige Künste wurden besonders von Totengräbern und Scharfrichtern getrieben, welchen ihr Handwerk schon eine gewisse Immunität gegen derartige Giftstoffe verlieh. — Doch pflegte man auch die scheußlichsten Grausamkeiten gegen Lebende zu begehen, um anthropotoxinhaltige Exkretionen zu erhalten. So erzählt Robert Fludd in seiner Philosophia Moysaica:[4])

---

[1]) Vgl. meine „Geschichte des neuern Occultismus“ S. 62 ff.

[2]) Prof. Dr. G. Jägers Monatsblatt. Jahrg. 1890. No. 9.

[3]) A. v. O. S. 183.

[4]) Goudae, 1638. Fol.

„Ein genueſiſcher glaubwürdiger Kaufmann erzählte mir, daß während ſeines Aufenthaltes in Tunis ein dortiger Jude einen rothhaarigen engliſchen Matroſen für 300 Pfund gekauft und ihm in ſeinem Hofe das Rückgrat eingeſchlagen habe. Darauf habe er dem Unglücklichen ein Sperrholz in den Mund geſteckt, ihm einige Schlangen an die Zunge geſetzt und ſein Geſicht gegen die Sonne gekehrt. Aus dem Geifer des Gemarterten habe der Jude ein Gift bereitet und dasſelbe um einen ſehr hohen Preis an gewiſſe Kaufleute verhandelt."

Der päpſtliche Apotheker zu Avignon erzählte Fludd einen ähnlichen Fall, daß nämlich ein italieniſcher Kardinal ſeine rothaarige Konkubine, die eben geboren hatte, bis an die Bruſt in die Erde grub, an die Brüſte zwei Schlangen ſetzte und den ausfließenden, ſowie den in den Tierleibern gefundenen Saft zu giftmiſcheriſchen Zwecken verwendete.

Die berüchtigte Aqua Toffana war wohl ein ähnliches Gebräu.

Wie ſchon angedeutet, ſollen während der Hexenprozeßperiode ganze Epidemien durch ſolche Sudelköchereien hervorgerufen worden ſein. Auf die italieniſchen Epidemien habe ich bereits hingewieſen. Nach Deutſchland kamen dieſelben zu Ende des 16. Jahrhunderts, und zwar waren es die Totengräber, welche ſie, um ſich gute Einnahmen zu machen, hervorgerufen haben ſollten. So ſagt Vogel in ſeinem „Leipzigiſches Geſchicht-Buch oder Annales":[1])

„1582 am 22. Sept. wurde zu Leipzig der Todtengräber Chriſtoph Müller mit ſeinem Knecht mit Zangen geriſſen und gerädert, weil ſie aus Kröten, Schlangen und Molchen ſchwarze, gelbe und rothe Giftpulver gemacht und damit 22 Perſonen getödtet hatten. Am 28. October wurden zu Groß-Zſchocher zwey Todtengräber, welche ein groß Sterben angerichtet, auf dieſe Weiſe juſtificirt, ihre Weiber, die erſchreckliche Wetter gemacht und mit dem Satan gebuhlet, auf den Scheiterhaufen geſetzet und zu Pulver verbrannt."

In Frankenſtein wurden im Jahre 1605 ſechs Männer und zwei Weiber mit glühenden Zangen gezwickt, zweien die Hände abgehauen, der Principal aber gerädert. In demſelben Jahr wurden an gleichem Ort nochmals vier Perſonen verbrannt und andere vier an Säulen „geſchmäucht", d. h. durch ein in einiger Entfernung im Kreiſe herum angezündetes Feuer langſam gebraten. Und zum dritten Mal wurden in demſelben Jahr und wegen des-

[1]) Leipzig 1714. Fol. S. 245.

ſelben „gifftigen Sauwercks“ zwei Weiber zu Frankenſtein mit glühenden Zangen gezwickt und zerriſſen, desgleichen im Jahre 1607 wiederum zwei Frauensperſonen. Nach dieſem kam ein polniſcher Totengräber nach Frankenſtein, welcher ſeine Dienſte zum Begraben der Todten und zum Reinigen der Aborte anbot. Man hielt jedoch dieſes Anerbieten nur für Schein und beſchuldigte ihn, in den Häuſern Peſtgift ausgeſtreut zu haben. Er wurde mit glühenden Zangen gezwickt, an einen Pfahl gebunden und darauf „geſchmäucht“.

In demſelben Jahr wurden in Böhmen, Schleſien und der Lauſitz an zweitauſend Menſchen wegen dieſes „gifftigen Sauwercks“ vom Leben zum Tode gebracht. Noch im Jahre 1672 wurde zu Frauenſtein ein Totengräber durch Rad und Feuer hingerichtet, weil man ihn beſchuldigte, Leichen das Herz ausgeſchnitten und zu Pulver verbrannt zu haben, welches er in die Brunnen warf.

Hierher gehört auch die Brunnenvergiftung durch die Juden, worüber Meiners in ſeinen „Sitten des Mittelalters“[1]) intereſſante Nachweiſe giebt:

Im Jahre 1321 erhob ſich in Frankreich, England und Deutſchland — namentlich im erſteren — eine allgemeine Verfolgung der Ausſätzigen, welche man beſchuldigte, daß ſie ſich in ihren „Capitel“ genannten Zuſammenkünften miteinander verſchworen hätten, durch Vergiftung der Brunnen die Chriſten auszurotten oder ihnen wenigſtens den Ausſatz anzuhängen, alsdann ihre Güter zu teilen und hierauf nach Herzensluſt — ſo lange es eben ging — in den verödeten Ländern zu ſchwelgen. Die gefangenen Ausſätzigen geſtanden die wider ſie vorgebrachten Beſchuldigungen ein und wurden alsdann entweder verbrannt oder ſo lange eingekerkert, daß ſie nicht wieder ins Freie kamen, und Männer wie Weiber keine Gemeinſchaft zuſammen haben konnten. Einige Ausſätzige ſagten uns, daß ſie von reichen Juden zur Vergiftung der Brunnen verführt worden wären, welche Ausſagen den Juden in verſchiedenen Gegenden ähnliche Strafen wie den Ausſätzigen einbrachten. Die Verführung durch Juden bezeugte u. a. ein „magnus leprosus“,

[1]) Hannover 1793.

den ein Herr von Pantenay hatte verhören lassen. Derselbe gestand, daß das Gift, welches man in die Brunnen geworfen hatte, aus drei Kräutern, die er entweder nicht kannte oder nicht nennen wollte, aus Urin, Menschenblut (in diesen wahrscheinlich Aussätzigen entnommenen Stoffen steckten die Infektionsträger) und Hostien verfertigt worden sei. Die verbreitetste Meinung war, daß der Sultan von Granada, um sich an den Christen zu rächen, die Juden zur Brunnenvergiftung angetrieben habe; die Juden aber hätten selbst nicht den Mut dazu gehabt und die Aussätzigen angestiftet.

Der Glaube an die Brunnenvergiftung durch die Juden war nie herrschender, und der in ihm wurzelnde Judenhaß war nie unwiderstehlicher als während der großen Pest von 1348 bis 1352. Meiners giebt interessante Nachweise über die von den Juden zu ihrem Schutz vorgenommenen Bestechungen der Fürsten und Obrigkeiten und sagt:

„Die Fürsten, deren einträglichsten Knechte die Juden waren, und die Häupter der Städte, die sich von den Juden bestechen ließen und die Fortdauer ihres Schutzes gern verkaufen wollten, suchten die Juden, so lange sie konnten, zu retten. Allein der Strom der öffentlichen Meinung und des allgemeinen Abscheues gegen die Juden war zu gewaltig, als daß man ihn hätte ableiten und brechen können."

In Schilters Anmerkungen zur Königshofener Chronik findet sich ein sehr interessantes Prozeßaktenstück, welches der Kastellan von Schloß Chillon im Jahr 1348 auf Verlangen an den Straßburger Rat über die in genanntem Schloß verhörten und hingerichteten Juden schickte. Vorsichtiger als dieser savoysche Richter konnte man im Jahr 1348 nicht zu Werk gehen, und nach dem ganzen Gang seiner Untersuchung mußte man notwendig glauben, daß die Juden in allen Ländern die Brunnen verunreinigt und dadurch die herrschende Seuche hervorgerufen hätten. Man folterte die Juden zu Chillon nur „aliquantulum et modice", wobei keiner etwas gestand. Alle aber bekannten später in Gegenwart von Notaren und zahlreichen andern glaubwürdigen Personen und beharrten bis zum Tod auf ihrem Bekenntnis: sie seien von den Rabbinen ermuntert worden, kleine Säcke von der Größe einer Nuß, eines Eies oder einer Faust in die Brunnen zu werfen, daß sie dies gethan und darauf ihre Glaubensgenossen gewarnt hätten,

nicht mehr aus den vergifteten Brunnen zu trinken. Einer der angesehensten Juden, der Wundarzt Balavigny, sagte aus, daß er selbst Gift in einen Brunnen zu Clarens geworfen, und ein anderer Jude, daß er das gleiche zu Chillon gethan habe. Man führte den Gefangenen nach Clarens, damit er den Brunnen anzeigen sollte. Er erkannte ihn sogleich, und bei der Untersuchung fand man die Leinwand, in welche das Gift eingewickelt gewesen war, im Auslauf des Brunnens. Im Brunnen zu Chillon fand man das Gift selbst noch vor, und ein gefangener Jude, welchem man davon gegeben hatte, starb daran. — So viel hierüber.

Über die Art, wie das Malficium ausgeübt wurde, ist bisher sogut als nichts bekannt geworden, was daran liegt, daß sowohl die Hexen selbst, als auch die alten Kenner ihrer Künste das tiefste Geheimnis bewahrten. Nur Paracelsus, Wier, Frommann und Carrichter in seinem Buch „Von heylung zauberischer Schäden“ machen eine Ausnahme; aber auch sie behalten den Daumen in der Hand, indem sie in der Regel nur Andeutungen machen. Dies thun namentlich Wier und Frommann; Paracelsus ist schon offener, und was er über magische Schädigung mittelst der „Mumie“, Hexenschüsse, Injecta, schädliche Fernwirkung 2c. lehrt, habe ich in meiner „Geschichte des neueren Occultismus“ mitgeteilt. Am mitteilsamsten ist Carrichter, aber auch am unbekanntesten, was an der großen Seltenheit seines Buches liegt. Dasselbe wird in der älteren Litteratur über das Hexenwesen oft citiert, jedoch habe ich es noch auf keiner Bibliothek vorgefunden, noch antiquarisch angezeigt gesehen; ich besitze aber eine von meinem Urgroßvater im Jahre 1768 gefertigte Abschrift,[1]) welche mich in den Stand setzt, die getriebenen Künste darzustellen, soweit dies überhaupt zu eruieren möglich ist, insofern sich Carrichter als Arzt natürlich mehr mit der Art und Weise des Heilens als des Schädigens befaßt.

Zuerst nennt Carrichter die zur Heilung derartiger Schäden nötigen Kräuter und giebt deren Sammelzeit an, worauf er in einer an einen Meister Ulrich Beck in Wien gerichteten Zuschrift die „zauberischen Schäden“ aufzählt und alsdann zwei zu deren

[1]) Ich gebe die Orthographie derselben wieder.

Heilung nötige Salbe aus Hasel- und Lindenmistel, dem Fett von jungen Hunden, Bären und Kapaunen bereiten lehrt. Nach diesem zählt er die einzelnen Maleficien auf und schildert zuerst das magische „Verkrümmen“ und „Verlähmen“:

„Wundere dich nicht, wenn dieser Mensch großen Schmerzen hat: denn die Zauberin hat genommen die Kräuter, die im höchsten Grad ♄ ♀, im Geist und Elevation des Stieres stehen,[1]) und hat gesucht eine quadraturam ☾ cum ♄, ♂ vel ☿ 3 oder 4 Tage nach dem Vollmond im Niedergang der Sonne hat auch etliche Zauberworte darzu gesprochen, die ihr der böse Geist gelehret hat: denn die Unholdinnen verstehen das nicht, was sie reden, sondern sie habens am bösen Geiste, und thun nichts dazu, als die Imagination des falschen Glaubens, drucken alsdann den Saft aus den Kräutern, waschen die Hände dreimal darmit, lassens allemal von sich selbsten trocknen, behalten die Kräuter in der Hand, bis die Hände trocken sind, darnach waschen sie die Hände nicht mehr, bis sie den angerührt haben, den sie beschädigen wollen;[2]) so balde sie zu demselbigen kommen, reichen sie ihm die Hand; so derselbe sich nicht wohl Gott befohlen, so fährt der falsche Kräutergeist in ihn und verstopft augenscheinlich die drei natürlichen Geister des Blutes: denn kömmt im Augenblick unter dem Griff ein toller Schmerz, wie ein Grimmen im Leibe, kommt von Stunde zu Stunde weiter in Leib, wird contract und schreyt Ach und Weh.“

Da uns die Kur derartiger „Schäden“ nicht interessiert, übergehe ich sie.

„Wenn einer bezaubert, daß er an Armen und Beinen lahm, und man ihm gleichwohl nichts ansiehet.“

„Es geschiehet oft, daß einer bezaubert wird, daß sie eine Kröte nehmen und schlagen ihr die Lenden entzwey durch einen teuflischen Aberglauben und Imagination, darvon derselbige Mensch, in des Namen sie die Kröte todt geschlagen haben durch ihr teuflisch Wesen, am Arm und Beinen lahm wird, und wenn man denselben Menschen ansiehet, so spüret man nichts, und meynt, es sey nur Büberey mit ihm, und fehlet an seinem Fleisch auch nichts“

„Es geschiehet offt, daß Mann und Weib von Zauberey ganz und gar verdorren und abkommen, daß man vermeynet, sie hätten die Schwindsucht: solche Menschen werden verzaubert durch das Ausgraben ihrer Fußstapfen in Rauch gehenckt; auch wenn sie deren Hembde und Rock in Rauch hängen, davon muß ein Mensch verdorren, wie ein Stück Holz.“

---

[1]) Die astrologische Botanik verteilte die Pflanzen nach dem Stand der Planeten in den einzelnen Graden der Zeichen. Carrichter selbst schrieb ein derartiges Kräuterbuch.

[2]) Dieses Berühren zieht sich durch das ganze Hexenwesen.

„Es ſind auch andere Zaubereyen, ſo durch hyniſche Kräuter oder Holz einem Manne oder Frauen in den warmen Harn geſteckt werden, damit ſie einem die Mannheit benehmen, durch einen eigenen Aſt, welcher glatt über ſich wächſet, machen ſie eine Spitze gegen der Sonnen über ſich, und wo ſie ſehen, daß einer hinbrunzet, da drucken ſie per inversionem (umgekehrt) die Spitze in den Harn, druckens in die Erde hinein, weil der Harn noch warm iſt, davon verlieret der, ſo dahin gebrunzet, ſeine Kraft und Natur.“[1])

„Auch nehmen ſie den Harn eines Menſchen, dem ſie die Mannheit nehmen wollen, thun denſelben in ein eichenes Gefäße, ſtecken einen Zapfen hinein, und drehen links herum mit dem Zapfen, doch daß das Gefäße ſtille ſtehe, und dies machen ſie gar behende, alsbald der Harn warm wird, ſo brennt es den Menſchen, daß er meynet, er müßte unſinnig werden, und muß oft Blut harnen.“

Durch ein ähnliches Mittel wollte auch die oben erwähnte Sibylle von Neidſchütz einen untreuen Liebhaber, den Junker von Haxthauſen, wieder herbeirufen. Sie nahm Kehrigt aus den vier Ecken des Zimmers und etwas Adlerwurzel, that dies in einen neuen Topf, urinierte darauf und rührte es in obiger Weiſe mit den Worten um:

„Ich quirle, ich quirle als wie ein Bär,
Bringt mir meinen Liebſten Haxthauſen her.“

Dabei mußte Jemand die Stubenthür, deren Angeln mit obiger Flüſſigkeit begoſſen waren, ſchnell hin und her bewegen.

Carrichter fährt nun fort:

„Weil dieſe Zauberey und Schelmerey kein Ende hat, auch eins über das andere aufkommt: denn etliche machen es mit einem Schloß, andere mit einer rothen Neſtel[3]); etliche drehen den Gürtel an Leib um und ſprechen zauberiſche Worte dazu; etliche werfen hyniſche Kräuter in den Weg, wenn er zur Trauung gehen ſoll; etliche nehmen Erde von einem Grabe, darinnen ein erſchlagener Menſch liegt, und werffens ihm ins Bette oder in die Kammer, darüber er gehen muß.“

In einem magiſchen Manuſkript fand ich auch die Angabe, man ſolle eine Nadel, womit eine Leiche eingenäht wurde, ringförmig ſo zuſammenbiegen, daß die Spitze durch das Ohr geſteckt werde, und ſie dann an einem Ort verbergen, wohin der zu Schädigende uriniere.

---

[1]) Die Wirkſamkeit dieſer und ähnlicher Künſte hängt von Imagination und Telenergie, ſowie von Empfänglichkeit und Suggeſtibilität ab.

[2]) Unterſuchungsakten Vol. IV.

[3]) Daher „Neſtelknüpfen“ genannt.

Bei Carrichter heißt es nun weiter:

„Auch geſchehen Zaubereyen in kalt und feucht vergiftetem Geäder und Blute, und gehet alſo zu: Sie nehmen Nadeln, damit ein Todter iſt eingenehet worden, ſtechen damit Löcher in einen ſchönen Apfel, thun Eiſenkrautſaft hinein, laſſens von ihm ſelbſt trocken werden, daß es Niemand mercken kann, ſolchen ſchencken ſie den Jungfrauen und Weibern; ſobald ſie den gegeſſen haben, ſo geſtehet ihr Menstruum, und ziehet ihnen von Stund an in allen Gliedern, davon werden ſie contract und lahm, wachſen mit dem Knie an bis an die Bruſt ihren Tod, wie das gar viel gefunden wird."

„Es ſind auch andere zauberiſche Poſſen, die zur güldenen Ader gebraucht werden, als da iſt heiß und trocken von einer kalten Subſtanz[1]), als nämlich: ſie ſind gar in ihrer Triplicität, und dasſelbe zweifach, das eine äußerlich zu der güldenen Ader, dadurch einer voller Warzen werden muß am ganzen Leib, ſo daß man letzlich Stücken von 2 bis 3 Fäuſte groß von ihnen ſchneiden muß, und wird der ganze Leib unempfindlich bis in den Tod, und die Arterien werden ganz voller ſandiger dämpffiger Materia, daraus Morphaea rubra wird[2]), voller Schäden am ganzen Leibe und Feigwarzen."

Carrichter teilt nun den Modus mit, nach welchem die Hexen ihre „Schüſſe" bewerkſtelligen, mittelſt deren ſie die Injecta in den Körper bringen. Er ſagt:

„Von dem Geſchoß wäre viel und mancherley zu ſchreiben: denn man hat erfahren, daß ein Menſch den andern über 600 Meyl Weges erſchoſſen hat, wie auch einsmals einem ehrlichen Mann zu Paris wegen ſeines Weibes widerfahren, die den Mörder lieb gehabt, und alſo den Mann ermordet. Wie aber das zugehet, mag man bei denen Magis leſen. Es ſind auch noch andere Geſchoß, ſo die alten Vetteln wohl zu gebrauchen wiſſen mit Schlehdornen, Eichenen Zweigen, Nadeln, damit eine Leiche eingenehet worden, durch Fiſchangeln, Nagellöcher, Roßhuf, und von allen andern Dingen, das von Natur kalt und trocken iſt, welche dem Saturno unterworffen, wie es auch die tägliche Erfahrung giebt, daß nicht allein die vorgemeldeten Stücke ausſchwären, ſondern auch Haare, Beine, Werck ꝛc. Solche teufliſche Gaukeley muß den nach und nach ausſchwären."

Weiterhin ſagt Carrichter, daß dieſe Zauberei durch Wachsbilder vor ſich gehe:

„Es geſchehen auch Zaubereyen durch Wachsbilde, durch welche einer verletzt wird, an welchem Gliede ſie wollen, gleichwie mit dem Geſchoß, iſt aber viel gefährlicher und gehöret andere Cur dazu."

---

[1]) Dies bezieht ſich auf die alte ariſtoteliſch-galeniſche Lehre von den vier Eigenſchaften und Säften.

[2]) Syphilis.

„Die Zaubereyen mit den Bildern geſchehen auf viel und mancherley Art: denn ſie machen und formen Wachsbilder mit allen Gliedmaßen als ein Menſch, und dasſelbe Bild machen ſie durch Imagination auf dieſelben Menſchen, die ſie verletzen wollen, ſtellen das Bild hernach auf ein Holz und Klötzlein, daß ſie darnach ſchieſſen können, darzu ſie einen ſtählernen Bogen oder kleine Armbruſt haben, und ſchieſſen alſo nach dem Gliede, ſo ſie verletzen wollen; ſo bald ſie treffen, iſt dasſelbige Glied lahm, als wanns vom Schlage getroffen worden, ſo auch von vielen vor den Schlag angeſehen wird, und doch nicht iſt, davon manchen das ganze Glied abſtirbt."

„Oft wird einer durch ein Wachsbild geprügelt, daß er meynet vor Schmerzen, das Herz im Leibe brenne ihm: denn ſie nehmen ein Wachsbild, machen einen Spieß von Eichenen Holze und ſtechen durch das Bild, wenden es alſo bey dem Feuer herum, als einen Braten, und ſo lange dieſes bey dem Feuer iſt, hat der Menſch, auf den es gemacht iſt, große Angſt; wird ſolcher Perſon nicht eiligſt geholfen, ſo muß ſie bald ſterben."

„Etliche nehmen ein Wachsbild, formiren das wie einen Menſchen, ſchlagen einen Nagel, Nadel oder Schlehdornſpitze, auch wohl ſpitze Pflöckchen von Eichenholz in dasſelbe und alle Glieder, und grabens ein unter der Schwelle, darüber er aus und eingehen muß, ſo empfindet er alſofort großen Schmerzen, und wo ihm nicht bald geholfen wird, ſo ſchlagen die Schmerzen nicht allein einwärts, ſondern es kommen auch wohl alle Glieder zum Schwären, daß der Menſch erbärmlich daliegen muß und ſchwären ihm aus einem Gliede Nadeln, aus dem andern Nägel ꝛc., was in ſolch Glied des Bildes geſchlagen worden. — Auch quälen ſie den Menſchen durch Kochung. Und ſolches thun gemeiniglich die Mägde, ſo ihnen der Liebſte entlauffen, ſo quälen ſie ihn, daß er wiederkommen muß. Allhier nehmen ſie Kräuter, ſo ſie dem Teufel zu gefallen und in ſeinem Namen ausgraben; kaufen auch in ſeinem Namen einen neuen Topf, legen alle bewußte Stücke hinein, machen Feuer darunter, und rufen denſelben Menſchen, den ſie begehren, werfen auch von ſeinen Haaren dazu, ſo ſie deren haben. So ſolcher Menſch nicht hört und zu ihnen kommen kann, wird er wohl gar unſinnig oder ſtirbt vor Angſt."

Weiterhin ſchildert Carrichter nach Paracelſus folgende Bildzauberei:

„Wenn die Hexe eine Zauberey machen will, ſo nimmt ſie ein Holz, und läſſet eine Spinne drauf kriechen; denn legt ſie einen dicken, ſtarcken Zwirnsfaden zwerch über die Spinne mit dem einen Ende, und drückt mit einem andern Holz die Spinne in der Mitten entzwey, daß ſie börſtet, und den Gift von ihr läßt, und zeucht alsdann den Faden durch die Spinne, daß er den Gift wohl in ſich faſſe, und alſo läßt ſie den Faden trocken werden. Hernach nimmt ſie Wachs, und ſo ſie das in der Eil nicht haben kann, nimmt ſie friſch gebacken Brod und macht daraus das Bild eines Männleins oder Weibleins, ſo gut ſie kann, in böſer giftiger Imagination wider den Menſchen, und in deſſen Namen, den ſie beſchädigen will. Wenn dasſelbe Männlein

formiret, ſo nimmt ſie in desſelben Menſchen Namen den vergifteten Faden, und miſſet damit dasſelbige Glied, ſo ſie an dem Menſchen beſchädigen will; denn ſchneidet ſie dies Maaß ab vom übrigen Faden (nämlich das Maaß der Dicke des Gliedes), iſt es dann im Sommer, und ſie kann einen Froſch oder Kröte haben, ſo bindet ſie dasſelbe abgeſchnittene Maaß, dieſer Thiere einem um den Leib; iſt es nun ein Froſch geweſen, und derſelbe begiebt ſich in ein fließend Waſſer, ſo hat der Menſch nimmer Ruh und Friede in dem Gliede, ſo ſie an dem Bildlein abgemeſſen; ſpringt er in eine Pfütze oder ſtillſtehend Waſſer, ſo hat der Menſch ſo wenig Ruhe, ſondern ewige Schmerzen: denn der Geiſt des Lebens desſelben Gliedes, davon das Maaß mit dem Zauberfaden genommen, ſtehet eben ſo wenig ſtille, als das Waſſer; daher denn ein ſolcher Schmerz folget, denn der Lebensgeiſt, i. e. die Empfindlichkeit wohnet im Blute und iſt desſelben Führer, welches denn, ſo lange der Menſch lebet, nimmer ſtille ſtehet, darum denn auch dasſelbe Glied des Menſchen nimmer Friede haben und ohne Schmerz ſeyn kann."

„Ferners auch, ſo nimmt die Hexe eine Nadel, damit eine Leiche eingenehet iſt, oder nur eine ſchlechte, ziehet vorn erwähnten vergifteten Faden durchs Ohr, und ſticht denn die Nadel durch das Auge eines Froſches, und ziehet den Faden halb hindurch, ſteckt dann die Nadel mit der andern Hälfte des Fadens ihrem Wachs- oder Brodbilde auch ins Auge, und zeugts hindurch, ſo muß derſelbe Menſch blind ſeyn, ſo lange die Hexe will; und ſo der Froſch alſo ſtirbt, ſo kann demſelben Menſchen, auf deſſen Namen der Homunculus gemacht iſt, kein Menſch mehr helfen. Alſo auch, ſo ſie dem Bilde das Membrum virile durchſticht, iſt der Menſch zum Beyſchlaf ganz untüchtig gemacht, und von welchem Glied ſie das Maaß genommen, und beſchneidet dieſes Maaß, derſelbe Menſch bleibt lahm biß an ſein Ende, und wie ſie mit dem Maaße handelt, alſo geſchiehet auch dem Menſchen."

„Sie nehmen auch den Homunculum cereum, und binden ihm einen mit dem Menstruo beſudelten Lumpen um den Hals, und ein Stück Mumia von einem todten Aaß dazu, ſonderlich das an einem Geſchwüre geſtorben iſt, als gemeiniglich Schaafe und Schweine zu ſterben pflegen, und letzt binden ſie das Maaß, ſo ſie mit dem vergifteten Zauberfaden, über den menſtruöſiſchen Lungen und das Stücklein Aaß zuſammen, ſo erſtirbt demſelben Menſchen, auf deſſen Namen das Wachsbild gemacht iſt, alles Geblüte im Leibe, wird voller Geſchwür und muß elendiglich ſterben. So viel von dem erſten Grunde der Incantation oder Zauberey."

Unzählig ſind die Berichte von der Bildzauberei. Hier ſei nur erwähnt, daß die Juden durch dieſelbe einen Erzbiſchof Eberhard von Trier getötet und auch Kaiſer Barbaroſſa nach dem Leben getrachtet haben ſollten Frommann teilt die zu ſeiner Zeit noch erhaltene Grabſchrift Biſchof Eberhards mit.[1]) Dieſelbe lautet:

[1]) De Fascinatione, pag. 729.

PAUSAT HIC EBERHARDUS TREVIRORUM ARCHIEPISCPUS QVI IN VIGILIA PASCHAE SACRIS INSTANS OFFICIIS, EX CERA IMAGINE PER IUDAEOS ACCENSA INFIRMATUS, AD SACRARIUM DUCTUS IBIDEM FLEXIS GENIBUS ORANS IN SACRIS VESTIBUS EXSPIRAVIT ANNO DNI. MLXVI. XVII. KAL. MAII.

Auch die Generalin von Neidſchütz ſoll Kurfürſt Johann Georg III. von Sachſen mittelſt Bildzauber getötet haben. Nach der Anklageſchrift[1]) deponierte die mitangeklagte Oberſtwachtmeiſterin Drandorf eine von dem zahlreichen Hexengeſindel, mit welchem die Neidſchütz in Verbindung ſtand:

„Sie ſey diejenige, ſo den Churfürſten um das Leben gebracht, die Generalin N. habe ſie dazu beredt, damit der Chur-Printz zur Regierung komme.“ [2]) Auf weiteres Befragen gab ſie an, die Tötung des Kurfürſten mit einer andern Hexe namens Margarethe bewirkt zu haben: „Wir haben ihm im Feuer getödtet; es kränket mich nichts ſo ſehr, als daß er ſich ſo quälen müſſen, er mußte ſich wie eine Made winden, ich ſehe ihn noch vor meinen Augen, ſein Hertz hat in ſeinem Leibe gebrant, wie ein Liecht, wir haben nicht den Leib, ſondern den Geiſt gequälet, dabey er eine Mattigkeit gefühlet und ſich nach und nach verzehren müſſen. Aber ſie wüſte, daß ſein Hertz im Leib gantz verzehret und welck ſeyn würde.“

Bei dieſer Angabe blieb die Drandorf, während die Margarethe und eine dritte Angeklagte namens Krappin auch auf der Folter leugnete. Wie man übrigens bei dieſem Prozeß folterte, geht aus dem gleich zu erwähnenden Brief hervor, nach welchem eine mitangeklagte Scharfrichterin „loco torturae auff einem glühenden Tiſch einige Zeit tanzen muſte, biß die Hitze den gantzen Leib penetriret und ſie gebeichtet“.

Der Kurfürſt wurde nun ſeciert, und die Anklage fand obige Ausſage durch das Gutachten des kurfürſtlichen Leibmedikus Franke beſtätigt, in welchem es heißt[3]):

---

[1]) Hitzigs Annalen ꝛc. Neue Folge. Bd. XVIII. Leipzig 1849. S. 209—240.

[2]) u. [3]) Hitzig a. a. O.

„Die Lunge des Churfürſten ſey auff beiden Seiten hart angewachſen, ſahe violett und röthlich aus, war mittelmäßig ohne einig Blut, wie auch das Hertz von keiner ſonderlichen Größe, ſintemalen in keinem ventriculo desſelben einig Blut, noch auch faſt in dem gantzen übrigen Leib befunden worden."

Die Generalin ſollte dann auch Johann Georg IV. dadurch tot gehext haben, daß ſie ihrer an den Blattern geſtorbenen Tochter ein aus den Haaren des Kurfürſten geflochtenes Armband mit in den Sarg gab.

Am ausführlichſten findet ſich der getriebene Bildzauber in dem aus Dresden vom 10. Juni 1694 datierten Brief eines kurfürſtlichen Rates geſchildert, welchen der Fuldaer Domkapitular Freiherr Sigmund von Bibra im „Journal von und für Deutſchland"[1]) abgedruckt. Hier heißt es:

„. . . . In dieſer Begebenheit aber hat ſich Johann Georg IV. mit der jungen Neitſchinne[2]) oder Gräfinne Rochlitz wider des Höchſt gedachten Herrn Vattern willen, ziemblich verliebet, doch dörffte er beim leben des Herrn Vattern nicht viel mercken laſſen. Hat alſo die Neitſchinne nebens ihrer Mutter dahin gedacht, wie er möchte aus dem Wege geräumet werden, damit ſie empor ſteigen und zu höheren Dignitäten kommen möchten, weilen aber der Herr Churfürſt Johann Georg III. einer guten geſunden Complexion ſo ſchien kein Mittel ihn als Zauberey beſſer, welche ſie denn auch dergeſtalt anfiengen. Sie haben von des Herrn Churfürſt Johann Georg III. ſein Haar bekommen, ſelbige in Wachß oder anderen zauberiſche Ingredientien und characteren geknädet und daraus ein Männlein eine handlang formiret und ſolches an einem Spieß bey einem magiſchen Feuer gebraten, welche Zauberey neben andern magischen Signen vermiſchet, daß dem Herrn Churfürſten successive alles Fleiſch von den Knochen gefallen und das Eingeweidte ausgetrucknet und am Feuer zerſchmoltzen, da denn auch der Herr Churfürſt einige 4 Tag darauf ſterben müſſen. Bey dieſen erſchröcklichen Actibus haben ſie dann und wann die Schmertzen lindern und mindern können, auch wiederumb vermehren, und ſolches mit Vermehrung und Zurückziehung des magischen Feuers, welches ſie nach gefallen viel oder wenig angeleget."

Der neueſten Zeit blieb es vorbehalten, einen realen Hintergrund des Bildzaubers aufzufinden. Du Prel ſagt darüber in der „Zukunft" in ſeinem „die ſympathetiſche Kurmethode" betitelten Aufſatz:

„Oberſt Rochas, Direktor der techniſchen Hochſchule zu Paris hat in neuerer Zeit Experimente angeſtellt, welche die weiteſte Verbreitung verdienen

[1]) Jahrgang 1787, S. 304 ff.

[2]) D. h. Magdalene Sibylle von Neidſchütz, Tochter der Generalin.

und die seither auch vom Professor Luys und von andern wiederholt wurden. Er hat verschiedene Versuchspersonen in Somnambulismus versetzt, wobei sich die längst bekannte Erscheinung der Empfindungsunfähigkeit in der Hautschicht einstellte. Er hat aber auch constatirt, daß die Empfindungsfähigkeit dabei nicht verschwindet, sondern exteriorisirt wird; es bildet sich um den Körper der Somnambulen eine Reihe conzentrischer, sehr dünner Schichten von magnetischer oder — um mit Reichenbach zu reden — von odischer Ausströmung, welche empfindungsfähig und durch empfindungslose Zwischenzonen getrennt sind. Die Trennung beträgt 5 – 6 cm; die unterste Schicht ist um die Hälfte dieses Betrags vom Körper entfernt; die andern dehnen sich bis zur Entfernung mehrerer Meter vom Körper aus. Versetzt man ein Glas Wasser in die dem Körper zunächstliegende Schicht, so entsteht dahinter ein „odischer Schatten", und das Wasser, von welchem das Od aufgesaugt wurde, ist empfindungsfähig geworden. Ist es ganz gesättigt, so sieht man von seiner Oberfläche odischen Rauch aufsteigen. Zwischen diesen odisirten Wasser und der Versuchsperson besteht aber ein magnetischer Rapport: die Berührung des Wassers, die der Magnetiseur, selbst in der Entfernung vornimmt, wird vom Somnambulen an jenen Körpertheilen empfunden, denen das Glas zunächst lag, aus welchem das Od stammt."

„Die Experimente bestätigen also, was Humboldt und Reil über die Nervenathmosphäre gelehrt haben, was Reichenbach in zahlreichen Schriften als Odlehre bekannt gegeben, aber schon Mesmer als animalischen Magnetismus bezeichnet hat. Sogar das magnetisirte Wasser, über das die Wissenschaft nun seit hundert Jahren lacht, kommt endlich zu seinen Ehren. Es zeigt sich ferner, daß die Phänomene des animalischen Magnetismus, die man in neuerer Zeit als bloße Suggestion erklären wollte, auf einer realen odischen Ausströmung beruhen, und daß der magnetische Rapport, den man ebenfalls in Suggestion auflösen wollte, auf einer odischen Verschmelzung beruht. Suggestion kann nämlich offenbar nur von Gehirn zu Gehirn stattfinden, nicht aber von einem leblosen Gegenstand auf ein Gehirn. Rochas hat nun aber gezeigt, daß nicht nur Wasser, sondern auch fette, klebrige Substanzen das exteriorisirte Od magaziniren und damit empfindungsfähig machen. Eine kleine Wachsstatuette war einige Augenblicke in die exteriorisirte odische Empfindungsschicht gestellt worden; wenn er ihr nun Nadelstiche beibrachte, wurden diese von jenen Körpertheilen der Versuchsperson empfunden, von welchen die Odschicht abgegeben war. Rochas fügte in den Kopf der Wachsfigur Haare ein[1], die vom Nacken der Versuchsperson genommen waren, und ließ dann von einer dritten Person die Figur wegtragen. Er weckte dann die Somnambule und sprach mit ihr. Plötzlich fuhr sie mit der Hand nach dem Nacken und behauptete, sie sei an den Haaren gezogen worden. Man stellte sodann eine photographische Platte in die exteriorisirte Odschicht, nahm dann ein Bild

[1]) Die Neidschütz knetet Haare Johann Georgs in das Wachsbild.

der Verſuchsperſon auf, und da nun der Magnetiſeur zweimal unverſehens das Bild mit einer Nadel berührte, empfand es die Somnambule an der correſpondirenden Stelle, nämlich an der rechten Hand, ſtieß einen Schrei aus und verlor einen Augenblick lang das Bewußtſein. Als ſie zu ſich gekommen war, bemerkte man auf dem Handrücken zwei geröthete Striche, die vorher nicht da waren und mit den von der Nadel auf der Photographie gezeichneten Hautriſſen genau correſpondirten. Bei einem zweiten Verſuch ritzte Rochas die gekreuzten Hände auf der Collodiumſchicht des fixirten Bildes; die Somnambule brach in Thränen aus, und zwei bis drei Minuten ſpäter entſtand vor den Augen der Zuſchauer das entſprechende Stigma. Suggeſtion und Autoſuggeſtion ſind hier ausgeſchloſſen, denn Rochas hatte abſichtlich den Blick abgewendet, als er das Bild ritzte, und die Somnambule wußte ebenfalls nicht, an welcher Stelle das Bild verletzt war." —

„— Als Rochas eine Löſung von Glauberſalz in die Nähe des Armes der Schlafenden brachte, und dann ohne ihr Wiſſen die Kryſtalliſation der Löſung von einem Dritten vorgenommen wurde, ſtellte ſich bei der Somnambulen im gleichen Augenblick eine Contractur dieſes Armes mit großen Schmerzen ein. Zwölf Tage ſpäter wurde in dieſe Kryſtallmaſſe die Spitze eines Dolches gedrückt, und die Somnambule im Nebenzimmer fühlte den Stich und ſtieß einen Schrei aus."

„Rochas bringt nun das erwähnte Experiment mit der Wachsfigur in Verbindung mit einem Phänomen der ſchwarzen Magie des Mittelalters, nämlich mit dem Bildzauber. Dieſe Analogie trifft nicht ganz zu."

Warum dies nicht der Fall ſein ſoll, vermag ich nicht einzuſehen, da die Analogie ja auf der Hand liegt, und Zauberer wie Bezauberter in Rapport ſtehen.

Das oben erwähnte Maleficium des Kochens wurde durch die Neidſchütz ebenfalls ausgeführt. In dem Briefe des kurfürſtlichen Rates heißt es weiter:

„Indeſſen haben ſie Johann Georg IV. eine übernatürliche Liebe auch durch Zauberey beygebracht, welche vermittelſt eines Keſſels, ſo unaufhörlich über einem Feuer in einem Gewölbe gehangen und von vielen aus Hahnenhertzen und andern magicis characteribus geſotten, welche dann dergeſtalt praepariret, daß ſie auch des Herrn Werck und Thun nach proportion des ſiedens daraus abnehmen können, denn ſobald der Keßel mit darin enthaltenen zauberiſchen Materien auffgeſtiegen, ſo iſt es nicht nach ihrem Willen geweſen, wenn aber derſelbe ſeine Materia ſencken und einkochen laſſen, ſo hat er kommen und ihr beywohnen müſſen, welches denn die Urſache, daß ſie ein ſtetes Feuer darunter erhalten. Dahero, wann er bey der Durchlauchtigſten Gemahlin geweſen, ſo iſt er dergeſtalt von einem magiſchen Feuer angefeuret worden, daß ihm angſt und bange geworden. Sobald er aber zur Neitſchinne kommen,

hat ſie das Feuer proportionaliter nach Belieben subtrahiret, und hat er Ruhe und Linderung bekommen."

Auch die in der württembergiſchen Geſchichte ſo berüchtigte „Grävenitzin" oder Gräfin von Würben ſoll nach den noch vorhandenen Kriminalakten dem Herzog Eberhard Ludwig mit einer Sympathie dieſer Art bange gemacht und dadurch alles von ihm erreicht haben.

Auch Auguſt dem Starken ſcheint die alte Neidſchütz durch eine ähnliche Manipulation nach dem Leben getrachtet zu haben, denn es heißt in obigem Briefe weiter:

„Ja dieſem hochlöblichen Churfürſten Friederico Augusto wäre nicht weniger dieſes Ellendt betroffen, wenn nicht die göttliche Providentz ſich ins Mittel geſchlagen, zumalen die alte Bestia, die Neitſchinne, auch deſſen Leben in einem Keſſel, denen vorigen an etlichen Stücken gleich, bereits eingekochet, in welchen ſie vielerhand Thieren, auch Menſchenlebern, allerhand Schinderknochen und andern verfluchten Zeug ebenfalls geſotten und nach deſſen Auffindung das Feuer auff einige Wochen, damit es unvermerckt geſchehen möchte, verlegt, welches, ſobald das pabulum consumiret und ausgelöſchet, auch es jetzigen Churfürſten Tod, welches doch GOtt gnädig verhüten wolle, nahe ſeyn ſolle." —

„— welches ihre Cammerfrau erſehend[1]), gleich zum Churfürſten eilete, die Neitſchinne mit ihrem erſten Critt in Dresden verfluchend und ſofort zum Churfürſten ſagend, da in dem Gewölbe hingen zwey Keßel, und unter deme da das Feuer noch etwas glimmete, beginnte ſein Leben bereits einzukochen. Er ſolte alßo fort eilen zu den Keßeln, dieſelben zugleich durch einen recht frommen Menſchen laſſen abnehmen und das lebendige Feuer, damit es nicht von ſelbſt ausgienge, durch einen Prieſter ausleſchen laſſen, wo er, der Churfürſt, ſein Leben retten wolte. Welches Alles, wie es ſich in der That auch leider erfunden, ausgerichtet worden."

Auch ſcheint die Neidſchütz eine der Brunnenvergiftung analoge Operation vorgenommen zu haben, wenigſtens heißt es im Anſchluß an obiges weiter:

„Ferner iſt durch Bekanntniß kund worden, wie durch Vergifftung des vorm Schloß vorbei fließenden waßers, in welches ſie drey töpffe mit allerhand vergiffteten und zauberiſchen Materien geworffen, denen beyden Churfürſtinnen nach dem Leben getrachtet word. So ſeynd auch bereits zwey Töpffe davon durch wohl exercirte Taucher gefunden worden, und verhoffet man, den dritten eheſten zu finden, in welchem wunderliche ſachen ſollen geweſen ſeyn."

---

[1]) Nämlich die zur Verhaftung der Neidſchütz beſtimmte Wache.

Das oben erwähnte Kochen, durch welches Johann Georg IV. in Liebe zur jungen Neidschütz sollte entflammt werden, führt uns zum Liebeszauber hinüber. Hinsichtlich desselben heißt es bei Carrichter:

„Es geschiehet viele und mancherley Zauberey unter den Menschen, und giebts die tägliche Erfahrung, daß sowohl Jungfern als Jünglinge ein solch Bißlein erwischen, dadurch sie gezwungen werden, den oder die zu lieben, zu dem sie oft keine Liebe tragen sollten, und kommen etwa 2 zusammen durch solche Zauberey, so währet die Liebe nicht lange. Solche Art Zauberey geschehen theils durch Kräuter, so sie frühe auff den Tag Qis graben, und etliche Zauberworte darzu sprechen, die sie der Teufel gelehret; item durch Wachsbilder, durch Spiegel, durch Buchstaben oder Characteres, so auch das gefährlichste ist unter obbemeldten Zaubereyen. Doch ist auch die gefährlichste mit, so durch Wachsbilder geschieht, die nicht anders als durch Wachsbilder wieder kann geheilet werden."

Auch mit Haaren, menschlichen Ausscheidungen und Gegenständen, die mit diesen in Berührung gekommen oder durch den Körper gegangen waren, wurde viel Liebeszauber getrieben. Auch hierfür ist wieder der Prozeß der Neidschütz typisch.

Die junge Neidschütz nahm Flecken von ihrem menstruierten und des Kurfürsten durchschwitzten Hemd, siegelte Beides in eine Schachtel, trug sie am Charfreitag in die Bartholomäuskirche, setzte sie, als man die Passion sang, heimlich auf den Altar und ließ den Segen über sie sprechen. Dann trug sie die Lappen bei sich, um den Kurfürsten dadurch fester an sich zu ketten.[1]) Nach dem über die Exhumierung der Leiche aufgenommenen Protokoll, wurden diese Lumpen unter den Armen Sibyllens vorgefunden[2]), während man am linken Arm ein von des Kurfürsten Haaren geflochtenes Armband und am rechten Knie ein Päckchen mit Schamhaaren des Kurfürsten entdeckte. Diese Haare hatte eine gewisse Margarethe Burmeisterin, „die Hexe aus dem Spreewald", präparieren müssen. Von dieser Burmeisterin machen die Zeugen die kurioseſten Schilderungen: Sie wohnte im Dorfe Zinnig im Spreewald in einem Bauernhäuschen, wo sie in einer Feuermauer steckte, so daß man

[1]) Hitzig a. a. O. und Hasche: Diplomatische Geschichte Dresdens. Dresden 1816/17. Bd. III. S. 294.

[2]) Klotzsch: Sammlung vermischter Beiträge zur sächsischen Geschichte. Bd. X. S. 411.

auf einer Leiter zu ihr hinaufsteigen mußte. Ihr gewöhnliches Gewerbe war Kräutersammeln und Zurichten von allerlei Quacksalbereien für Kranke. Nach der Versicherung ihres Wirtes betete sie jedoch fleißig, oft auf den Knieen liegend, las in Büchern, deren sie drei besaß und ließ sich jährlich dreimal vom Pfarrer in dessen Wohnung das Abendmahl im Geheimen spenden. Von diesem Pfarrer erzählen jedoch mehrere Zeugen bedenkliche Dinge: er sei dem Trunk ergeben „und habe mit der Burmeisterin sowohl, als auch bey deren Abholung nach Dresden, in der Schencke mit der sie begleitenden Frau Bier, Branntwein, Wein und Tabak gesoffen", wozu er barfuß mit Frau und Tochter hergekommen sei.

Durch die erwähnten Haare habe Sibylle den Kurfürsten sympathetisch nach sich in den Tod gezogen; auch sagt der Verfasser obigen Briefes, daß die alte Neidschütz zu gleichem Zweck den Kurfürsten und Sibylle von einer mit dem Blute Beider vermischten Pastete habe essen lassen. Doch irrt der Briefschreiber hier. Der Blutzauber der Pastete sollte nicht den Tod des Kurfürsten nach sich ziehen, sondern diesen nur in Liebe an Sibylle binden. Zu gleichem Zweck hatte diese auch dem Kurfürsten das Pulver von einer Muskate beigebracht, welche sie dreimal verschluckt und per sedes wieder von sich gegeben hatte[1]), ein seiner Zeit sehr beliebtes Mittel.

Ein ähnliches Rezept aus einem in meinem Besitz befindlichen handschriftlichen alten „Zauberbuch" lautet:

„Ein vortreffliches Stück zur Liebe."

„Nimm Freytags in der ♀ Stunde 2 Hertzen von zwey weissen Tauberten und laß dir einen Haaßen ein männlein Freytags schiessen, nimm davon die Hooden und eine Caffe-Tasse voll deines Blutes, welches du auch Freytags thun mußt, dieses alles zusammen thue in einen neuen Topff, verkleibe denselben wohl, und setze ihn in einen Backoffen, und laß solches recht zusammen ein braten, nimm es alsdann heraus, und reib es klar zum Gebrauch, und gieb derjenigen weibes Persohn, so dich lieben sol, eine Messer-Spitze voll unter das Essen."

Oder: man läßt Abschnitzel seiner Nägel und Haare im eigenen Urin faulen, reibt sie klein und sperma proprium darunter, dann „kauffe eine Muscaten-Nuß, wie sie dir gebothen wird, bezahle sie, ohne abzubrechen, und lege sie unter den lincken Arm, arbeite oder

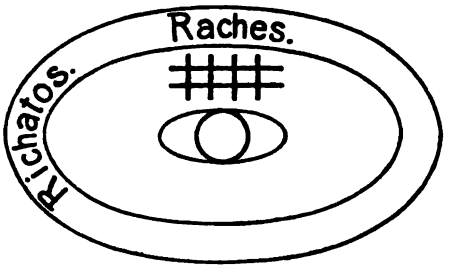
[1]) Hasche a. a. O.

gehe, daß du ſchwitzeſt, daß ſich der Schweiß in die Muscaten ziehet, dieſe reibe auch darunter, hernach kauffe vor 6 Pfennig Violen, 6 Pfennig Nelcken und vor 6 Pfennig Schlag-Balſam, und miſche es auch darunter, und dem Frauenzimmer auff die Handt geſtrichen, est Transplantatio Naturae.“

So viel über den Liebeszauber.

Ein bekanntes magiſches Kunſtſtück iſt das Ausſchlagen des Auges eines Diebes, was nach Wier[1]) und Frommann[2]) folgendermaßen geſchieht:

Man zeichnet mittelſt feingepulverter Eichenkohle und geſchlagenem Eiweiß folgende Figur auf einen Tiſch:



betet ſieben Pſalmen, das drei Oktavſeiten lange Anathema des heiligen Adalbert und folgende Formel:

„O Herr Jeſu Chriſte, der du ein gerechtes Gericht gefället haſt durch deinen Diener Joſua in der Stadt Jericho von dem Diebſtahl Ochis[3]), verleihe, daß dieſer Dieb, ſo das genommen hat, ſolche Pein leide an ſeinem Auge, und ſehen darinnen, ſo lange ꝛc. ꝛc.“[4])

Dann ſchlägt man, indem man die Worte ſpricht: der Herr iſt gerecht, und gerecht ſind ſeine Urteile! mit einem Hammer aus Cypreſſenholz einen dreikantig geſchmiedeten Nagel in den Augapfel des Bildes.

Nun will ich den Leſern — um einen Scherz einzuflechten —

---

[1]) De praestigiis daemonum. Lib. V. cap. 5.

[2]) De Fascinatione, pag. 768.

[3]) Luther nennt den Mann Achan.

[4]) Weiter teilt Frommann den Text nicht mit.

lehren, wie ſie vorkommenden Falls einen Dieb oder andern Miſſethäter magiſch prügeln können[1]):

Man ſchneidet an einem Sonntag vor Sonnenaufgang einen Jahresſchößling von einer Haſelſtaude unter folgenden Worten: Ich ſchneide dich Sommerlatte im Namen deſſen, den ich ſchlagen und quälen will! Dann legt man einen Rock unter dreimaligem Nennen der Dreifaltigkeit und obligatem Kreuzeſchlagen auf einen Tiſch, haut darauf und ſpricht: Droch, myroch, esanaroth † betu † baroch † ass † maaroth. Sancta trinitas puni hunc, qui id mali designarit, atque hoc aufer per magnam justitiam tuam † eson elion † emarisales ege."

Über die Bezauberung des Viehes ꝛc. ſagt Eckartshauſen in ſeinen „Aufſchlüſſen über Magie"[2]):

„Die noch ſehr gewöhnlichen Zaubereyen von dieſem Grade ſind:

1. Daß das Vieh die ſogenannte Maulſperre bekömmt, das iſt, eine Art von Krankheit. Das Vieh frißt nicht mehr, und verhungert unmittelbar, wenn nicht Gegenmittel angewendet werden.
2. Das Blutharnen des Viehs.
3. Daß die Kühe Blut ſtatt Milch geben.
4. Die Anzauberung von Läuſen.
5. Das Hinfallen der Hühner oder indianiſchen Stücke.[3])
6. Das Vernageln der Pferde, daß ſie augenblicklich hinken müſſen.
7. Daß man keine Butter machen kann.
8. Daß man kein Bier ſieden kann.

Dieſe böſen Thaten geſchehen noch manchmal, und bringen groſſen Schaden. Die Leichtigkeit, mit welcher man heut zu Tage alles verwirft, raubt manchem Menſchen die wahre Einſicht der Wirkungen, und folglich auch die Mittel zu helfen. Einige ſchaden ſich durch Aberglauben; andere durch Unglauben.

Sollte jemanden ein ſolcher Fall begegnen, ſo will ich hier die Mittel beyfügen, womit man abhelfen kann. Sie gründen ſich alle in der Natur der Sache. Die Art ſelbſt, wie dieſe Tücke vollbracht werden, finde ich nicht rathſam, dem Drucke anzuvertrauen; es könnten böſe Menſchen hinter die Sache kommen, und ſie zum Schaden ihres Mitmenſchen gebrauchen. Auch iſt wenig Verluſt dabey, wenn ſolche Geheimniſſe, die dem Menſchen ſchaden, vollends in Vergeſſenheit kommen. Nun zu den Mitteln:

---

[1]) Wier a. a. O.

[2]) Bd. I. S. 276 ff.

[3]) Truthühner.

1. Sollte es je geſchehen, daß ein Vieh die ſogenannte Maulſperre bekäme, ſo laſſe man gleich alles Futter aus dem Barrn räumen, und trage den Knechten auf, den Barrn mit Salz und Eſſig auf das fleißigſte auszufegen; dann gebe man dem Vieh friſches Futter, und frißt es noch nicht, ſo beſprenge man das Futter mit Malzkeim, und nach und nach wird Alles wieder vollkommen gut werden.

2. Wenn das Vieh Blut harnet, ſo iſt dies entweder wahres Blutharnen oder falſches. Dieſes zu erkennen, ſammle man den Harn und laſſe ihn über dem Feuer ſieden. Iſt es wahres Blutharnen, ſo gerinnt das Blut zuſammen, und in dieſem Fall iſt ein Aderlaß und Klyſtier mit erweichenden Kräutern nöthig. Gerinnt das Blut nicht, ſo iſt es falſches Blutharnen, welches dem Vieh durch ein gewiſſes Gewächs verurſacht worden iſt, das jemand dem Viehe mit Fleiß ins Futter gemiſcht hat.[1]) Dieſer letzte Fall iſt ganz ohne ſchädliche Folgen; denn es iſt nicht wahres Blut, ſondern der Harn wird nur ſo rot durch den Genuß dieſes Gewächſes tingirt, daß er dem Blute ganz ähnlich iſt, und außer dem Schrecken iſt im geringſten nichts zu beſorgen.

3. Die nämliche Bewandtniß hat es mit der Milch. Es giebt ein Gewächs, das, wenn es eine Kuh genießet, die Milch roth färbt: aber außer der Farbe ſchadet es weder Menſchen noch Vieh. Ich wußte eine Hüterin, die mancher Kuh ſo ein Kraut beibrachte, und dann die Blutmilch, die Niemand haben wollte, bettelte, und ſie befand ſich dabey ſehr wohl.

4. Die Anzauberung der Läuſe wird erſtens durch Reinlichkeit und fleißiges Putzen des Viehes vorgebeugt. Das beſte Mittel iſt aber, die herabgekämmten Läuſe in einer blechernen Büchſe am Feuer zu dörren, dieſes Pulver unter Wermuthwaſſer zu miſchen, und das Vieh damit zu waſchen."

Über das Anzaubern von Läuſen an Menſchen hört man Staunenswertes. Wie ich mir ſagen ließ, ſoll es durch kleingeſchnittenes ungebleichtes Leinengarn bewirkt werden; möglich, daß ſich infolge hypnotiſcher Suggeſtion die lausähnlichen Garnſtückchen zu bewegen ſcheinen.

Das Machen von Flöhen hat die juriſtiſche Fakultät zu Kiel zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch durch ein Gutachten anerkannt, in dem es heißt:

„Das Flöhemachen anlangend, weilen ſonſten unter denen Physicis gewiß, und aus der Erfahrung bekannt, daß aus der Fäulung allerhand kleine Thierlein hervorkommen, wo von Aristoteles in den Büchern de Historia Animalium

---

[1]) Dieſe Erſcheinung wird durch den Genuß von Lithospermum arvense und Anchusa arvensis, wahres Blutharnen durch Anemone nemorosa und einige Ranunculusarten verurſacht

nachgesehen werden kann, so ließ sich von der Erkenntniß der Zeugung eines oder des andern Thierleins zur Zauber-Kunst gar nicht argumentiren.“ [1])

Helmont lehrt folgende Art, Mäuse zu machen, welch' grobe Selbsttäuschung man bei einem solchen Manne nicht für möglich halten sollte. Er sagt [2]):

„Wenn man ein schmutziges Hemd in das Mundloch eines Gefäßes worin Weizen ist, eindrückt, so verwandelt die durch das Hemd erzeugte und durch der Körner Geruch verwandelte Säure innerhalb 21 Tagen den mit einer Haut überzogenen Weizen in Mäuse, was um so mehr zu verwundern ist, weil dieses Ungeziefer verschiedenen Geschlechts ist und sich mit dem natürlich erzeugten begattet.“

Dies nebenbei. — Eckartshausen sagt nun weiter:

„5. Das Einfallen der Hühner, das man so gern der Verhexung zuschreibt, hat zwo Entstehungsursachen. Die erste ist ein gewisses Kraut, [3]) welches an den Mauern wächst, und wovon die Hühner gern fressen: man darf also nur fleißig dieses Gewächs an den Mauern wegräumen lassen. Die zweite Ursache ist eine natürliche Krankheit, die man den Wurm nennt. Diesem wird am leichtesten vorgebeugt, wenn man den aus der Schilfe [4]) kommenden jungen Hühnchen fleißig einige Tage die Köpfe mit Provenzer-Oel salbet. Im ersten Fall giebt man den Hühnern Weinessig ein.

6. Das Vernageln der Pferde ist eine schlimme Sache, und mancher boshafte Mensch hat einem ehrlichen Manne grossen Schaden damit gethan. Wenn einer nur Gelegenheit hat, einige Augenblicke bey einem Pferde zu seyn, so kann er dieses böse Stück anbringen, und wenn man das Gegenmittel nicht weiß, so ist das Pferd lebenslang hinkend. Wenn einem so ein Streich geschieht, so darf er nur das Pferd an dem Fusse, wo es hinkend worden ist, bis an den Schenkel rasiren, dann ein wenig mit Wein waschen, und es wird ihm geholfen seyn. Vernachlässigt man aber dieses über drey Tage lang, so ist dem Pferde nicht mehr zu helfen. Wer das Geheimniß weiß, sieht die unfehlbare Probe des Gegenmittels ein: aber es wäre für manchen nicht gut, es zu wissen; genug, wenn man die Art weiß, diesem Uebel abzuhelfen.

Weil ich hier eben von den Pferden rede, so muß ich auch erzählen, daß es ein Geheimniß giebt, wodurch man machen kann, daß ein Pferd nach einigen Stunden ein Fell über das Auge bekömmt. Mancher Boshafte weiß so ein Geheimniß und mißbraucht es zum Nachteil seines Nächsten; allein diesem Schaden kann leicht abgeholfen werden. Man darf nur das Auge des

---

[1]) U. Martius: „Von der Magia naturalis. Frankfurt und Leipzig 1751. 8°. S. 12.

[2]) Tract. Imag. Ferment.

[3]) Bilsenkraut.

[4]) Süddeutscher Ausdruck für Schaale.

Pferdes mit Eſſig und Waſſer öfter auswaſchen, und innerhalb einer Stunde iſt das Pferd wieder geſund. Vernachläſſigt man aber das, ſo wird das Pferd nach einigen Tagen wirklich blind.

Auch muß ich hier eine wunderliche Geſchichte erzählen, die ich einmal in einem Wirthshauſe ſah. Zween Fuhrknechte entzweyten ſich, und ſchlugen ſich tapfer herum. Der Schwächere, der unterlag, bedrohte den andern, daß er ihn ſchon bekommen wollte. Des andern Tags frühe war der letzte Fuhrknecht ſchon fort: als aber der andere anſpannen wollte, ſchlugen die Gäule jämmerlich aus. Nach einer Weile ließ der erſte Gaul einen Stein von der Größe einer Fauſt von ſich, dann drey Hühnereyer, und endlich eine Seifenkugel. Der zweyte Gaul eine Menge kleiner Steine und ein rundes Packet voller verſchiedener Teufeleyen. Wem ſo etwas begegnet, der ſchmiere ſeine Hände mit Oel und räume dem Gaul den Maſtdarm gelinde aus und wache die Nacht über bey ihm. Es wird ihm geholfen ſeyn.

7. Wenn man jemanden den Poſſen ſpielt, daß man keine Butter machen kann, ſo ſtelle man das Butterſchaff in kaltes Waſſer und träufle eine halbe Citrone in die Milch, und die Hexerey iſt gehoben.[1])

8. Beim Bierſieden iſt es aber härter. Da iſt oft der ganze Sod verdorben. Die Urſache liegt in der Kühlbutte.[2]). Dieſe muß aufs fleißigſte geputzt und gereinigt werden; auch wenn ſie da und dort einige Klüfte hat, müſſen dieſe vollkommen herausgeputzt werden, denn ſonſt wird kein einziger Sud Bier mehr gerathen. Wäre der Schaden gar zu beträchtlich, ſo kann man, ehe das Bier in Fäſſer gefüllt wird, und ſchon genug ausgekühlt iſt, ein paar Dutzend Eyer hineinſchlagen[3]) noch einen Tag auf der Kühle laſſen, und dann durch ein Tuch den ganzen Sud abſeichen, ſonſt iſt kein Mittel mehr, wenn jemand einem aus böſem Herzen den Poſſen geſpielt hat Bier lauter zu machen."

Soviel über die ſchädigende Hexerei.

Ich wende mich nun zur Beſprechung des ſchon ſo oft genannten Maleficium Taciturnitatis, des Hexenſchlafs.

Eine alte Erfahrung lehrt, daß bei einer einſeitig entwickelten, das organiſche Leben überwuchernden magiſchen Seelenthätigkeit die Empfindung herabgeſetzt, ja ganz aufgehoben wird, ſo daß die auf ſolche Weiſe erregten Perſonen die ſchwerſten Wunden nicht empfinden oder in Katalepſie verfallen. In engem Zuſammenhang damit ſteht die merkwürdige Erſcheinung, daß bei derartig erregten Individuen die Heilkraft des Organismus ungemein geſteigert iſt,

---

[1]) Der Milch wurde nämlich ein Alkali oder Zucker zugeſetzt.

[2]) In das Kühlſchiff iſt nämlich ein Fäulniserzeuger gebracht worden.

[3]) Um die Flüſſigkeit von den Pilzen zu klären.

und daß die ſchwerſten Verletzungen wunderbar ſchnell und leicht heilen; ja unter Umſtänden tritt völlige Widerſtandsfähigkeit gegen Dinge und Umſtände ein, welche für gewöhnlich unbedingt den Tod herbeiführen.

Bereits bei zahlreichen Kulten altorientaliſcher Völker begegnen wir der mit Unempfindlichkeit gepaarten Ekſtaſe, ſo beim Dienſte der Kybele, der Ma und Aſchera-Aſtarte, der Hekate und Mylitta, des Moloch, Schiwa, Oſiris, des Dionyſius Menoleus u. a. m., während die Kureten und Korybanten ſowie die Kybiſteteres und Betarmones der Odyſſee den Derwiſchen und Aiſſawas der Gegenwart wie ein Ei dem andern gleichen. Von der Unempfindlichkeit der indiſchen Yogis heißt es im Upaniſchad Prasna: „Wer einem Blinden gleich nicht ſieht, einem Tauben gleich nicht hört, dem Holze gleich ohne Empfindung und Bewegung iſt, von dem weiß man, daß er die Ruhe erreicht hat. Der Yogi, welcher in die innere Erkenntniß verſenkt iſt, ſchaut weder aufwärts noch abwärts, er iſt ohne Regung.“ Auch Jamblichus ſagt[1]) von dem Ekſtatikern oder „vom göttlichen Hauche Berührten“, daß ſie vom Feuer weder Brandwunden noch Schmerzen erleiden, nicht fühlen, wenn ſie durch Schwerter, Lanzen, Beile oder Meſſer verwundet werden, daß ſie, ohne Schaden zu nehmen, ins Feuer fallen und auf wunderbare Weiſe Flüſſe durchſchwimmen.

Ein Beiſpiel ſolcher Katalepſie und Empfindungsloſigkeit giebt uns Auguſtinus, welcher ſagt[2]): „Es war ein Prieſter namens Reſtitutus in Colomea, welcher ſich nach Belieben, indem er einen Jammerton ausſtieß, ſo von Sinnen brachte und einem Toten gleich dalag, daß er nicht nur Kneifen und Stechen nicht fühlte, ſondern auch einige Male ohne ſchmerzliche Empfindung und ohne nachherige Wunde mit Feuer gebrannt wurde. Man bemerkte auch keinen Athem bei ihm, und er ſelbſt ſagte, daß er laute Stimmen nur wie aus der Ferne höre.“

Die Legende weiß von zahlreichen Heiligen und Märtyrern zu berichten, welche während der grauſamſten Folter ihre Tyrannen verlachten und unter den furchtbarſten Qualen ihre Seelenfreudigkeit

---

[1]) De mysteriis Aegyptiorum. Sect. III. cap. 4 u. 5.

[2]) De civitate Dei, lib. XIV. cap. 24.

nicht verloren. Können wir nun heute auch nicht mehr ſagen, wo die Thatſachen anfingen und endigten, ſo entbehren doch die hierhergehörigen Berichte ſicher nicht aller Begründung.

Dieſe Erſcheinung wiederholt ſich bei allen religiöſen Ekſtaſen. So erzählt Horſt von einem 1461 gefolterten Huſſiten: „Da begab ſich denn dieſes Merkwürdige mit ihm, daß er, auf der Leiter ausgeſpannt, gepeinigt wurde und alle ſeine äußern Sinne wie ein Todter verlor und gar keine Schmerzen empfand, alſo daß auch die Henker vermeinten, er wäre todt, ihn von der Leiter herabließen und hinwarfen auf die Erde. Nach etlichen Stunden kam er zu ſich ſelbſt und verwunderte ſich, warum ihm die Seiten, die Hände und die Füße ſo weh thäten. Nachdem er aber die Striemen, Stiche, Brand- und Blutmale an ſeinem Leibe und die Inſtrumente der Henker geſehen, hat er daraus entnommen, was vorgegangen war. Er erzählte dann einen ſchönen Traum, welchen er während der Marter gehabt hatte. Er ſei auf eine ſchöne, anmuthige Wieſe geführt worden, in deren Mitte ein Baum ſtand mit vielen herrlichen Früchten. Auf demſelben waren mancherlei Arten von Vögeln, die ſehr ſchön ſangen uſw. uſw.“

Bekannt iſt ebenfalls, daß Huß und Hieronymus von Prag in den Flammen des Scheiterhaufens bis zum letzten Atemzug Lieder des Dankes und der Freude ſangen, was wohl auch auf Ekſtaſe zurückzuführen iſt. — Auch Cardanus vermochte ſich gleich dem Prieſter Reſtitutus willkürlich in Ekſtaſe zu verſetzen und ſagt darüber[2]): „So oft ich will, verliere ich die Sinne und gehe in Ekſtaſe über. Ich will erzählen, auf welche Weiſe ich dies bewerkſtellige und was ich dabei empfinde, denn ich werde nicht in derſelben Weiſe wie jener Prieſter afficirt. Jener empfand den heftigſten Schmerz nicht, ſein Athem ſtand ſtill, und Stimmen hörte er nur wie von weitem. Bei mir verhält es ſich nicht alſo: ich höre die Stimmen allerdings leiſer, verſtehe aber nicht, was ſie ſprechen; ob ich Schmerz empfinde, weiß ich nicht, jedoch fühle ich weder heftiges Kneifen, noch den quälenden Schmerz des Podagra. Aber lange vermag ich nicht in dieſem Zuſtand zu bleiben. Wenn

---

[1]) Zauberbibliothek, Bd. IV. S. 337.

[2]) De varietate, Lib. VIII, cap. 43

ich in denſelben eingehe, ſo fühle — oder beſſer geſagt — bewirke ich im Herzen eine gewiſſe Trennung, als ob die Seele weggehen wollte, und dem ganzen Körper theilt ſich ein Gefühl mit, als ob eine Thür geöffnet würde.[1]) Der Anfang desſelben iſt im kleinen Gehirn und es ſetzt ſich über das Rückenmark fort. Es bedarf dazu großer Gewalt, und ich weiß nur, daß ich alsdann außer mir bin."

Cardanus beſpricht auch den ſpezifiſchen Hexenſchlaf, d. h. die Unempfindlichkeit der Hexen gegen die Folter oder die Flammen des Scheiterhaufens, ohne das Phyſiologiſche dieſer Erſcheinung zu berühren. Dagegen nennt er als äußere Mittel zur Hervorrufung dieſer Erſcheinung: Eppich- und Schöllkrautſaft, Krokus, Ruß, Fett und Hirn von Menſchen, Öl, in welchem Eidechſen gekocht wurden, und einen Aufguß von Wein auf Samen von Meerportulak.[2]) An anderer Stelle[3]) erzählt er von einem Stein, den ihm ein gewiſſer Laurentius Guascus Cherascius gebracht und dabei geſagt habe, daß man ſich eine mit dieſem Stein beſtrichene Nadel ſchmerzlos in das Fleiſch ſtechen könne. Cardanus erſchien dies lächerlich, allein er machte das Experiment und ſtach ſich die Nadel ſchmerzlos durch den Arm, wobei nur ein Tröpfchen Lymphe austrat. Nachdem er die Nadel lange in dem Arme, den er hin und her drehte, ſtecken gelaſſen hatte, zog er ſie heraus, worauf kaum eine Spur der Wunde zurückblieb. — Wir begegnen hier einer allbekannten hypnotiſchen Erſcheinung, welche ſich durch die Veranlagung des Cardanus ſehr leicht erklärt, und an der jener Stein ſicher unſchuldig iſt.

Dem Hexenſchlaf als ſolchem — oder dem Maleficium Taciturnitatis — begegnen wir zuerſt im Hexenhammer, deſſen Theorie die folgende iſt: Der Teufel verſpricht der Hexe beim Schließen des Paktes, daß er ſie, falls ſie in die Klauen des Meiſters Rothmantel fallen ſollte, unempfindlich machen wolle, und prägt ihr zur Beſiegelung des Bündniſſes an irgend einem Glied des Körpers ein Mal, das Trutenmal, ein, welches gegen Schmerz unempfindlich

[1]) Faſt mit denſelben Worten beſchreiben die Schamanen, Medizinmänner und Zauberprieſter ihre Ekſtaſen.

[2]) De varietate, Lib. VIII, cap. 44.

[3]) De subtilitate, Lib. VII.

iſt. Deshalb wurde zunächſt mit der inhaftierten Hexe die Nadelprobe vorgenommen; d. h. man ſtach ſie am ganzen Körper mit einer Nadel, um das Trutenmal zu entdecken. — Da nun Perſonen, deren Nerven abnorm fungieren, — und als ſolche ſind die Hexen meiſt zu betrachten, — thatſächlich unempfindliche Stellen am Körper beſitzen, ſo iſt die phyſiologiſche Grundlage des Trutenmals gegeben.[1])

Weil nun das Trutenmal auch äußerlich durch Geſtalt und Farbe bemerkbar ſein ſollte, ſo befiehlt — wie ſchon erwähnt — der Hexenhammer, den Hexen am ganzen Körper die Haare abzuſcheeren, namentlich auch, weil ſie in denſelben Zaubermittel zur Hervorrufung des Maleficium Taciturnitatis verborgen trugen. Als ſolche Zaubermittel nennen Sprenger und Genoſſen: die Aſche von einem verbrannten, ungetauften und erſtgeborenen Knaben, welche eine von ihnen zu Hagenau verbrannte Hexe anwandte; ferner Amulete von den Knochen und Nägeln ungetaufter Kinder, eine verſchluckte Bienenkönigin uſw. Delrio nennt[2]): Amulete aus der Haut von gewaltſam aus dem Mutterleib geſchnittenen lebendigen Kindern und Kinderfett. Wier führt an[3]), daß die Hexen Pergamentamulete mit den Bibelſprüchen: „Eructavit cor meum verbum bonum, veritatem nemquam dicam regi“ oder † Jesus autem transiens † per medium illorum ibat † os non comminuetis ex eo †“ und erzählt das Beiſpiel einer mit dem maleficium taciturnitatis behafteten Hexe, welche der italieniſche Juriſt Grillandus zu Piſa foltern ließ und bei der man ein Amulet mit dem letzten Spruch fand. Überhaupt ſind Beiſpiele des Hexenſchlafs in der einſchlagenden Litteratur ungemein häufig und laufen regelmäßig darauf hinaus, daß die Hexe auf der Folter — meiſt auf der Streckleiter oder Wippe — einſchläft und ſchnarcht (wahrſcheinlich meiſt durch das Strecken verurſachte Hirn- und Rückenmarksaffektionen) oder die Augen verdreht und „entſetzlich die Zähne blökt.“ Amulete werden nicht immer gefunden; daß aber ſolche und zwar von der ſcheußlichſten Art angewendet wurden, ſteht außer

[1]) Derartige unempfindlich oder hyperäſthetiſche Stellen heißen „hyſteriſche Stigmata“ und ſind bekannte Kennzeichen der Hyſterie, welche im Hexenweſen eine große, aber der Natur der Sache nach nicht näher definierbare Rolle ſpielt.

[2]) Disquis. mag. Lib. II. cap. 18.

[3]) De praestigiis daemonum. Lib. V. cap. 15

allem Zweifel, und die noch im Weimariſchen Archiv vorhandenen Zauberprozeßakten des Herzogs Johann Friedrich VI. ergeben z. B., daß dieſer Fürſt trächtige lebende Mutterſchafe mit einem hölzernen Meſſer aufſchnitt, um aus der Haut der ungeborenen Lämmer Amulete zu machen. Dieſe Amulete, an ſich läppiſch, mögen doch oft durch die mit ihnen verbundene Autoſuggeſtion hypnotiſierende Wirkung ausgeübt haben, denn die Berichte ſind zu zahlreich, daß die Hexen nach Wegnahme der Amulete aus dem Schlafe erwachten.

Einen intereſſanten typiſchen Fall erzählt der niederländiſche Juriſt Damhouder aus eigener Erfahrung[1]):

Zu Brügge war eine alte Frau, welche durch Faſten und Gebet Beinbrüche, Buckel und Kröpfe heilte, ob dieſes Thuns wegen Hexerei eingezogen worden. Dieſelbe erzeigte ſich auf der Folter als mit dem Maleficium Taciturnitatis behaftet und geſtand nicht das Mindeſte, ſo daß ſie wieder in den Kerker zurückgeführt wurde. Sie wurde auf neue Indicien hin wieder gefoltert, wobei ſie vor Schmerzen ſchrie: Ach, nehmt mich doch von der verfluchten Leiter herunter! (von welcher die Henkersformel gilt: Du ſollſt ſo dünn gefoltert werden, daß die Sonne durch dich ſcheint!) Als ſie nun zum dritten Mal gefoltert wurde, wobei das Knirſchen der Fingerknochen ſelbſt die Richter ſchreckte, jammerte ſie nicht, ſondern brach lachend in die Worte aus: Ihr Herren Richter und Räte und du, abſcheulicher Henker, macht und thut, was ihr wollt; eure Grauſamkeit wird euch gar nichts helfen, und mir nicht das geringſte Wörtlein entreißen! Bei der weitern Folter geſtand ſie nichts, ſondern lachte und ſchlief, was den Richtern teufliſch zu ſein ſchien. Als ſich nun wieder neue Zeugen mit neuen Indicien einſtellten, wurde ſie, nachdem man ihr die Kopfhaare abraſiert hatte, abermals der Folter ausgeſetzt, ohne daß man das Geringſte aus ihr herauszubringen vermochte. Darauf ließ man ihr durch einige Frauen die übrigen Haare abſcheeren, wobei ſich ein mit allerlei unverſtändlichen Worten und Kreuzen beſchriebener Zettel fand. Als ſie nun abermals gefoltert wurde, geſtand ſie alles und ſagte: Wenn ihr mir nicht die Haare abraſiert und jenen Zettel gefunden hättet,

---

[1]) Praxis Criminalis, Cap. 37, No. 2. Ich gebe die ſehr weitſchweifige Erzählung abgekürzt wieder.

ſo würde ich nicht das Geringſte geſtanden haben, denn durch dieſen machte mich der Teufel unempfindlich.

Daß die Autoſuggeſtion beim Maleficium Taciturnitatis eine große Rolle ſpielt, geht aus dem Umſtande hervor, daß z. B. in katholiſchen Gegenden die Weihung der Folterkammer, das Anlegen geweihter Kleider oder das Eingießen von Weihwaſſer den Hexenſchlaf aufhob, wobei eine Suggeſtion die andere austrieb.

Über eine in Dresden gefolterte Hexe berichtet Weber aus den Akten[1]): „Sie mußte — heißt es in dem Bericht — ohne Zweifel vff dergleichen Künſte und vielleicht auch uff ihren Leiter und Führer, den böſen Feind vnd Satan, ſich verlaſſen, welcher, der Wächter und eines andern bei ihr faſt 14 Tage lang geſeſſenen Gefangenen gethanen Bericht nach, je bisweilen des Nachts zu ihr in das Gefängniß vff jhr Lager kommen, Geſpreche mit jhr gehalten vnd ſie dieſe ausdrücklichen Worte geſagt, Er ſolle nicht ſo geſchwinde eilen, ſondern verziehen, bis ſie ihre Schuhe angethan, ſie wolte mit.“ — Sie ward auf die Folter gelegt, und der Verdacht der „Künſte“ ſchien ſich zu beſtätigen, der Hexenſchlaf trat ein. „Denn — ſagt der Bericht — ſobald hierauff die Leiter geſpannt und noch nicht recht auffgezogen geweſen, iſt ſie in unſer Aller und vieler Umbſtehenden Anſchauen, wie man jetziger Zeit dieſer unde dergleichen Exempel an ſolchen böſen Leuten mehr hat, eingeſchlafen, alſo das ſie gantz und gar einige Marter nicht empfunden, darauff ſie wieder herunter gelaſſen, andere Sachen mehr gebrauchet, wieder auffgezogen, iſt eben wie zuuor des Einſchlafens halber zugegangen. Und man hat dabei gar eigentlich ſpüren, ſehn vnd vernehmen können, wie ihr durch jhren Bundesgenoſſen der Mund und Augen gezerret und dermaßen zugericht, daß es gantz abſcheulich und ſchrecklich anzuſehen geweſen. Und obwol jhr bey ſolcher Tortur nicht ſo hart als zuuor jhren Helfern zugeſetzt worden, iſt ſie doch in ſolchem Schlaf und faſt unmenſchlicher übernatürlicher Ruhe darunter ſie auch wie ein anderer ſchlafender Menſch überlaut geſchnarchet, endlich daraufgegangen und ſonderlich einigen Zweifel durch ihren Bundesgenoſſen den leidigen Satan, damit ihme nicht auch zugleich wie mit Hanſen Becker dem Gerechtfertigten

[1]) C. v. Weber: Aus vier Jahrhunderten. Leipzig 1860. I. S. 377.

lehren, wie ſie vorkommenden Falls einen Dieb oder andern Miſſethäter magiſch prügeln können[1]):

Man ſchneidet an einem Sonntag vor Sonnenaufgang einen Jahresſchößling von einer Haſelſtaude unter folgenden Worten: Ich ſchneide dich Sommerlatte im Namen deſſen, den ich ſchlagen und quälen will! Dann legt man einen Rock unter dreimaligem Nennen der Dreifaltigkeit und obligatem Kreuzeſchlagen auf einen Tiſch, haut darauf und ſpricht: Droch, myroch, esanaroth † betu † baroch † ass † maaroth. Sancta trinitas puni hunc, qui id mali designarit, atque hoc aufer per magnam justitiam tuam † eson elion † emarisales ege."

Über die Bezauberung des Viehes ꝛc. ſagt Eckartshauſen in ſeinen „Aufſchlüſſen über Magie"[2]):

„Die noch ſehr gewöhnlichen Zaubereyen von dieſem Grade ſind:

1. Daß das Vieh die ſogenannte Maulſperre bekömmt, das iſt, eine Art von Krankheit. Das Vieh frißt nicht mehr, und verhungert unmittelbar, wenn nicht Gegenmittel angewendet werden.
2. Das Blutharnen des Viehs.
3. Daß die Kühe Blut ſtatt Milch geben.
4. Die Anzauberung von Läuſen.
5. Das Hinfallen der Hühner oder indianiſchen Stücke.[3])
6. Das Vernageln der Pferde, daß ſie augenblicklich hinken müſſen.
7. Daß man keine Butter machen kann.
8. Daß man kein Bier ſieden kann.

Dieſe böſen Thaten geſchehen noch manchmal, und bringen groſſen Schaden. Die Leichtigkeit, mit welcher man heut zu Tage alles verwirft, raubt manchem Menſchen die wahre Einſicht der Wirkungen, und folglich auch die Mittel zu helfen. Einige ſchaden ſich durch Aberglauben; andere durch Unglauben.

Sollte jemanden ein ſolcher Fall begegnen, ſo will ich hier die Mittel beyfügen, womit man abhelfen kann. Sie gründen ſich alle in der Natur der Sache. Die Art ſelbſt, wie dieſe Tücke vollbracht werden, finde ich nicht rathſam, dem Drucke anzuvertrauen; es könnten böſe Menſchen hinter die Sache kommen, und ſie zum Schaden ihres Mitmenſchen gebrauchen. Auch iſt wenig Verluſt dabey, wenn ſolche Geheimniſſe, die dem Menſchen ſchaden, vollends in Vergeſſenheit kommen. Nun zu den Mitteln:

---

[1]) Wier a. a. O.

[2]) Bd. I. S. 276 ff.

[3]) Truthühner.

bei den Convulsionärs nur Wohlbehagen: so ließ sich ein Mädchen mit Händen und Füßen an ein Bett nageln; eine Schwester Rachel ließ sich zweimal kreuzigen; eine Schwester Felicitas sogar einundzwanzigmal, dann ließ sie sich — wie die indischen Fakire — die Zunge durchbohren und spalten, wobei sie mit größter Gewalt auf den Kopf geschlagen wurde. Die 60jährige Schwester Sion empfing die secours mit einer Keule und ließ sich den Unterleib von zwei Männern mit Riemen zusammenschnüren, während Schwester Susanne von ihrem Mann mit Füßen getreten und an verschiedenen Körperteilen durchstochen wurde.[1])

Einige vereinzelte Fälle aus neuerer Zeit mögen folgen. So berichtet Horst[2]), daß ein Kaufmann Löhnig aus Schlesien unter der Regierung Kaiser Pauls von Rußland zu 175 Knutenhieben verurteilt wurde. Ein zweiter Delinquent erhielt 50, ein dritter 30 Hiebe, und Löhnig sah den ersten sterben, den zweiten ohnmächtig mit den Füßen fortstoßen. Als die Reihe an ihn kam, verlor Löhnig das Bewußtsein, erhielt volle 175 Knutenhiebe, die Nasenlöcher wurden ihm aufgerissen und die Stirne gebrandmarkt, ohne daß er das Geringste empfunden hätte. Heim erzählt mehrere ähnliche Fälle, so z. B., daß ein Soldat von zwei Unteroffizieren fünfzig Stockprügel erhielt und nach der Exekution zum kommandierenden Offizier sagte: Verzeihen Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart eingeschlafen bin! — Da hier von Ekstase keine Rede sein kann, so ist anzunehmen, daß der Schmerz allein als hypnogenes Mittel gewirkt habe.

Ganz gleichartige, aber noch viel merkwürdigere Erscheinungen treffen wir bei den mohammedanischen Fakiren. So erzählt ein Colonel G. Folgendes[4]):

Er hatte von einem Geistlichen M. R. gehört, daß die der Sekte des Scheikhs Ruffai angehörigen Fakire sich schadlos Dolche und Schwerter in den Leib stießen, die Zunge abschnitten und

---

[1]) Vgl. La vérité des miracles opérés par l'intercession de Mr. Paris. 4°. 1745.

[2]) Zauberbibliothek. Bd. V. S. 395.

[3]) Horn: Archiv für praktische Medicin und Klinik. Bd. VI. Nr. 3.

[4]) The united service journal for naval and military magazine. London 1885. Nr. 116.

wieder anſetzten, die Augen ausriſſen uſw. — „Ich lachte darüber und äußerte zugleich: ſobald einer dieſer Ruffai beim Regiment, Scheikh Kurim genannt, vom Urlaub zurückkehre, wolle ich mir die Sache anſehen. Die Rückkehr erfolgte, und es wurden die nötigen Anſtalten gemacht, um meinem Wunſche zu entſprechen. Ein breites Zelt wurde an dem zum Verſuche beſtimmten Tage aufgeſchlagen; fünfzig Lampen wurden herbeigebracht, dazu Schüſſeln mit Arſenik und Pflanzen einer Kaktusart, deren Milchſaft, wenn nur ein Tröpfchen auf die Haut fällt, ſofort Blaſen zieht. Weiter wurden alte, ſchon getragene eiſerne Ohrgehänge, Armbänder, Dolche, Schwerter, eine Art breiter Stahlſpieße, ſowie anderes furchtbar ausſehendes Geräte herbeigeſchafft; zugleich fanden ſich etwa 20 jener Ruffai ein, die alle Arten von Trommeln ſchlugen.

Als alles bereit war, verließen fünf Offiziere mit mir die Speiſetafel, und mit uns zugleich drangen etwa hundert Seapoys in das Zelt. Als wir niedergeſeſſen und alles ſtill geworden, begann das Werk mit einer Art Geſang aus ihren heiligen Büchern, und die Trommler fielen im Takte ein. Der Sang und Klang wuchs mehr und mehr in Stärke und Schnelligkeit an, bis ſie ſich alle in Ekſtaſe gebracht hatten. Nun griffen ſie, während ſie fort und fort den Körper in ſchwingender Bewegung hielten (alſo ausgeſprochener Korybantismus reſp. Schamanismus) nach den aufgeſtellten Inſtrumenten und dem ſonſtigen Hinzugebrachten. Einige durchbohrten ſich die Wangen mit einem Spieße, andere die Zunge, ein dritter die Kehle, worauf ſie ſich mit Schwertern und Dolchen und andern ſchneidenden Inſtrumenten durchſtachen. Noch andere ſchnitten ſich ihre Zunge ab und brachten ſie wieder zurück in den Mund, wo ſie ſofort wieder anwuchs. Arſenik und eine Giftpflanze wurden herbeigebracht und von einem in Maſſe und ohne Schaden zu ſich genommen, während die andern die Ohrgehänge wie Leckerbiſſen verſchlangen. Das geſchah alles eine halbe Elle vor meinen Knieen, denn ſie kamen mit Lanzen verſehen dicht an mich heran, damit ich durch den Augenſchein mich überzeugen könne, daß kein Betrug dabei ſei; und ich geſtehe, daß mir dabei übel wurde, und es mir überhaupt einen widrigen Eindruck machte; auch weiß ich zur Stunde nicht, was ich davon halten ſoll. Ich bin nicht abergläubiſch, und obgleich viele achtungswerte Eingeborne mir

ſagten, dieſe Dinge begäben ſich in der Wirklichkeit, und daß, wenn ein Betrug dabei unterliefe, ſie ihn längſt entdeckt haben würden, wollte ich doch nicht glauben, was meine Augen ſahen. Auch hatte man mir zuvor geſagt, zum Wirken dieſer Werke bedürfe es des Glaubens und der Reinheit, dann fließe nicht ein Tropfen Blut, das ſich ſonſt wohl, wenn auch nur tropfenweiſe und von einigem Weh begleitet, zeige.

Als ich das Zelt verließ, ſagte ich wie zufällig: ich würde mehr auf dieſe Kunſt halten, wenn ich ihre Leiſtungen einmal bei offenem Tageslicht, ohne Lärm, Bewegung und umſtändliche Vorbereitung ſähe. Als ich am andern Nachmittag um 2 Uhr, meine Zeitung leſend, ganz allein auf meinem Bette lag, kam ihr Kazuf zu mir herein, unter den Armen allerlei Inſtrumente tragend, die er auf den Boden warf. Er nahm nun eines derſelben und ſtach es ſich in die linke Wange, dann ein anderes in die rechte, dann ein drittes durch die Zunge, welches, weil nach außen gerichtet, durch die Naſe drang, während er mit einem vierten die Kehle durchbohrte. Dann ſchnitt er ſich mit einem ſcharfen, hellpolierten Meſſer alſo, daß es ihm drei Zoll tief in den Leib drang, ohne daß ein Tropfen Blut aus der Wunde floß. Er wollte nun daran gehen, ſich die Zunge abzuſchneiden, aber ich bat ihn, davon abzulaſſen, weil mich ein Ekel überkommen hatte. Der Mann war wie raſend und blickte furchtbar, das Geſicht mit den Inſtrumenten beſteckt und mit aller Macht ſtechend und hauend. Ich beteure, daß ich die Inſtrumente aus dem Fleiſch ziehen ſah ohne eine Spur von Blut und Narbe, und daß die Quantität des verſchluckten Arſeniks an drei Unzen betrug. Ich kann kaum ſagen, daß ich es glauben kann, was ich ſah, obwohl ich vor Gericht ohne Anſtand beſchwören würde, daß ich es ſah.“

Von den tibetaniſchen Lamas wird ähnliches erzählt, und wir müſſen ſagen, daß, wenn uns auch eine ſolche ſcheinbare Verkehrung der im Organismus waltenden Geſetze noch nicht erklärbar iſt, uns doch durch das ſchon erwähnte Nadelexperiment die Möglichkeit ſolcher Wunder verbürgt wird.

Ähnliche Berichte haben wir über die tanzenden und heulenden Derwiſche, von deren Ekſtaſe es heißt[1]): „Nun ſpringen die Derwiſche

[1]) „Das Ausland.“ Jahrg. 1828. S. 207.

heulend und wie unter einem Federdrucke auf, und ihre Turbane liegen bald zerriſſen am Boden; jung und alt bewegen ſich wie wahnſinnig durcheinander. Der entſetzliche Geſang findet ein Echo in jedem Munde; ſie rennen im Kreiſe um ihren Meiſter herum, bis einer nach dem andern plötzlich wie tot hinſinkt, noch heulend bis zum letzten Augenblick. Einige Akoluthen haben ſich unterdeſſen aus der Moſchee hinausgeſchlichen und kehren jetzt, mit einer glühenden Eiſenſtange bewehrt, wieder zurück. Lachend erwachen die Schläfer und erheben ſich, wilden Stolz im Geſicht, zum Kampfe. Mit Allahruf laufen ſie der ſchrecklichen Probe entgegen. Aber der Baſchi erhebt ſich, wirft mit einer Hand die Menge auseinander, und — mit der andern die Stange faſſend und ſie um das Haupt ſchwingend — zieht er voran, die Derwiſche hinter ihm drein. Jede Hand iſt mit einem Male ausgeſtreckt; die nächſte beſte Waffe, die ſich bietet: Säbel, Lanze, Meſſer, wird von der Wand geriſſen, und bald röten ſie ſich mit menſchlichem Blute; man glaubt ſich in die Zeiten Baals verſetzt. Die Kinder ſehen ſchaudernd zu, werden aber von den Männern in den Wirbel hineingezogen. Die Hitze läßt erſt, wenn ſie ihr Äußerſtes erreicht hat, nach. Die Begeiſterung verraucht, einzelne machen noch Verſuche, das Feuer wieder aufzublaſen; aber indem es mehr und mehr zuſammenbrennt, bezeichnet endlich ein allgemeines Geheul den Schluß des Ganzen, und die Zuſchauer verlieren ſich nach und nach.“

Ganz denſelben Erſcheinungen wie bei den Ruffais begegnen wir bei der im zehnten Jahrhundert geſtifteten Sekte der Aiſſawas. Auch dieſe verſetzen ſich durch Tanzen und Heulen in Ekſtaſe, während welcher ſie ſich furchtbare Wunden, ohne Schaden zu leiden beibringen, auf der Schneide ſcharfer Säbel oder auf glühenden Eiſenplatten ohne Verletzung ſtehen, Glas Nägel, Kaktus, Skorpione, Giftſchlangen uſw. verzehren. In der neuſten Zeit berichten Schweiger-Lerchenfeld und H. von Malzahn über dieſelben. Während der Pariſer Weltausſtellung 1867 machte daſelbſt eine Truppe Aiſſawas großes Aufſehen, und der Fakir Soliman, welcher vor einigen Jahren Deutſchland bereiſte, iſt noch in aller Gedächtnis.

Bei den Ruffais und Aiſſawas ſind wir bereits zu der ſich an die Unempfindlichkeit anſchließende Widerſtandsfähigkeit gegen ſchädigende mechaniſche und phyſiſche Einwirkungen gelangt, von welcher

Jamblichus ebenfalls zu berichten weiß, wenn er sagt[1]): „Viele Gottbegeisterte werden durch das Feuer nicht verbrannt, denn der sie innerlich begeisternde Gott läßt sie das Feuer nicht ergreifen; viele haben auch, wenn sie gebrannt werden, keine Empfindung, weil sie alsdann kein tierisches Leben führen."

Diese ebenfalls mit der Hypnose zusammenhängende Widerstandsfähigkeit bildet wohl auch den Kern der Sagen vom „Festmachen" von der „Passauer Kunst", vom „Gefrorensein" usw., welche sich von Achilles und Siegfried an durch alle Zeiten hindurchziehen.

Einen merkwürdigen hierher gehörigen Bericht finden wir in der schon mehrfach angeführten Meininger Chronik des Diakonus Mag. Güth zum Jahre 1634:

„Einige Tage nach dem Croateneinfall[2]) solte einem Croaten auff dem Marckt der Kopff mit dem Schwerd abgehauen werden, es konte aber der Scharffrichter nicht durchhauen. Und ob er wol vom Streich gefallen, hat es ihm doch nichts geschadet, wie man denn auch einiges wundes Fleck an ihm nicht gefunden. Er ist nach einer guten Weile zwar auffgestanden und davon gelauffen, aber doch nach vierzehn Tagen in Walldorff[3]) gestorben."

Eines der beliebtesten Mittel zur „Festigkeit" war das Einheilenlassen von Hostien unter die Haut, und die Berichte sind sehr zahlreich, daß die Mönche einen schwunghaften Handel mit dem wahren Fleisch Christi trieben.

In älterer Zeit suchte man sich mit dem aus dem germanischen Heidentum übernommenen Nothemd fest zu machen; auch sollte dasselbe Gebärenden von gutem Nutzen sein. Wier sah ein solches bei einem sehr vornehmen Mann, dessen Großvater — von dem derselbe das Hemd geerbt hatte, — ein berühmter Kriegsheld war, und sagt[4]), daß der Kaiser und fast alle Fürsten und Ritter solche Hemden trügen. Wier schildert das Hemd als bis zur Mitte des Leibes gehend mit halblangen Ärmeln; auf der Brust seien ein gekröntes Teufelshaupt, ein Haupt mit Helm und langem Bart

[1]) De mysteriis Aegypt. Sect. III. cap. 4.
[2]) Am 16. Oktober unter Isolani.
[3]) Eine Stunde nördlich von Meiningen gelegen.
[4]) De praestigiis daemonum. Lib. V. cap. 16.

ſowie viele Kreuze eingewebt geweſen. Das zu dem Hemd nötige Garn mußte von keuſchen Mädchen in der Chriſtnacht gewoben werden.

Seit 1611 wurde die „Paſſauer Kunſt“ Mode, d. h. auf Jungfernpergament mit Fledermausblut geſchriebene Amulete, welche urſprünglich der Henker von Paſſau, Caspar Neidhardt von Hersbruck, den Söldnerbanden des Erzherzog Matthias, mit denen dieſer Kaiſer Rudolph II. bekriegte, verkauft hatte.

Allbekannt iſt, daß faſt alle Feldherrn des dreißigjährigen Kriegs für „feſt“ galten. — Guſtav Adolph dagegen ſollte im Beſitz eines magiſchen Schwertes ſein, welches ihn unüberwindlich machte. Über dasſelbe exiſtiert eine beſondere Abhandlung. — Auch Maximilian I. ſoll im Beſitz eines ſolchen Schwertes geweſen ſein.

Die Feſtigkeit wurde „eröffnet“, indem man ſilberne, goldene oder gläſerne Kugeln, Kugeln, in die ein Weizenkorn gegoſſen war, oder Blindſchleichen auf den „Gefrorenen“ abſchoß. — Um des Feindes Geſchütze beim nächſten Schuß zu zerſprengen, mußte eine menſtruierende Frauensperſon ihren Urin auf eine eben verſchoſſene noch warme Kanonenkugel laſſen, uſw. uſw.

Das Unſichtbarmachen kann in gewiſſem Sinn heute jeder Hypnotiſeur ausführen; im 17. Jahrhundert aber bewirkte man dies durch den Rabenſtein. Man hing einen jungen Raben in einem Käfig von ſtarkem Eiſendraht an ſeinem Hals auf, bis daß er tot war, worauf die alten Raben kamen und dem gemeuchelten Vieh einen unſichtbarmachenden Stein in den Schnabel ſteckten. Dieſen Stein mußte man dann bei ſich tragen.

Freikugeln goß man, indem man Feilſpähne von Galgenketten, Stücklein Magnet oder Donnerſtein uſw. uſw. unter das Blei ſchmolz.

Einen „Waidmann ſetzte“ man, wenn man, indem man einem Jäger begegnete, den Hut abnahm und leiſe ſprach: So wenig ich in dem Hut habe, ſo wenig ſollſt du ſchießen. Das zahl ich dir zur Buße im Namen G. d. V. † G. d. S. † u. G. d. h. G. ÷ Amen“; oder indem man ein Stück vom Putzlappen des Jägers in eine Eiche verſpundete. Demjenigen, welcher einen Waidmann geſetzt hatte, zauberte man die Diarrhoe an, indem man das behexte Gewehr mit Werg ausputzte und dies in einen Sumpf ſchoß.

In ähnlicher Weiſe ſtrafte man einen Dieb, der Kraut auf dem Felde geſtohlen hatte, indem man einen Krautſtrunk aushölte, Hefe hineinfüllte und ihn auf den Ofen ſetzte. Wenn die Hefe überſtieg, „lieff s. v. dem Dieb der Dreck die Kniekählen hinab.“

Das Feſtbannnen beruht bis zu einer gewiſſen Grenze auf Hypnoſe.

Außerdem aber wurde mit Alraun, Springwurzel, Spielerkünſten, Feuerſegen uſw. uſw. eine Menge Aberglauben getrieben, den man alles Ernſtes zu den Geheimwiſſenſchaften rechnete.

Drittes Kapitel.

Die Beſeſſenheit.

Obſchon die Beſeſſenheit als Zuſtand nicht zu den Geheimwiſſenſchaften gehört, ſo muß ſie doch der Vollſtändigkeit halber hier ihren Platz finden, um ſo mehr noch, als ſie nach alten Berichten unter Umſtänden von den Hexen künſtlich — alſo mit Hilfe eines geheimen Wiſſens — hervorgerufen worden ſein ſoll.

Die Beſeſſenheit entſtammt keineswegs dem Juden- oder Chriſtentum, ſondern iſt auch bei den übrigen Völkern des Altertums nachweisbar; wohl aber erhielt die Beſeſſenheit im Juden- und Chriſtentum den entſchieden dämoniſchen Charakter, während die andern Völker des Altertums die Beſeſſenen für von einem Gott oder einem Geiſt eines Verſtorbenen occupiert hielten.

Wer ſich eingehend über das Weſen der Beſeſſenheit und das Treiben einzelner Beſeſſener unterrichten will, den verweiſe ich auf die neueren Schriften Pertys und die älteren Schriften von Kerner, Eſchenmayer, Blumhard uſw., deren bibliſchen Standpunkt ich jedoch nicht teile. Denn betrachten wir die Phänomene der Beſeſſenheit als Thatſachen und zwar als teufliſche Thatſachen, ſo müſſen wir, wenn wir konſequent ſein wollen, notwendig die ganze Diabologie der Hexenprozeßperiode mit in den Kauf nehmen. Betrachten wir aber die Beſeſſenheit mit Perty als eine Spaltung des Ichs, verbunden mit verſchiedenartigen ſomnambulen und mediumiſtiſchen Zuſtänden, ſo können wir mit gutem Gewiſſen die Thatſachen annehmen, ohne in

die Finsternis des Mittelalters zurückzufallen, und auch die Hervorrufung der Besessenheit durch böse Mittel wird durch magnetisch-hypnotische Künste plausibel gemacht, ohne daß wir Se. höllische Majestät deshalb zu bemühen brauchen.

Mit Recht sagt Perty[1]): „Drei Umstände besonders haben die Annahme einer Einwirkung fremder böser Wesen veranlaßt: einmal jener Haß gegen die Religion, dann die magische Kenntnis der Besessenen von verborgenen Dingen, endlich die Spukphänomene. Sie wissen in den Anfällen um die Sünden der Gegenwärtigen und machen davon mit Hohn und Spott oft den rücksichtslosesten Gebrauch; sie erkennen die geistige Kraft derer, die ihnen gegenübertreten, wie z. B. die Dämonischen das Höhere in Jesus, wissen um ihre Gedanken, verstehen eben darum auch Äußerungen in fremden Sprachen, ja vermögen durch momentane geistige Mitteilung, gleichsam Contagion von Andern in fremden Sprachen, die sie nie gelernt haben, einzelne Worte oder Sätze zu sagen. Zugleich werden Körper durch unsichtbare Kraft bewegt, es erscheinen Flammen und Lichter, ertönen Geräusche 2c.“

In älterer Zeit suchte man die charakteristischen Kennzeichen der Besessenheit genau festzustellen und der im 17. Jahrhundert lebende protestantische Theologe Vostius charakterisiert sie folgendermaßen:

„1. Enthüllung des Verborgenen, Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen, ohne daß ein ehrenhafter Grund vorhanden wäre, Gott und dem Nächsten zu Schmach und Tort. 2. Das Vermögen, fremde Sprachen zu sprechen, zu singen, zu lesen, zu schreiben usw., ohne es gelernt zu haben. 3. Lasten zu bewegen, welche die menschlichen Kräfte übersteigen, und wunderbar schnelle Bewegungen oder Verrenkungen der Glieder, welche, wenn sie normal wären, die Knochen zerbrechen und die Sehnen zerreißen müßten. 4. Eine wunderbare Vermehrung des Körpergewichtes des Besessenen, übernatürliche Starrheit und Unbeugsamkeit der Glieder desselben. 5. Töne wie die Stimmen von Ochsen, Schweinen und Bären. 6. Schwere Zufälle der Eingeweide und Glieder. 7. Arge Plagen unmittelbar vor der Ausfahrt des Dämons. 8. Häufige

[1]) Mystische Erscheinungen. Bd. I. S. 341.

Plagen durch den Teufel. 9. Verluſt der innern und äußern Sinne wie der Bewegung. 10. Sie werden ins Feuer oder ins Waſſer geworfen; ſie ſelbſt ſuchen ſich, oder der Teufel ſie umzubringen, was zuweilen gelingt. 11. Sie werden von furchtbaren Erſcheinungen gepeinigt. 12. Plötzliche große Anſchwellung des Bauches oder anderer Theile. 14. Eine Sprache, die mit offenem Munde ohne Bewegung der Sprachwerkzeuge hervorgebracht wird."

Wir ſehen alſo hier zum Teil bekannte ſomnambuliſtiſche und mediumiſtiſche Phänomene beſchrieben; andere — wie der globulus hystericus — deuten auf Hyſterie, und noch andere ſind ſo unbeſtimmt beſchrieben, daß ſie nicht zu klaſſifizieren ſind.

In mancher Beziehung ſchärfer beſtimmt die katholiſche Kirche die Erſcheinungen der Beſeſſenheit folgendermaßen nach Caſpar Schott:[1])

„1. Der Beſeſſene reckt ſeine ſchwarze und geſchwollene Zunge unnatürlich lang aus dem Mund heraus; der Hals ſchwillt unnatürlich an oder wird eingezogen, als wenn er ſtranguliert werden ſollte; ſtets aber kehrt deſſen natürlicher Zuſtand zurück. 2. Sie weinen, ohne es zu wiſſen. 3. Sie beantworten Fragen mit großem Zorn und Haß. 4. Auch wollen ſie nicht ſprechen, wenn man ſie zum Reden zwingen will. 5. Sie klemmen die Zähne krampfhaft zuſammen und verweigern die Nahrungsaufnahme. 6. Sie verfolgen die Menſchen mit der größten Gehäſſigkeit. 7. Sie ſagen vieles, ohne daß in ihren Worten Sinn zu finden wäre. 8. Sie werden von einem unnatürlichen Schlaf überfallen. 9. Sie ſind wie der Sinne beraubt. 10. Sie ſchlagen ſich ſelbſt mit Fäuſten, zerreißen ſich die Kleider und raufen ſich die Haare aus. 11. Sie rollen in fürchterlicher Weiſe die Augen. 12. Sie werden von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, welche Anfälle ſich wiederholen. 13. Man hört die Stimmen verſchiedener Tiere: Löwengebrüll, Vogelgezwitſcher, Ochſengeblök, Hundebellen, Schweinegrunzen uſw. 14. Sie knirſchen mit den Zähnen und ſchäumen wie die tollen Hunde. 15. Sie brechen oft plötzlich zuſammen. 16. Ihren Körper durchzuckt es wie ein feuriger oder eiſiger Strahl. 17. Sie haben im Körper Gefühle wie Ameiſenkriechen, Fröſchehüpfen, Kriechen

[1]) Physica curiosa, pag. 618 sq.

von Schlangen, Schwimmen von Fischen, Fliegen von Mücken usw. 18. Sie sehen und hören viel Übernatürliches. 19. Wenn der Priester die Hand oder ein heiliges Buch auf sie legt, haben sie die Empfindung von etwas sehr Kaltem, Heißem oder Schwerem. 20. Sie schreien auf, wenn man — auch heimlich — eine Reliquie auf sie legt, und rufen: Nehmt das weg, es stinkt, oder ist zu schwer! Sie schwellen an, wälzen sich umher, suchen die Reliquie wegzuwerfen und brechen in Wut gegen die Geistlichen und andern Anwesenden aus. 21. Sie haben einen Haß gegen alles Kirchliche, suchen den Geistlichen — namentlich den Exorcisten — zu entfliehen, wollen in keine Kirche eintreten oder suchen daraus zu entfliehen; sie haben einen Haß gegen die versammelte Gemeinde und die heiligen Bücher; sie wollen geweihte Gegenstände, Heiligenbilder und Kruzifixe weder ansehen noch küssen, sondern werfen sie auf die Erde und bespucken sie. 22. Gewisse heilige Worte können sie nicht aussprechen, wie: Miserere mei Deus; Qui habitat in dormitorio altissimi; Magnificat anima mea Dominum; In principio erat verbum usw. Wenn sie zum Aussprechen dieser Worte gezwungen werden sollen, so stammeln sie oder verdrehen die Worte, geben einen großen Abscheu kund und können sie schließlich doch nicht aussprechen. 23. Sie fühlen beständig Schmerzen in irgend einem Glied, und wenn über dasselbe das Zeichen des Kreuzes gemacht wird, so flieht der Schmerz in ein anderes Glied. 24. Wenn über die Besessenen die Evangelien, die Passion, Beschwörungen und Ähnliches gelesen werden, so werden sie geistig verwirrt, verlieren die Sinne, es überfällt sie eine unerträgliche Angst, sie schwellen an und triefen von Schweiß. Sie brüllen gen Himmel, wälzen sich auf der Erde einher ꝛc. 25. Wenn du unwissende illitterate Menschen Geheimnisse auslegen oder Verborgenes eröffnen hörst, wenn sie musikalisch singen, klopfen, (Klopftöne, die bei Besessenen vielfach gehört werden,) prophezeien, in fremden Sprachen reden oder mit einem Wort allerlei Übernatürliches vollbringen, so sind dies zweifellose Anzeigen der Anwesenheit des Teufels."

Die Symptome der Besessenheit sind also aus Anzeichen schwerer nervöser Leiden, eines krankhaften Hasses gegen alles Kirchliche und aus mediumistisch-somnambulistischen Vorgängen und Erscheinungen zusammengesetzt.

Über die eigentliche Natur und Genesis der Besessenheit spricht sich Perty folgendermaßen aus[1]), womit ich vollkommen übereinstimme:

„Das Besessensein, die Dämonomanie ist eine eigentümliche Geistesstörung mit Erweckung der magischen Kräfte, welcher meistens eine tiefe Affektion des physischen Lebens voraus und zur Seite geht. Oft wird sie durch Visionen eingeleitet, die Betroffenen sehen schwarze Schatten, Tiergestalten usw. Sie entsteht häufig durch geistige Einflüsse, heftige Gemütsbewegung, widernatürlicher Zwang der Verhältnisse, daher die Besessenheit in Klöstern, Waisenhäusern, Instituten epidemisch werden kann. Alle Momente, welche andere Formen des Irrsinns erzeugen, können unter Umständen Besessenheit hervorrufen: physische Leiden, Zorn, Liebe, Ehrgeiz, Neid, religiöse Schwärmerei, selbst Freude. Kann schon ein unbedeutendes Wort verrückt machen, so darf man sich nicht wundern, wenn der Fluch einer Mutter ihre Kinder besessen machte, wie Görres, Mystik IV. I. 87. einen solchen Fall mitteilt. Wenn die krankmachende feindliche Einwirkung Platz gegriffen hat, personifiziert sie sich als fremdes Wesen, welches in der sittlichen und intellektuellen Sphäre die Bösartigkeit und Verkehrtheit zeigt, wie die Krankheit in der natürlichen. Je heftiger und intensiver letztere, desto wütender und teuflischer ist der Dämon, der ihre geistige Gestalt im anschauenden Intellekt ist, wie die Krankheit den Menschen quält, ihm die gesunde Nahrung und alles, was er sonst liebt verleidet, so thut es auch ihr Spiegelbild der Dämon, läßt den Besessenen nichts genießen, mißhandelt — was auch in manchen Wahnsinnsformen geschieht — und plagt den Leib, wütet gegen alles Religiöse und die, welche es gegen den Leidenden vertreten wollen. Die Ausbrüche der Wut in Dämonischen beim Exorcismus, Gebet, Bekehrungsver. suchen erklären sich aus dem instinktiven Widerwillen der Besessenen gegen Mittel, die ihren Trieben ganz entgegengesetzt sind; es ist, als wenn man einen zur Wut gebrachten Hungrigen mit moralischen Betrachtungen abspeisen wollte.“ —

„— Geistig stellen sich diese Kämpfe der entzweiten Natur dar als wüten des Dämons gegen das besessene Subjekt und gegen die religiösen Mächte, was auch ein Wüten des Subjekts gegen sich

[1]) Mystische Erscheinungen. I. S. 342 ff.

ſelbſt und ſeine frühere Überzeugung ſein kann. Während die kranken Potenzen ſich im Dämon perſonifizieren, ſpiegeln ſich die geſunden Lebenskräfte in der Viſion des Schutzgeiſtes oder Engels, welcher das beſeſſene Subjekt, das in der Mitte des Kampfes wie ein Schiff im Sturme ſchwankt, tröſtet und ihm Hilfe verſpricht. Aber es iſt nicht immer nur ein Dämon da, ſondern bisweilen mehrere, zehn, hundert, ja viele Tauſende, nach dem Spruch: ‚Unſere Zahl iſt Legion‘; wie auch mehrere Genien und Engel. Dieſe Zahlen geben die Dämonen ſelbſt an, wie ſie auch von der unter ihnen beſtehenden Stufenfolge zu reden wiſſen. Alle dieſe viſionären Geſtalten ſind Vertreter gewiſſer Prinzipien, die miteinander in Konflikt geraten.“ —

„— Man kennt faſt kein Beiſpiel, daß wahrhaft gebildete Perſonen beſeſſen geworden ſeien; das Elend trifft meiſt Perſonen geringeren Standes, woraus ſich die Gemeinheit und Roheit der angeblichen Dämonen erklärt. Bloße Arzneimittel heilen die Beſeſſenheit äußerſt ſelten, weil das Übel bereits in der ſeeliſchen Sphäre ſich befeſtigt, eine ſtehende Geſtalt für die innere Anſchauung erzeugt hat.“

Immerhin liegen ſolche Fälle vor, weil eben oft ſomatiſche Urſachen die phyſiſche Spaltung und Geſtörtheit verſchuldeten. Dies erkannte ſchon Cardanus, welcher von einer um 1550 im Waiſenhaus zu Rom wütenden Beſeſſenheitsepidemie ſagt[1]): „Vor ungefähr zwei Jahren ereignete es ſich, daß im Waiſenhaus zu Rom ſämmtliche Mädchen — es waren ungefähr ſiebenzig — in einer Nacht beſeſſen wurden, und keine konnte in der inzwiſchen verfloſſenen Zeit geheilt werden. Die Urſache kann die Ausdünſtung des Orts oder das Waſſer ſein.“

Die eigentlichen Brutſtätten der Beſeſſenheit waren die Nonnenklöſter mit ihrer naturwidrigen Lebensweiſe und ihren geheimen Sünden. So wurde die ſchon genannte Ulant Dammartz wegen ihrer groben Unſittlichkeit von ihren Eltern ins Kloſter geſteckt, wo ſie in beſtialiſche Wutanfälle ausbrach. Wier ſagt[2]): „Inclusa, velut furore percita, omnibus horrendum plurifariam ex-

[1]) De varietate. Lib. XIV. cap. 76.

[2]) De praestigiis daemonum. Lib. IV. cap. 10.

hibuit spectaculum: quod quidem malum velut contagio in multas proserpsit virgines: quae ob propriam illius confessionem, ipsam universae ejusmodi miseriae genitricem fuisse, certo crediderunt."

Ins Gefängnis gebracht, gebar die Dammartz dem Kerkermeiſter zwei Kinder und zwar nicht, wie Soldan es hinſtellen will, nach vorausgegangener Notzucht.

Im Anſchluß hieran erzählt Wier noch zwei lehrreiche und erbauliche Kloſtergeſchichten, die ich jedoch nur in der Sprache des Originals wiedergeben kann:

„Moniales in Hessi monte Neomagii, daemonium aliquot annos infestasse audio, quod dormitorium noctu velut cum turbine ingressum, testudine citharaque tam videbatur ludere suaviter, ut ad choreas temere induci potuissent virgines: inde canis instar in unius N. lectum insiliebat, in quam muti peccati, quod vocant, cadebat suspicio. Similia multa et longe graviora in eodem accidere coenobio vivente patre Paulo: (wird wohl ein ſauberer pater geweſen ſein!) quae ut ab illis celantur, ita a me aperiri minime decuit. (O, ehrlicher Wier!) Novi aliud item non ignobile collegium in Coloniensis provinciae limitibus, ubi ante annos octo daemon canis specie interdiu procurrens, conscendensque sub interiori religiosarum virginum indumento, spurcae velitationis indicia exteriore vestium motu ostendere videbatur." (Es wird wohl ein natürlicher großer Hund geweſen ſein!)

Wier erzählt noch einige inſtruktive Beſeſſenheitsgeſchichten, ſo zu Anfang des genannten Kapitels, die im Kloſter Werteln in der Grafſchaft Hoorn graſſierende Beſeſſenheitsepidemie. Dieſelbe ſollte von einer armen Frau verurſacht worden ſein, welche im Kloſter während der Faſten vier Pfund Salz geborgt und zu Oſtern das Doppelte wiedergebracht hatte. Nach ihrer Entfernung fand man im Schlafzimmer Körner wie kandierte Fruchtſamen, die aber von Geſchmack ſalzig waren. Bald darauf hörte man ein Stöhnen wie von einem Kranken, und eine Stimme rief, die Nonnen ſollten aufſtehen, ſie ſei krank. Als dieſe nun, weil ſie eine Schweſter erkrankt glaubten, aufſtanden, war alles ruhig. Wenn die Schweſtern ihr Waſſer laſſen wollten, wurde ihnen von unſichtbarer Hand der

Nachttopf entriſſen und der Urin in die Betten geſchüttet. Manche wurden im Bett an den Beinen emporgehoben und ſo ſehr an den Fußſohlen gekitzelt, daß ſie vor Lachen ſterben zu müſſen glaubten. Anderen wurden Stücke Fleiſch aus dem Hintern gekneipt und die Schienbeine, Arme und Geſichter verletzt. Einige auf dieſe Art gequälte Nonnen hatten 52 Tage lang nur Rübenſuppe ohne Brot gegeſſen und erbrachen ungeheuere Mengen einer tintenſchwarzen Flüſſigkeit, welche ſo ſcharf und bitter war, daß ſie die Schleimhaut des Mundes zerſtörte, was durch kein Mittel gemildert werden konnte. Noch andere wurden über die Häupter der Anweſenden erhoben und dann auf die Erde geworfen. Als die Nonnen wieder geſund waren und fröhlich bei Tiſch ſaßen, kamen dreizehn Freunde (tredecim numero amici, und Wier erzählt dies als ganz ſelbſtverſtändlich!) zu Beſuch; dieſe fanden die Nonnen beſinnungs- und ſprachlos mit ſtarren Extremitäten wie tot unter dem Tiſch liegend. Eine Nonne wurde in die Luft erhoben, und obgleich ſie die andern mit Gewalt herabziehen wollten, über ihre Köpfe hinweggeführt und auf die Erde geworfen, daß ſie wie tot dalag. Nachdem ſie wieder zu ſich gekommen war, ging ſie, als ob nichts geſchehen wäre, aus dem Krankenhaus ins Kloſter. Einige liefen mit eingeknickten Unterſchenkeln auf den Knieen und andere, denen die Glieder wie gebrochen ſchlotterten, wurden wie an Stricken gezogen. Andere wieder kletterten wie Katzen auf die Bäume und ſtürzten herab, ohne Schaden zu leiden. Als die Äbtiſſin mit der Gräfin Margarethe von Büren einen Umgang durch das Kloſter unternahm, wurde ihr ein Stück Fleiſch aus dem Schenkel geriſſen, ſo daß ſie vor Schmerz laut aufſchrie und zu Bett gebracht werden mußte. Die Wunde eiterte und wurde ſchwarz, heilte aber endlich. Es ereignete ſich auch, daß zwei ſo verletzter Nonnen voller Lachen von einer ſchwarzen Katze ſchwatzten, welche eine in der Stadt wohnende alte Frau in einem Korb ins Kloſter gebracht hätte; dieſe wurde denn wirklich von einer geſunden Nonne gefunden und mit dem Korb zur Äbtiſſin gebracht[1]); als dieſe in Gegenwart einiger Nonnen den Korb öffnete, ſprang die Katze heraus und verſchwand. — Nun ging man gegen die alte Frau

[1]) Schwarze Tiere werden vielfach zu böſem Zauber benutzt.

peinlich vor, und noch ſieben andere Weiber wurden in dieſe Angelegenheit verwickelt, die anſcheinend im Sande verlief. Die Beläſtigung des Kloſters dauerte drei Jahre. — Es ſcheinen hier durch böſe Künſte ſpukhafte Erſcheinungen hervorgerufen worden zu ſein.

Eine ähnliche epidemiſche Beſeſſenheit beobachtete Wier im Kloſter Kentorp in der Grafſchaft Mark, wo das Übel von einer Nonne Namens Anna Lemgou ausging, die zuerſt an der linken Seite von einer Art epileptiſcher Zufälle geplagt zu werden ſchien. Dann verfiel ſie in Somnambulismus, ſprach im Traume und prophezeite. Die bekannten fürchterlichen Krämpfe und Gliederverrenkungen ſtellten ſich ein und endlich Levitationen, nach denen ſie, ohne Schaden zu leiden, mit größter Gewalt zur Erde niederſtürzte. Nach und nach wurden alle Nonnen in ähnlicher Weiſe geplagt. Die Kloſterköchin Elſa Kama mit ihrer Mutter ſollen das Unheil angerichtet haben.[1])

Eine andere von Wier berichtete Geſchichte gebe ich lateiniſch wieder:

„Haud dissimilia Coloniae passae sunt virgines religiosae in Nazareth monasterio occlusae, quibus hoc tamen accessit, quod licet annis aliquot antea varie et multifariam a diabolo vexarentur, torquerentur convellerunturque: tamen anno sexagesimo quarto supra sesquimillesimum, praeter aliud spectaculum horribili modo frequenter editum, prosternebantur saepenumero deorsum, infima corporis parte succussata ad eum modum, qui veneri solet ascribi, oculis interim clausis: qui postea cum pudore aperiebantur, quum velut a multo labore respirarent. Ansam autem huic malo dederat quaedam Gertrudis, anno aetatis suae decimo quarto monasterio inclusa, quae ludibria haec saepius dissoluto cachinno patiebatur in lecto, licet amasium singulis noctibus fere congredienten stola consecrata abigere conaretur: quam velitationem quum altera virgo in secundo decumbens lecto (hoc nomine adjuncta sociae, ut tutior esset ab amasii insultu) audire videretur, tota exhorruit, ac tandem quoque

---

[1]) De praestigiis daemonum. Lib. IV. cap. 11.

[2]) Loc. cit. cap. 12.

diaboli hospitium facta miris convulsionum generibus distrahebatur. In paroxysmo quandoque caecutiebat, ac licet mente appareret constare; varia tamen inconstanter nimis et desperationem spectarent, proferebat. Itidem et aliae multae. Ita pestis haec velut contagio proserpsit, maxime quum primum ad legitima non confugeretur consilia. Dictam vero amasiam suo proco horrendas scripsisse litteras, postea inventas, in inquisitione a me in eodem collegio facta Anno 1565. 25. Maji, praesentibus nobilitate et prudentia clarissimo viro, Domino Constantino a Lyskerken, consule dignissimo, D. Joanne Altenano, Decano olim Cliven. D. Joanne Echtio, medicinarum doctore ornatissimo, et filio meo Henrico, philosophiae et medicinarum, doctore, cognovi: eas autem ab illa ut energumena, nec mentis compote fuisse exaratas, non est, quod ullus dubitet."

Wier sagt, daß die Nonnen nach den Anfällen nichts mehr davon wußten. — Es scheint sich hier um epidemisch gewordene Nymphomanie zu handeln, denn Wier sagt, daß vorher allnächtlich liederliche junge Leute mit Strickleitern einzusteigen gepflegt hätten, und das Übel habe begonnnen, als dies verhindert worden sei.

Im Jahre 1566 wurden im Waisenhaus zu Amsterdam gegen 70 Kinder besessen, kletterten an den Wänden und Dächern in die Höhe, verzerrten ihre Gesichter gräulich, sprachen in fremden Sprachen, sagten verborgene Dinge, wie z. B. was der Rat von Amsterdam in dem betr. Augenblick beschloß, gegen die Protestanten von den Spaniern beschlossenen Maßregeln und gaben allerlei Injekta von sich. Die besessenen Knaben sagten aus, daß eine gewisse Meins Cornelis, die Thorwächterin Anna Jans mit ihren Töchtern Lisabeth und Janetje Peters sowie namentlich eine kataleptische Frau Namens Bametje sie besessen gemacht hätten; sie kletterten in die Glockenstühle und sangen: „Wir wollen nicht von hinnen weg gehen, es sey denn, daß wir Bametje zuvor im Feuer sitzen sehen!" — Und wirklich erlosch die Epidemie nach der Verbrennung der Weiber, was sowohl auf wirklich getriebenen bösen Künsten, — es scheint die Aussendung des Astralkörpers eine Rolle gespielt zu haben, — als auch auf Autosuggestion beruht haben kann.

Im Jahre 1670 kam im Waiſenhauſe zu Hoorn ähnliches vor: die Kinder ſtürzten, wie die Hunde heulend, zu Boden und verfielen in fürchterliche Krämpfe, worauf ihr Unterleib furchtbar anſchwoll und wieder zuſammengezogen wurde; ein ſolches tobendes Kind konnte kaum von mehreren Männern gehalten werden.

Im Mädcheninſtitut der Antoinette Bourignon zu Ryſſel trug ſich einige Jahre früher ähnliches zu. Mehr als fünfzig beſeſſene Mädchen bekannten nach und nach, daß ſie hexen könnten; ein Mädchen wollte vom Teufel aus dem Karzer befreit worden ſein, und alle hatten die bekannten Zufälle. — Ein verſchmähter Liebhaber der Bourignon, St. Soulier, ſollte der Anſtifter der Epidemie die er der Spröden in die Schuhe ſchob, geweſen ſein.

Großes Aufſehen machten während des 17. Jahrhunderts die Beſeſſenheitsfälle in Marſeille und Loudun, welche durch die Prieſter Gauffridy und Grandier hervorgerufen ſein ſollten.

Gauffridy ſoll infolge ſeines Paktes mit dem Teufel nach und nach über tauſend Mädchen und Frauen zu Fall gebracht haben, unter ihnen die vierzehnjährige Urſulinerin Magdalena de la Palud, welche er mit zum Sabbath nahm und dort zur Hexenkönigin machte. Schließlich wurde Magdalena von fünf und ein anderes Opfer Gauffridy's Loyſe Chapelle, von drei Dämonen beſeſſen, und von den beiden Mädchen verbreitete ſich die Beſeſſenheit über alle Nonnen des Kloſters. Es begann nun der bekannte Exorzismusſpektakel, und die Dämonen der Chapelle, Verrin Groſſil und Sonneillon ſuchten die Dämonen der Palud, Beelzebub Asmodäus, Baalberith und Aſtaroth, zum Ausfahren zu bewegen. Darüber kam es zu einem gräulichen Lärm, bis endlich alle Dämonen bis auf Verrin ausgetrieben wurden, der Gauffridy der bekannten Schandthaten beſchuldigte, worauf dieſer denn auch verbrannt wurde. Es ſcheinen auch Levitationen und Lichterſcheinungen vorgekommen zu ſein, jedoch iſt der von Hauber mitgeteilte Bericht zu unklar, als daß man etwas Beſtimmtes ſagen könnte.

Noch mehr Aufſehen erregten die Nonnen zu Loudun, welche Urbain Grandier, ebenfalls ein geiſtlicher Wüſtling, beſeſſen gemacht haben ſollte, ſo daß ſie ihn beſtändig vor ſich ſtehen und ſeine Anträge wiederholen ſahen. Die Nonnen wurden fernſehend

verſtanden fremde Sprachen und wußten hellſehend die geheimſten Dinge; auch traten die charakteriſtiſche ſchwarze Zunge, die furchtbaren Krämpfe, plötzliches Einſchlafen und Levitationen auf. Schließlich exorciſierte ein Pater Surin die Beſeſſenen, namentlich die Priorin Johanna, bei welcher hypnotiſche Stigmatiſationen vorkamen: ſo erſchien einmal auf ihrer Stirn ein blutiges Kreuz und ein andermal bildete ſich in ihrer Hand der Name Joſeph. — In der neueſten Zeit hat bekanntlich Krafft-Ebing die Thatſächlichkeit der hypnotiſchen Stigmatiſation exakt bewieſen. — Die Beſeſſenheit ging, wenn auch in gemilderter Form, durch pſychiſche Anſteckung von den Nonnen auf Surin über, welcher lange damit zu kämpfen hatte.

Im Jahre 1656 wütete eine Beſeſſenheitsepidemie in Paderborn, welche ich hier mit den Worten des gleichzeitig ſchreibenden Happel ſchildere[1]):

„Erſchrecklich und ganz erbärmlich anzuhören iſts, was im Frühling anno 1656 ſich im Monat May im Weſtphäliſchen Stifft Paderborn für ein ſowohl wegen einiger beſeſſenen Menſchen, als auch Hexen, höchſt bedauerlicher Zuſtand herfürgethan. Der Herr Biſchof daſelbſt thät in ein oder anderem höchſt rühmliche Verordnung, theils GOtt dem HErrn bey ſo leidig beſchaffenem Zuſtande mit Andacht zu begegnen, theils mit reichlichen Mitteln die armen beſeſſenen Menſchen zu erhalten, theils auch mit der Hexerey behaft gefundenen Perſohnen mit verdienter Strafe anzuſehen. Die Zahl ſolcher Beſeſſenen nahm von Tag zu Tag zu, ſo daß in Kurtzem aus dem geſamten Stifft, als Paderborn, Brakel, Warburg, Borgentreich, Attelen, Ettelen, Neu- und Altbeken, Steinheim, Leuen, Willebaſen, Scheffede weit mehr als 100 wahrhafft beſeſſene Männer, Weiber, Studenten, Jungfrauen, Mägde und Kinder gezählt worden, in welchen die hölliſchen Geiſter mächtig wütheten und über das Schwert der Gerechtigkeit ruften. Sonderlich aber ſchryen die Beſeſſenen, oder vielmehr der Teufel aus ihnen, um Rache wider die mit Hexerey behafften Perſonen,[2]) deren ſie viel und unter ſolchen fürnehmlich des Bürgermeiſter zu Brakel Magd, insgemein Trincke

[1]) Relationes curiosae.

[2]) Schon dieſer viel vorkommende Umſtand müßte den Teufelsgläubigen die Augen öffnen.

Morings genannt, ihn, den Bürgermeiſter ſelbſten und auch den Gardian der Capuciner daſelbſt, Pater Egidium nahmhafftig machten, mit Vermelden, daß GOtt ſie zwänge ſolches zu thun, damit das Uebel ausgerottet würde. Ein Jeſuit, Pater Löper genant, ſo ſeines guten Namens halber anderswo gerühmt wird, unterſtunde ſich der Zeit, um Ausgang des Martii, die Beſeſſenen zu beſchweren, aus welchen der böſe Feind auff vorgemeldte Perſohnen mehr, als zuvor geſchehen war, rufte, wodurch denn die Herren Capuciner in gefährliche Verkleinerung kamen, daß ſie da Almoſen entbehren mußten, ja faſt nicht ſicher auff den Straſſen gehen konten: Maſſen ihnen die Beſeſſenen auff den Straſſen mit Steinen und Meſſern nachlieffen, daß ſie oft ihres Lebens nicht ſicher waren, um ſich zu erwehren geweyhete Prügel unter den Röcken bey ſich tragen mußten.[1]) Weil nun ſolche Bezüchtigung dem Capucinerorden, indem die Fürnehmſten daraus ſolcher geſtalt angeklagt wurden, ſehr nachtheilig fallen wolte, ſchlugs endlich dahin aus, daß man dem erſagten Pater Löper ſein Handwerk der Beſchwerung bald niederlegte, ihn auch an einen andern Ort weg beforderte, deſſen ungeachtet, obſchon dieſer Pater im folgenden Jahr im April von ſeinen Beſchwerungen abſtunde, wüthete dennoch der Teufel hernach mehr, als zuvor jemals; bis man nach der Hand ſolche Beſeſſene, theils in ihren Häuſern, theils auch ſonſt aufhielt, daß man dahero nicht mehr ſo viel, als zuvor, davon hören konte.

Aus mehr als 30 beſeſſenen Leuten zu Paderborn und Brakel rieffen die Teuffel unaufhörlich über die beſagte Trinicke Morings, als über eine Zauberin, welche den Teuffel durch Branntwein, Kuchen, Aepffel, Bier, Fleiſch und andere Sachen mehr hätte in die armen Menſchen getrieben, ja die Teufel haben auch öffentlich auff der Gaſſen über etliche, als Hexen-Vertheidiger geſchryen, und was die Teufel ſchryen, das bekenneten hernach die Hexen gerichtlich vor den Herren Commiſſarien[2]), nämlich, daß die böſen Geiſter durch Hexerey in ſo viel Menſchen wären eingetrieben worden.

---

[1]) Auch nicht übel!

[2]) Das war wohl kein Wunder!

Man mußte ſich verwundern über die ungelehrten Kinder, Knechte, Mägde, Jungfrauen und Bürger, ſo in Paderborn häuffig herum lieffen, deren theils: 1. allerley Sprachen gar wohl verſtunden; 2. auff hebräiſche, griechiſche und lateiniſche Fragen, welche mit vielen Worten geſchehen, füglich antworten konten; 3. wider ihren Willen von heimlicher Gewalt grauſamlich an ihren Gliedern gepeinigt wurden; 4. ihrer Glieder offt nicht mächtig geweſen, ſondern aller Kräffte zu reden, gehen, ſtehen, hören und ſehen lange Zeit beraubt worden; 5. urplötzlich von unſichtbarer Gewalt mit erſchrecklichem Tumult auffs Feuer, auff die Erde, Steine, Bäncke, an Mauren, ins Waſſer geſtoßen, geworffen und geſchlagen worden; 6. heimliche Sachen offenbahret, auch gewußt, was man anderswo gethan, was zukünfftig geweſen, oder ſelbiger Zeit über 3 Meilen Wegs geſchehen, vorher geſagt; gantz heimliche Geſpräche, ſo andere gehalten, alſo erzählten, daß ſie im geringſten nicht geirret haben; 7. geweyhete, geſegnete, heilige Sachen, von ungeweyheten, ungeſegneten und gemeinen, wiewohl alles verborgen geweſen, unterſcheiden können; 8. Gewuſt und geruffen, daß große Fürſten über 100 Meil durch Tod abgangen; Ungeſegnete Hoſtien, ſo der Prieſter ohne eines einzigen Menſchen Wiſſen auff den Altar gelegt, und nach der Elevation ihnen vorgeſtellt, in aller Geſchwindigkeit angreiffen und unter das Volck werffen können, conſecrirte aber nicht können und wollen anſchauen.

Wir fahren fort in dieſer Materie, von den ſeltſamen Wirckungen des Satans, welche weiter waren: daß ſie: 10. auff Bäume, Häuſſer, Mauren, Palliſaden, im Augenblicke nicht ohne Gefahr des Lebens geführt, auch von hohen Balcken und Bühnen geſtürtzet worden, und nicht gewuſt, wie oder woher ſolches geſchehen; 11. unter den geiſtlichen Beſchwörungen, wenn der inſitzende Geiſt gewütet, von 5, 6, 7 ſtarcken Männern, wiewohl ſie ſchwache Kinder waren, nicht können gehalten werden; 12. ihre eigenen Glieder wieder ihr Wiſſen und Willen zerbiſſen, mit Zähnen zerriſſen, das Haar ausgerupfft, aus dem Munde geſchäumet, und wenn ſie von andern unbarmhertzigen Leuten geſchlagen, verletzet und verwundet worden, nichts davon gewuſt, noch gefühlet, bis erſt der böſe Geiſt auffgehöret zu wüthen; 13. Die höchſten Wiſſenſchaften, als Phisosophiam, Theologiam etc. ſo wohl verſtanden, als diejenigen,

welche drei oder vier Jahre in derſelben zubringen, auch gute Syllogismos von den falſchen und ungiltigen wohl distinguiren können.

Dieſe Leute hatten einen guten Namen, führeten ein ehrliches Leben, redeten von keinem, wenn ſie bey ihrem Verſtande waren, das geringſte; waren theils in geringem, theils in mittelmäßigem, theils auch in höherem Stande ſelbiger Stadt: Es wurden unter ihnen gefunden Kinder von 7, 10, 12, 13, 14 Jahren, auch ehrliche Bürger von 40, 52 Jahren : item Soldaten, auch tugendſame und in aller Andacht ehrlich erzogene Jungfrauen. Mehrbeſagte Magd Trinicke Morings wollte für keine Hexe, ſondern vom Teufel beſeſſene Perſon gehalten ſein. Die Umſtände aber, ſo den 12. Junii, den 7. und 9. Julii hernach an ihr befunden worden, konnten genugſam davon zeugen. Denn den 12. Junii, ward ſie zu Paderborn in der Capelle zu St. Bartholomaeus im Beyſeyn etlicher gewiſſer Perſohnen des Raths und anderer vorgeſtellet, aber keine Anzeigung etlicher Beſeſſenheit an ihr vermerckt; den 23. dieſes ward ſie zu Neuhaus gefänglich beygeſetzet, daſelbſt haben 3 Bauern, wie auch ein gefangener Jude zu etlichen Malen gar ſeltſame Gaſtereyen, Täntze, Spielen, Ruffen und dergleichen Anſtellungen bey ihr zu Nacht, drey Stunden lang gehöret. Den 7. Julii ward von den ſämmtlichen Biſchoflichen Räthen der daſelbſt gefangenen Trinicke Morings Käſtlein eröffnet, darin war etwas feiſtes, zwiſchen Tücher eingemacht, wie eine Kröte, ingleichen, Haar, Nadeln, Nußſchaalen, Weißbrod und ein ſchwartz Vögelein, welches im Angeſicht der Herren Räthe ausflog, und bald verſchwand, auch nach langem Suchen nicht wieder finden konte. Den 9. dito ſagten etliche gefangene Kinder von Brakel zu Neuhaus vor den Herren Richtern gerichtlich mit vollem Verſtande aus, und bekannten, daß ſie kurtz vor ihrem Elend von beſagter Trinicke diejenigen Sachen, durch welche die hölliſchen Geiſter ſolten eingetrieben werden, empfangen hätten."

Soweit Happel. — Ehe ich zu einer Beſprechung dieſes Falles übergehe, will ich den Wortlaut eines Originalbriefes wiedergeben, welchen der Senior des Augsburger Konſiſtorium Theoph. Spitzel über die ziemlich gleichzeitige Beſeſſenheitsepidemie in Calw erhielt. Es heißt[1]):

---

[1]) Spitzel: Gebrochene Macht der Finſterniß ꝛc. Augsburg 1687, 8°.

„Es haben etliche Kinder von ungefähr 7, 8, 9 und 10 Jahren, theils Knaben, theils Mägdlein, deren einige noch in die öffentliche Schul gehen, ausgesagt vor Eltern, Bekannten und Freunden, und auch letztlich für geistliche und weltliche Beamten, und bekennens noch beständig, daß sie von gewissen Personen, deren bereits etliche von hoher Obrigkeit eingezogen und peinlich beklagt worden, in der Nacht zu unterschiedlichen Stunden, vor oder nach Mitternacht, auch bisweilen gleich bey anbrechender Nacht oder bloß vor Tages Anbruch abgeholet und in die Versammlung der Hexen geführet worden, an unterschiedliche Orten des Feldes, der Gassen oder gemeinen Plätze.

Die Kinder wissen nicht, wie ihnen geschiehet, und vermeynen nicht anderst, als ob sie würcklich und an solche Orte, oder auff Böcken, Geissen, Hünern, Katzen ꝛc. Man hat aber durch fleißiges Bewachen und Behüten der Kinder in vielen Nächten wahrgenommen, daß wahrhafftig ihr Leib nirgend hinweg geschleppt wird, sondern im Bett, oder auch im Schooß und Armen der Eltern und wachenden Anverwandten liegen bleibet, mit einem Schlaff, der bey etlichen gantz natürlich scheinet, daß man sie leicht erwecken kann, bey andern aber einer harten Erstarrung ähnlich ist, dabey auch etwa die Glieder derselben erkalten. Sie melden aber, daß bey solcher eingebildeten Abholung und Ausfahrung Folgendes und mehr dergleichen widerfahren. Sie werden gemeiniglich von der Person, die ihre Führerin sey, in Gegenwart des bösen Feindes und vieler versammelten alten und jungen Leuten anderst getaufft auff des Teufels Nahmen mit Ansprützung einigen Wassers und Widerruffung der vorigen göttlichen Tauffe: Sie müssen die hl. Göttliche Dreyeinigkeit verleugnen und versprechen, forthin den Eltern nicht gehorsam zu seyn, nicht zu beten, lästern hergegen Gott und Christum mit solchen Wortten, die ich zu gedencken scheue, viel weniger schreiben mag. Etliche müssen auch eine Handschrifft von sich geben, mit eigenem Blute geschrieben, doch gestehen dieses nicht alle. Man springe und tantze, esse und trincke bey solchen Zusammenkünfften. Dieses und mehr andere Umstände geben nun die Kinder zum öfftern vor, nachdem die erste Bekäntniß solcher heimlichen Eingebungen kaum mit langer und übergrosser Mühe der Eltern oder Vorgesetzten hat können zu Wege gebracht werden.

Nachdem aber nun das hartnäckige Verheelen bey den Meisten gebrochen ist, wird bey ihnen mit Beten, Ermahnen, Warnen und Christlicher Fürbitte in öffentlichen Kirchen-Versammlungen und absonderlich angehalten. Die armen Kinder selbst sind voll Schrecken und Angst, besonders in der nächtlichen Finsterniß und Einsamkeit, beten selbst und flehen zum Theil bisweilen, man solle für sie beten: Leiden doch offtmahlen so teuflische Phantasieen, daß sie nicht anders meinen, als sie werden in der Nacht von den Hexen da oder dorthin gebracht und schröcklich bedrohet, nichts auszuschwätzen und zu verrathen. Dieweilen man nun aus diesen und mehreren Anzeigungen nicht anders schließen können, als daß sie elendiglich verzaubert seyen, hat man durch scharffes Nachforschen erfahren, daß von allen also betäubten Kindern Blut genommen worden von bösen Leuten am hellen Tag auff öffentlicher Gassen oder bey andern Gelegenheiten, wie sie der Kinder unvermuthet habhaft werden könnten, entweder mit Ritzung und Auffreissung der Haut an Händen durch die Fingernägel oder andere Werckzeuge, darauff denn die zauberische Personen das ausschwitzende Blut von den Kinderhänden nur mit einem Schurtz, oder anderer Leinwand abgewischet, und damit von den Kindern weggegangen, als ob sie ihnen im Schertz nur einen Possen gethan hätten, doch dabey verboten, sie soltens niemand sagen."

Wie Hauber berichtet, sandte Herzog Friedrich Carl von Würtemberg eine aus vier Juristen und einem Theologen bestehende Spezialkommission zur Untersuchung dieser Vorgänge nach Calw, welche eruierte, daß es mit dem Entziehen des Blutes seine Richtigkeit hatte. Eine früher wegen Giftmischerei verbannt gewesene Witwe Anna Haffnerin wurde deshalb mit ihrem unehelichen Enkel Bartholomäus Sieb lebendig verbrannt und ihre beiden Töchter nebst einer andern Person der Stadt verwiesen.

Soldan, dem alle psychologische Kenntnisse abgehen, will in der Paderborner Begebenheit nur einen von Pater Löper angestifteten Massenbetrug sehen, während er den Calwer gar nicht zu kennen scheint. Beide Vorgänge sind durch psychische Ansteckung verbreitete „imitatorische Pandemien", die sich dem Geist der Zeit zufolge in der Teufels- und Hexensphäre abspielten. Im ersten Fall kann Trinicke Morings sehr wohl die Anstifterin sein, denn

bei faſt allen Fällen von Beſeſſenheit bis auf unſere Zeit — ich verweiſe auf Blumhards Schriften — fungieren ſcheinbar plunderhafte Gegenſtände als Träger des magiſch fixierten böſen Willens, welcher fernwirkend die pſychiſche Störung hervorruft. — Eiferſucht der Kapuziner auf Löper iſt wohl vorhanden, und die Predigten der Erſteren mögen wohl erregend auf die Maſſen eingewirkt und ſo die Gemüter für magiſche Einflüſſe prädiſponiert haben, aber Pfaffentrug im Sinne Soldans iſt nicht vorhanden. Die in Pader born vorkommenden einzelnen Erſcheinungen fanden oben bereits ihre Beſprechung.

Auch in Calw ſcheint mit dem entzogenen Blut ſchädigende Sympathie getrieben worden zu ſein,[1]) woraus ſich dann eine geiſtige Epidemie wie zu Labourd und Mora entwickelte.

Solche „imitatoriſche Pandemien“ ziehen ſich durch die ganze Geſchichte. Ich nenne den epidemiſchen Selbſtmord der Mädchen zu Milet, von welchem Plutarch erzählt; die theatraliſche Epidemie der Abderiten; den Korybantismus; die Kaſtrationsepidemie, welche nach der Selbſtentmannung des Origenes um ſich griff, und gegen die die Konzilien von Nicäa, Genf und Arles einſchritten; die Tanz- und Geißelwut; die Kinderkreuzzüge; der Tarantismus; das ſchottiſche Springfieber; die ſchwediſche Predigtkrankheit; das malayiſche Amoklaufen; die verſchiedenen magiſchen Zuſtände bei den Camiſarden, Convulſionärs, Quäkern, Jumpers, Revivaliſten, Shakers uſw. uſw.

Die berühmteſte Beſeſſenheitsepidemie des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland war die in Kloſter Unterzell bei Würzburg, welche die ſchon genannte Subpriorin Maria Renata Sängerin hervorgerufen haben ſollte.

Die Sängerin war nach ihrem Geſtändnis ſchon als Kind von einem Offizier zur Zauberei verführt worden und hatte — wahrſcheinlich viſionär — oft den Hexenſabbathen, woſelbſt ſie Hexenkönigin war, beigewohnt. Von ihren Eltern gezwungen, trat ſie mit neunzehn Jahren in das Kloſter Unterzell, wo ſie bald wegen ihrer Bösartigkeit mit allen Nonnen auf dem Kriegsfuß lebte. Dies dauerte bis zu ihrem achtundfünfzigſten Jahr, in welchem

[1]) Ähnliches liegt dem jüdiſchen Ritualmord zu Grund.

ſich der Unreinlichkeit halber der Probſt genötigt ſah, die vielen Katzen, mit welchen ſich Renate umgeben hatte, aus dem Kloſter zu entfernen. Nun kannte die Wut der Sängerin keine Grenzen mehr, und ſie kam in völligen pſychiſchen Verfall. Im Kloſter kamen zahlreiche ſpukhafte und Beſeſſenheitserſcheinungen vor, die offenbar — ob wiſſentlich oder unwiſſentlich — die Sängerin zur Urheberin hatten und von ihr aus fernwirkend verbreitet wurden.

Allmählich entſtand ein furchtbarer Lärm im Kloſter, im Garten ertönte furchtbares Geſchrei, es war, als ob Kutſchen durch den Schlafſaal rollten, und die Nonnen wurden in ihren Betten gezwickt und gewürgt. Als nun eine derſelben mit ihrer Geißel um ſich gehauen und den Plaggeiſt hart getroffen hatte, ſah man am nächſten Morgen über einem Auge Renatens ein blutiges Mal. Nun galt ſie als die Hexe, und ihre Zelle wurde unterſucht. Wirklich fanden ſich daſelbſt Indicien getriebener böſer Künſte.

Es heißt in dem „Actenmäſſigen Bericht von der zu Unter-Zell bey Würzburg vorgefallenen erſchrecklichen Begebenheit puncto maleficiorum et Magiae“:

„Da man ſofort ihre Zelle unterſuchte, fande man ihren Schmierhafen, Zauberkräuter ꝛc., ſodann auch einen gelben Rock, in welchem ſie zu ihrem gewöhnlichen Hexentanz und nächtlichen Zuſammenkünften auszufahren pflegte.“ — D. h. alſo wohl, den ſie anzog, wenn ſie ſich ſalbte.

Wie Horſt in ſeiner Zauberbibliothek ſagt,[1]) wuchs noch mehrere Jahre nach Renatens Hinrichtung ein von ihr benutztes, Bärmutz genanntes Zauberkraut (wohl Bilſenkraut) an einer Mauer des Kloſtergartens.

Der Abt Oswald Loſchert ſagt nun in ſeinem von Maria Thereſia eingeforderten Bericht über das Treiben der Sänger:

„Von welchem (dem obenerwähnten Offizier) ſie verſchiedene zauberiſche Kräuter nebſt einer Wurtzel ꝛc. bekommen, kraft deſſen allen ſie die Leute nach Belieben konnte krank machen oder von Sinnen bringen; — welches denn auch durch Gebung einiger Eßwaaren, ſo zuvor bey der zauberiſchen Wurtzel, in welcher die

---

[1]) Bd. III. S. 202.

mehreſte zauberiſche Kraft ſoll beſtanden ſeyn, gelegen.[1]) — Von welchen die böſen Geiſter zwar aus denen Beſeſſenen anjetzo ausſagen, daß Renata ihnen durch Hexerey ſolches Uebel verurſachet, und ihre zauberiſche Kräuter, Wurtzel ꝛc. diejenige Krankheit gemeiniglich an ihnen verurſachet, worzu ſie von Natur einige Diſpoſition und Zuneigung gehabt. Welchen ſie ſodann mit Streuung der zauberiſchen Kräuter in ihren Cellen unter die Thürſchwelle (wovon man anſchon einen ziemlichen Antheil gefunden und verbrannt hat,) bald mit Darreichung verſchiedener Eßwaaren, die zuvor bey der Zauberwurzel gelegen, beſeſſen gemacht hat. — Bey andern Cloſterfrauen, nehmlich bey den wirklich Beſeſſenen gieng die Plage noch weiter, indem ſie nicht nur ſobald ſie ſich zur Ruhe begaben, ſogleich auſſer ſich kamen und doch nicht ſchlaften[2]); doch ſahen ſie in dieſem Zuſtand allerhand Perſonen, und mehrentheils die unglückſelige Renatam darbey vor ſich ſtehen, von welchen ſie gequälet worden; konnten ſich aber hierbey weder regen, ſchreyen oder wehren, und verſpührten noch über das den Tag hindurch ganz auſſerordentliche, ſonſt niemal noch empfundene innerliche Aengſtig- und Bangigkeiten, beſonders da ſie zum Beicht- und Gottesdienſt gehen ſollten, in welchem ſie auf alle Weiſe plötzlich verſtöhret wurden, und in ſolche Verwirrung geriethen, daß ihnen unmöglich ſchiene, darbey zu verbleiben und mehrmalen wider ihren Willen durch innerlichen Gewalt auſſer ſich gebracht und fortgetrieben wurden. — Nicht weniger die Arme, Füſſe und Hals ſchier zugleich an den Beſeſſenen durch viele Stunden lang alſo ſtark verdrehet wurden; dieſelben auch viel hundertmal ſtumm, blind, taub und lahm gemacht; den Kopff und Kniee mit ſolcher Gewalt an die Wände, Tiſche, Spitzen und ſteinernen Boden mit groſſen Schmertzen, jedoch ohne mindeſte Verletzung, auch ohne Einſchlagung der Daumen und andern bey einem Gefraiſche oder andern natürlichen Zuſtänden ſonſt ſich ergebenden Kennzeichen; mit Beybehaltung der natürlichen Farbe des Angeſichtes auffgeſtoſſen und angeſchlagen, wobey der Leib gantz erſtarret, unbeweglich und weit ſchwerer, als zwey oder drey dergleichen Leiber, auff dem Boden angehefftet liegen bliebe,

[1]) Alſo wohl narkotiſche Vergiftung, die bei den hyſteriſchen Nonnen Somnambulismus und Beſeſſenheit überging.

[2]) Es war alſo Somnambulismus mit alpartigen Zuſtänden eingetreten.

daß es wohl ſchiene, kein Menſch könne vor ſich dieſes allein nach thun, und viel weniger ſolches affectiren. — Das äuſſerliche belangend, erklecket öffters an einem Tage nicht 100 mal, daß ſie der Teuffel auffhebe, mit äuſſerſter Gewalt, der kein Menſch kann Einhalt thun, auff die Kniee dergeſtalten hinwerffe, daß ſelbige jedesmahl natürlicher Weiſe müßten zu Stücken gehen, doch aber ohnverletzet bleiben, wiewohl ſie den Schmerzen empfindet, auch mannigesmahl, wann er ihren Kopff an einer Spitze anſchlaget, das Blut davon lauffe, wie er ihr (es iſt die gleich zu erwähnende Nonne Piſtorini gemeint,) denn ohnlängſt, ſo er auch einer anderen Beſeſſenen gethan, das Geſicht mit Glaſe gantz zerſchnitten, ohne jedoch die Augen verletzen zu können, doch iſt das Angeſicht immer nach zwey Tagen von ſich ſelbſt alſo zuſammengeheilet, daß man nichts mehr davon hat ſehen können."

Die Beſeſſenen ſagten die Zeit und die Umſtände der Hinrichtung Renatens voraus ſowie auch ihre eigene Heilung und Befreiung; auch hatten ſie übereinſtimmende Träume. — Die 24jährige beſeſſene Nonne Maria Cäcilia de Piſtorini weisſagte richtig eintreffende zukünftige Dinge.

Die Piſtorini bekam ihre Zufälle bald nach ihrem Eintritt ins Noviziat, welcher im November 1742 ſtattfand. Sie ſagte aus, daß ſie im Paroxismus alles ſehe und höre, was man mit ihr vornehme, daß es ihr aber nicht möglich ſei, einen Ausbruch ihrer Schmerzen zurückzuhalten. Man nahm bei ihr keinerlei epileptiſche Symptome, wie Schäumen des Mundes, Knirſchen der Zähne und Einſchlagen der Daumen wahr. Sie ſprach und verſtand während ihrer Anfälle das Lateiniſche fertig, ohne es gelernt zu haben. Der ſie angeblich beſitzende Teufel hieß Telfinga. Als dereinſt der exorciſierende Pater Siard in ſeiner Amtsthätigkeit begriffen war, warf er dieſem ein heimliches Bußwerk vor und rief, als ihn dieſer einen Lügner ſchalt: „Sardel, du biſt ſelbſt ein Lügner, wenn du mich hierin lügen heißeſt!" — Als einmal der Probſt Richard dem Siard ins Ohr flüſterte, er möge ſein Vertrauen auf die Maria von Steinbach ſetzen, rief die Piſtorini: „Der Richel hat Recht, die Steinbacherin wird mich vertreiben!" — Alſo Fälle von Gedankenleſen.

Die Piſtorini wurde bei dem letzten Exorcismus mit dem Stuhle

von unsichtbarer Hand frei in die Luft erhoben, und andere mediumistische Vorgänge ereigneten sich noch: So erzählte ein 1812 verstorbener Regierungssekretär als Augenzeuge Horst, daß eine besessene Nonne den Weihbischof am Arm ergriff und ihn aus seinem Zimmer vor die festverschlossene Zellenthür Renatens zog, dort nahm sie ihren Pantoffel und schlug auf das schwere Vorlegeschloß, welches sich darauf von selbst öffnete. — In dem „Actenmässigen Bericht ꝛc.“ heißt es noch von der Sängerin: „Anitzo aber ist sie dem Malefizamt übergeben, wird täglich vernommen, und darf Niemand als P. Maurus vom Schottenconvent zu ihr, welchem sie letzthin zwey Bouteillen Tockayer-Wein in seiner Gegenwart, da doch kein Mensch zu ihr darf, aus ihren Kleidern vorgezogen, wovon er facta benedictione auch getruncken, und den Ueberrest auf den geistlichen Rath gebracht.“

Ich will bemerken, daß Loscher in seinem Bericht an Maria Theresia mit dem „Actenmässigen Bericht“ übereinstimmend sagt, die Sängerin habe alle Aussagen freiwillig gemacht. — Die Besessenheitsepidemie dauerte noch einige Jahre nach ihrem Tode fort.

Bezüglich neuerer Fälle verweise ich auf die von mir genannten Autoren.

Nur die 1869 exorcisierten besessenen Knaben von Illfurth will ich erwähnen. Dieselben wurden von ihnen erscheinenden gespenstigen Frauen bei Tag und Nacht geplagt; ein Knabe sah über sich ein entsetzliches Wesen mit Entenschnabel und Krallenhänden schweben, welchem er ganze Hände voll Federn ausriß, die er den Anwesenden gab, und die beim Verbrennen keine Asche hinterließen. Sie nannten die Namen von ihnen ganz unbekannten Personen, wußten um deren geheimste Verhältnisse, sagten, was im Augenblick meilenweit in der Umgegend geschah, sprachen fremde Sprachen usw. usw. — Der in der Solothurner „Christlichen Abendruhe“ vom 3. September 1870 abgedruckte Bericht ist von Hunderten von Augenzeugen unterschrieben, darunter zehn Mitglieder des Illfurther Gemeinderats, einige Beamte und ein Professor Lachenmatt.

Viertes Kapitel.

Die Hexenproben.

Die Wahrnehmung, daß bei ekſtatiſch-mediumiſtiſchen Zuſtänden die für den Organismus geltenden phyſikaliſch-phyſiologiſchen Geſetze unter Umſtänden abgeändert, ja zuweilen zum Theil aufgehoben werden, verurſachte in einer Zeit, wo man alle normalen pſycho-phyſiologiſchen Erſcheinungen entweder auf Gott oder den Teufel bezog, die Ordalien und die Hexenproben. Dabei war man, den anthropologiſchen Urſprung dieſer Erſcheinungen verkennend, ſo inkonſequent, daß man die Widerſtandsfähigkeit gegen Feuer für göttlich, die Verminderung der Schwere jedoch wie die Unempfindlichkeit gegen Schmerz und die Widerſtandsfähigkeit gegen mechaniſche Schädigung für teufliſch anſah.

Faſt ſcheint es, als ob den Verfaſſern des Hexenhammers eine leiſe Ahnung aufgegangen ſei, daß dieſe Erſcheinungen wohl in der menſchlichen Natur begründet ſeien, denn ſie verwerfen die Feuerprobe gänzlich, obſchon ſie, wie ich oben mitteilte, doch zeitweiſe angewendet wurde. Zu dieſer Verwerfung mochte wohl der Umſtand beitragen, daß die mit dem glühenden Eiſen und kochenden Waſſer ꝛc. angeſtellten Gottesurteile häufig glücklich abliefen, welcher Ausgang ja natürlich den Hexeninquiſitoren ſehr unerwünſcht war.

Eine wohlfeile Weisheit hat die bei den Ordalien hervortretende Unverbrennlichkeit auf Taſchenſpielerkünſte und Prieſtertrug zu ſchieben geſucht. Dergleichen iſt gewiß oft genug vorgekommen;

aber es erklärt dieſe univerſalgeſchichtliche Erſcheinung von der ſchon Jamblichus zu erzählen weiß[1]), nur zum allergeringſten Teil.

Mehr ſchon erklärt der Umſtand, daß das bei ſehr hohen Hitzegraden verdunſtende Waſſer eine Dampfſchicht um die Haut bildet, welche dieſe kurze Zeit gegen die zerſtörenden Wirkungen des Feuers ſchützt.

Dieſe Entdeckung machte man vor ungefähr dreißig Jahren. Die „Schleſiſche Zeitung“ vom 21. Dezember 1863 bringt folgenden Bericht aus Poſen:

„Bekanntlich kamen im Mitttelalter zur Entſcheidung von Schuld und Unſchuld häufig die Ordalien zur Anwendung, und beſtand z. B. die Feuerprobe darin, daß die Angeſchuldigten ein Stück glühendes Eiſen neun Schritte weit tragen, oder über neun glühende Pflugſchaare, oder, wo ein Hochofen in der Nähe war, durch den fließenden Eiſenſtrom mit nackten Füßen gehen mußten. Wir hatten neulich Gelegenheit, bei einem Beſuche in der Tegielskiſchen Eiſengießerei einen Verſuch mit anzuſehen, der uns den Beweis lieferte, daß allerdings bei der mittelalterlichen Feuerprobe das glühende Eiſen oft genug die Haut unverletzt laſſen konnte. Als aus dem Kupolo-Ofen das weißglühende Gußeiſen in einem Strahl von etwa 4 Zoll Durchmeſſer in ein Gefäß floß, fuhr der Gießmeiſter Herr Anſchütz mehrere Mal langſam mit der bloßen Hand durch den weißglühenden Eiſenſtrom, ohne daß dieſelbe verletzt worden wäre. Wie Herr Anſchütz mitteilte, hat er vor mehreren Jahren in der königlichen Eiſengießerei zu Königsberg in Gegenwart mehrerer Univerſitätsprofeſſoren die Hand ſogar mehreremal in das weißglühende flüſſige Eiſen hineingetaucht, jedoch iſt dazu ein vorheriges ſorgfältiges Beſchneiden der Nägel erforderlich. Es iſt den Feuerarbeitern bekannt, daß weißglühendes Eiſen die Haut nicht verbrennt, wohl aber rotglühendes, alſo Eiſen von niederer Temperatur. Es ſcheint, als wenn durch die Weißglühhitze, aber noch nicht durch die Rotglühhitze die Haut momentan zum Schweiß gebracht wird, ſo daß ſich eine Dunſtatmoſphäre um dieſelbe bildet, welche förmlich das Eiſen zurückhält.“

Der Artikel weiſt dann noch in nicht ganz zutreffender Weiſe

---

[1]) De myster. Aegypt. III. 4.

auf die phyſikaliſche Erſcheinung des ſog. Leidenfroſtſchen Tropfens hin und glaubt damit das Rätſel der Feuerfeſtigkeit gelöſt zu haben.

Daß dieſe Erklärung unzureichend iſt, liegt auf der Hand, denn durch die ganze Geſchichte zieht ſich die Erſcheinung, daß die Feuerfeſtigkeit mit ekſtatiſchen Zuſtänden in Verbindung ſteht. Schon bei Jeſaias heißt es[1]):

„Denn ſo du durch das Waſſer geheſt, will ich bei dir ſein daß dich die Ströme nicht ſollen erſäufen, und ſo du ins Feuer geheſt, ſollſt du nicht brennen, und die Flamme ſoll dich nicht anzünden.“

Jeſaias kennt alſo beide mediumiſtiſche Erſcheinungen. Ebenſo Jamblichus, welcher an der vorhin genannten Stelle ſagt:

„Viele Gottbegeiſterte werden vom Feuer nicht verbrannt, denn der ſie inſpirirende Gott läßt ſie das Feuer nicht ergreifen; viele auch, wenn ſie verbrannt werden, haben keine Empfindung davon, weil ſie alsdann kein thieriſches Leben führen.“ — An gleicher Stelle ſagt Jamblichus noch, daß bei den caſtabaliſchen Feſten die Prieſter auf wunderbare Weiſe breite Flüſſe überſchwimmen.

Die Feuerfeſtigkeit kommt bei vielen Heiligen vor, ſo beim heiligen Victor, Euphyſius, Polykarp, Bonifacius, Michael, Egydius, Joſeph von Copertino, Johann a Deo, der Katharina von Siena, Chriſtina mirabilis uſw. uſw. Ferner bei den Fakiren, Derwiſchen und Aiſſawas, Camiſarden und Convulſionärs. Ein bei den Hexen vorkommendes Beiſpiel habe ich oben bei der Darſtellung des Inhaltes des Hexenhammers gegeben[2]), und Bodinus ſagt, daß die Zauberer in ihrer Verzückung weder Verbrennungen noch andere Schmerzen empfinden. Das häufige Vorkommen der Feuerfeſtigkeit bewog wohl auch die Verfaſſer des Hexenhammers dieſelbe nicht als eine für die Unſchuld der Hexen ſprechende Erſcheinung zu betrachten.

Delrio berichtet[3]), daß im Jahre 1599 eine Hexe unverletzt blieb, bei welcher die furchtbare Tortur des Pechſtiefels angewendet worden war, und ſo könnte ich, wenn es nötig wäre, noch mehr

---

[1]) Jeſaias 43, 2.

[2]) S 515.

[3]) Disquis. magic. Lib. II. cap. 21.

Beiſpiele anführen. — Auch bei den Beſeſſenen kommt, wie ich bereits anführte, die Feuerfeſtigkeit vor.

Daran reiht ſich die bei manchen Medien, wie bei Home, vorkommende Feuerfeſtigkeit. Von zahlreichen hierüber vorliegenden Berichten laſſe ich nur folgende Darſtellung des berühmten Naturforſchers A. R. Wallace folgen[1]):

„Vielleicht iſt das beſtbezeugte und außerordentlichſte Phänomen, das mit Mr. Homes Mediumſchaft verknüpft iſt, dasjenige, welches die Feuerprobe genannt wird. Im Zuſtand der Verzückung nimmt er eine glühende Kohle aus dem heißeſten Theil eines hellen Feuers und trägt ſie rings im Zimmer umher, ſo daß Jedermann ſehen und fühlen kann, daß ſie eine wirkliche iſt. Dies iſt bezeugt durch Mr. J. D. Jencken, Lord Lindſay, Lord Adare, Miß Douglas, Mr. S. C. Hall und vielen andern. Aber noch weit ſeltſamer iſt, daß er in dieſem Zuſtand dieſelbe Gabe bei andern Perſonen entdecken, oder ſie auf dieſelben übertragen kann. Ein Stück rothglühender Kohle wurde einſt auf Mr. S. C. Halls Kopf in Gegenwart des Lord Lindſay und vier anderer Perſonen gelegt. Mr. Hall erzählt in einer Mittheilung an den Grafen Dunraven Folgendes: ‚Mr. Hall ſaß beinahe dem Orte gegenüber, wo ich ſaß; und ich ſah Mr. Home, nachdem er ungefähr eine halbe Minute im Rücken von Mr. Halls Stuhl geſtanden hatte, kaltblütig ein Stück brennender Kohle auf ſeinen Kopf legen. Ich habe mich oft verwundert, daß ich davon nicht erſchreckt war, aber ich vermochte es nicht; ich hatte vollkommenes Vertrauen, daß er nicht verletzt werden würde. Jemand fragte: Iſt es nicht heiß? Mr. Hall antwortete: Warm, aber nicht heiß. Mr. Home hatte ſich ein kleines Stück entfernt, kehrte aber wieder zurück, noch immer in Verzückung; er lächelte und ſchien in ganz angenehmer Stimmung und begann hierauf Mr. Halls weißes Haar über die rothe Kohle zu ſtreichen. Das weiße Haar hatte das Ausſehen ſilberner Fäden über der rothen Kohle. Mr. Home ſtrich dann das Haar in eine Art Pyramide, wobei ſich die Kohle noch immer roth unter dem Haare zeigte.‘

Als ſie vom Kopfe heruntergenommen wurde, dem ſie nicht im geringſten Grade Haut und Haare verletzt oder verſengt hatte,

[1]) Vertheidigung des Spiritualismus. S. 25—27.

verſuchten Andere ſie zu berühren, und wurden verbrannt. Lord Lindſay und Lady Douglas erhielten auch heiße Kohlen in ihre Hände gelegt, und ſie beſchreiben dieſelben mehr als kalt, denn heiß ſich anfühlend, obgleich ſie zu gleicher Zeit jedweden Andern verbrannten und ſelbſt das Geſicht des Haltenden verſengten, wenn das glühende Stück ihm zu nahe gebracht wurde. Dieſelben Zeugen bekunden auch, daß Mr. Home rothglühende Kohlen innerhalb ſeiner Weſte gelegt, ohne ſeine Kleider zu verſengen, und ſein Geſicht in die Mitte des Feuers gehalten hat, wobei ſein Haar in die Flamme hineinfiel und doch nicht im geringſten verſengt ward. Dieſelbe Kraft, dem Feuer zu widerſtehen, kann auch zeitweiſe lebloſen Gegenſtänden verliehen werden. Mr. H. Nisbet zu Glasgow erklärt (im „Human Nature“ vom Februar 1870), daß in ſeinem eigenen Hauſe im Januar 1870 Mr. Home eine rothglühende Kohle in die Hände einer Dame und eines Herren legte, welche ſie nur als warm empfanden, und dann dasſelbe Stück auf eine zuſammengefaltete Zeitung brachte, woſelbſt es ein Loch durch acht Papierblätter brannte. Er nahm dann noch eine friſche flammende Kohle, legte ſie auf dieſelbe Zeitung, trug ſie ungefähr drei Minuten lang im Zimmer umher, worauf man das Papier dieſes Mal nicht im geringſten verſengt fand. Lord Lindſay erklärte weiter — und als einer der wenigen Adeligen, welche wirkliche wiſſenſchaftliche Arbeit leiſten, muß ſein Zeugniß von einigem Werth ſein, — daß er bei acht Gelegenheiten glühende Kohlen von Home auf ſeine Hand ohne Verletzung gelegt erhalten habe. Mr. W. H. Harriſon ſah ihn (nach dem Spiritualist vom 15. März 1870) eine große Kohle nehmen, welche ſeine Handfläche bedeckte und ſechs bis ſieben Zoll hoch war. Als er damit im Zimmer umher ging, warf ſie eine rothe Gluth auf die Wände, und als er mit ihr zum Tiſch kam, fühlten alle Anweſenden die Hitze in ihren Geſichtern. Die Kohle wurde auf dieſe Weiſe fünf Minuten lang von ihm gehalten. Dieſe Erſcheinungen haben ſich jetzt Dutzende von Malen in Gegenwart Dutzender von Zeugen wiederholt. Sie ſind Thatſachen der Wirklichkeit, über die kein Zweifel herrſchen kann; und ſie ſind nach den bekannten Geſetzen der Phyſiologie und Wärme ganz unerklärlich.“

Die Waſſerprobe der Hexen verdankt nicht, wie Soldan meint, dem Glauben an die heilige Reinheit des Waſſers ihren Urſprung,

wenn ſchon Hinkmar von Rheims ſagt, daß das durch die Taufe Chriſti im Jordan geheiligte Waſſer keinen Verbrecher aufnehme, ſondern der mit ekſtatiſchen Zuſtänden in noch unaufgeklärter Weiſe in Verbindung ſtehenden veränderten ſpezifiſchen Schwere.

Wäre das Erſtere der Fall, ſo dürften wir die Waſſerprobe nur im Chriſtentum antreffen; wir machen aber im Gegenteil die Wahrnehmung, daß die ihr zu Grund liegende Erfahrung eine univerſalgeſchichtliche iſt.

Schon in Manus Geſetzbuch wird die Waſſerprobe als Kriterium der Wahrheit eines Eidſchwurs dargeſtellt, und nach der Sankhialehre wandeln die Fakire auf dem Waſſer und ſchwimmen darauf wie Holz.[1]) — Den Ausſpruch des Jamblichus habe ich bereits mitgeteilt. Auch bei Plinius begegnen wir Angaben über das wunderbare Schwimmen auf dem Waſſer; ſo ſagt er,[2]) daß die als Zaubervolk bekannten Thibier auf dem Waſſer nicht untergingen, und berichtet, daß bei den Skythen Ähnliches vorkomme.

Über das ekſtatiſche Schweben der Heiligen werde ich ſpäter ſprechen; hier will ich nur ſagen, daß nach Cäſarius von Heiſterbach[3]) im Jahre 1114 der Manichäer Clementius zu Soiſſons wie leichtes Holz ſchwamm und Gleiches bei den Albigenſern vorkam. Auch die Franken, Longobarden und Normannen kannten die Waſſerprobe, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts in den Hexenprozeſſen wieder aufgenommen wurde.

Es iſt keine Frage, daß mit der Waſſerprobe von gewinnſüchtigen Henkern und fanatiſchen Hexenriechern großer Unfug getrieben wurde, wie namentlich zur Zeit des langen Parlaments Hopkins an 3000 Perſonen — über 60 allein in einer Grafſchaft — vom Leben zum Tode beförderte.[4]) Deshalb heißt es im Hudibras:

„Hat nicht das lange Parlament
Des Teufels Boten ausgeſendt
Mit Vollmacht, der von Haus zu Haus
Nun geht und ſpüret Hexen aus?

---

[1]) Windiſchmann: Die Philoſophie im Fortgang der Weltgeſchichte. I. 4.
[2]) Histor. natur. VII. 2.
[3]) Dial. mirac. IX. 12.
[4]) Nach du Prels Aufſatz: Die Waſſerprobe der Hexen.

Und hängt er nicht in einem Jahr
In Einer Grafſchaft, das iſt wahr,
Viel mehr als ſechzig auf geſchwind,
Blos weil ſie nicht erſoffen ſind."

Wie ich oben ſchon ſagte, wurde ſchließlich Hopkins ſelbſt der Waſſerprobe unterworfen und gehängt als er ſchwamm.

Bei der Waſſerprobe pflegte man die Daumen und großen Zehen der Hexen kreuzweiſe zuſammenzubinden und den hilfloſen Knäuel an einem Strick ins Waſſer herabzulaſſen. Schwammen ſie nun, ſo galten ſie für ſchuldig.

Oft kam es auch vor, daß Verdächtige ſich freiwillig zur Waſſerprobe erboten, die jedoch nicht immer günſtig für ſie ausfiel. Du Prel berichtet einige hierhergehörige Fälle in ſeinem genannten Aufſatz und ſagt mit Recht:

„Bei allem Skepticismus gegenüber dem einzelnen Fall muß man der Geſammtſumme der durch alle hiſtoriſchen Zeiten gehenden Berichte ein großes Gewicht beilegen. Man kann ſich dem Glauben nicht entziehen, daß ein Wahrheitskern in der Sache verborgen liegt. Offenbar haben wir es mit einer Erſcheinung zu thun, die um ſo ſchwieriger zu erklären iſt, als die Zuſtände, in welchen ſie am menſchlichen Organismus eintritt, noch gar nicht experimentell unterſucht ſind."

Es muß erwähnt werden, daß die Erſcheinung des magiſchen Schwimmens keine konſtante iſt, inſofern dieſelben Perſonen bald ſchwammen und bald untergingen.[1]) So berichtet z. B. le Brun[2]) von Leuten, die ſich der Waſſerprobe unterwerfen wollten und vorher eine Probe anſtellten, bei welcher ſie untergingen; als ſie aber obrigkeitlich probiert wurden, ſchwammen ſie, weil vermutlich die Erregung und Angſt ekſtatiſche Zuſtände hervorriefen.

Einen Beweis dafür, daß das magiſche Schwimmen mit ekſtatiſchen Zuſtänden in Verbindung ſteht, treffen wir bei den Somnambulen an, welche zum Teil gerade wie die Hexen ſchwimmen.

---

[1]) Dieſe Veränderlichkeit bewog auch Leute wie Delrio, die Waſſerprobe als unſicher zu verwerfen und verurſachte, daß das, was bei Chriſtus, Maurus und der h. Oſanna als Kriterium der Heiligkeit galt, bei den Hexen für teufliſch angeſehen wurde.

[2]) Critique des pratiques superstitieuses. II. 137.

So ſagt Kerner von der Seherin von Prevorſt: „Wenn man ſie (im magnetiſchen Zuſtand) in ein Bad bringen wollte, zeigte ſich bei ihr die ſonderbare Erſcheinung, daß alle ihre Glieder, auf Bruſt und Unterleib, in ein unwillkürliches Hüpfen, in eine vollſtändige Elaſticität kamen, und ſie aus dem Waſſer immer wieder ausſtieß. Gehülfinnen, die bei mir waren, gaben ſich alle Mühe, ſie mit Gewalt ins Waſſer zu drücken, aber ihre Spannkraft ſchwebte immer nach oben, ſie konnte nicht untergehalten werden, und hätte man ſie in einen Fluß geworfen, ſie wäre wohl auch in dieſem ſo wenig wie ein Pantoffelholz untergeſunken.“

Du Prel führt noch folgende Fälle von Somnambulen an: „Dr. Franklin erzählt in ſeinen Memoiren, daß er einſt beim Baden auf dem Rücken liegend einſchlief und eine Stunde lang in ſeiner Stellung verblieb, ohne unterzuſinken. Brierre de Boismont, der dieſe Geſchichte anführt, fügt den noch merkwürdigeren Fall bei, daß ein Irländer nachts aufſtand, zwei engliſche Meilen weit ans Meer lief und ſchlafend eine Strecke von 1½ Meilen durchſchwamm, bis er aufgeleſen wurde, wobei man ihm nur ſchwer begreiflich machen konnte, daß er nicht im Bette ſei. Der Arzt Gmelin führt den neapolitaniſchen Pagenhofmeiſter Moccia an, der durch Zufall im Bade über ſeine Fähigkeit belehrt wurde, im Waſſer nicht unterzuſinken. Der ſeinerzeit berühmte Baxter erwähnt eine „melancholiſche“ Frau, die ſich in einem Anfall ins Waſſer ſtürzte und drei Stunden lang auf demſelben lag. „Als man ſie gefunden und nach Hauſe gebracht, war ihr Leib ſo leicht wie Stroh, und ſie erlangte ihre Geſundheit wieder. Der Arzt Deſpine behandelte zu Aix ein elfjähriges ſomnambules Mädchen; bei den Meerbädern, die es nahm, gebrauchte es anfänglich Blaſen, um geſichert ſchwimmen zu können, dann aber legte es dieſelben ab und war die geſchickteſte Schwimmerin.[1]) Der Arzt Koreff in einem merkwürdigen Schreiben an Deleuze berichtet von einer Somnambulen, die nicht ſchwimmen konnte, aber wenn ſie ſomnambul wurde, ſich im Meere verwegen herumtrieb wie in ihrem natürlichen Element. In der Kriſe gab ſie an, daß es nöthig wäre, ſie durch die

[1]) Warum du Prel dieſen gar nichts beweiſenden Fall anführt, vermag ich nicht einzuſehen.

Macht des Willens davon abzuhalten, weit hinaus zu ſchwimmen, weil, wenn ſie dabei zufällig erwachen würde, ſie ertrinken müßte. Koreff, der dieſes Mädchen zu wiederholten Malen ſah, fügt bei, daß ſie im Meerwaſſer gleich ſomnambul wurde. Dies läßt ſich aber um ſo leichter erwarten bei Perſonen, bei welchen die natürliche Angſt vor dem Waſſer noch geſteigert wurde durch die Angſt der Hexenprobe."

Die bei ekſtatiſchen Zuſtänden eintretende Veränderung des Gewichts fand ihre Verwertung bei der Hexenwage.

Bekanntlich hatte die Stadt Oudewater von Kaiſer Karl V. das Privilegium erhalten, auf ihrer Ratswage der Hexerei Verdächtige hinſichtlich des Gewichts zu prüfen, infolgedeſſen zwei Jahrhunderte lang ſuſpekte Perſonen aus Holland und Weſtphalen nach Oudewater ſtrömten, um ſich daſelbſt prüfen zu laſſen. Noch Bekker ſchreibt 1693: „Der Herr, dem ich meine Nachrichten verdanke, verſichert mich, daß man in den zwei Jahren, die er in Oudewater gewohnt, daſelbſt verſchiedene Perſonen gewogen habe, und ich habe erſt kürzlich noch erfahren, daß dieſe Wägerei noch immer fortdauere." — Nach Soldan wurde die letzte Wägung Verdächtiger zu Oudewater im Jahre 1754 vorgenommen.

Aber auch anderwärts kannte man dieſe mit der Waſſerprobe verbundene Einrichtung. So wurde der „Wieneriſchen Zeitung"[1] am 26. Juli 1728 gelegentlich eines Hexenprozeſſes aus Scegedin geſchrieben: „Ehe und bevor aber ſolches an ihnen vollzogen worden, hat man die verurtheilten nach hieſigem Gebrauch zur Probe gebracht, nämlich mit zuſammengebundenen Händen und Füſſen, und einem langen Strick um den Leib ins Waſſer gelaſſen, welche aber nach Hexenart gleich einem Pantoffelholtz, auff dem Waſſer geſchwommen. Nach dieſem wurden ſie ſogleich zur andern Probe gebracht, nämlich auff die Wage geleget, um zu ſehen, wie ſchwer dann eines und die andere ſey, dabey denn höchſt zu verwundern, daß ein groſſes und dickes Weib, nicht mehr als ein und ein halb Qventlein, und ihr Mann, welcher auch nicht von den kleinſten ware, nur fünff Qventlein, die Übrigen aber durchgehends ein Loth, zwey oder drei Qventlein, und noch weniger gewogen haben."

[1] No. 67, Jahrg. 1728.

Die Gewichtsabnahme Somnambuler wird durch Lafontaine bestätigt, welcher eine Somnambule auf eine Wage legte und magnetisierte, wobei sie an Gewicht verlor.[1]) — Eine ähnliche Beobachtung bei einem Nachtwandler machte schon Trithemius von Sponheim, welcher in seiner Schrift von den acht Fragen sagt:

„Wir sehen das in diesen menschen, die aus inbrünstiger Liebe gegen Gott des fleischlichen Lebens wesen betrachten, im gaist frey verzuckt, von der erden über sich gen Himmel erhebt werden, welche nit allein durch die scherpffe ihres gemüths, sonder auch auß Göttlicher krafft die schwere ihres leibs in solchem Fall, als uns gedunkt, von inen legen.“ Nach dem Trithemius sich also im allgemeinen über die Levitation ausgesprochen, sagt er von dem erwähnten Nachtwandler, mit welchem er als junger Schüler zusammengeschlafen hatte: „Item er stig biß zum dritten mal auff das Beth, gieng auff uns umb, trath uns mit den Füssen, aber es that uns nit wehe, war gleich als wann ein kleiner Aff auff uns umbgehupfft were. — Er stig zu oberst schnel und behend auff das Hauß, klebet auff dem tach wie ein spatz. Ich sag, was ich gesehen, und nit vergebenlich für ain merlin gehört hab.“[2])

Diese Wahrnehmungen geben uns einen Schlüssel zu der wunderbaren Erhebung von Besessenen und Somnambulen auf hohe Bäume und Dächer, von denen sie herabspringen oder herabfallen ohne Schaden zu leiden.

Diese Erscheinung führt uns zur Levitation hinüber, welche ihren unglaublichen Charakter verliert, wenn wir bedenken, daß die Schwere, über deren Wesen Newton vollständig im Dunkeln zu sein sagte, anscheinend eine besondere Elektrizitätsthätigkeit ist, und daß somit Umstände denkbar wären, welche diese Thätigkeitsäußerung modifizierten.

Die Levitation ist wie alle magischen Zustände eine universalgeschichtliche Erscheinung. Sie kommt bei den Brahmanen und Neuplatonikern vor. Christus schwebt bei der Verklärung, und

---

[1]) Du Prel: Die Hexen und die Medien.

[2]) Frage 3.

[3]) Über die von Crookes beobachteten, durch mediumistische Begabung abgeänderten Gewichtsverhältnisse habe ich mich in meiner Geschichte d. n. Occultismus ausführlich ausgesprochen.

Simon Magus wird in Gegenwart des Apoſtels Petrus in die Luft erhoben. Eine ganze Anzahl Heilige „fliegen.“ So Joſeph von Copertino, Franz von Aſſiſi, Philippo Neri, Ignaz von Loyola und die heilige Thereſia; auch Savonarola und die Jungfrau von Orleans.

Beiſpiele von der Levitation der Hexen habe ich oben gegeben.

Ganz beſonders merkwürdig iſt das Schweben der Anna Maria Fleiſcher zu Freiberg, über welche der Superintendent Andreas Moller in ſeiner „Beſchreibung der Stadt Freiberg“ ſagt[1]):

„Anno 1620 den 11. Octobris iſt verſtorben Anna, Stephan Fleiſchers, Bändners zu Freyberg Ehefrau, und den 14. Oct. zu S. Petri mit einer Leichenpredigt begraben worden. Von dieſer Frau wäre viel zu ſchreiben, denn ſich ſehr wunderliche Sachen mit ihr zugetragen, indem ſie groſſe, übernatürliche Krankheit ausgeſtanden, dabey unterſchiedliche Offenbarungen gehabt und viel zuvor geſagt, ſo hernach in der that geſchehen, und nicht allein dieſe Stadt, ſondern auch gantz Teutſchland leider betroffen. Sie iſt mit einer Epilepsia und gräulichen Convulsionibus (welche ärger ſind als immer möglich zu beſchreiben, und einem natürlichen Menſchen auszuſtehen) vier Wochen lang befallen, zu derſelben Zeit bildete ſie ihr ein, ſie müßte einen ſchönen Garten ſehen, darinnen Bäume, darauß Kinder mit weiſſen Hembdern (die ſie Engel nannte) zu ſehen; es wäre auch darinnen ein hoher Berg mit Graſe bewachſen, denſelben mußte ſie mit großer Mühe beſteigen, wenn die ſchweren Paroxismi, werffen und auffahren, angiengen.“

Die urſprünglich hyſteriſche Fleiſcher war ſomnambul geworden und hatte Viſionen eines böſen und eines Schutzgeiſtes. Der Somnambulismus ging in Beſeſſenheit über, in welcher an „Entrückung“ erinnernde Levitationen vorkamen. Es heißt darüber:

„Inmittelſt haben ſich wunderdinge mit ihr zugetragen. Vormittage um 9 uhr, als der Mann den Lehrjungen bey ihr allein in der Stube gelaſſen, und derſelbe entſchlaffen, iſt ſie aus der zugeſchloſſenen Stube verlohren, und darauff mit groſſen Schmertzen geſuchet, und als er ihm der man vor angſt wollen ein leid thun, oben auff der Rinnen zwiſchen ihrem und des nachbars hauſe

[1]) Pars. II pag. 423 sq.

funden worden, alſo daß ſie die beine hinab in den Garten gehangen,[1]) und das bekannte geſetzlein geſungen hat: ‚tod, ſünde, teuffel, leben und gnad ꝛc.‘ Sie iſt auch ſonſt des morgens um 3 vhr vorm fenſter auff einem Steine auch zu mittage auffen ofen funden worden, und haben ihre convulsiones, werffen und auffſteigen mit gewalt überhand genommen; wie denn allzeit, wenn ihre krankheit wiederkommt, und auch dißmal nicht ohne thränen und mitleiden anzuſehen iſt, da ſie mit dem kopff bald auff, bald nieder ſchlägt, bald wie ein wurm ſich wunderlich krümmet, der leib denn wie eine baucke aufläufft, und wenn es am hefftigſten wird, fähet ſie an die lufft zu ſteigen, da man ſie nicht wohl angreiffen, denn nur mit groſſer mühe und tüchern faſſen darff. Sobald die widerſacher die Verſöhnung bey ihr geſuchet,[2]) iſt ſie im Beyſeyn der beiden Diaconen Caſpar Dachſelns und Tobias Walpurgens, die es auch beide jetzo vor uns ausgeſaget, urplötzlich im Bette mit dem gantzen leibe, haupt und füſſen bey dritthalb ellen hoch auffgehoben worden, daß ſie nirgends angerühret und frey geſchwebet, daß es das anſehen gehabt, als wollte ſie zum fenſter hinaus fahren. Darauf ſie gedachter Tobias Walpurger umfangen, und mit den anweſenden zu GOtt geſchrieen, und gebetet, und ſie alſo wiedergebracht.“

Ähnliche bei Somnambulen beobachtete Fälle hat du Prel in ſeinem Aufſatz „Die Hexen und die Medien“ zuſammengeſtellt: Du Potet ſah einen Dämoniſchen gegen das Geſetz der Schwere auf einer Leiſte um ein Zimmer herumlaufen, ohne im geringſten zu wanken; der leichte hölzerne Fries war nur mit einigen ſchwachen Nägeln an der Mauer befeſtigt und hätte zerbrechen müſſen, wäre die Schwere des Menſchen nicht vermindert geweſen. — Dr. Cleß erzählt von einer Somnambulen: „Sie gerieth allmälig in ein immerwährendes Schweben und fliegende Bewegungen, wobei ſich ihr Körper mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit auf die graciöſeſte Weiſe nach allen Richtungen hin ſchwebend und wie im Fluge bewegte. — Der Arzt Billot hatte eine kranke Somnambule, die,

[1]) Hier ſcheint alſo obige Gewichtsverminderung eingetreten zu ſein, denn ſonſt hätte wohl die Rinne die Fleiſcher nicht getragen.

[2]) Alſo liegt anſcheinend ein Fall von Maleficium vor.

wenn ſie an Krücken im Zimmer herumging, oft ausrief: „Ich werde in die Höhe gehoben, man hebt mich auf und ich fürchte, daß man mich zum Fenſter hinausführt. — Der Arzt Carpignon berichtet von einer horizontalen Erhebung einer Somnambulen durch das Halten der Hände über dem Sonnengeflecht, und einer vertikalen Erhebung, ſo daß ein freier Raum unter den Füßen ſich ergab, durch das Auflegen der Hände auf den Kopf. Zöllner erzählt, daß Slade ihn mit dem Stuhle, auf dem er ſaß, und auf deſſen Lehne derſelbe ſeine Hände legte, einen Fuß hoch in die Luft hob, indem der Stuhl der Hand wie ein Magnet folgte. — Kieſer endlich berichtet vom Aufheben eines Somnambulen von der Erde durch die Daumenſpitzen des Magnetiſeurs.

Wallace berichtet[1]), daß Home zu London in Gegenwart von mehr als fünfzig Zeugen geflogen ſei, wobei Lord Lindſay beobachtete, wie er zu einem Fenſter des 85 Fuß über der Erde gelegenen Zimmers hinaus und zu einem andern wieder hereinſchwebte. Das Schweben ging im Trance vor ſich.

Von dem phyſiologiſchen Urſprung der Nadelprobe habe ich bereits geſprochen, während die Thränenprobe, bei welcher die Hexe auf Befehl der Richter Thränen vergießen ſollte, abſoluter Unſinn iſt.

---

[1]) Wiſſenſchaftliche Anſichten des Übernatürlichen. S. 90.

Viertes Buch.

Die weiße Magie. — Die Theurgie. Die Nekromantie.

Erſtes Kapitel.

Die weiße Magie.

Die bekannte Unwiſſenheit der Theoſophen in geſchichtlichen Dingen läßt ſie die weiße Magie als überſinnliches Wirken zu Gunſten anderer und ſchwarze Magie als ſolches zu eigenem Beſten definieren, welche Weisheit mit vollen Backen urbi et orbi verkündet wird. Und doch iſt dieſe Definition grundfalſch. Geſchichtlich betrachtet iſt die weiße Magie die Entwickelung der intuitiven Kräfte, um zur myſtiſchen Henoſis zu gelangen. Die natürliche Magie iſt ein für unſere Zeit obſolet gewordenes, ſchwer definierbares Gemiſch rudimentärer phyſikaliſch-chemiſcher Kenntniſſe. In gewiſſem Sinn könnte man die verſchiedenen Zweige der magiſchen Heilkunde hierherrechnen, welche ich in einem beſondern Buch behandeln werde. Die ſchwarze Magie begreift das Hexenweſen in ſich, und die Theurgie endlich iſt nicht, wie die Theoſophen faſeln, das Wirken durch Gott,[1]) ſondern die Geiſterbeſchwörung, zu welcher auch die mittelalterliche Teufelsbeſchwörung zählt. Eine Abart der Theurgie iſt die Nekromantie. So die allein richtige Klaſſifikation, welche ſchon Horſt aufſtellte. Aber freilich, welcher der auf Blavatsky, Beſant, Olcott und ähnliche dubiöſe Autoritäten ſchwörenden theoſophiſchen Anglomanen ſollte wohl den ehrlichen deutſchen Horſt kennen!

[1]) Dieſer Irrtum der Theoſophen kommt daher, weil das Altertum jedes überſinnliche Weſen und alles überſinnliche Wirken „Gott“ und „göttlich“ nannte.

Ich wende mich nun zur weißen Magie:

Wie der Chemiker bei der Destillation des Kochsalzes mit Schwefelsäure wohl nach dem bestehenden Gesetz der Wahlverwandtschaft sagen kann, daß sich Chlorwasserstoff und schwefelsaures Natron bilden müssen, ohne daß er jedoch den Grund der Stärke- und Affinitätsverhältnisse der verschiedenen Elemente weiß, so steht auch der Seelenforscher bei den mystischen Erscheinungen vor vollendeten Thatsachen, deren treibende Kraft ihm verborgen und deren letzter Grund ihm dunkel bleibt. Es ist für uns daher eine äußerst schwierige, wenn auch freilich lockende Aufgabe, dem Wesen und Werden der intuitiven Kräfte des Menschen nachzugehen.

Intuition heißt Anschauung oder unmittelbare, unbefangene, bewundernde, nicht reflektierende Betrachtung. Der Ausdruck wird besonders für diejenigen Seelenregungen, Gefühle oder Vorstellungen gebraucht, welche unserer unbewußten Wesensseite angehören und über deren Herkunft der reflektierende Verstand sich keine Rechenschaft zu geben vermag. In weiterem, übertragenem Sinn aber denkt man dabei auch an ausgeprägtere Formen des menschlichen Ahnungsvermögens, Hellsehens und mystischer Erkenntnis.

Spontan auftretende intuitive Fähigkeiten können in schlafendem wie wachendem Zustande des Menschen zur Geltung kommen und im ersten Fall den divinatorischen oder Wahrtraum mit seinen verschiedenen Unterarten erzeugen. Was die Entwickelungsfähigkeit der im Traum wirkenden intuitiven Begabung oder Kraft anlangt, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß bei der nötigen Ruhe des Gemütes und geeigneter Lebensweise solche Träume allmählig häufiger und klarer werden, wenn wohl auch manchmal dann wieder längere Zeit die ganze bunte Bilderschrift verlischt. Es ist gewiß, daß hierbei Gesetzmäßigkeit und ein regelmäßiger Verlauf des Phänomens obwaltet, welcher Art aber dieselben sind, darüber vermag die heutige Seelenforschung noch keinen Aufschluß zu geben.

Der spontan auftretende sinnbildliche oder absolut divinatorische Traum, der sich sogar zum Hellsehen in wachem Zustand steigern kann, wird auch hervorgerufen werden, wie dies so häufig bei Verwandten oder andern durch enge Bande verbundenen Leuten geschieht, wenn eines derselben sich in Gefahr befindet, krank ist oder im Sterben liegt. (Telephatie.) Der Träumende oder Wahrnehmende empfängt

ſolchen Eindruck ſtets unwillkürlich, während derſelbe von dem Übertragenden zwar oft auch im Schlaf oder Ohnmacht unbewußt, meiſt aber in den letzten Augenblicken des Ringens mit dem Tode bewußt übertragen wird.

Dieſe mit der Gedankenübertragung zuſammenhängende „Traumſendung“ kannten ſchon Trithemius und Agrippa. Letzterer ſagt[1]):

„Viele Philoſophen ſind der Anſicht geweſen, die Luft[1]) ſei die Urſache der Träume und mehrerer anderer Eindrücke der Seele durch Aufnahme der Bilder oder Geſtalten, welche von den verſchiedenen mit der Luft in Berührung kommenden Gegenſtänden und Reden ausgehen und von der Luft weitergeführt zu den Sinnen und endlich zur Phantaſie und zur Seele gelangen, welch' letztere, wenn ſie von Sorge frei und feſſellos derartige Geſtalten begierig erwartet, von ihnen Belehrung erhält. Denn obgleich die Geſtalten der Dinge ſelbſt ſchon ihrer Natur nach den Sinnen der Menſchen und Thiere ſich zeigen, ſo können ſie doch, ſo lange ſie in der Luft ſind, vom Himmel einen gewiſſen Eindruck erlangen, vermöge deſſen ſie auf eine beſondere Weiſe, je nach der Fähigkeit des Aufnehmenden zu den Sinnen des Einen klarer, als zu denen des Andern gelangen. Auf ganz natürliche Art, ohne allen Aberglauben und ohne die Vermittlung irgend eines Geiſtes iſt es möglich, daß ein Menſch dem Andern auf jede noch ſo weite, ja ſogar unbekannte Entfernung in der kürzeſten Zeit ſeine Gedanken mittheilen kann. Wenn auch die Zeit, innerhalb welcher dies geſchieht, ſich nicht genau bemeſſen läßt, ſo braucht man doch dazu in keinem Falle über vierundzwanzig Stunden. Ich verſtehe dieſes Kunſtſtück und habe es öfters probirt; auch der Abt Trithemius verſteht dasſelbe und hat es einſt ausgeübt.“

Auch Paracelſus kennt und beſchreibt die Telepathie, wenn er im Buche Paramirum ſagt: „Auch im Traume wirkt ein Geiſt des Menſchen auf den andern und macht ihn ſich geneigt oder ſchadet ihm. Dein Geiſt beſucht den eines andern oder bringt denſelben zu dir. Das wiſſen denn auch die dämoniſchen Buhlherzen

---

[1]) Wenn wir für Luft Aether ſetzen, haben wir ganz die moderne Theorie.

und ſuchen allerlei Fündlein, wie ſie ſollen ihrer Liebſten im Traume erſcheinen“ uſw.

Bekanntlich hat die Londoner Society for Psychical Research die Phantasms of the Living betitelte Sammlung von ſiebenhundert genau und exakt feſtgeſtellten Fällen von Telepathie herausgegeben.

Als die niederſte Äußerung der intuitiven Kräfte im wachenden Zuſtand des Menſchen iſt die Ahnung zu bezeichnen, welche ſich unter günſtigen Umſtänden zum zweiten Geſicht entwickelt; daran ſchließt ſich das ſympathetiſche Mitempfinden und die Antipathie, das körperliche und geiſtige Durchſchauen anderer, das Geiſterſehen, die ſo verſchiedenartige Ekſtaſe und endlich die Theophanie. Überall läßt ſich dunkel ein Zuſammenhang, ein geſetzmäßiges ſtufenweiſes Fortſchreiten vom Niederen zum Höheren herausfühlen.

Mit den höheren Entwickelungsgraden der magiſch-intuitiven Seelenkräfte, pflegen, wie ſchon ſattſam dargethan, Modifikationen, ja die gänzliche Aufhebung der für den normalen Organismus gültigen Geſetze verbunden zu ſein, Unempfindlichkeit gegen Schmerz, Unverletzlichkeit, Abänderung der Schwere, Leuchten uſw. uſw., welche jedoch keineswegs Kriterien der Heiligkeit oder Unheiligkeit ſind.

Der freie Geiſt des Menſchen kann ſich auf die eine oder die andere Seite, nach der des Lichts oder der Nacht wenden, und wie die Entwickelung der magiſchen Kräfte auf der einen Seite Propheten, Heilige und Religionsſtifter ſchafft, ſo bildet ſie auf der andern Zauberer und Hexen aus, bei denen die Diabolophanie das Unweſentliche, nur das äußere Kolorit iſt. Bei der Hexe iſt das Hellſehen ausgebildet wie bei der Heiligen, die Fernwirkung wird ebenfalls ausgeübt, nur auf eine ſchädigende Weiſe, ebenſo wie die magiſche Heilwirkung der Heiligen in das Maleficium umgeſchlagen iſt; die Abänderung der phyſiologiſchen Geſetze, die Unempfindlichkeit, die Unverletzlichkeit, die Abänderung der Schwere und die Levitation ſind hier wie dort vorhanden.

Wenden wir uns nun der Frage zu, wie — im Sinne der weißen Magie — die magiſchen Fähigkeiten und Kräfte bewußtermaßen, aber ohne gewaltſame Störung des Nervenſyſtems entwickelt werden können, ſo haben wir hier den Wegen nachzuforſchen, welche die edelſten Eſoteriker aller Zeiten gingen.

Der Schlüſſel zu aller Entwickelung der wahrhaft höheren magiſch-intuitiven Fähigkeiten und Kräfte iſt der Seelenfrieden, die „Ruhe in Gott“, wie die chriſtlichen Myſtiker ſagten, und welche durch die Verbannung der Leidenſchaften erreicht wird, wie ſchon Boëthius ſagt:

„Willſt du mit Klarheit
Sehen das Wahre
Und den geraden
Pfad nicht verlieren,
Mußt du verbannen
Schmerz und Beſorgniß,
Freude und Hoffnung;
Denn deine Seele
Schmachtet in Feſſeln
Und iſt umnebelt,
Wenn dieſe herrſchen.“

Wahrhaft erhaben äußert ſich Plato im Phädrus und Staat über das Weſen der menſchlichen Seele und die Entwickelungsfähigkeit ihrer Kräfte. Er ſagt:

„Unſere Seele iſt ein Theilchen des göttlichen Hauches, daher wir auch mit der Gottheit verwandt ſind; unſerer Seele ſind die göttlichen Ideen eingeboren und werden ſelbſt aus dem Anblick der göttlichen Dinge geſchöpft. — Bevor ſie mit dem Leib vereinigt war, lebte ſie in Gott; auch jetzt noch, mit dem Leib bekleidet, kann ſie der göttlichen Betrachtung durch Bekämpfung der Leidenſchaften und durch beſchauliches Leben theilhaftig werden. — Wer immer zu dem Wahren ſich erheben will, d. h. zu dem, was ohne Veränderung, ohne Erzeugung und Vergänglichkeit iſt, dieſer lebe nach der göttlichen Natur und wahrhaft. — Wir können alſo durch unſere Seele wirklich Gott erreichen, uns ihm nähern und ihn betrachten, und jene Betrachtung erfüllt uns mit der höchſten und wahren Freude und macht uns ſelig.“

Im Phädrus nennt Plato als Mittel, um ſich wieder auf die urſprüngliche hohe Stufe hinaufzuſchwingen zuerſt die Reinigungsmittel der wahren Philoſophie und alsdann die Myſterien, die den Menſchen teils an das Heilige wieder erinnern, teils die Sinne

ſeines Geiſtes öffnen, um die Bilder des Sichtbaren zu dieſem Zweck zu benutzen, die eben darum von ſo wenigen verſtanden werden, weil man den urſprünglichen und jetzigen Zuſammenhang nicht begreift.

Dieſen höheren Seelenzuſtand nennt Plato θεῖα μανία, den göttlichen Wahnſinn, Ekſtaſe, „welcher beſſer iſt als nüchterne Beſonnenheit. Er bringt darin das Göttliche hervor, daran die Seele, als an einem hellglänzenden Nachbilde, dasjenige wieder erkennt, was ſie in der Stunde der Entzückung ſchaute, Gott nachwandelnd, bei welchem Schauen ſie nothwendig mit Luſt und Liebe erfüllt wird.“

Die θεῖα μανία hat vier Hauptformen: die Begeiſterung der Prophetie, der Myſterien, der Dichtkunſt und Liebe. — „Der Menſch wird nicht als Verſtändiger der gottbegeiſterten und wahrhaften Weisſagung theilhaftig, ſondern nur dann, wenn er entweder im Schlafe des Gebrauches der Vernunft beraubt oder durch Krankheit oder irgend eine Begeiſterung ſeiner nicht mächtig iſt.“ (Timäus.)

Plutarch ſpricht weniger von der Entwickelungsfähigkeit der magiſch-intuitiven Geiſteskräfte, als daß er geiſtvoll gegenüber ſeinem im Epikuräertum verſunkenen Zeitalter deren Exiſtenz überhaupt vertritt. Er ſagt:

„Wenn nach Heſiods Meinung die körperlichen Seelen Geiſter ſind und Wächter ſterblicher Menſchen, warum wollen wir denn die noch im Körper befindlichen Seelen jener Kraft beraubt wähnen, wodurch jene zukünftige Dinge vorher zu verkündigen im Stande ſind. Denn daß die Seele erſt nach der Trennung vom Leibe eine neue Kraft und Eigenſchaft bekommen ſollte, die ſie vorher nicht gehabt habe, iſt nicht wahrſcheinlich. Es läßt ſich eher denken, daß ſie alle ihre Kräfte beſtändig, auch während ihrer Vereinigung mit dem Leibe, wiewohl in einer geringern Vollkommenheit beſitze. Einige dieſer Kräfte ſind unmerkbar und verborgen oder ganz ſtumpf und ſchwach, einige auch, wie man durch einen Nebel ſieht oder ſich im Waſſer bewegt, träge und unwirkſam, und erfordern theils eine ſorgfältige Wartung zur Wiederherſtellung ihres früheren Zuſtandes, theils eine Wegräumung und Reinigung alles Deſſen, was ihnen im Wege ſteht. Denn ſo wie die Sonne nicht erſt dann, wenn ſie aus dem Körper wie aus einer Wolke entweicht, das-

Vermögen in die Zukunft zu ſehen, ſondern ſie beſitzt es ſchon jetzt, wird aber durch ihre Vereinigung mit dem Sterblichen geblendet.“

„So ſchwach, ſo ſtumpf und unmerkbar nun auch dieſes den Seelen eingepflanzte Vermögen ſein mag, ſo geſchieht es doch zuweilen, daß eine oder die andere ſich gleichſam aufbläht und von demſelben in Träumen oder bei den Myſterien Gebrauch macht, entweder, weil der Körper alsdann gereinigt wird und die hierzu erforderliche Stimmung erhält, oder weil die Kraft zu denken und zu überlegen jetzt, da ſie von allem Gegenwärtigen losgeriſſen oder befreit iſt, ſich mit der bloß von der Phantaſie, nicht aber von der Vernunft abhängenden Zukunft beſchäftigen kann. Zwar ſagt Euripides: Wer gut muthmaßen kann, der iſt der beſte Wahrſager, aber er irrt ſich, denn der iſt nur ein geſcheidter Mann, welcher der Leitung ſeines Verſtandes und den Gründen der Wahrſcheinlichkeit folgt. Das Vermögen der Weisſagung hingegen iſt an ſich gleich einer unbeſchriebenen Tafel ohne Vernunft und ohne Beſtimmung, aber doch gewiſſer Vorſtellungen und Vorempfindungen fähig und erreicht das Zukünftige ohne alle Vernunftſchlüſſe, vornehmlich aber dann, wenn die Seele aus dem Gegenwärtigen ganz herausgeſetzt wird. Dies geſchieht durch eine beſondere Beſchaffenheit und Stimmung des Körpers, und hieraus erfolgt dann diejenige Veränderung, die wir Enthuſiasmus nennen.“

Weit eingehender ſpricht ſich Philo über die myſtiſchen Seelenkräfte und deren Entwickelung in ſeinen Schriften De mundi opificio, De somniis und De vita Moris aus. Er ſagt:

„Nur durch das Sichverſenken in die innere Geiſteswelt vermag der menſchliche Geiſt zur überſinnlichen Höhe einer wahren Begeiſterung aufzuſteigen, und nur vermittelſt dieſes Sichverſenkens gelangt er zu den höchſten Erkenntniſſen des Wahren und Guten. Iſt die menſchliche Seele ſo in dieſe Geiſteswelt eingegangen und namentlich durch den Einfluß des Logos zur Erkenntniß der eigentlichen Grundideen der Dinge gekommen, wovon wir durch die Sinne nur eine oberflächliche Kenntniß erhalten, dann erhebt ſie ſich über ſich ſelbſt, tritt mit dem Logos in Gemeinſchaft und träumt — ſozuſagen — bei nüchterner Trunkenheit; ein korybantiſches Gefühl bemeiſtert ſich ihrer; ſie hat den höchſten Gipfel der reinſten Erkenntniß erſtiegen, und ihr Flug iſt fortan nur himmel-

wärts gerichtet. Einer ſolchen Begeiſterung iſt jeder fähig durch Erhebung in die innere Geiſteswelt, wenn ſeine Seele von der Liebe des Höchſten erfüllt iſt.“

„Das Weilen in dieſer Geiſteswelt erfordert Zurückgezogenheit von dem Getöſe der Welt, Einſamkeit, Stille. Die übrigen hauptſächlichſten Vorbedingungen ſind: Faſten, Beherrſchung der Leidenſchaften und Zurückſetzung der weltlichen Geſchäfte. Daraus folgt, daß der Menſch, der ſich moraliſcher Güte, als des Haupterforderniſſes von Seiten des Menſchen befleißigt, ſich in einen ſolchen Zuſtand verſetzen kann, daß er des Umganges und Einfluſſes höherer Weſen theilhaftig wird. Vorbereitet durch Stille, Mäßigkeit und Faſten, wenn nicht durch völlige Speiſeenthaltung, ſo doch durch angemeſſene, die Seele nicht beſchwerende Nahrungsmittel, ſucht der Weiſe dazu den günſtigen Zeitpunkt.“

Am klarſten und einfachſten zeigt Plotinus in ſeinen Enneaden den Pfad der geiſtigen Entwickelung. Nach ihm iſt eine zweifache Vorbereitung erforderlich, um die Menſchen zu den Einen, Erſten und Höchſten hinzuführen:

„Man muß 1. die Urſache zeigen, warum die Seele jetzt ſolche Dinge ſchätzt und muß ſie 2. über ihren Urſprung und ihre Würde belehren. Mit dieſem letzten muß man anfangen, denn es geht daraus auch die erſte Belehrung hervor. Dies bringt uns auch dem Ziele aller Nachforſchung nahe und führt uns auf der Laufbahn eine beträchtliche Strecke weiter. Denn das Forſchende iſt die Seele. Was für ein Ding ſie erforſche, muß ſie vor allem erlernen; ſich ſelbſt muß ſie zuerſt erkennen, daß ſie das Vermögen habe, jenes zu erforſchen, und das Auge, jenes anzuſchauen, und daß ihr dieſe Unterſuchung zukomme.[1])

„Iſt das Eine aber erkennbar? Dieſer Zweifel entſteht natürlich, weil wir dieſes Eine nicht auf dem Wege der Wiſſenſchaft, nicht durch reines Denken auf dieſelbe Art, wie wir irgend etwas Intelligibles denken, ſondern durch Gegenwart erkennen, welche höher iſt als alle Wiſſenſchaft. Im Wiſſen der Vielheit entfernt ſich die Seele von dem Einen. Man muß ſich daher über das Wiſſen erheben, von Wiſſenſchaft, wiſſenſchaftlichen und äußerlich

[1]) Enn. V. Lib. 1.

anſchaulichen Gegenſtänden abſtrahiren und ſich nie von dem, was Einheit iſt, entfernen.“ [1])

„Wenn man aber ſagt, daß man durch ſchriftliche oder mündliche Lehre die Erkenntniß desſelben erwecke, ſo iſt das nur ſo zu verſtehen: Alle Lehre geht nur dahin, den Weg und den Gang zu zeigen, wodurch man zu der Anſchauung des Einen gelangt. Das Anſchauen ſelbſt kann nicht gelehrt und gegeben werden, ſondern ein jeder danach Strebende muß es ſelbſt zu Stande bringen. Gelangt Jemand nicht zu dieſer Anſchauung, ſo empfängt er auch nicht das wahre Licht, welches die ganze Seele erleuchtet, er hat gleichſam nicht das Gefühl der Liebe, durch welches der Liebende ſich im Anblick der Geliebten verliert. Zwar iſt das Eine von keinem entfernt, es iſt aber nur denen gegenwärtig, welche fähig und vorbereitet ſind, es zu empfangen, zu berühren und zu umfaſſen durch die Ähnlichkeit und Verwandtſchaft des von ihm empfangenen Vermögens. Iſt — mit einem Wort — die Seele ſo beſchaffen wie damals, da ſie von dem Einen entſproſſen iſt, dann kann ſie es in der Art anſchauen, wie es ſeiner Natur nach allein angeſchaut zu werden vermag. Iſt einer wegen der anklebenden, die Seele belaſtenden Hinderniſſe, oder weil die Vernunft nicht gehörig den Weg zeigt und die Überzeugung von jenem Weſen hervorbringt, noch nicht dahin gelangt, der meſſe ſich ſelbſt die Schuld bei und ſuche ſich von allem loszureißen und völlig Eins zu ſein.“ [2])

„Willſt du dies aber durch dein Denken ſuchen, ſo mußt du von allem andern außer deinem Denken abſtrahiren, weil es kein Merkmal mit irgend einem Gegenſtand gemein hat. Soll die Seele es ganz und rein auffaſſen, ſo muß ſie ſich von allen Eindrücken, Vorſtellungen und Formen gereinigt haben, ſie muß nichts, auch ſich ſelbſt nicht denken. Gott iſt allen zugegen, auch denen, die ihn nicht erkennen. Aber ſie fliehen ihn, ſie treten aus Gott oder vielmehr aus ſich ſelbſt heraus. Sie können alſo Den nicht erfaſſen, den ſie fliehen; ſie ſuchen vergeblich nach einem andern, nachdem ſie ſich ſelbſt verloren haben.“ [3])

„Schreitet die Seele auf dieſem Wege fort, daß ſie der Ver-

[1]) Enn. VI. Lib. IX. cap. 4.

[2]) Daſelbſt.

[3]) Loc. cit. cap. 7.

einigung mit Gott theilhaftig wird und erkennt, ſie habe die wahre Urquelle des Lebens und bedürfe keines Dings mehr; ſie müſſe vielmehr alles andere von ſich legen und allein in ihm leben und ſein, was das Eine iſt, ſtrebt ſie aus dieſem irdiſchen Sein zu entfliehen, um Gott ganz und mit jedem Theil zu umfaſſen, dann kann ſie ſich und ihn ſchauen, ſo weit als dieſes Schauen möglich iſt, ſich nämlich als verklärt, erfüllt mit dem reinen überſinnlichen Lichte, als einem gewordenen oder vielmehr ſeienden Gott, der jetzt hervorſtrahle, aber dann verdunkelt wird, wenn dieſes Licht Störungen vom Körper erhält. Nicht das Subject der Anſchauung, ſondern ein anderes iſt, was ſtört; denn das Anſchauen iſt bei dem Anſchauen ganz unthätig, Denken und Schlußfolgern ruhen. Das Anſchauen und das Anſchauende ſind nicht mehr Vernunft, ſondern ſtehen vor und über der Vernunft, ſowie auch das Angeſchaute. Schaut ſich die Seele ſo an, ſo wird ſie inne werden, daß ſie mit dem Angeſchauten Eins und völlig einfach geworden iſt. Denn das Object und Subject ſind jetzt nicht mehr zwei, auch unterſcheidet ſie die Seele nicht; dieſelbe iſt auch nicht mehr ſie ſelbſt, ſondern ſie wird das, was ſie anſchaut; ſie geht in das Object über, ſo wie ein Punct in Berührung mit einem Puncte nur ein Punct iſt und nur in der Getrenntheit zwei ſind. Darum iſt auch dieſer Zuſtand etwas Unbegreifliches. Denn wie ſoll man dem andern das Angeſchaute als etwas Verſchiedenes verſtändlich machen, da es, als man es anſchaute, nicht verſchieden, ſondern mit dem Subject identiſch war.“[1])

„Inſofern ſie aber nun in innigſter Vereinigung das Eine angeſchaut hat, trägt ſie ſelbſt das Bild des Einen in ſich, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommt. Sie war ſelbſt das Eine und fand keinen Unterſchied zwiſchen ſich und andern Dingen. In ihr ſelbſt war keine Bewegung, kein Gefühl, keine Begierde nach etwas anderem, indem ſie in dieſem Zuſtand der Erhöhung war; ſie war völlig ruhend und gleichſam die Ruhe ſelbſt, nicht mehr ſelbſt ein Theil des Schönen, ſondern ſchon das Schöne überſteigend, und über den Chor der Tugenden hinaus, wie einer, der ins Allerheiligſte eingegangen, die Statuen des Tempels hinter ſich gelaſſen hat, welche, wenn er wieder herausgeht, ſich ihm als die erſten

[1]) Enn. VI. Lib. IX. cap. 10.

Anſchauungen darſtellen. Wenn die Seele ſich erniedrigt, fällt ſie in das Böſe, d. h. Nichtreale; aber in der entgegengeſetzten Richtung kommt ſie nicht in etwas anderes, ſondern in ſich ſelbſt und iſt nur in ſich ſelbſt; ſie iſt gewiſſermaßen nicht mehr die Weſenheit, ſondern noch über die Weſenheit erhaben.“[1])

Jamblichus teilt die Anſchauungen des Plotinus, faßt aber alle myſtiſchen Gaben ſowie auch eine jede magiſche Wirkung nur als freie Geſchenke der Götter und Dämonen auf. Er ſagt u. a.[2]):

„Die Weisſagenden bekommen von den Göttern verſchiedene Eingebungen. Wahrhaft göttliche Eingebungen bekommen nur die, welche auch ihr Leben völlig den Göttern weihen, oder die ihr eigenes Leben völlig in ein göttliches verwandelt haben oder ihr Leben nach jedem göttlichen Winke ordnen; die nicht in der Sklaverei der Sinne leben, welche ihre Einſichten nicht nur auf ihr äußeres Selbſt beziehen und ihre Kenntniſſe nicht ſelbſtgefällig an den Tag legen. Allein dieſe leben nicht mehr ein menſchliches oder thieriſches Leben ſondern ein göttliches, von welchem ſie beſeelt und geleitet werden.“

„Es giebt ein Princip der Seele, erhaben über alle Natur, durch welches wir im Stande ſind, über die Ordnung und Syſteme der Welt hinauszugreifen. Wenn die Seele erhoben iſt zu Naturen, vorzüglicher als ſie ſelbſt, dann iſt ſie gänzlich getrennt von den untergeordneten Naturen, dann vertauſcht ſie dieſes Leben mit einem anderen, und die Ordnung der Dinge, mit welcher ſie verknüpft war, verlaſſend, verbindet und vermiſcht ſie ſich mit einer andern.“

Das Mittel zur Entfaltung dieſer myſtiſchen Kraft iſt bei den Neuplatonikern die mit vegetariſcher Lebensweiſe verbundene Askeſe, was aus dem Zuſammenhang ihrer Philoſophie mit indiſchen Lehren zu erklären iſt.

Porphyrius giebt in ſeiner Schrift De abstinentia[3]) eine gedrängte Überſicht des hierhergehörigen asketiſchen Strebens der Neuplatoniker:

„Es giebt zwei giftige Zauberquellen, aus welchen der Menſch eine gänzliche Vergeſſenheit ſeines ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtandes und ſeiner wahren Beſtimmung trinkt, nämlich ſinnlicher

[1]) Loc. cit.

[2]) De myster. Aegypt. Sect. VIII. cap. 7.

[3]) I. 52. II. 45. 53.

Schmerz und ſinnliche Luſt. Durch beide, vorzüglich aber durch letztere und durch die aus ihnen entſtehenden Begierden und Leidenſchaften, wird dieſelbe gleichſam verkörpert und durch ſo viele Nägel gleichſam an den Leib geſchmiedet, als Leidenſchaften herrſchen. Auch das aus Luft (Aether) gewebte Vehikel der Seele wird gemäſtet und dichter und ſchwerer gemacht. Man muß daher Alles vermeiden, wodurch die Sinnlichkeit gereizt wird, weil da, wo Sinnlichkeit herrſcht, die lautere Vernunft und der reine Geiſt abſterben. Man muß alſo niemals zum bloßen Vergnügen, ſondern zur äußerſten Nothdurft eſſen und trinken, weil überflüſſige und beſonders thieriſche Nahrung die Seele feſter an die Materie bindet und von der Gottheit wie an den göttlichen Dingen abzieht. — Als ein Prieſter der Gottheit ſucht ſich der wahre Weiſe in ihrem großen Tempel, der Welt, vor aller Befleckung zu bewahren und vergeht ſich nie ſo weit, daß er, der ſich ſo oft dem Vater des Lebens naht, ſelbſt ein Grab todter Körper wird (Fleiſch ißt). Er friſtet daher ſein leibliches Leben allein durch den Genuß der reinen Geſchenke, welche ihm die mütterliche Erde (in den Pflanzen) darbietet. — Die höchſte Glückſeligkeit kann man nicht anders erreichen, als wenn man von allen Leidenſchaften ſich entwöhnt und nichts begehrt oder befürchtet, über nichts trauert oder ſich freut, was man nicht zu erlangen oder zu vermeiden in ſeiner Gewalt hat."

Paracelſus dagegen als guter Germane, der manchen guten Schluck gethan, legt auf Vegetarismus gar kein Gewicht, ſondern ſagt im Buch Paramirum:

„Die Speiſe nützt dem Menſchen nur wie der Dünger dem Acker. Weder Leben noch Vernunft noch inwendige Geiſter werden von Speiſe und Trank beeinflußt, beſſer oder ſchlechter gemacht."

Kurz und bündig ſind die Vorſchriften, welche Cornelius Agrippa zur Entwickelung der myſtiſchen Kräfte erteilt, und mit dieſen wollen wir unſere Ausführungen hier beſchließen. Er ſagt[1]):

„Wer zur höchſten Stufe der Seele zu gelangen und höhere Erkenntniß zu erhalten wünſcht, der muß wohl vorbereitet ſich mit reinem keuſchen Herzen nahen; er darf keine Sündennarben in ſeiner Bruſt tragen, ſondern muß ſein Herz von aller Sinnlich-

[1]) Occ. Philos. Lib. III. cap. 53 u. 55.

keit abſondern und ſich ſoweit es die Natur geſtattet, von jeder Krankheit, Schwäche, Bosheit und jedem Gebrechen, ſowie von allem unvernünftigen Weſen, das der Seele anhängt, wie der Roſt dem Eiſen, reinigen und nur demjenigen nachſtreben, was zur Ruhe des Geiſtes beiträgt, denn auf ſolche Weiſe wird er wahrhaftige und bedeutungsvolle Eingebungen erhalten.“

„Die Mäßigkeit, welche keine Unordnung aus überflüſſigen Säften aufkommen läßt, welche der Phantaſie in ihren Geſtaltungen ſtörend in den Weg treten, macht, daß unſere Seele ſehr häufig träumend, bisweilen auch wachend, den Einflüſſen von oben dauernd unterworfen iſt. — Wir müſſen die Seele von jedem Übermaß und derartigen Leidenſchaften vollkommen befreien und nach der einfachen Wahrheit ſtreben, was, wie wir leſen, von vielen Philoſophen in einer lange dauernden Einſamkeit erreicht worden iſt. Denn eine in der Einſamkeit von jeder Sorge um die menſchlichen Angelegenheiten befreite und nur den heiligen und himmliſchen Weſen ſich widmende Seele fühlt dasjenige, was deren Wille und Gedanke iſt.“

Die Frage endlich, ob die myſtiſchen Kräfte ſich auch generell in der ganzen Menſchheit ſich entwickeln und entfalten, läßt ſich wohl kaum entſcheiden, weil wir nur eine zu kurze Spanne Zeit, kaum einige tauſend Jahre, mit einiger Sicherheit überblicken können; ſo viel ſteht jedoch feſt, daß wir in der Geſchichte ein Ebben und Fluten in der generellen Entwickelung myſtiſcher Fähigkeiten nachweiſen können. Jedesmal dann, wenn eine weltbewegende kulturelle Umwälzung eintritt, wenn ſich die ganze Menſchheit in innerſten Tiefen erfaſſende religiöſe und ſoziale Gedanken Bahn brechen, und das gläubige Gemütsleben ſich vertieft, jedesmal dann macht ſich eine allgemeine Steigerung des Auftretens myſtiſcher Kräfte und ein vermehrter Trieb zu ihrer Erforſchung geltend, namentlich, wenn eine veraltete Weltanſchauung in Trümmer bricht und eine neue ſich aus Schutt und Aſche herausgeſtaltet.

Solche Perioden waren die Zeit kurz vor und nach der Einführung des Chriſtentums, die Epoche der Kreuzzüge, das Zeitalter der Reformation mit ſeinem Gefolge, die franzöſiſche Revolutionszeit und endlich die Gegenwart.

Zweites Kapitel.

Die Theurgie.

Wie oben gesagt, ist die Theurgie nicht das Wirken durch Gott, sondern kurzweg der Geisterbann. Sie beruht auf dem Gedanken, daß alles im Universum in einem natürlichen Zusammenhang steht, und das ganze eine Mannigfaltigkeit von Kräften ist, die einander auf verschiedene Weise anziehen und abstoßen und vermittelst der Wahlverwandtschaft durch eine Kraft zu einem Leben vereinigt werden. — Im Universum ist nichts unbeseelt, sondern alles mit einem ihm eigentümlichen geistigen Leben erfüllt, die Himmelskörper wie der Weltraum, die Elemente wie die Naturkörper, und vom Menschen breitet sich auf und abwärts nach den anthropomorph gedachten Prinzipien des Guten und Bösen ein unermeßlicher Geisterschwarm aus, welcher wohl von den verschiedenen Kulturvölkern verschieden, aber doch nach einem überall durchschimmernden Grundschema klassifiziert wird. Das Gesetz der Weltharmonie umschlingt die Geisterwelt, welche einer zwischen dem absolut Guten und Bösen ausgespannten Saite vergleichbar ist, die von oben bis unten vibriert, wenn sie von dem in der Mitte stehenden Menschengeist angeschlagen wird.

Um nun die Geisterwelt zu beherrschen und mit ihrer Hilfe übersinnliche Kraftäußerungen — Zauber — bewirken zu können, ist die Schulung des magischen Willens nötig, welche durch die mystische oder dämonische Askese und gewisse magische Handlungen

die „theurgiſchen Hilfen“ bewirkt wird, deren es eine Unzahl giebt. Durch dieſe Handlungen werden die ihrer Natur entſprechenden kosmiſchen Intelligenzen angereizt und gezwungen, mit dem transſcendentalen Subjekt des Menſchen in Verkehr zu treten und demſelben unter Umſtänden dienſtbar zu ſein. Dies iſt mit wenigen Worten die theurgiſche Theorie.

Dafür, daß die Theurgie nur das Mittel zum Zweck der auf intelligente kosmiſche Lebeweſen[1]) einwirkenden telenergiſch und umgekehrt telepathiſchen Thätigkeit des Menſchengeiſtes iſt, ſpricht der Umſtand, daß der theurgiſche Ritus in der älteſten Zeit am einfachſten war und um ſo komplizierter wurde, je weniger eindrucksfähig die Natur des Menſchen ſich geſtaltete. Deshalb gilt der jeweilige theurgiſche Ritus auch nur für die jeweilige Weltanſchauung, und ſo würde z. B. heute wohl auch der klompliziertеſte theurgiſche Ritus nur in den allerſeltenſten Fällen von Wirkung ſein, weil ein moderner Theurg nicht an die Wirkung der gebrauchten religiöſen Formen glauben und auf ſo manches damals mit heiligem Grauen angeſtauntes Beiwerk mit verächtlichem Lächeln herabſehen würde.

Die theurgiſche Hilfe ſoll den Glauben, die Imagination, kurz, die geſamte magiſche Thätigkeit unſeres transſcendentalen Subjekts zur Entfaltung bringen und zunächſt Autohypnoſe und Autoſomnambulismus hervorbringen. Darum muß ſie ſowohl phyſiologiſch als pſychologiſch begründet ſein; phyſiologiſch nämlich, wenn ſie nur in einer äußern Handlung beſteht, durch welche unbewußt die Empfindungsſchwelle des Theurgen verſchoben wird, und pſychologiſch, wenn der Prozeß der Verſchiebung ein rein geiſtiger iſt und bewußt, obwohl auf magiſche Art vor ſich geht. Die theurgiſche Hilfe wird ſich alſo in letzterem Fall ſowohl dem zeitweilig allgemein herrſchenden, als auch dem individuellen Kulturzuſtand des Beſchwörers anpaſſen müſſen. In der Regel werden beide Methoden zuſammen angewandt, und zwar in der Art, daß nach einer vorhergegangenen pſychologiſch-myſtiſchen Vorbereitung eine phyſiologiſche Operation, Räucherung ꝛc. die Pforte des Überſinnlichen ſprengt. Dabei läßt ſich vermuten, daß das Wahrnehmungsvermögen unſeres trans-

[1]) Vgl. darüber: Du Prel „Die Planetenbewohner“. München 1880.

ſcendentalen Subjekts gleichſam in die Ferne taſtet und auf überſinnliche Potenzen ſtößt, die es nach ſeiner Eigenheit empfindet und ſich danach zur Veranſchaulichung bringt, denn dach Poiret[1]) erkennt der Geiſt die Dinge außer ſich nicht anders als durch Ausſendung ſeiner Kräfte oder durch Einſtrahlung derſelben in die Objekte.

Auf ſolche Weiſe würde ſich der durch die Theurgie hervorgerufene Geiſterverkehr aller Völker und Individuen erklären und die Widerſprüche in den objektiven Offenbarungen bei Individuen und Völkern verſchiedenen Glaubens und verſchiedener Kultur, welche jedes nach ſeiner verſchiedenen Art mit den Geiſtern umgehen, löſen.

Die pſychologiſche Erregungsmethode der Theurgie iſt die höher geartete und gehört faſt ganz in das Gebiet der reinen Myſtik oder der weißen Magie. Sie beſteht in der Zurückſetzung weltlicher Geſchäfte, Mäßigkeit in allen Genüſſen — manchmal in der gänzlichen Enthaltung von Fleiſch, Wein und Weib — und in der Betrachtung des Vorhabens, auf deſſen Gelingen die feſte Hoffnung geſetzt werden muß. So vorbereitet ſucht der Theurg einen einſamen Ort auf und erwartet in tiefer Contemplation die Erſchließung des innern Sinnes, das Übergehen in den ekſtatiſchen Zuſtand, in welchem ihm ſein Schauen zur ſubjektiven Gewißheit wird.

Der zweite wichtige Punkt in der Theurgie iſt das Gebet und die geheimnisvolle Kraft des Wortes, welchem die Kraft beigelegt wird, „ſelbſt die Götter auf die Erde herabzuzwingen“. Auf den Glauben an die geheimnisvolle Macht des Wortes iſt der Glaube an die Allgewalt der Beſchwörung gebaut, welche das Wichtigſte in der theurgiſchen Operation während des Mittelalters und der ſpäteren Zeit iſt.

Der älteſte theurgiſche Philoſoph, Philo von Alexandria, faßt die Theurgie noch faſt völlig im Sinne der praktiſchen Myſtik als ein rein innerliches, ſubjektives Erlebnis auf, obſchon er eine durchaus reale Geiſterwelt annimmt.

Der Menſch iſt nach ihm eines unmittelbaren vertrauten Umgangs mit der Geiſterwelt und dem Logos durch eigene Kraft fähig, wozu ihr die durch die Askeſe vermittelte höchſte Erkenntnis des

[1]) Göttliche Haushaltung. Th. 5.

Wahren und Guten verhilft. Iſt dann die menſchliche Seele in Verbindung mit der Geiſterwelt — und namentlich durch den Einfluß des Logos — zur Erkenntnis der eigentlichen Grundideen der Dinge gelangt, wovon wir durch die Sinne nur eine oberflächliche Kenntnis erhalten, ſo erhebt ſie ſich über ſich ſelbſt, tritt mit dem Logos in Gemeinſchaft; ſie hat den höchſten Gipfel der reinſten Erkenntnis erſtiegen, und ihr Flug iſt fortann himmelwärts gerichtet.

Dies iſt der Kern der theurgiſchen Anſchauungen Philos.

Die Ausbildner der eigentlichen Theurgie ſind die Neuplatoniker, von denen zuerſt Plotinus mit der von ihm entwickelten Theorie von der Weltharmonie zu nennen iſt, welche die erſte Vorausſetzung der Möglichkeit der Theurgie und des Erfolges theurgiſcher Beſtrebungen bildet.

Nach Plotinus iſt die Welt ein großes Lebeweſen, ein Organismus, in welchem kein Teil wirken kann, ohne daß auch die entfernteren Teile in Mitleidenſchaft gezogen werden, weil eben in dem Ganzen eine Seele lebt, welche ihre Thätigkeit und Empfindung auf alle Teile erſtreckt. Deshalb muß es auch eine natürliche Magie, Mantik und Theurgie geben, weil alles in Wechſelwirkung ſteht und eine Vielheit von Kräften iſt, die einander anziehen und abſtoßen und durch eine Kraft zu einem Leben vereinigt werden.[1])

Ihren ſpezifiſch-myſtiſchen Charakter begann die Theurgie bei Porphyrius zu verlieren, welcher namentlich in ſeiner Schrift De abstinentia ab esu carnis folgende Dämonologie entwickelt[2]): Er teilt die Dämonen in menſchenfreundliche und menſchenfeindliche, in gute und böſe ein, welche beide mit einem feinen geiſtigen, jedoch veränderlichen und vergänglichen Körper bekleidet ſind, den die guten Dämonen ſtets beherrſchen, während die böſen ihm unterworfen ſind, die guten Dämonen beſchützen die Kreaturen, regieren Jahreszeiten und Witterung, lehren nützliche Künſte, verkünden die Zukunft und ſchenken die Güter der Erde; die böſen dagegen ſind die Urheber alles Unglücks und aller Unfälle. Sie erregen in den Menſchen alle böſen Begierden und Leidenſchaften und verführen ihn zu den Tieropfern, von deren fetten Dämpfen ſie ſich nähren, d. h. ihre luftigen Körper erhalten.

---

[1]) Ennead. IV. Lib. IV. cap. 10.

[2]) II. cap. 37 ff.

Auf der andern Seite kann Porphyrius in seinem berühmten Brief an Anebo inkonsequenterweise seine Zweifel an der Wirksamkeit der Theurgie nicht bergen und nicht begreifen, daß die so mächtigen Götter und Dämonen, da sie nicht affiziert werden, von den sterblichen Menschen durch theurgische Ceremonien gezwungen werden könnten. Er sucht seine Zweifel durch die Annahme zu heben, daß bei den theurgischen Operationen niedere trügerische Geister die Rolle der erhabenen Dämonen und Götter spielen, bei welcher Gelegenheit er sagt:

„Einige behaupten, außer uns sei eine Gattung von Wesen, welche unsere Wünsche erhören und von betrügerischer Natur sind, alle Gestalten und Formen annehmen, die Rolle der Götter, Dämonen und abgeschiedenen Seelen spielen und dadurch alle scheinbaren Güter und Übel hervorbringen können."

Jamblichus, der Schüler des Porphyrius, machte die Einmischung der Truggeister von begangenen theurgischen Kunstfehlern abhängig, indem er sagte[1]):

„Götter, Engel und gute Dämonen erscheinen nur unter angenommenen wahren Bildern; denn so wesentlich das Licht mit der Sonne vereinigt ist, so wesentlich ist mit ihnen Güte, Wahrheit und Vollkommenheit verbunden. Die bösen Dämonen bedienen sich aber öfter falscher Bilder, um in höherem Rang zu erscheinen und die Theurgen zu täuschen. — Wenn etwas in der theurgischen Kunst versehen worden und anstatt der verlangten wahren Erscheinungen falsche zum Vorschein kommen, so nehmen in diesem Fall die untern und unvollkommenen Geister leicht die Gestalt der höheren an. So entstehen oft eine Menge großer und gefährlicher Irrthümer beim Citiren der Geister. Wer solchen falschen Erscheinungen traut, wird in Irrthümer und Täuschungen gestürzt und von der wahren Erkenntniß Gottes abgeführt, denn warum erscheinen sie? Etwa um denen, die sie citiren, einen Vorteil zu gewähren? Nein, sondern um sie zu hintergehen und ihnen zu schaden, denn aus einer Lüge kann kein Nutzen erwartet werden. Die göttliche Natur, als die ewige Quelle des Seins und der Wahrheit, läßt in kein anderes Objekt ein täuschendes Bild von sich übergehen."

---

[1]) De myster. Aegypt. Sect. II, cap 10.

Die Theorie von den Truggeiſtern zieht ſich durch die ganze Geſchichte der Geheimwiſſenſchaften, denn — vom Apoſtel Paulus ganz abgeſehen[1]) — finden wir ſie bei Auguſtinus, Pſellus, Reuchlin, Luther, Paracelſus und im modernen Spiritismus. — Ich werde darauf zurückkommen.

Jamblichus ſucht nun in ſeinem genannten Werk die Zweifel des Anebo dadurch aufzulöſen, daß er die Theurgie als eine Erfahrungswiſſenſchaft darſtellt, durch deren Hilfe der Menſch mittelſt der eintretenden „draſtiſchen Vereinigung“ mit der Gottheit alles in Klarheit und Wahrheit erſchaue. — Die Einzelheiten ſeines Syſtems habe ich an anderer Stelle ausführlich zur Darlegung gebracht.[2])

Proklos, der letzte bedeutende Neuplatoniker teilt in einer während des ganzen Mittelalters geltenden Weiſe die immer mehr den jüdiſch-chriſtlichen Teufeln ſich aſſimilierenden Dämonen in Feuer-, Luft-, Waſſer-, Erd- und unterirdiſche Geiſter, welche fünf Gattungen der Byzantiner Pſellus noch um eine ſechſte, die der lichtſcheuen Dämonen, vermehrte.

Trithemius behält dieſe Lehre in ſeiner Schrift von den acht Fragen bei, wozu er bemerkt, daß ſich die Luftgeiſter bei ihrem Erſcheinen einen Körper aus verdichteter Luft bilden. Spuren dieſer Lehre finden ſich ſchon bei den Neuplatonikern und Pſellus. Auf die Teufel, die Incubi und Succubi angewendet, finden wir ſie im Hexenhammer, bei Delrio und den meiſten alten Schriftſtellern über das Hexenweſen. — Man ſieht alſo, daß die Kenntnis der Materialiſationen uralt iſt.

Diejenigen Zauberbücher des Mittelalters und der Reformationszeit, welche hauptſächlich die Praxis der Theurgie ausführlich lehren, ſind der Heptameron des Petrus von Abano, das vierte Buch der Occulta Philosophia des Cornelius Agrippa und die Magia naturalis et innaturalis Fauſts. — Da ich dieſe Bücher in meinem Werk: „Fauſt in der Geſchichte und Tradition“ ausführlich beſchrieben habe, ſo bin ich genötigt, auf dieſe Darſtellung zurückzuverweiſen.

Eine eigentümliche Modifikation erhielt die Theurgie durch

[1]) Vgl. 2. Cor. II, 14.

[2]) Vgl mein Fauſtbuch, S. 383 ff.

die Lehre des Paracelſus von den Flagae, auf welche ich in der Schlußabteilung zurückkommen werde.

Betrachten wir die verſchiedenen Riten der Theurgie mit Aufmerkſamkeit, ſo kommen wir zu der Überzeugung, daß die Ausübung theurgiſcher Künſte einesteils auf die künſtliche Erzeugung von Hellſehen abzielt, wodurch der Magier in den Stand geſetzt wird, überſinnliche Wahrnehmungen zu machen, andernteils aber die Anziehung irgendwelcher überſinnlicher Weſen herbeiführen will. Wie weit nun die theurgiſchen Erfahrungen objektive oder nur ſubjektive Thatſachen ſind, entzieht ſich bei der Natur des Überlieferten der endgültigen Beurteilung. Gewiß iſt, daß bei der Theurgie nervenerregende narkotiſche Räucherungen, wovon ich in meinem Fauſtbuch zahlreiche Beiſpiele und Vorſchriften gebe, eine große Rolle ſpielen. Daraus könnte man ſchließen, daß man es bei der Theurgie nur mit Hallucinationen zu thun habe; jedoch laſſen Fälle, wie der des Oberkirchenrats Dr. Horſt, welcher bei einer ohne alle Ceremonien vorgenommenen Räucherung Beobachtungen mehrerer Erſcheinungen machte, die mit denen eines anweſenden jungen Gelehrten völlig übereinſtimmten,[1]) den Schluß zu, daß vielleicht doch unter Umſtänden Objektives vorliegen könne.

Wenigſtens enthalten folgende von Bulwer ſeinem Mejnour in den Mund gelegten Worte viel Beherzigenswertes:

„Der Menſch iſt im Verhältniß ſo anmaßend, als er unwiſſend iſt. Des Menſchen natürlicher Hang iſt auf Egoismus gerichtet. Der Menſch in der Kindheit ſeines Wiſſens meint, die ganze Schöpfung ſei nur für ihn gemacht. Jahrhunderte lang ſah er in den zahlloſen Welten, welche durch den unendlichen Raum funkeln wie die Schaumblaſen eines uferloſen Meeres, nur die hübſchen Lichter, die nützlichen Fackeln, welche der Vorſehung gefallen habe anzuzünden zu keinem andern Zweck, als dem Menſchen die Nacht angenehmer zu machen. Die Aſtronomie hat dieſe Täuſchung berichtigt, und der Menſch geſteht jetzt mit Widerſtreben zu, daß die Sterne Welten ſind, größer und herrlicher als die ſeine, daß die Erde, auf der er herumkrabbelt, ein kaum ſichtbarer Punkt iſt auf der ungeheuren Karte der Schöpfung. Aber im Kleinen wie im

[1]) Vgl. mein Fauſtbuch, S. 454.

Großen strömt Gott das Leben gleich verschwenderisch aus. Der Wanderer sieht hinauf zum Baume und bildet sich ein, seine Zweige seien dazu bestimmt, ihm vor der Sommersonne Schatten zu gewähren oder Brennstoff gegen die Kälte des Winters. Aber auf jedem Blatt in diesen Zweigen hat Gott eine Welt geschaffen; es wimmelt von unzähligen Thiergeschlechtern. Jeder Tropfen Wasser in einem Teich ist eine Kugel, bevölkerter als ein Königreich es mit Menschen ist. Daher bringt überall in diesem unermeßlichen Plane die Wissenschaft neues Leben zu Tage. Das Leben ist das eine allverbreitete Princip, und selbst das Wesen, das zu sterben und zu vermodern scheint, erzeugt neues Leben und geht in neue Formen der Materie über. Daher nach augenfälliger Analogie zu schließen, — wenn ein jedes Blatt, jeder Tropfen Wasser, nicht minder wie jeder Stern, eine bewohnbare und athmende Welt ist, ja wenn der Mensch selbst eine Welt ist für andere Leben, und Myriaden und Millionen in den Bächen seines Blutes hausen und den Leib des Menschen bewohnen wie der Mensch die Erde: sollte der gesunde Menschenverstand (wenn die Schulgelehrten ihn hätten!) genügen, um sie zu belehren, daß die die Erde umfließende Unendlichkeit, welche ihr den Raum nennt, das grenzenlose Ungreifbare, das die Erde vom Mond und den Sternen trennt, — auch erfüllt ist von einem ihm entsprechenden eigenthümlichen Leben. Ist es nicht eine handgreifliche Abgeschmacktheit, zu glauben, während jedes Blatt von Wesen wimmelt, werden sie fehlen in der Unermeßlichkeit des Raumes? Das Gesetz des großen Systems verbietet die Verschleuderung auch nur eines Atoms; es kennt keinen Ort, wo nichts Lebendiges athmet. Das Beinhaus selbst ist eine Stätte der Erzeugung und Belebung. Ist dies wahr, nun so könnt ihr auch annehmen, daß der Raum, welcher die Unendlichkeit selbst ist, allein eine Oede, allein leblos sei, minder entsprechend dem einen Plan eines allgemeinen Seins als das Gerippe eines Hundes, als das bevölkerte Blatt, als der wimmelnde Wassertropfen? Das Mikroskop zeigt euch die Geschöpfe auf dem Blatte; noch ist der mechanische Tubus nicht erfunden, um die edleren und begabteren Wesen zu entdecken, welche im unbegränzten Aether wohnen, und doch ist zwischen diesen und dem Menschen eine geheimnißvolle und furchtbare Verwandtschaft. Und daher ist durch

Sagen und Legenden, nicht ganz falsch und nicht ganz wahr, der Glaube an Erscheinungen und Gespenster entstanden. Wenn dieser bei den früheren einfacheren Geschlechtern gewöhnlicher war als bei den Menschen unserer stumpfen Zeit, so rührt dies nur daher, daß bei jenen die Sinne schärfer und lebhafter waren. Und wie der Wilde auf Meilen die Spur eines Feindes sieht oder wittert, welche den plumpen Sinnen des civilisierten Thieres ganz entgeht, so ist auch die Scheidewand zwischen Jenem und den Geschöpfen der Luftwelt weniger dicht und dunkel. Aber zuerst, um diese Scheidewand zu durchdringen, muß die Seele durch lebhaften Enthusiasmus geschärft, von allen irdischen Wünschen gereinigt werden. Nicht ohne Grund haben die sogenannten Magier in allen Ländern und zu allen Zeiten auf Keuschheit und enthaltsame Beschaulichkeit gedrungen. Nach dieser Vorbereitung kann ihr die Wissenschaft zu Hülfe kommen; das Gesicht selbst kann feiner, die Nerven schärfer, der Geist kann empfänglicher und mehr nach außen gekehrt, und das Element selbst — die Luft, der Raum, — kann durch gewisse Geheimnisse der höheren Chemie greifbarer und klarer gemacht werden. Und auch dies ist nicht Magie, wie es die Leichtgläubigen nennen. Zauberei oder ein Wissen, das die Naturgesetze verletzt, giebt es nicht; es ist nur das Wissen, wodurch die Natur gelenkt wird."

Geben wir nun die Existenz kosmischer Lebewesen zu, so wird die Theurgie in ihrem Kern diskutierbarer und entwickelungsfähiger als der Spiritismus, welcher, dem ptolemäischen System vergleichbar, den menschlichen Geist zum Gravitationscentrum der Welt macht und dieses in die Krystallsphäre des Sommerlandes einschließt. Sind wir einmal zur Annahme intelligenter Planetenbewohner gelangt, die ebensowenig als andere hypothetische kosmische Wesen anthropomorpher Natur zu sein brauchen, so erscheint der Verkehr unseres transscendentalen Subjekts mit dem ihrigen wohl anscheinend paradox, aber nicht mehr absurd. Die Telepathie und Telenergie, welche ja nicht vom Zellenorganismus abhängig sind, würden einen solchen freilich in den seltensten Fällen eintretenden Verkehr erklären, und die Theurgie wäre das Mittel, den menschlichen Geist in Schwingungen zu versetzen, die auch im fernen Weltall wahrnehmbar sind.

Drittes Kapitel.

Die Nekromantie.

Bei der Nekromantie findet wie bei der Theurgie ein aktives Eingreifen des Beſchwörers in die überſinnliche Welt ſtatt, während beim Spiritismus das Medium paſſiv der kommenden Manifeſtationen harrt und alles von ſeiner eigentümlichen Organiſation erhofft, welche überſinnliche Weſen, von denen noch keineswegs feſtſteht, daß ſie Menſchengeiſter ſind, nach ihrer intellektuell-moraliſchen Wahlverwandtſchaft anziehen ſoll.

Subjekt und Objekt ſind alſo beim Spiritismus wie bei der Nekromantie gleich, Menſch und Geiſt, nur iſt das Verfahren ein total verſchiedenes.

Die Nekromantie iſt uralt und reicht gleich den meiſten andern Geheimwiſſenſchaften bis zu den Akadern hinauf, welche das nach dem Tode des Menſchen freiwerdende transſcendentale Subjekt Utuk nannten.

Vor nur wenigen Bevorzugten, Fürſten, Helden und frommen Leuten, gelangte der Utuk ſogleich nach dem Tode in den Himmel, den er alsdann mit den Göttern gemeinſchaftlich bewohnte. Der Utuk der meiſten Menſchen ſtieg in das dem jüdiſchen Scheol vergleichbare unterirdiſche „Land ohne Heimkehr“ hinab, wo er in einer Art Erſtarrung oder Schlummer fortlebte und von den Zauberern behufs Erreichung von allerlei unlauteren Zwecken auf die Erde heraufbeſchworen werden konnte.

Jamblichus berichtet, daß die Babylonier Nekromantie trieben und mittelst ihrer Sakchuras genannten Beschwörer die Geister der Toten über die Zukunft zu befragen pflegten.

Diese Sakchuras nennt das alte Testament Oboth. Der biblische Ob ist ein unsauberer Geist, ein Totengeist,[1]) welcher im Körper eines Mannes oder einer Frau wohnt[2]) und von hier aus die Zukunft weissagt.[3])

Die Oboth, denen noch die hebräischen Jidonim und die griechischen ἐγγαστρίμυθοι, Eurykliden und Pythonen entsprechen, sind also keine Bauchredner, für die sie die Aufklärung, welche keine Ahnung vom Zusammenhang magischer Zustände mit den Ganglien hat, hält, sondern einfach Tranceredner. Als eine solche Tranceredner in ist auch die Pythonisse von Endor aufzufassen, aus welcher anscheinend der Geist Samuels spricht.

Von der Nekromantie des klassischen Altertums wissen wir eigentlich nur, was im elften Gesang der Odyssee berichtet wird. Odysseus gräbt eine viereckige Grube, streut Mehl hinein, schüttet Honig, Milch, Wein und Wasser darauf und läßt das Blut der geschlachteten Opfertiere dazu strömen, worauf sich die „Luftgebilde der Toten“ herbeidrängen.

Wir können diesem Totenopfer nur dann einen Sinn abgewinnen, wenn wir die Bestandteile desselben als Mittel betrachten, durch welche sich die Astralkörper Abgeschiedener zeitweise verdichten — materialisieren — können, ohne die dazu nötigen Stoffe vorübergehend Medien entziehen zu müssen.

Noch in sehr später Zeit gebrauchte man ähnliche Dinge zu Materialisationsräucherungen. So giebt Eckartshausen in seinen „Aufschlüssen über Magie“[4]) folgende Vorschrift:

„Nimm weißen Weihrauch, stoße ihn zu feinem Pulver, mit feinem Mehl vermischt; nimm dann ein Ei, schlage es ab, vermische es mit Milch und Rosenhonig und gieße ein wenig Öl dazu. Diesen Teig vermenge mit obigem Pulver von Weihrauch und Mehl, daß

---

[1]) Apud Phot. Biblioth. cod. 94. S. 75 ed Becker.

[2]) Deuteronom. 18,10. Jesaias 8,19.

[3]) Levit. 20,27. Sam. 28,8.

[4]) Bd. II. S. 378.

es zu einer Maſſe wird, und wirf einige Körner davon in die Kohlpfanne.“

Außerdem nennt Eckartshauſen noch als Materialiſationsmittel: mit geraſpeltem Aloeholz vermiſchten Walrath, ſowie auch mit gepulvertem Knochen vermiſchtes Lämmerblut.

Noch iſt in Lucans Pharſalia die von der Theſſalierin Erichtho ausgeführte Beſchwörung des Geiſtes eines römiſchen Legionärs erhalten, bei welcher allerdings die Farben ſo ſtark aufgetragen ſind, daß Görres meint, es ſei kein Zweifel, die Unterwelt habe bei ihr in den tiefſten Schlünden beben müſſen. Aber das Ganze iſt lediglich dichteriſche Fiktion.

Über die z. B. am See Aornos in Theſprotien ausgeübten Totenorakel wiſſen wir nichts näheres.

Bulwer teilt in einer Anmerkung zu ſeinem König Harald den Ritus der bei den Angelſachſen geübten Nekromantie mit: Die Mortwyrtha genannte Zauberin ſucht ſich ein heidniſches Grabmal, um welches ſie einen Kreis von mit Runen bezeichneten Baumrindenſtücken legt. Dann zündet ſie, ähnlich wie die indianiſchen Medizinmänner geſchmückt, im Kreiſe ein Feuer an, auf welches ſie eine Schale mit Waſſer und verſchiedenen, vielleicht narkotiſchen Kräuterſäften ſetzt. Hierauf beginnt ſie, nach Art der Schamanen ſich immer ſchneller im Kreiſe drehend, ihre Beſchwörung und gießt die in der Schale befindliche Flüſſigkeit ins Feuer, worauf die Scin-Läka, der „ſcheinende Leichnam“ heraufdämmert. — Manchmal auch geriet die Mortwyrtha in Ekſtaſe (Trance) und phrophezeite, was wohl der öfter eintretende der beiden Fälle geweſen ſein wird.

Über die Nekromantie des Mittelalters war bisher außer einer von mir in meinem Fauſtbuch mitgeteilten, angeblich von Trithemius von Sponheim herrührenden ſehr zweifelhaften Vorſchrift nichts bekannt, da der echte Grimoir verloren gegangen iſt; es iſt mir aber gelungen das Elucidarium necromanticum des Petrus von Abano aufzufinden, welche für den Kulturhiſtoriker wie für den Occultiſten gleich intereſſante Schrift ich deutſch herausgeben werde.

Aus der Reformationszeit giebt Agrippa von Nettesheim im ſogenannten vierten Buch ſeiner Occulta Philosophia eine ſehr allgemein gehaltene nekromantiſche Vorſchrift. Er ſtellt zunächſt

die von den Theosophen als funkelnagelneue Mahatmaoffenbarung ausgegebene Theorie von den erdgebundenen Seelen gewaltsam Gestorbener auf, welche er an den Orten, die sie im Leben am meisten liebten, oder wo sie starben, zu beschwören heißt. Bei der Beschwörung empfiehlt er die bekannten theurgischen Hilfen, als Gebete, Exorcismen, Gesänge, Lichter und Räucherungen, in Bezug deren er sagt: „Man räuchert beim Citiren der Schatten besonders mit Blut und gebraucht dabei Todtenbeine, Fleisch, Eier, Milch, Honig und Aehnliches, was den Seelen ein geschicktes Mittel zur Annahme eines Körpers dabietet.“ — Also wiederum Materialisationsräucherungen.

Eine in Fausts Magia naturalis et innaturalis nigra gegebene nekromantische Vorschrift teilte ich in meinem Faustbuch[1]) mit.

Der berühmteste Nekromant des vorigen Jahrhunderts war Schrepfer, dessen Experimente ich in meinem Faustbuch nach dem Theologen Crusius ausführlich beschrieb, auf welche Darstellung ich zurückverweisen muß. — Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß viele mystische Operationen Schrepfers — zum Mindesten die Beschwörung des Chevaliers de Saxe — zweifellos echt waren; ebenso gewiß ist aber auch, daß Schrepfer unter Umständen in allerlei physikalischem Hokuspokus seine Zuflucht suchte. Nach Bülau[2]) scheint er sich auch eines dem Eckartshausenschen ähnlichen narkotischen Rauchwerkes bedient zu haben. Wenigstens versicherte ein Hallenser Professor Friedrich August II., Schrepfer habe bei seinen Geisterbeschwörungen ein Rauchwerk angewendet, welches den die Citation Begehrenden in eine Art Halbschlaf versetze, worin er wohl alles Gehörte verstehe, aber nicht im Stande sei, nachdenken zu können. Die Räucherung erhitze sein Gehirn so, daß seine Einbildungskraft ihm lebhaft das Bild der gehörten Worte abmale und die ihnen entsprechenden Vorstellungen erwecke. Schrepfer knüpfe dann mit seinem Objekt eine Unterredung an, in welcher er möglichst viel Einzelheiten über die Persönlichkeit, Kleidung 2c. des zu Citierenden frage und sich selbst durch einen in eine gewisse Flüssigkeit getauchten Schwamm vor der Einwirkung der Räucherung

---

[1]) S. 446.

[2]) Geheimnisvolle Geschichten und rätselhafte Menschen. Bd. I. S. 367.

schütze. Hierauf führe er die Person in ein dunkles Zimmer und sage ihr peremtorisch: Sie sehen jetzt den und den! und spreche dann mit geisterhafter Stimme im Charakter des zu Citierenden. Das Ende der Scene sei meist eine Ohnmacht des die Beschwörung Begehrenden, nach deren Beendigung die Erinnerung an die Erscheinung als an eine unzweifelhafte Thatsache zurückbleibe.

Wir hätten in diesem Fall eine durch narkotische Räucherung erzeugte Hypnose, verbunden mit Suggestion einer verstorbenen Persönlichkeit und bleibender Rückerinnerung.

Auch Friedrich Wilhelm II. soll von Wöllner und Bischofswerder auf gleiche Weise mystificiert worden sein.

Ein ganz ähnliches Verfahren teilt Carl von Eckartshausen in seinen „Aufschlüssen über Magie“ mit.[1]) Er sagt:

„Ein Reisender lehrte mich, selbst Erscheinungen mit Rauchwerk zu machen. Da ich mein Leben durch sehr begierig auf derlei Sachen war, so machte mich der Zufall mit einem Schottländer bekannt, den ich über verschiedene wunderliche Dinge sprach. Er äußerte sich gegen mich, daß er das Geheimniß besitze, verstorbene und abwesende Personen mittelst eines Rauchwerks erscheinen zu lassen. Ich bat ihn, mir dieses zu zeigen und ging so damit zu Werke:“

„Sie wissen, sagte er, mein Freund! daß ich kein Charlatan bin, und daß ich auch nicht das Handwerk eines Geisterbeschwörers treibe; ich bin auch über sehr viele Vorurtheile hinaus, und sie können daher gewiß glauben, daß ich sie nicht hintergehen werde, um so mehr, als ich Ihnen mein ganzes Geheimniß eröffnen will, daß Sie selbst im Stande sein sollen, diese Erscheinung so oft zu machen, als es Ihnen beliebt. Sie werden etwas Wunderliches sehen, fuhr er fort: ich lasse die Sache bei ihrem Werthe und Unwerthe. Ich behaupte weder, daß es Wirklichkeit, noch daß es bloße Phantasie sei: Sie sollen sehen und selbst urtheilen.“

„Nach einer gewissen Vorbereitung, der ich mich unterwarf, und die ich unten beschreiben will, war der Tag und die Stunde bestimmt. Ich kam und sagte ihm die Person, die ich sehen wollte. Er warf ein gewisses Rauchwerk in die Gluthpfanne, und bald schien

---

[1]) Band I. S. 68 ff.

mir, wie ſich der Rauch zu einem Körper bildete, und es däuchte mich, die Perſon zu ſehen, die ich begehrte. Nach einer Weile, als die Erſcheinung wieder verſchwand, war mir, als ob ich aus einem Schlafe erwachte. Ich wußte nicht gewiß, ob ich geträumt hatte, oder ob es Wirklichkeit war. Auch däuchte mich, ich hätte mit dem Geſchöpfe geſprochen, und ich fragte auch wirklich den Fremden hierüber, der mir antwortete, es hätte ihn ebenſo gedäucht, er hätte aber nichts Deutliches verſtanden, und er fühle ſich ebenfalls ſehr wunderlich nach einer ſolchen Erſcheinung. Der Fremde machte mir kein weiteres Geheimniß aus der Sache und fing ſo an:“

„Sie ſahen das Experiment, was es iſt; wie es geſchieht, das kann ich Ihnen nicht erklären. Auf meiner Länderreiſe lernte ich dieſes Geheimniß von einem Juden, der lange Zeit in Arabien war, und es als großes Geheimniß der Araber ausgab. Um Sie zu überzeugen, daß ich redlich mit Ihnen zu Werk gehe, ſo will ich Ihnen die Ingredienzien ſagen, aus denen dieſer Rauch verfertigt iſt. Hier erzählte mir der Fremde die Beſtandtheile des wunderbaren Rauchwerks.“[1])

„Dieſe Ingredienzien werfen Sie in die Kohlenpfanne mit dem ernſtlichen Willen, daß die Perſon ſich ſichtbar zeigen ſoll, die man begehrt. Doch muß die Vorbereitung vorhergehen. Ich übergebe ſie Ihnen hier geſchrieben, wie ich ſolche von dem Juden erhielt. Ob ſie einen Bezug zur Sache hat oder nicht, weiß ich eben ſo wenig; allein der Jude verſicherte mich, daß man dieſe Vorbereitung nicht unterlaſſen könnte, ohne ſich einem widrigen Zufall auszuſetzen, welches ich bisher, da ich die Natur der Sache noch zu wenig kannte, nicht wagen wollte.“

„Die Vorbereitung, der ich mich unterwarf, war dieſe:“

---

[1]) Im zweiten Band ſeiner „Aufſchlüſſe“ S. 98 nennt Eckartshauſen ohne Angabe der Miſchungsverhältniſſe folgende Beſtandteile ſeines Rauchwerks: Schierling, Bilſenkraut, Saffran, Aloe, Opium, Mandragora, Nachtſchatten, ſchwarzen Mondſamen, Saft von Sumpfeppig, Asa fötida und Sumpfporſt. — Agrippa nennt in ſeiner Occulta Philosophia (Lib. I. cap. 43) folgende drei Räucherungen: Bilſenkraut, Coriander, Eppig und ſchwarzen Mohnſamen. — Ferner: Leinſamen, Flohſamen, Veilchen und Eppigwurzeln. — Endlich: Coriander, Eppig, Bilſenkraut und Schierling.

„Vorbereitung.“

„1. Enthalten Sie ſich acht Tage lang aller heftigen Leidenſchaften.“

„2. Betrinken Sie ſich dieſe acht Tage durch nicht.“

„3. Sehen ſie nicht viele Leute.“

„4. Enthalten Sie ſich vom Umgang des Frauenzimmers und leſen Sie täglich über die Vergänglichkeit des Lebens.“

„5. Denken Sie täglich an die Perſon, die Ihnen erſcheinen ſoll: erwägen Sie den geſellſchaftlichen Umgang mit derſelben, das Gute, das Sie von ihr genoſſen haben, und gedenken Sie dieſer Perſon in Ihrem Gebet.“

„6. Den letzten Tag, an welchem Sie die Geiſtererſcheinung ſehen wollen, ſpeiſen Sie bei mir zu Mittag und bringen den ganzen Tag bei mir zu.“

„7. Wenn ſie lebend iſt, ſo verſprechen Sie mir bei Ihrer Ehre und Ihrem Gewiſſen, daß Sie dieſelbe nicht in einer Stunde ſehen wollen, in der ſie entweder im Gebet oder in einem pflichtmäßigen Geſchäfte ihres Standes oder aber in einer tugendhaften Handlung begriffen iſt.“

„Von Erſcheinung des Geiſtes.“

„Wenn Sie wollen einen Geiſt erſcheinen ſehen, ſo verſprechen Sie mir:

1. Keine Perſon zu begehren, gegen die Sie eine Feindſchaft haben.
2. Keinen Ermordeten.
3. Kein betrogenes Mädchen oder einen Unglücklichen, an deſſen Tode Sie eine Schuld tragen; keinen Verführten, keine Geſchändete.
4. Verſprechen Sie mir weiter, nicht aus dem Cirkel zu treten, den ich Ihnen anweiſen werde.
5. An den Geiſt keine Frage zu ſtellen, als die Sie mir vorher ſagen werden.
6. Auf denſelben weder zu ſchlagen, noch zu hauen.
7. Keinem Menſchen etwas von dem zu entdecken, wenn Ihnen etwas Übernatürliches begegnen ſollte.
8. Auch verſprechen Sie mir, nicht in mich zu dringen, um den Geiſt zu forciren, wenn er ſich zu erſcheinen zum zweiten Mal weigern würde.

9. Verſprechen Sie mir, den Armen eine gewiſſe Summe Geldes zu geben, und des Todten in ihrem Gebete zu gedenken.

Weil Sie mir das Alles verſprochen haben, ſo frage ich Sie:

1. Wie alt iſt die Perſon?
2. Welches Geſchlechtes?
3. Iſts Verwandtſchaft, Freundſchaft oder Liebe, das ſie mit Ihnen verknüpfte?
4. Was für ein Temperament hatte die Perſon? wie war ſie geſtaltet? wer iſt ſie? wer war ſie?
5. War ſie raſch oder ſanft?
6. War ſie traurig oder luſtig?
7. In welcher Geſtalt wollen Sie dieſelbe ſehen?
8. Was wollen Sie mit ihr ſprechen?
9. Mit was vergnügen Sie ſich?
10. Welche Speiſen eſſen Sie am liebſten?
11. Welche Leidenſchaft iſt bei Ihnen die herrſchende?
12. Sind Sie geſund?
13. Welchen Krankheiten waren Sie unterworfen?
14. Wann ſind Sie geneſen?
15. Haben Sie keine wirkliche Beſchädigung oder Wunde an Ihrem Leibe?“

„Der Fremde äußerte ſich, daß der Jude alles das Vorgeſetzte als unentbehrlich nothwendig vorſchrieb. Einen Verwundeten, einem Kränklichen, ſagte er, darf man dieſe Erſcheinung nicht machen; auch, ſetzte er hinzu, würde ein Menſch von Sinnen kommen, wenn er einen Ermordeten oder eine von ihm unglücklich gemachte Perſon ſehen würde. Ob es wirklich ſo iſt oder nicht, fuhr er fort, weiß ich nicht, allein ich getraute mir nie dieſen Regeln entgegen einen Verſuch zu machen.“

Es läßt ſich nicht leugnen, daß manche Fragen den Verdacht erregen, als ob hier nur ein ähnliches Kunſtſtück wie das Schrepfer zugeſchriebene vorliege, um ſo mehr, als Eckartshauſen an anderer Stelle[1]) ſehr eindringlich vor derartigen Rauchwerken warnt, ſagt, daß politiſche Betrüger durch dieſelben „gar Fürſtenperſonen der Gefahr blos geben“, und empfiehlt, ſich gegen die ſchädliche Natur

[1]) „Aufſchlüſſe“ ꝛc. Bd. II. S. 99 ff.

des Rauches durch eſſiggetränkte Schwämme und in die Kohlenpfanne geworfenen Schwefel zu ſchützen. Es ſcheint aber hier dennoch mehr vorzuliegen, denn Eckartshauſen fährt an erſter Stelle fort:

„Einige Zeit nach der Abreiſe des Fremden machte ich ſelbſt dieſes Experiment für einen meiner Freunde. Er ſah wie ich, auf die nämliche Art, und hatte dieſelbe Fühlung.“

„Die Beobachtung, welche wir machten, war dieſe: Sobald der Rauch in die Kohlenpfanne geworfen wird, bildet ſich ein weißlicher Körper, der über der Kohlenpfanne in Lebensgröße zu ſchweben ſcheint. Er beſitzt Aehnlichkeit mit der zu ſehen begehrten Perſon, nur iſt das Geſicht aſchfarbig. Wenn man ſich der Geſtalt nähert, ſo fühlt man einen Widerſtand, ſo etwa, als wenn man gegen einen ſtarken Wind ginge, der einen zurückſtößt.“

„Spricht man damit, ſo erinnert man ſich des Geſprochenen nicht mehr deutlich, und wenn die Erſcheinung verſchwindet, ſo fühlt man ſich, als erwache man aus einem Traum. Der Kopf iſt betäubt. Ueberhaupt fühlt man ein Zuſammenziehen im Unterleib; auch iſt es ſehr ſonderbar, daß man die nämliche Erſcheinung wieder anſichtig wird, wenn man im Dunkeln iſt oder auf dunkele Körper ſieht.“

Eckartshauſen, der als zweites Rauchwerk ohne Angabe der Miſchungsverhältniſſe Schierling, Bilſenkraut, Saffran, Aloe, Opium, Mandragora, Nachtſchatten, ſchwarzen Mohnſamen, Eppichſaft, Ferula und Moosrohrwurzel nennt, hatte ſein Rezept einem Arzt mitgeteilt, welcher ihm riet, einmal allein, ohne Vorbereitung und in ganz kleiner Doſis den Verſuch zu machen:

„Ich that dies eines Tages nach der Mahlzeit, da der Medicus eben bei mir zu Mittag aß. Kaum war jene Doſis Rauch in die Kohlenpfanne geworfen, als ſich zwar eine Geſtalt repräſentirte, aber eine Angſt, der ich nicht mächtig war, überfiel mich, und ich mußte ſogleich dieſes Zimmer verlaſſen. Ich befand mich gegen drei Stunden ſehr übel und glaubte immer die Geſtalt vor mir zu ſehen. Durch den Genuß vielen Weineſſigs, den ich ſchnupfte und mit Waſſer trank, wurde mir Abends wieder beſſer. Aber ich fühlte doch gegen drei Wochen eine Entkräftung, und das Sonderlichſte dabei iſt, daß, wenn ich mich dieſes Auftrittes erinnere und auf einen dunkeln

Körper etwas lang hinſehe, ſich dieſes aſchgraue Bild meinen Augen ganz lebhaft vorſtellt. Seit dieſer Zeit wagte ich nicht mehr, weitere Verſuche damit anzuſtellen.“

„Der nämliche Fremde gab mir noch einen andern Rauch. Er behauptete, daß, wenn man mit demſelben Kirchhöfe des Nachts beräuchere, man eine Menge Todte ſollte über den Gräbern ſchweben ſehen. Da dieſe Räucherung jedoch aus noch heftigeren narkotiſchen Ingredienzien beſteht, ſo wagte ich niemals dieſen Verſuch.“

Eckartshauſen berichtete ſeine Erfahrungen einem befreundeten Gelehrten, welcher in einem Schreiben vom 17. Dezember 1785 u. a. Folgendes entgegnete:

„Nicht Alles iſt Einbildung; es kann auch Vieles Wirklichkeit ſein, denn denken Sie, Lieber! daß einſt unermeßliche Meere die Scheidewand zwiſchen Menſchen waren, die die Europäer nicht kannten, und daß es vielleicht ſolche andere Weſen geben kann, von welchen viele Sterbliche bisher keinen Begriff haben. Der Menſch erfand das Schiff und kommt mit unbekannten Völkern, die jenſeits des Meeres wohnen, in Verbindung; warum ſollte es unmöglich ſein, ſich mit der Geiſterwelt zu verbinden, da Alles eine Kette, ein Ganzes iſt?“

„Ein hieſiger Rath erzählte mir, daß er, als er in Straßburg war, von einem ſeiner Freunde ebenfalls zu einer ähnlichen Erſcheinung geführt wurde. Auch da warf der Künſtler einige Kräuter in die Kohlenpfanne, worauf ein dicker Dunſt emporſtieg, der einen Körper bildete. Dieſer ging in gerader Linie auf den Zuſeher, aber ganz langſam, zu. Nun aber, wenn dieſer Dunſt einem gegen ſechs Schritte zu Leibe kam, mußte man ſich entfernen; denn würde einer das Rauchgeſpenſt ſich haben näher kommen laſſen, ſo würfe es den Zuſeher zu Boden.“

Dieſe letztere Bemerkung erinnert an die ſo zahlreichen Erzählungen von Geiſterbeſchwörungen, bei denen die beſchworenen Geiſter die Exorciſten zu Boden warfen und mißhandelten oder wohl gar töteten, ſowie an das bekannte Verbot, den Zauberkreis zu überſchreiten. Vielleicht war dies alles von der Beſchaffenheit der ſtets narkotiſchen Rauchwerke abhängig.

Oberkirchenrat Dr. Horſt, welcher dieſes Rauchwerk ebenfalls probierte, ſagt darüber in ſeiner Zauberbibliothek[1]):

„Ich will es kurz machen, die Neugierde wandelte mich an, einen ähnlichen Verſuch anzuſtellen, um ſo mehr, da ich die Sache immer noch ſtark bezweifelte. Um der Sache deſto gewiſſer zu ſein und meine Beobachtungen mit denen eines Dritten vergleichen zu können, nahm ich einen jungen, kaltblütigen und unbefangenen Mann dazu, dem ich ſagte, es handele ſich hier gar nicht um Geiſtercitirungen und Geiſtererſcheinungen, ſondern dies Räucherwerk ſolle an ſich und auf ganz natürliche Weiſe die Kraft beſitzen, daß man dabei unwillkürlich Phantasmen und allerhand geiſterartige Schattengeſtalten ſehe, ich könne mich nicht davon überzeugen; ob er vielleicht zum Scherz einem Verſuch damit beiwohnen und mit Ruhe und Beſonnenheit zugleich mit mir beobachten wolle. Der Vorſchlag ward mit Vergnügen angenommen, wir räucherten und empfanden nach einigen Minuten einige Bruſtbeklemmungen und Uebligkeit, auch fühlten wir die Augen vom Rauch ſehr angegriffen. Indem der Rauch verſtärkt wurde, rief der junge Mann auf einmal: Nun, bei Gott, dort ſchweben ja wirklich zwei Figuren, indem er mit dem Finger auf den Fleck deutete. Ich ſah für den Augenblick ſolche nicht, aber indem ich auf die bezeichnete Stelle losging und mich umwandte, meinte ich ganz deutlich (denn ich will mich nicht beſtimmter ausdrücken) von dem andern Ende des Zimmers eine menſchenähnliche Schattengeſtalt zu erblicken, die nach mir hinſchwebte, während der unerſchrockene junge Mann mit zwei Schatten, Phantasmen, oder wie wirs nennen wollen, zu thun hatte, von welchen er behauptete, daß ſie ihm dicht vor ſeinen Augen ſchwebten, und ich neben der erſten und dieſen beiden Geſtalten eine kleinere neue Geſtalt zu ſehen glaubte, oder, die Wahrheit zu ſagen, wirklich ſah, welche gleichſam aus dem Boden aufſtieg und ſich vor meinen Augen entwickelte, ſo daß mir das bekannte: Ich ſehe Götter aufſteigen aus der Erde! dabei einfiel.“

Das beſte Schlußurteil über derartige Experimente fällt wohl Jung-Stilling, wenn er in ſeiner „Theorie der Geiſterkunde“ ſagt[2]:

---

[1]) Bd. VI. S. 24.

[2]) § 172.

„So viel ſcheint mir ausgemacht zu ſein, daß der fürchterliche Rauch, der ſich in eine Menſchengeſtalt bildet, dieſe Geſtalt im Gehirne hervorbringt, weil ſie noch lange nachher ſich zeigt, wenn man auf etwas Schwarzes ſieht oder die Augen ſchließt. Aber ebenſo wahrſcheinlich iſt es doch auch, daß ſich eine Einmiſchung aus dem Geiſterreiche oder doch etwas von ſeiner Grenze her mit einmiſcht, weil auf den Kirchhöfen nicht nur eine, ſondern viele Figuren geſehen werden, und es einmal gewiß iſt, daß die Auferſtehungskeime[1]), ſo will ich ſie einſtweilen nennen, nicht in der Einbildung, ſondern weſentlich und wirklich exiſtiren. Auch das iſt merkwürdig, daß die feinen Materien, die dem Geiſterreich nahe kommen, der Geſundheit ſo nachtheilig ſind. Sie ſind alſo ein kreiſendes Flammenſchwert eines Cherubs, der den Vorwitz der Menſchen zurückhält, damit ſie innerhalb ihrer Grenzen bleiben.“

[1]) So nennt Jung-Stilling den Aſtralkörper.

Fünftes Buch.

Vergleichung der ſpiritiſtiſchen Phänomene mit den geheimwiſſenſchaftlichen.

Von der Nekromantie zum Spiritismus führen uns die Versuche Cahagnets hinüber, welcher mediumistisch veranlagte Personen durch Magnetisieren oder Narkotica in Somnambulismus versetzte und ihnen dann befahl, die oder jene Verstorbenen aufzusuchen, wobei die Somnambulen meist in geistigem Rapport mit Cahagnet oder andern Teilnehmern an den Experimenten stehen und in deren Bewußtsein lesen.

Dies ergiebt sich besonders aus dem Umstand, daß die Somnambulen des Swedenborgianers Cahagnet swedenborgsche Ideen auskramen.

Cahagnets erster „Ekstatiker" — wie er seine Medien nennt — Bruno, sagt conform mit Oetinger und Swedenborg, daß man im Himmel einen Leib wie auf der Erde besitze, daß man im Jenseits im Kreise seiner Familie lebe, esse, trinke schlafe, sich unterhalte, lese, musiziere und arbeite, letzteres jedoch nicht gegen Entgelt, sondern zur Unterhaltung. Auch trage man im Jenseits dieselben Kleider wie im Leben, wie denn Bruno z. B. den Geist seines Vaters mit einer gestreiften Sammthose, blauer Weste und abgegriffenem Filzhut angethan sieht. — Ein Geist eines jungen Mädchens nascht im Himmel wie auf der Erde; andere Verstorbene wieder glauben wie die „erdgebundenen Geister" des Spiritismus noch auf der Erde zu sein, und für noch andere giebt es wie bei Swedenborg und im „Sommerland" im Jenseits wunderbare Städte und Paläste. Cahagnet hält wie unsere Spiritisten dies alles für einen Realitätsbeweis des Geschauten, wobei er nur vergißt, daß hier in ihrer Wurzel uralte Anschauungen fortwuchern und entweder vom Magnetiseur auf die Medien übertragen oder von den Som-

nambulen in der Psyche der Anwesenden gelesen werden, wobei den Hellsehenden auch das zur Anschauung gelangen kann, was momentan jenseits der Bewußtseinsschwelle der Anwesenden liegt. Die sich in einem traumartigen Zustand befindlichen somnambulen Medien halten die hellsehend geschauten Gestalten für wirklich im Jenseits lebende, reale Geister und legen denselben das von ihnen selbst Wahrgenommene in den Mund.

So erscheint z. B. einer Somnambulen Cahagnets ihr Vater als Schäfer, während er im Leben Kaufmann war. Sie erzählt dies ihrer Mutter, welche ihr mitteilt, daß ihr Vater als Knabe auf dem Land sehr gerne den Schäfer gespielt und sich dabei sehr glücklich gefühlt habe. Cahagnet gilt dies als Beweis realen Geisterverkehrs wie so viele analoge Vorkommnisse den Spiritisten, allein die Somnambule konnte dies entweder im Geiste ihrer Mutter gelesen haben, oder es war ein vergessenes Erinnerungsbild in ihr wieder lebendig geworden; und wenn Dupotet sich von Cahagnets Somnambulen dieser unbekannte Freunde beschreiben läßt, die Beschreibungen zutreffend sind, und die Beschriebenen ihnen eigentümliche Gesten ꝛc. machen, so genügt auch hier die Annahme, daß die Somnambule hellsehend im Geiste des Fragenden las.

Cahagnet thut nichts, als daß er wie die Pfleger der alten Geheimkünste Hellsehen hervorruft und auf die Nekromantie anwendet. Dabei verfährt er wie die Nekromanten aktiv, während die Spiritisten passiv der kommenden Dinge harren, bis ihre Medien in Somnambulismus — Trance — verfallen. Daß nun in Gegenwart Somnambuler oder Medien spukhafte Vorgänge sich abspielen, ist eine uralte Sache; ferner habe ich in meiner Geschichte des neueren Occultismus, in meinem Faustbuch und dem vorliegenden Werk an zahllosen Stellen den Nachweis geliefert, daß sämtliche spiritistische Theorien und „Manifestationen“[1]) — intelligente wie physikalische — in den Geheimwissenschaften vorkommen, von denen — wenn sie auch einer der Neuzeit entsprechenden Umgestaltung bedürfen — der Spiritismus nur ein ziemlich verkrüppelter Zweig ist. Ich kann mich also hinsichtlich des eigentlichen Vergleichs sehr

[1]) Mit Ausnahme der sehr problematischen Geisterphotographien, weil man eben nicht photographieren konnte, ehe es eine Photographie gab.

kurz faſſen. Auch hinſichtlich der Materialiſationen habe ich den Nachweis geliefert, daß ſie altbekannt ſind. Schon in der Periode der Hexenprozeſſe wollte man die Buhlteufel durch Materialiſationen erklären, und vor einigen Jahren war in den „Neuen ſpiritualiſtiſchen Blättern“ ein langer Artikel zu leſen, nach welchem zu Anfang der achtziger Jahre eine Frau in Boſton alles Ernſtes mehrere Jahre mit einem materialiſierten Geiſt verheiratet geweſen ſein ſollte!

Mein ſonſt ſo wohlwollender Kritiker G. B. in der Kreuzzeitung wirft mir vor, daß ich den Materialiſationen zu wenig Wert beilege. Gewiß lege ich ihnen wenig Wert bei, denn in den meiſten Fällen ſind ſie abſichtliche oder unabſichtliche Täuſchung des betrügeriſchen oder ſomnambulen Mediums, und in den andern iſt es ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich, zu ſagen, wo Transfiguration, Heraustreten des Aſtralkörpers und eigentliche Materialiſation anfangen und endigen.

Auf jeden Fall glaube ich den Irrwahn, daß die ſpiritiſtiſchen Phänomene erſt 1848 in Amerika gelungene Offenbarungen der „lieben Geiſter“ ſeien, endgültig totgeſchlagen zu haben. Sie ſind nur Teilwahrheiten des uralten Occultismus. Was man auch ſagen möge, den Identitätsnachweis Verſtorbener liefert der Spiritismus nicht; ja es iſt ſogar — von dem animiſtiſchen Urſprung hierhergehöriger Phänomene abgeſehen — fraglich, ob der bleibende Reſt auf Rechnung Verſtorbener zu ſetzen iſt.

Betrachten wir die gut verbürgten Berichte älterer Zeit über das „Spuken“ oder „Umgehen“ Verſtorbener, ſo ſehen wir nach Abrechnung ſubjektiver, im Charakter der Zeit liegender Züge, der im Hellſehen wurzelnden Zuſtände und Fälle der Thätigkeit des Aſtralkörpers, daß das Betragen der „Geiſter“ der Verſtorbenen ein genau ihrem moraliſchen Zuſtand, Charakter und Gewohnheiten im Erdenleben, ihrem größeren oder geringeren Gebundenſein an die materielle Welt und ähnlichen leicht kontrolierbaren Umſtänden und Faktoren entſpricht. Bei allen hierhergehörenden Vorkommniſſen leuchtet die menſchliche Natur ebenſo wie die beſtimmte Individualität des „Geiſtes“ durch alle unheimliche Fremdartigkeit des Erſcheinung hindurch und wird, ſich in der Regel ſichtbar, aber nicht plump körperlich, kundgebend, meiſt von den den Verſtorbenen bekannten, den „Spuk“ beobachtenden Perſönlichkeiten wiedererkannt.

Dieſe Klaſſe überſinnlicher Erſcheinungen iſt alſo durch ihre folgerichtige Anpaſſung an die Perſönlichkeit der Verſtorbenen leicht als von deren transſcendentalen Subjekt herrührend erkennbar und unterſcheidet ſich ſehr weſentlich von den allermeiſten modernen ſpiritiſtiſchen Manifeſtationen, in welchen wohl ein intelligentes, aber unbekanntes unkontrolierbares Etwas die wirkende Urſache iſt. Große Ähnlichkeit aber haben dieſe Manifeſtationen mit einer zu allen Zeiten neben den eben charakteriſierten Erſcheinungen einhergehenden Klaſſe von Vorgängen, die, einer intelligenten — nicht phyſikaliſchen — Urſache entſtammend, ſich durch ihren unbeſtimmten, eigenſinnigen, bald neckiſch ſpielenden, bald tobend polternden, halb gut, halb böſen, zwiſchen dem Dämoniſchen und Kindiſchen ſchwankenden Charakter und ihre meiſt beläſtigende Zweckloſigkeit ſehr ſcharf von obigen Äußerungen ihres Zellenleibes entkleideter Menſchen unterſcheiden und deshalb auf menſchenähnliche — nicht menſchliche — intelligente überſinnliche Individualitäten als Urheber ſchließen laſſen.

Dieſe Beobachtung hat ſich von der Urzeit an allen Völkern aufgedrängt und den univerſalhiſtoriſchen Glauben an die Exiſtenz von Elementargeiſtern hervorgerufen, wovon alle Mythologien voll ſind. Mit Ereigniſſen genannter Art den an ſich richtigen Glauben verbindend, daß nichts im All ohne Leben iſt, ſchuf der naiv dichtende Volksgeiſt Legionen von Geiſtern in den vier ariſtoteliſchen Elementen, in Baum und Wald, in Haus und Einöde und bildete die nicht ganz falſchen und nicht ganz wahren Sagen von antiken Genien und Dämonen, dem wütenden Heer, dem Rübezahl, den Incubus und Succubus, den „Hockaufs“ uſw. aus. Ja bis in die Geſchichte edler Geſchlechter irrlichterlieren die überſinnlichen Irregulären und gewinnen in den Familiar- und Hausgeiſtern und den Gaben der „Unterirdiſchen“ einen halbhiſtoriſchen Boden. Die Stammmütter der Luſignans und Stauffenbergs ſind Waſſernixen; die ſchottiſchen Familiargeiſter Garlin Bodachar der Familie Gurlinbeg, der Lanchdarg (Rothhand) der Barone Kinchardin, die May Mullach der Tullachgorm und endlich der berühmte Brownie der Maclead tragen ebenſo wie die deutſchen Hütchen, Klopfer und Pück einen ausgeprägten Koboldcharakter. „Unterirdiſche“ ſchenken einer Gräfin von Anhalt den berühmten Krötenring,[1]) einem Grafen

von Oldenburg das „Oldenburgiſche Horn“ [2]) und einer Frau von Aſſeburg Becher und Kugeln von gelblichgrünem Glas [3]), welche Gegenſtände ſich noch jetzt als glückbringende Talismane in den Händen der genannten Familien befinden, während ſich ihr Herkommen in der Nacht der Vorzeit und deren Sagen verliert. — Und noch heute glauben die noch nicht von der Alles nivellierenden modernen Kultur glatt geleckten Reſte altgermaniſchen Kernvolks in den deutſchen Gebirgen und Heiden an ihre elementaren Berggeiſter, Wichtel, Hauskobolde, Waſſernixen und „witte Wiven“ einerſeits ebenſo wie andererſeits an die ſpukenden böſen Amtleute, Pfarrer, Geizhälſe und Sünder aller Art, ſtehen aber den „phyſikaliſche Manifeſtationen“ gebenden „Geiſtern“ des Spiritismus kühl ablehnend entgegen.

Den Juden als Schedim und den Griechen als *καβάλλοι* bekannt, wurden die hypothetiſchen Elementarweſen bei den Neuplatonikern ein Gegenſtand philoſophiſcher Spekulation [4]), während das Chriſtentum dieſelben dämoniſierte. Der chriſtliche Platoniker Michael Pſellus verfaßte um das Jahr 1100 eine Art Livre des Esprits [5]), worinn er eine Linné-Kardeckſche Klaſſifikation [6]) der

---

[1]) Beckmann in ſeiner „Hiſtorie des Fürſtenthums Anhalt.“ Zerbſt, 1710. 3. Teil, S. 352 u. 4. Teil, 6. Tafel No. 13 giebt eine Abbildung und Beſchreibung des Krötenrings mit folgenden Worten: „Der goldene Reif deſſelben iſt von einer Art zwiſchen Kron- und Ducatengold, an Farbe etwas bleich, unten ein wenig ſchmaler und offen, oben aber breit, wo zwei weiße Diamanten neben einem blaßrothen ſtehen, dieſer viereckigt, jene dreyeckigt alt und nicht allzuwohl polirt.“ — Der Ring wird im Schloß zu Deſſau noch heute gezeigt.

[2]) Abbildung und Beſchreibung befinden ſich im dritten Band der Vulpiusſchen Kurioſitäten.

[3]) Vgl. das von Sydow, Bechſtein u. a. m. herausgegebene Sammelwerk: „Thüringen und der Harz“.

[4]) Die orphiſchen Hymnen nennen ſie: *Δαιμονὰς οὐρανίους καὶ ἠρίους καὶ ἐνυδρίους καὶ χθονίους καὶ ὑποχθονίους.*

[5]) Michael Pſellus: De operatione Daemonum. Paris 1615. 8°. Cum. notis Gaulmini.

[6]) Keinem Kenner wird die Zuſammenſtoppelung der Kardeckſchen Echelle spirite aus bibliſch-ſcholaſtiſchen und heidniſch-mythologiſchen Elementen entgehen, die in die Schablone entkörperter Menſchen gepreßt wurden.

Elementardämonen verſucht und dieſelben in ſechs Klaſſen, in Feuer-, Luft-, Waſſer-, Erd-, unterirdiſche und lichtſcheue Geiſter teilt. Dieſe Einteilung wurde von Trithemius[1]) und Agrippa[2]) beibehalten, und die Dämonologie des byzantiniſchen Polyhiſtors hatte, obſchon ſie ſo gut wie gar keine brauchbaren Züge aufweiſt, bei den ſchulgerechten Dämonologen — ſelbſt auf Univerſitäten — bis ins 18. Jahrhundert ihre Giltigkeit.

Einer tiefern Auffaſſung der Hypotheſe intelligenter kosmiſcher Weſen begegnen wir bei Paracelſus, der an unzähligen Stellen ſeiner Schriften[3]) von Elementarweſen ſpricht. Der Kern ſeiner Lehre iſt folgender: Im Mysterium magnum, der mit dem Urleben begabten form- und eigenſchaftsloſen Urmaterie, dem Chaos der Alten, liegen alle Dinge der Welt wie in einem Samenbehälter verborgen. Das Mysterium magnum iſt des göttlichen Lebens voll und wird durch das dem Evolutionstriebe folgende Urprinzip in Mysteria specialia, die Elemente und Mütter aller Geſchöpfe, geſchieden, welche — urſprünglich geiſtig — voll von einem jeden eigentümlichen geiſtigen Leben ſind. Intelligenzen leben in jedem Element („Chaos“) und ſind nach deſſen Art "feinerer“ und „gröberer“ Natur. Jede elementare Intelligenz iſt an ihr „Chaos“ als an ihre eigenſte Lebensſphäre gebunden und von den Geſetzen des Raumes und der Materie eines andern „Chaos“ unabhängig. Dieſen Bewohnern der Elemente fehlt die im Menſchen vorhandene höhere geiſtige Weſenheit, weshalb ſie nach einem längeren Leben ſterben und vergehen[4]), „als wie man ein Licht ausbläſt“; ſie ſind halb materieller Natur, „ſterben mit dem Vieh, wandeln mit den Geiſtern, eſſen und trinken mit den Menſchen“.[5])

---

[1]) Liber octo Quaestionum. Oppenhem. 1515. 4°. Quaest. 6.

[2]) Occulta Philosophia. Lib III. cap. 16 sq.

[3]) Vgl. deſſen: De natura rerum, Philosophia sagax, Occulta Philosphia, Philosophia ad Athenienses, De Pestilitate. — Ich habe die zerſtreut ſtehenden Stellen zuſammengezogen.

[4]) Ähnlich äußert ſich der Luftgeiſt des Facius Cardanus. Vgl. meine „Geſchichte des neueren Occultismus.“ S. 119.

[5]) Ich erinnere an die Behauptung der modernen Medien, daß die Geiſter eſſen, trinken und — rauchen. Der Theoſophenhäuptling Olcott bildet ſogar ein Saufgelage von Geiſtern ab.

Die paracelſiſche Klaſſifikation der in den vier alten Elementen lebenden Weſen übergehe ich, bemerke jedoch, daß Paracelſus auch ihre mehr oder minder bösartige Natur von der größeren oder geringeren Feinheit ihres „Chaos“ abhängig macht und als die böſeſten die Lemuren (Hauskobolde) und Erdgeiſter nennt, welche u. a. durch Klopfen Sterbefälle anzeigen. Entgegengeſetzt ſeinen Zeitgenoſſen hält Paracelſus die Elementarweſen nicht für diaboliſch, ſondern ſagt ausdrücklich, daß rechte Theologen ſie nicht als Teufelsgeſpenſter betrachten.

Eine eigentümliche Klaſſe der paracelſiſchen Pneumatologie bilden die Flaga oder Flagae, „makrokosmiſche Geiſter, die von dem Sydere geboren werden; ſie ſchweben im Chaos, werden und ſterben. Das iſt, ſie werden geboren vnd durch den Tod wieder verzehret, ander geboren, vnd durch den Tod wieder verzehret, wie wir Menſchen auff Erden, einer wird und der ander ſtirbt.“ Solcher Flagae giebt es nach Paracelſus unzählige im Weltall, und wir kommen mit ihnen, die alle Geheimniſſe des Chaos kennen, durch das Magnale magnum, den Äther in Berührung. Sie drängen ſich an die Menſchen an und beeinfluſſen ſchon die Kinder in der zarteſten Jugend, daß ſie Ungewöhnliches treiben; ja ſie ſpielen in die Träume hinein, „daß Einer könnte dadurch ein Doctor der Zauberei werden.“ Die Flagae erzeugen die magiſchen Bilder in den Spiegeln und Kryſtallen und zeigen alles Verdeckte nackt und blos. Dieſe Bilder ſind jedoch meiſt trügeriſch, „vnd obſchon die Geiſter, ſo darinnen erſcheinen, Rede und Antwort geben, tauſend Eide mit aufgereckten Fingern ſchwören, ſo iſt ihnen doch nicht allwegs zu trauen vnd zu glauben, es geſchehe denn auf Befehl und Geheiß Gottes, ſo können vnd mögen ſie keine rechte Antwort ſagen.“

Recht anſchaulich ſchildert auch Paracelſus das Ungewiſſe, Zweideutige und Trügeriſche dieſer Geiſterbotſchaften mit genau auf die ſpiritiſtiſchen „Offenbarungen der lieben Geiſter“ paſſenden Worten, welchen Kundgebungen ihrem überwiegenden Inhalt nach — von den Äußerungen des transſcendentalen Subjektes der Medien und Sitzungsteilnehmer abgeſehen — oftmals viel eher zweideutig-koboldartigen Naturen als teuern und bekannten Verſtorbenen angehörend erſcheinen:

„Das wiſſet, daß Gott die Geiſter zu Stummen und Lügnern gemacht hat, darum daß ſie den Menſchen die Ding nicht ſollen fürhalten ſo deutlich, als ſie's wohl verſtehen. Den Geiſtern iſt geboten, den Menſchen nichts zu lehren, aber ſie haltens nicht, darum ſo verſtummen ſie, da es am nöthigſten wäre, und lügen, da mans am wenigſten dürfte". „Das macht nun, daß die Künſte, ſo aus den Geiſtern ausgehen, ſündlich lügen und trunken ſind und gar verblendt. Etwas iſt da, aber der Grund nit, denn man mags auslegen wie man will, danach mags richten. Nun haben die Geiſter die Gewalt, nicht gar zu reden, ſondern ſind verſtummt und zu Lügnern gemacht vor Gott; ſoviel ſoll man ihnen glauben als Stummen und Lügnern gebührt. Was ſie treffen, das wahr iſt, geſchieht ſelten und zweifelhaftig. Wenn nur unter zwanzig eins einmal wahr iſt, ſo läßt man nicht davon und ſiehet nach, ob man die übrigen neunzehn Lügen auch möge gerecht machen." — „Und ſo wir ſehen, was es iſt, ſo iſt es eitel Lumpenwerk ohne Nutz und Frucht, Verderbung an Leib und Seele, an Geſundheit, an Gut und Ehre, und nichts als eine Verführung und Betrug und Künſte, ſo auf Lügen gegründet ſeyn."

Iſt es möglich, frage ich, die Unzuverläſſigkeit beſſer zu ſchildern, welche auch in der vermeintlichen Nekromantie des modernen Mediumismus für jeden ſcharfblickenden Beobachter unverkennbar iſt? Iſt der alte Paracelſus in ſeiner dunkeln Ahnung nicht ungleich weiſer als unſere modernen Geiſterſporter? Recht charakteriſtiſch ſind auch ſeine Worte über die von den „Geiſtern" angegebenen Namen reſp. über die Identität der transſcendentalen Weſen mit den arrogierten Perſönlichkeiten. Er ſagt: „Darnach ſo lehren ſie ſelbſt ihre Namen dazu ausſprechen, die nichts ſein, und heißen auch nicht ſo. Und wiewohl das iſt, daß ſie Alle Namen haben, unterſchieden von einander, ſo ſagt oft Einer des Andern Namen an, und iſt nicht der ſeine." Paßt das nicht auch auf unſere modernen John und Katie King, Joey, Peter, Clarck, Erneſt, Abila und ähnliche Kunſtſtücke machende „Geiſter", die von unſerem „fortgeſchrittenen" Jahrhundert für verſtorbene Menſchen gehalten werden, weil ſie ſich für ſolche ausgeben? Übrigens denkt ſich Paracelſus dieſe Lebeweſen der überſinnlichen Welt durchaus nicht immer anthropomorph: Dieſelben können aber wie jede andere be-

liebige Form unter gegebenen Bedingungen auch Menſchengeſtalt annehmen.

Die merkwürdigſte Art der Elementarweſen nach der Lehre des Paracelſus ſind die an die Idole Demokrits erinnernden Phantasmata, fluidiſche Larven, „Nachtgeiſter, die von der Natur kommen vnd etwas menſchlichen Verſtand beſitzen. Sie ſuchen die Menſchen auff, ſeynd gut vnd bös, nit ſichtbar vnd geſellen ſich gern zu den Menſchen wie die Hund. Seynd leere, beſchwerlich fallende Geiſter, zu denen Incubus vnd Succubus gehören.“ In ſeinen Büchern „De pestilitate“ und „Von den unſichtbaren Werken“ ſetzt Paracelſus ſeine hier nicht zu entwickelnden Anſichten über ihren Zuſammenhang mit und Urſprung aus der Imagination und abnormen ſexuellen Verhältniſſen auseinander, welche Idee übrigens ſchon im Talmud vorkommt. — Dieſe Weſen nahen ſich nach Paracelſus beſonders gern einſamen melancholiſchen Leuten. — Im allgemeinen ſagt Paracelſus über die heute „mediumiſtiſch“ genannte Veranlagung zum Verkehr mit Elementargeiſtern oder „Inanimata“ beſſerer Art: „Je mehr der Menſchen werden, deſto minder ſie bey jhnen ſind, je mehr auch der Menſchen vngeſchicklichkeit für ſich gehet, je weniger ſie auch gegen jhnen gemeinſchaft haben, ſie ſcheuwen Gelehrte, Trunckene, Freßlich, Grob, Fechteriſch, Volck, ſind gern bey der Einfalt, vnd wo Kindheit iſt, vnd je minder hinterliſt vnd dergleichen, je lieber ſie ſich öffnen vnd an Tag bringen, ſonſt ſeynd ſie ſcheuch wie die wilden Thier.“ — Überſetzen wir dieſe Stelle in moderne Ausdrucksweiſe, ſo haben wir die Eigenſchaften, welche heute ein gutes Medium haben muß, beiſammen: einen ſittlich reinen Charakter, Einfachheit und paſſive Hingabe, und erhalten überdies noch einen vielleicht gar nicht zu verachtenden Fingerzeig über die Urſache der gegenwärtigen Abnahme echter Mediumität.

Helmont bildete in ſeiner Ideenlehre die Theorie der durch die Imagination erzeugten elementaren Schemen weiter aus,[1]) und der Hamburger Arzt David von der Becke ſah, den Aſtralkörper mit den Helmontſchen Ideis seminalibus verwechſelnd, in ihnen

---

[1]) Vgl. meine „Geſchichte d. n. Occultismus.“ S. 204 ff.

die Urſache aller Geſpenſtererſcheinungen,[1]) während Hennings die Anſicht ſpäterer Pneumatologen, welche im Lebenskeime der Spermatozoen elementare Geiſter witterten, noch 1780 ausführlich zu widerlegen ſucht[2]). — Im allgemeinen nahm man im vorigen Jahrhundert (und ſelbſt Skeptiker wie Sucro und Hennings thaten dies), Mittelgeiſter d. h. Elementarweſen als die Urheber des oben charakteriſierten Spukes an, ohne jedoch Beobachtungen oder tiefere Spekulationen mit dieſer Annahme zu verbinden.) Unſer Jahrhundert hatte während ſeiner erſten Hälfte die in meiner „Geſchichte des neueren Occultismus“ genannten Pneumatologen aufzuweiſen, welche ſich jedoch entweder nur mit dem Spuk, den Erſcheinungen des Somnambulismus oder der geſchichtlichen Seite des Occultismus befaßten oder im Banne der Orthodoxie gefangen lagen. Einſeitigkeit war der Charakter alles überſinnlichen Forſchens.

Dieſe Einſeitigkeit blieb auch dann noch herrſchend, als der von Amerika eindringende ſpezifiſche Spiritismus ſeinen Zündſtoff in die Gemüter warf, und die „lieben Geiſter“ der Verſtorbenen wurden für alle und jede Äußerung einer transſcendentalen Kraft, für jeden ſpukhaften Schabernack verantwortlich gemacht, mochte er ſo dumm oder ſo boshaft ſein, als er wollte. Erſt Bruno Schindler faßte alle myſtiſchen Kraftäußerungen von einem einheitlichen Geſichtspunkt zuſammen und ſuchte ihre Erklärung im magiſch-polaren Walten des inkarnierten transſcendentalen Subjekts, alſo in einer Theorie, welche ſich ungefähr mit der von der pſychiſchen Kraft deckt. Aber — ohne es einzugeſtehen — kommt Schindler auch mit dieſer Theorie nicht aus und wendet ſich, wie um ſeine Verlegenheit zu verbergen, gegen die ſpiritiſtiſche Theorie mit den Worten:[4]) „Aber wie albern ſind dieſe Geiſtermanifeſtationen; dieſes Rumoren, Pochen, Werfen, Lichterauslöſchen und

---

[1]) Vgl. deſſen: Experimenta et meditationes circa rerum naturalium principia. Hamburg 1678. 8°.

[2]) Hennings: Von Geiſtern und Geiſterſehern. Leipzig. 1780. 8°.

[3]) Die Entretiens sur les sciences secrètes des Comte des Gabalis ſind eine pſeudonym erſchienene Satyre des auf rätſelhafte Weiſe umgekommenen Abbé de Villars auf die Roſenkreuzerei.

[4]) Magiſches Geiſtesleben. S. 316.

Quälen, dieſes kobaldartige Gebahren, das die Kleider zu Puppen zuſammenbindet, die Menſchen verſchnürt, die Thüren und Fenſter ſprengt und Töpfe zerſchmeißt. Wahrlich, die Annahme Auguſtins und Luthers, daß es nicht Geiſter Abgeſtorbener wären, die da umgingen, ſondern daß es der Teufel ſelbſt, die Annahme unſerer Vorfahren, daß es der Spuk tückiſch-beleidigter Hauskobolde ſei, ſind noch Gold gegen den Glauben der Neueren, die, nachdem ſie den Teufel abgethan, nichts Beſſeres wiſſen, als dieſe Teufeleien den Seelen der Abgeſtorben in die Schuhe zu ſchieben; zu glauben, daß dieſes tückiſche, höhnende, unſinnige Gebahren die Sprache einer Geiſterwelt ſei, von der wir doch nicht glauben können, daß ſie weit unter unſerm gegenwärtigen Zuſtand ſtehe.“

Wenn ich ja nun auch zugebe, daß das Eingriffsvermögen der „Geiſter“ aus dem abſoluten Raum in unſere dreidimenſionale Welt, ſowie das des Aſtralkörpers beſchränkt iſt, ſo will es doch nicht recht glaubhaft erſcheinen, daß gerade Menſchengeiſter „phyſikaliſche Manifeſtationen“ ꝛc. verrichten ſollten, um ſo weniger, als noch keineswegs feſtgeſtellt iſt, wie weit bei dieſen Manifeſtationen der Einfluß magiſcher Kräfte reicht, die vom Medium und vielleicht auch von den Sitzungsteilnehmern ausgehen. Im Gegenteil ſcheint es mir, weil wir nach du Prel die „Geiſter“ nach ihrem Thun im Jenſeits nicht beurteilen können und nach dem im Diesſeits nicht beurteilen ſollen, denn doch etwas aprioriſtiſch, wenn man aus ſolchen Kundgebungen, bei welchen uns nichts die Identität der thätigen transſcendentalen Perſönlichkeiten verbürgt — von den zwitterhaft unklaren Individualitäten eines John King, Joey, Erneſt ꝛc. ganz abgeſehen — ſchließen will, daß nur Menſchengeiſter deren Urheber ſind. Wenn nach Preyer aller Materie ein gewiſſes Empfindungsvermögen zukommt und dieſelbe nicht als tot gelten kann, ſo ſind wir auch berechtigt, außermenſchliche intelligente überſinnliche Lebeweſen anzunehmen. Natürlich kann dies vorläufig nur eine Annahme ſein, aber auch die ſpiritiſtiſche Theorie führt nur einen Indizienbeweis, wobei ſie oft bedenklich ins Gedränge kommt und ſich in Widerſprüche verwickelt. Sämtliche Spiritiſten ſagen z. B., daß ſich die Qualität der Manifeſtationen nach den intellektuellen und moraliſchen Eigenſchaften des

Druckfehlerverzeichnis.

S.	1	Z.	16	anſtatt	Enpirie	lies	Empirie.
„	6	„	16	„	portes	„	portas.
„	6	„	19	„	inex haustum	„	inexhaustum.
„	61	„	7	„	Gallenicis.	„	Galenicis.
„	195	„	31	„	jen	„	jn
„	195	„	33	„	Durnigen	„	Duringen.
„	195	„	34	„	dam	„	dem
„	210	„	35	„	Klapoth	„	Klaproth.
„	225	„	20	„	Oran	„	Gran.
„	232	„	20	„	Chemie	„	Alchymie.
„	238	„	3	„	Alcana	„	Arcana.
„	256	„	5 v. u.	„	genetheiacorum	„	genethliacorum.
„	299	„	7	„	Cenſorius	„	Cenſorinus.
„	317	„	27	vor	Hilfsmitteln	„	damaligen.
„	349	„	22	„	zu Villefranche	„	1587.
„	349	„	28	anſtatt	Ludwigs VIII.	„	Ludwigs XIII.
„	353	„	53	„	Moodaunt	„	Mordaunt.
„	437	„	17	vor	Pythagoras	„	an.
„	441	„	26	anſtatt	Julius	„	Julian.
„	447	„	18	„	zoaſtriſchen	„	zoroaſtriſchen.
„	510	„	15 u. ö.	„	Apellationen	„	Appellationen.
„	564	„	18 u. 20	„	Naude u. Moré	„	Naudé u. More.
„	578	„	28	„	Antropa	„	Atropa.
„	585	„	5	„	Parogmen	„	Parogysmen.
„	609	„	4	„	auf	„	aus.
„	627	„	30	„	Wollons	„	Willens.
„	653	„	23	„	nemquam	„	nunquam.

Larven benutzen. Wie viel aber der allen geiſtigen Weſenheiten zu Grund liegende Kern einer ſolchen Perſönlichkeit mit ſeiner mediumiſtiſchen Darſtellung zu thun hat, die Möglichkeit, *das* unzweifelhaft nachzuweiſen, ſcheint überhaupt durch die Natur der Sachlage ganz ausgeſchloſſen. Sicherlich aber ſucht man ſehr mit Unrecht die Urheber *aller* hierhergehörigen Erſcheinungen in den Geiſtern der Verſtorbenen.

3 2044 015 558 273

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

~~DU MAR 7 '48~~

~~DU AUG 6 '42~~

~~DU FEB 5 '46~~

~~MAR 5 '55 H~~

FEB 9 '70 H

Can Cancelled Cancelled

MAY 7 1973 HL

CANCELLED

5171550

WIDENER

APR 2 8 2000

CANCELLED